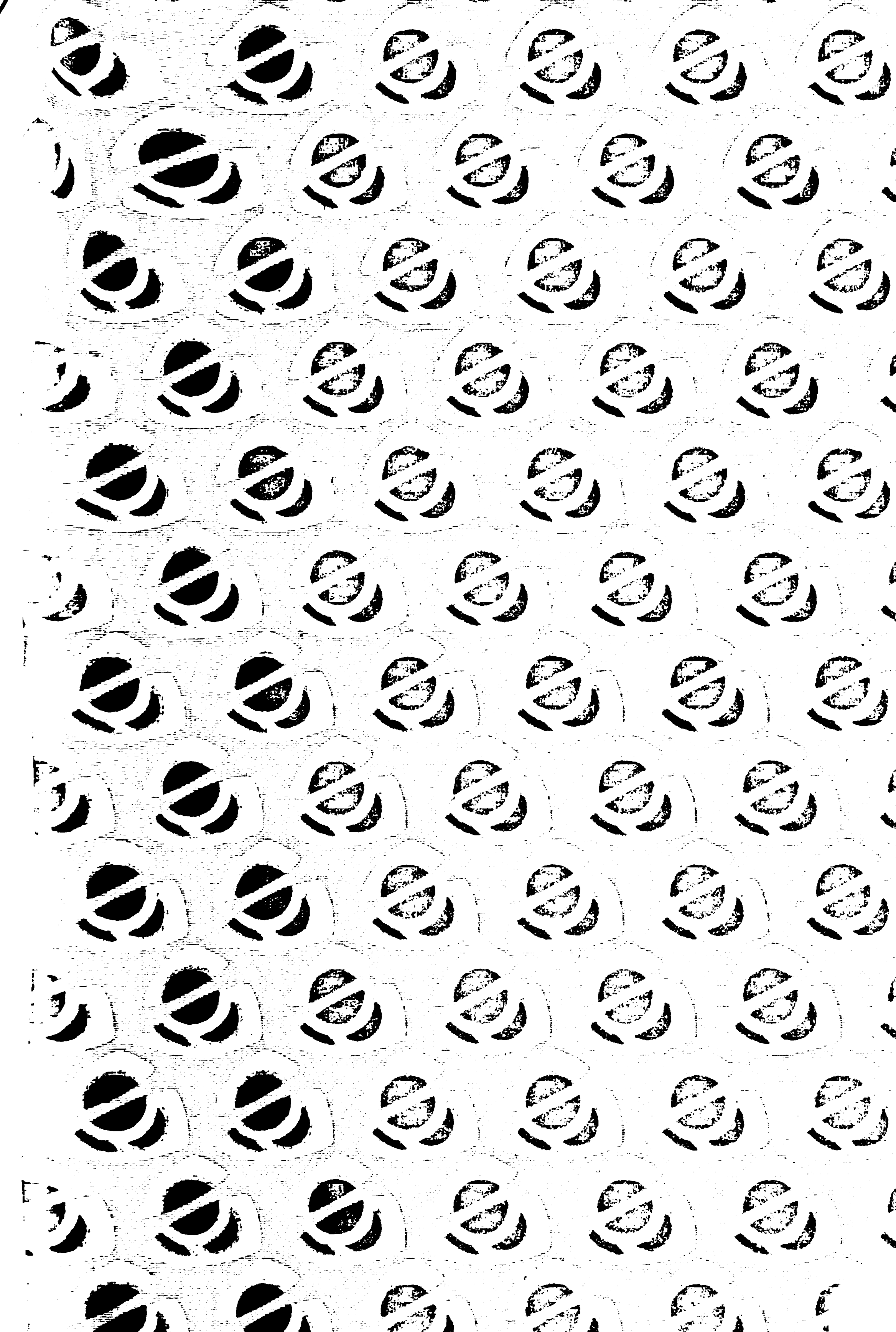


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE





Allgemeine

Weltgeschichte.

von

Theodor Flathe, G. F. Hertzberg, Ferd. Justi,
J. von Pflugk-Harttung, M. Philippson.

Mit kulturhistorischen Abbildungen, Porträts, Beilagen
und Karten.

VIII. Band.

Die Neuere Zeit.

Zweiter Teil.

Von Dr. Martin Philippson.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1887.

Geschichte

der

Neueren Zeit.

Von

Dr. Martin Philippson,
Professor an der Universität Brüssel.

Mit Porträts, Illustrationen und Karten.

Zweiter Teil.

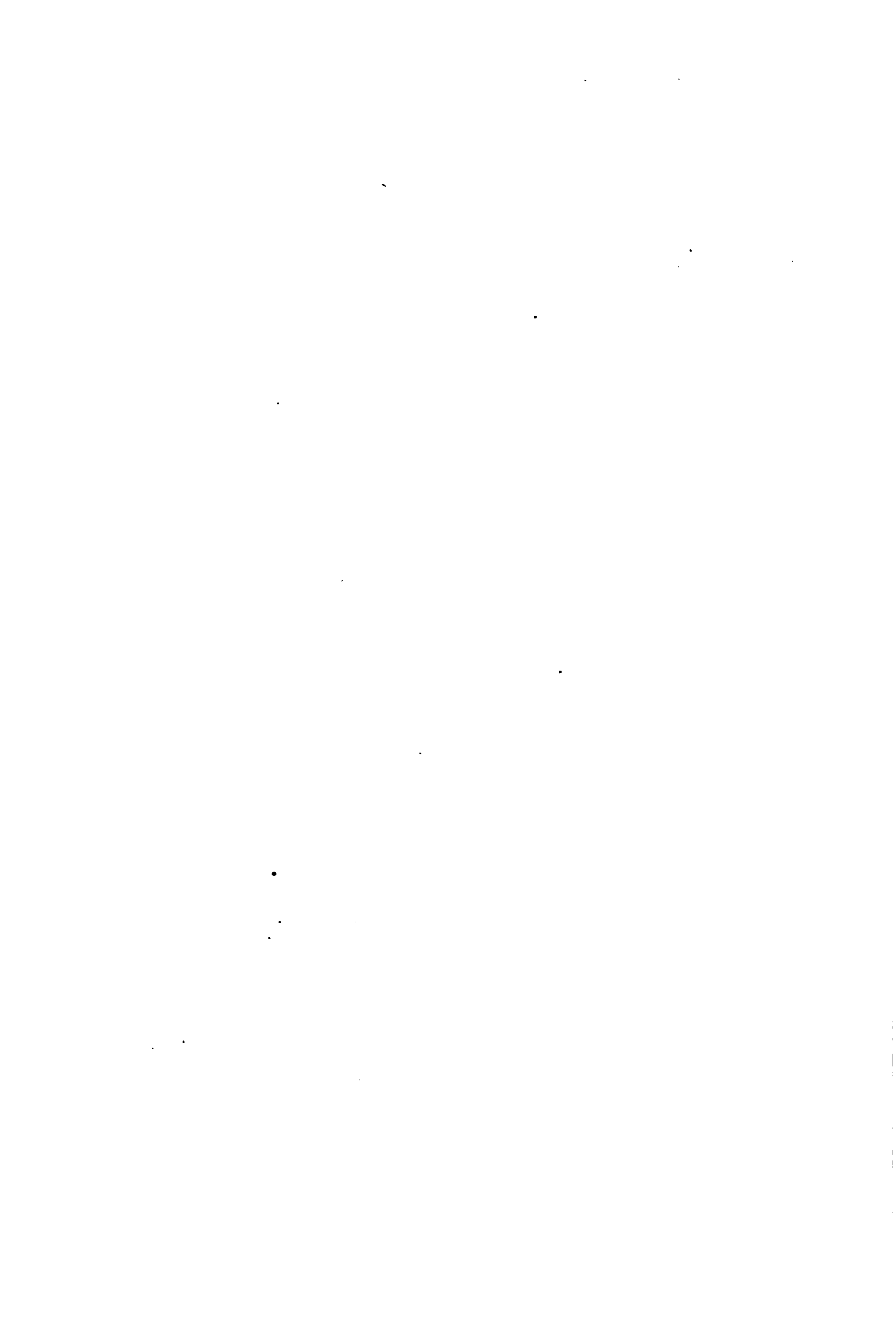
Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1887.



Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Viertes Buch.

Der dreißigjährige Krieg.



Erstes Kapitel.

Kaiser Matthias und der Ausbruch des großen Krieges.[1])

Im ganzen Verlaufe seiner wechselreichen Geschichte hatte das deutsche Volk niemals eine so schwere Krise erlebt, wie sie den Beginn des siebzehnten Jahrhunderts bezeichnet. Früher hatte es sich um Aufstände einzelner Fürsten gegen den Kaiser gehandelt; oder, wie während des Investiturstreites, es hatten sich zwei große Prinzipien bitter bekämpft, aber doch immer auf dem beiden gemeinsamen Boden des Zusammenwirkens von Reich und Kirche. Endlich im Schmalkaldischen Kriege hatte Karl V. nicht sowohl gegen die protestantische Lehre wie gegen einzelne ungehorsame protestantische Stände die Waffen geführt. Anders bei dem Schlusse der Regierung Rudolfs II. Die beiden Religionsparteien als solche standen sich hier mit unversöhnlicher Feindschaft, mit leidenschaftlichem Grimme gegenüber, bereit, miteinander bis auf den Tod zu streiten. Sie konnten nicht mehr miteinander in gleicher staatlicher Gemeinsamkeit verharren. Die Existenz des Römischen Reiches deutscher Nation selbst war in Frage gestellt, das Vorhandensein einer wie immer gearteten Einheit des deutschen Volksganzen zweifelhaft geworden. Ein jeder sah das Unheil voraus, ein jeder beklagte es, und ein jeder trug dazu bei, dasselbe zu beschleunigen. Würde die Familie, welche durch erbliche Überlieferung an die Spitze Deutschlands gestellt war, würden die Habsburger ernstlich gewillt und im stande sein, das drohende Verderben zu beschwören? Das war zunächst die große Frage von ungeheurer Tragweite.

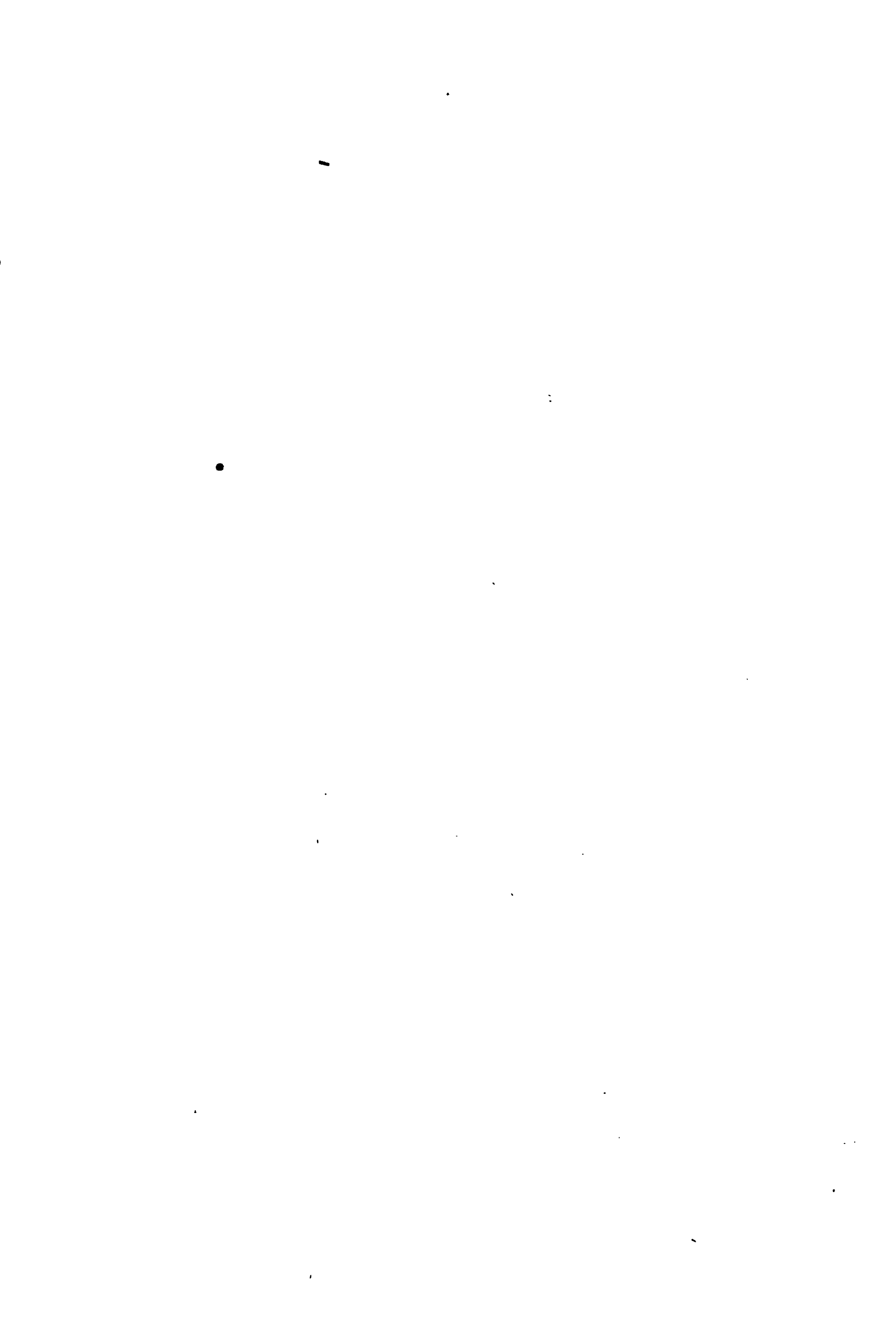
Ein eigenes Schicksal waltete über den Söhnen Kaiser Maximilians II. Der älteste, von Natur in vieler Beziehung hochbegabt, war in Schwäche, Eigensinn und Geisteskrankheit zu Grunde gegangen. Einen Teil der Schuld hieran trug sein leiblicher Bruder Matthias Wenigstens von diesem Fürsten hatte man große Erwartungen gehegt. Er war alle Zeit voll lebhaften Ehrgeizes gewesen, hatte eifrig Ruhm und Macht gesucht. Mit vielem Geschick hatte er

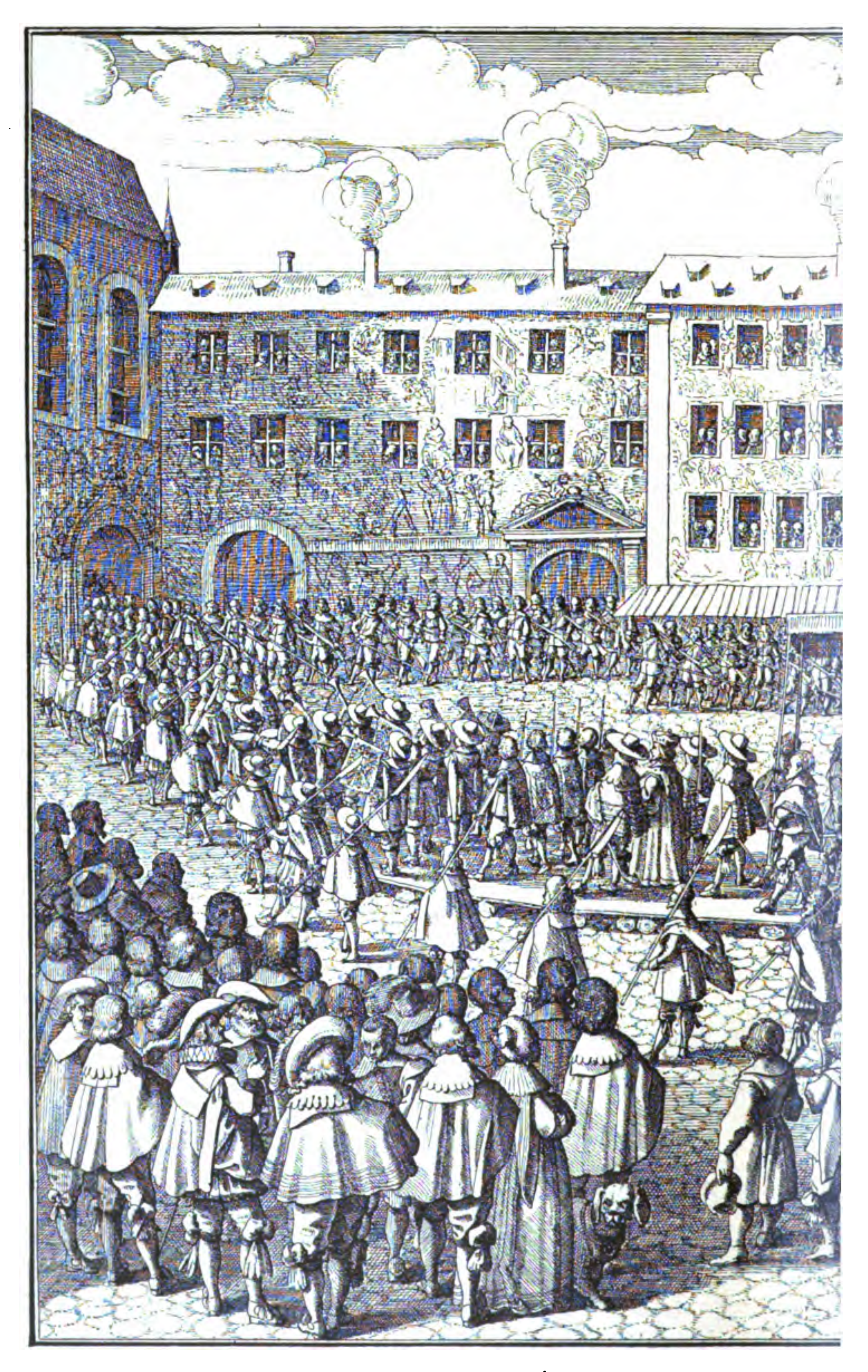
---

1) Außer den schon im vorhergehenden Bande genannten Werken: A. Gindely, Geschichte des dreißigjährigen Krieges, Bd. I (Prag 1869). — R. S. Gardiner, The thirty years war (Oxford 1874). — F. Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinands II., 4 Bde. (Schaffhausen 1857—64). — J. G. Droysen, Geschichte der preuß. Politik, T. II. — F. C. v. Khevenhiller, Annales Ferdinandei (9 Bde., Regensburg 1640—46).

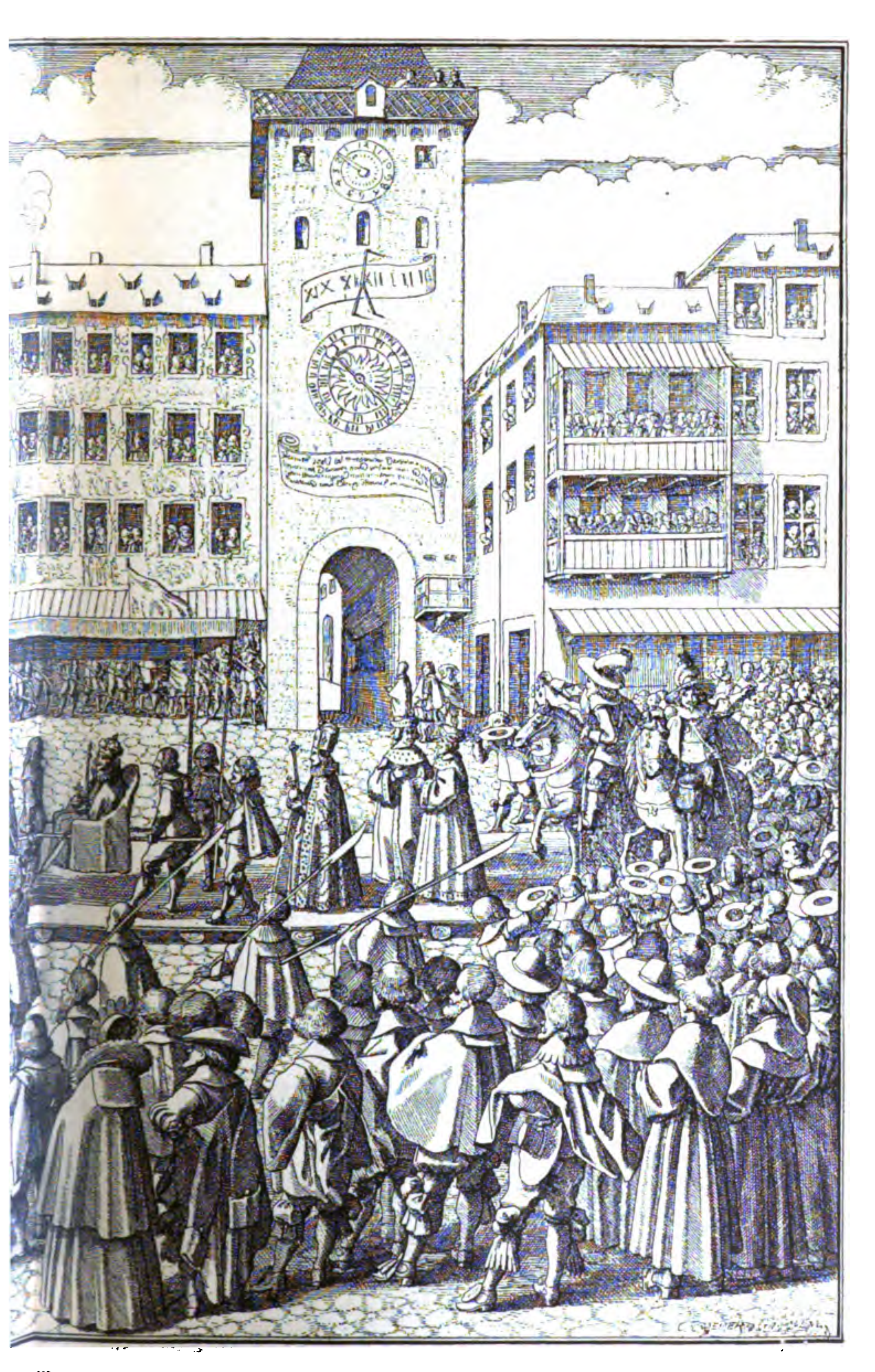
sich, ohne seinen katholischen Glauben zu verleugnen, der Unzufriedenheit der österreichischen, ungarischen und böhmischen Protestanten bedient, um sich der habsburgischen Erblande zu bemächtigen. Auch im Reiche waren ihm die Neugläubigen nicht abgeneigt, da er wiederholt mit ihnen über einen Ausgleich aller schwebenden Streitigkeiten in Verhandlung getreten war. Sie hofften das Beste von ihm und schlossen mit den Katholiken einen Kompromiß für seine Kürung. Er setzte es also ohne große Schwierigkeiten durch, daß er am 13. Juni 1612 einstimmig zum Römischen Kaiser erwählt wurde. Damit war das Ziel seines Ehrgeizes erreicht. Wie liebte er es, im mittelalterlichen Pompe zu erscheinen, von Kurfürsten und Fürsten in demütiger Haltung umgeben, unter dem Schalle der Trompeten; dann warf er das Geld mit vollen Händen unter die Menge: heller Glanz sollte die Person des Kaisers umstrahlen. Aber mit diesem höchsten Erfolge schien auch das ihm zuerteilte Maß von Energie und Kraft erschöpft. Die Aussicht, daß es ihm beschieden sein werde, durch volle Einsetzung der kaiserlichen Autorität zu gunsten des inneren Friedens endlich die hadernden Religionsparteien auf dem Grunde einer starken und zugleich duldsamen Reichsverfassung zu einen, verschwand gänzlich. Er versank in jene unglaubliche Geistesträgheit und Arbeitsscheu, die auch seinem Bruder Rudolf und den gleichzeitigen Habsburgern Spaniens eigen waren. In den soliden Freuden der Tafel, in musikalischem Ohrenkitzel, in eitlen Schaustellungen gefiel er sich. Das einzige tiefere und stärkere Gefühl, welches in diesem schwachen Herzen Raum fand, war das abergläubiger Frömmigkeit, die ihn mit immer lebhafterm Hasse gegen die protestantischen Reichsstände, zumal aber gegen die eigenen evangelischen Unterthanen erfüllte. Und daraus entstand ihm der schwerste Konflikt. In dem atemlosen Streben, seinem ältesten Bruder die Länder abzujagen, hatte er den Neugläubigen weitgehende Verheißungen erteilt, nach Art unkräftiger Naturen die Ausführung seiner wirklichen Absichten gegen jene der Zukunft anheim stellend. So hatte er nach außen wie in seinem Herzen einen nicht zu umgehenden Kampf durchzufechten: von tiefstem Friedens- und Ruhebedürfnisse erfüllt, wünschte er doch anderseits die gehaßte Reformation im Reiche zurückzudrängen, in seinen Gebieten zu unterdrücken.

Im Beginne seiner Regierung hielt man ihn für besonnen und gemäßigt, wie Ferdinand I. und Maximilian II. es gewesen waren. Zur Verbreitung solcher Ansicht trug vorzüglich sein eigentlicher Ratgeber, Bischof Khlesl von Wien, bei, der in der langen Übung der Geschäfte den früheren Verfolgungseifer längst eingebüßt hatte und vielmehr durch eine vermittelnde Haltung die Einheit des Reiches zu bewahren und das Kaisertum über die Parteien zu erheben trachtete. Seine Absichten waren im besonderen die folgenden. Sachsen und alle kaisertreuen evangelischen Stände sollten sich mit der Liga vereinigen, der Kaiser selber an die Spitze dieses Bundes treten und so kaiserliche Autorität und Reichsfriede der protestantischen Aktionspartei gegenüber eine starke Grundlage erhalten; dabei mußte freilich den dringendsten Ansprüchen der Neugläubigen Genüge gethan werden. Zugleich sollte das derart geeinte Reich eine große





Krönungszug des Kaisers Matthias zu Frankfurt a



d. M. 1612. Facsimile eines gleichzeitigen anonymen Kupferstiches.



SERENISSIMVS POTENTISSIMVS INVICTISSIMVS PRINCEPS DOMINVS DOMINVS MATTHIAS DEI GRATIA ROMANORVM IMPERATOR SEMPER AVGVSTVS GERMANIAE HVNGARIAE BOHEMIAE DALMATIAE CRO: ATIAE SCLAVONIAE ETC: REX ARCHIDVX AVSTRIAE DVX BVRGVN: DIAE ETC: COMES TYROLIS ETG: P.P.P.F.

Sacræ eius Cæsareæ Majestatis Sculptor Egidius Sadeler. de facie expressit et in devoti animi signum humilis obtulit Pragæ Anno Christiano MDC.XVI. Cum privil. S. C. Mtis

Kaiser Matthias.

Verkleinertes Facsimile eines Kupferstiches, 1616, von Aegidius Sadeler (1575—1629).

Aktion gegen die Türken entfalten, die aus Anlaß der siebenbürgischen Thronstreitigkeiten ihre Angriffe gegen den noch habsburgischen Teil von Ungarn von neuem begonnen hatten.

Ein solcher Plan war freilich, wie einmal die Dinge sich gestaltet hatten, sehr schwierig zu verwirklichen. Katholiken und Protestanten standen einander mit großer Entschlossenheit in einer Reihe von Fragen gegenüber, deren Entscheidung in der That von höchster Wichtigkeit war. Zunächst handelte es sich wieder um das Stimmrecht der protestantischen Administratoren geistlicher Stifter, welches den neugläubigen Reichsständen die Mehrheit im Fürstenkollegium, ja am Reichstage verschafft haben würde. Zweitens um die Aufnahme von Evangelischen in den Reichshofrat, von welcher man die Entscheidung aller Prozesse in deren Sinne, die Unterwerfung des Kaisertums unter das protestantische Interesse erwarten zu müssen glaubte. Um keinen Preis wollten die Katholiken, die in Wirklichkeit im Reiche sich in der Minderheit befanden, ihre künstliche Mehrheit in den Reichsbehörden aufgeben. Im März 1613 versammelte die Liga sich in Frankfurt am Main: unter Führung Maximilians von Bayern beschloß sie, sich den Forderungen der Gegner aufs äußerste zu widersetzen, im Notfalle selber Gut und Blut wider sie zu wagen und dabei die fremden katholischen Mächte um Beistand anzurufen.

Wenig später tagte die Union in Rothenburg an der Tauber. Sie verhehlte sich den Ernst der Lage nicht. Man entschied, man werde auf den Reichstagen erscheinen, aber vor Abstellung der protestantischen Beschwerden an keiner Beratung noch Beschlußfassung teilnehmen. Besser, Siebenbürgen gehe verloren, als die Freiheit und Religion der deutschen Stände. Auch sie meinten fremder Hilfe sicher zu sein. Soeben vermählte sich ihr Führer, Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, mit Elisabeth, Tochter König Jakobs I. von England und Nichte König Christians IV. von Dänemark. Die Union wollte sich keineswegs zur Auflösung nach Khlesls Plane bewegen lassen, vielmehr schloß sie ein Verteidigungsbündnis auf fünfzehn Jahre mit den Vereinigten Provinzen der Niederlande.

Unter so drohenden Auspizien trat im August 1613 der Reichstag in Regensburg zusammen, der letzte, der in althergebrachter Weise getagt hat.[1]) Der Kaiser verlangte Hilfe gegen die Türken, die Korrespondierenden — d. h. die Union und deren Anhänger — überreichten eine Beschwerdeschrift: vor jeder Bewilligung müsse die erst erledigt sein. Endlich gaben sie teilweise nach, indem sie für den Augenblick nur auf Suspendierung der gegen die Protestanten gerichteten religiösen Prozesse der Reichsgerichte und auf der paritätischen Zusammensetzung der zur Visitation des Reichskammergerichtes bestimmten Deputation bestanden. Allein selbst diese geringfügigen Forderungen fanden weder bei der katholischen Mehrheit noch bei dem unduldsamen Kaiser

1) M. Ritter, Politik u. Gesch. der Union zur Zeit des Ausgangs Rudolfs II. u. der Anfänge des Kaisers Matthias; Abhandl. der III. Kl. d. Bayer. Akad. d. Wissensch., Bd. XV, Abt. II, S. 83 ff.

Gehör. Dessen wahre Gesinnung kam hier in einer Weise zum Vorschein, die seines Ministers Khlesl großartigen und nützlichen Plänen jede Aussicht auf Verwirklichung benahm. Des letzteren Bemühungen, die Protestanten zu täuschen und abermals, wie bei der Kaiserwahl, durch lügnerische Verheißungen zu gewinnen, scheiterten vollständig und machten ihn nur bei denselben verhaßt. Darauf führten die Korrespondierenden unter kurpfälzischer Leitung ihre Drohung aus und beteiligten sich nicht mehr an den Verhandlungen. Zwar faßten die Katholiken auch ohne sie den Beschluß einer ansehnlichen Geldhilfe gegen die Türken — er ist aber nie verwirklicht worden.



Medaillon mit dem Bildnis des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg.

Das Medaillon ist mit einer in schwarz und weiß emaillierten Einfassung umgeben, mit Perlen und Edelsteinen geschmückt; es hängt an Kettchen von einem Adler herab, welcher vorn schwarz, hinten rot emailliert ist mit Beziehung auf Preußen und Brandenburg. Originalgröße. Berlin, königl. Münzkabinet.

Zum zweitenmale hatten die konfessionellen Streitigkeiten den Reichstag ergebnislos auseinander gehen lassen, und es war offenbar kein Grund vorhanden, weshalb eine fernere Versammlung bessern Erfolg haben sollte. Eine gütliche Verständigung erschien bei der parteiischen Haltung des Kaisers nunmehr unthunlich. Alles trieb einem furchtbaren Religionskriege entgegen. Es konnte unmöglich so weiter gehen. Die Furcht, daß eine gewaltsame Schlichtung dieser Zwistigkeiten unvermeidlich sei und nahe bevorstehe, lastete beängstigend auf allen Gemütern. Die Besorgnis der Protestanten wurde vermehrt durch die immer tiefere Spaltung, welche die unglückliche jülicher Erbschaftsangelegenheit unter ihnen hervorbrachte.

Dieselbe hatte zunächst den Abfall des einen der Possidierenden, des neuburger Pfalzgrafen Wolfgang zur katholischen Religion zur Folge. Damit hoffte derselbe zur Erlangung der gesamten jülicher Lande den Beistand des Kaisers, der Spanier sowie der Liga für sich zu gewinnen; überdies vermählte er sich mit einer Tochter des Bayernherzogs Maximilian. Hierdurch war aus dem bisherigen Verbündeten ein Gegner Brandenburgs und der Union überhaupt geworden. Bald neue Aufregung: Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg trat zum reformierten Bekenntnisse über (Weihnachten 1613). Wenn man oft gesagt hat, er habe

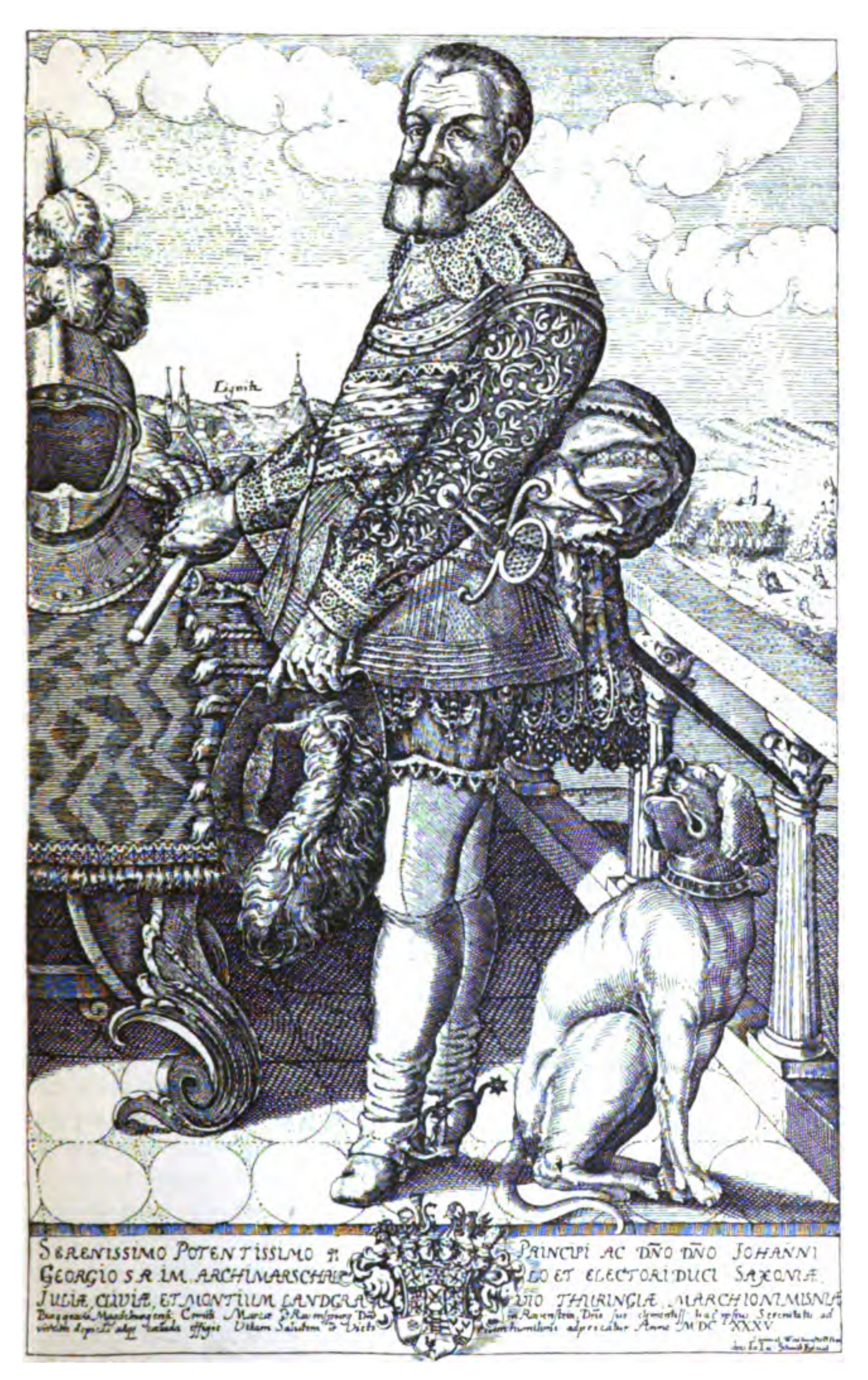
es aus politischen Rücksichten gethan, so ist dies nicht richtig.[1]) Seine neuen Unterthanen am Rhein waren allerdings zur größeren Hälfte reformiert, aber was er mit seinem Glaubenswechsel bei ihnen gewann, verlor er bei seinen streng lutherischen Brandenburgern und den Preußen, welche letztere zumal seitdem den Hohenzollern noch feindseliger gesinnt wurden als vorher. Des Beistandes der Holländer war er deshalb um nichts sicherer, da dieselben sich nicht durch religiöse, sondern lediglich durch politische Rücksichten bestimmen ließen. Es war vielmehr eine längst gehegte tiefe Überzeugung, der er mit jenem Schritte Ausdruck gab. Übrigens verzichtete Johann Sigismund völlig darauf, nach Art aller anderen deutschen Fürsten seine Unterthanen zum Anschluß an sein Bekenntnis zu nötigen. Im Gegenteil strebte sein milder versöhnlicher Sinn, sein aufgeklärter Geist eine Vereinigung des Luthertums und des Calvinismus in der Kurmark an, wurde er wenigstens der Vorläufer der evangelischen Union in den brandenburgischen Staaten. So alt ist schon dieser echt hohenzollernsche Gedanke. Der Religionswechsel und das Verfahren Johann Sigismunds war also von großer Wichtigkeit. Er bedeutete dem starren und schnell verknöchernden Luthertume gegenüber die Rettung des freieren reformierten Elementes in Norddeutschland, wo es sich sonst auf das grausamste verfolgt sah. Die Parität der Religionsbekenntnisse, die beste Seite der inneren Staatsverwaltung Brandenburg-Preußens, wurde damit begründet. Indem Johann Sigismund seine lutherischen Unterthanen nicht nötigte, gleich ihm zur reformierten Kirche überzutreten, durchbrach er jenen engherzigen Grundsatz: cuius regio eius religio, der sonst im ganzen damaligen Deutschland vorwaltete.

Allein zunächst waren die Folgen dieser Ereignisse nur ungünstige für Brandenburg und den Protestantismus. Sie trieben Kursachsen, auf politischem Gebiete, völlig in die Arme des Kaisers und der katholischen Aktionspartei. Seit 1611 regierte dort Johann Georg I., ein Säufer und Schlemmer ärgster Art, aber fanatischer Lutheraner, dessen ganzes Wesen von grimmigem Haß gegen die Reformierten beherrscht war. Der Übertritt Johann Sigismunds zu letzteren erfüllte ihn mit höchstem Zorn gegen denselben und seine Verbündeten, die Unierten. In diesem Gefühle bestärkte ihn sein Oberhofprediger, Matthias Hoë von Hoënegg, ein eifernder Lutheraner, wie sein Herr, ein Anhänger Österreichs. Damit war auch im Kurfürstenrat die Mehrheit für die Habsburger und die Liga gewonnen. Endlich hatte die Union unter den großen und doch im ganzen ergebnislosen Lasten, welche der jülicher Krieg ihr auferlegt hatte, schwer zu leiden. Finanzielle Erschöpfung, verdrossene mißmutige Stimmung der meisten Mitglieder lähmten ihre Thätigkeit.[2])

---

1) Vgl. die treffliche Arbeit Krenkels: Wie wurden Preußens Fürsten reformirt? (Leipzig 1873).

2) Man sehe darüber M. Ritters oben citierte Abhandlung.



Kurfürst Johann Georg von Sachsen.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches, 1635, von Samuel Weishun.

Zwischen dem katholisch gewordenen Pfalzgrafen und dem Brandenburger kam es schon im März 1614 zu offenem Kampfe. Ein Vergleich, der von ihnen zu Xanten unterzeichnet wurde, hatte keinen Bestand. Da rückten, um Johann Sigismund zu helfen, die Holländer in das Land und besetzten die Festung Jülich; anderseits erschien dort, um dem Neuburger beizustehen, der spanische General Spinola und nahm das wichtige Wesel. So fiel in der Hauptsache die jülich-klevesche Erbschaft den Fremden anheim.

Es war ein elendes, klägliches Wesen im damaligen Deutschland; überall Zank und Streit. Dazu kam eine neue folgenschwere Frage: die der Succession im Kaisertume.

Erst nachdem Kaiser Rudolf II. zu gänzlicher Machtlosigkeit herabgedrückt war, im Jahre 1611, d. h. im Alter von 54 Jahren, hatte Matthias sich vermählen dürfen. Er hatte seine Cousine, Erzherzogin Anna von Tirol, geheiratet, eine Dame von regelmäßiger Schönheit, ruhigem Temperament und strenger Frömmigkeit, neben dieser vor allem, wie ihr Gemahl, den Tafelfreuden ergeben. Die Ehe blieb kinderlos. Dieser Umstand mußte den Katholiken Österreichs, die schon wegen der immer deutlicher hervortretenden geistigen Schwäche Matthias' den lebhaftesten Kummer empfanden, mit schwerer Sorge erfüllen. Sie wünschten dringend, daß der Kaiser sich baldmöglichst einen Nachfolger setze, der nicht nur für die Zukunft alle Befürchtungen unnötig mache, sondern auch in der Gegenwart dem schwachen Monarchen im Kampfe gegen die neue Lehre kräftig beistehe.

Von zwei Seiten wurden Ansprüche auf die Nachfolge des greisen Kaisers, zunächst in seinen Erblanden, erhoben. König Philipp III. von Spanien glaubte durch seine Mutter, eine Schwester Matthias', am besten berechtigt zu sein, da dessen Brüder, beide schon hoch betagt, die lästige Würde ablehnten. Aber das Erbrecht Böhmens und Ungarns sowie vor allem der Wunsch der deutschen Habsburger und sämtlicher katholischer Deutschen berief des Kaisers rüstigen und religionseifrigen Vetter Ferdinand von Steiermark [1]) auf den Thron. So ungern es Matthias sah, daß man ungescheut auf sein Lebensende spekulierte, bestürmten auch die geistlichen Kurfürsten ihn mit der Bitte, sich einen zuverlässigen, streng katholischen Nachfolger zu bestimmen: sie hatten gleichfalls zumeist Ferdinand im Auge. Diesem schien die glänzende Erbschaft kaum entgehen zu können, als er unerwartet einen mächtigen Gegner fand. Bischof Khlesl nämlich, der einflußreiche Günstling des Kaisers, bald mit dem Kardinalpurpur bekleidet, fürchtete seiner maßgebenden Bedeutung durch einen Mitregenten von dem Ansehen und Eifer Ferdinands beraubt zu werden und arbeitete ihm deshalb mit größter Anstrengung entgegen. Er flößte seinem Herrn die Besorgnis ein, daß Ferdinand die übelsten Absichten gegen ihn, den Kaiser, hege, es auf seine Herrschaft und persönliche Freiheit abgesehen habe. Lange Zeit kam also der Erzherzog seinem Ziele um keinen Schritt näher.

---

1) T. VII, S. 595 ff.



Ambrosius Spinola.

Verkleinertes Facsimile eines Kupferstiches von B. Moncornet.

Da fand er sich hinter des Kaisers und Khlesls Rücken mit seinem Nebenbuhler, dem spanischen Könige ab. In der durchaus unpatriotischen Weise, welche dieses zukünftige Reichsoberhaupt bezeichnet, stellte Ferdinand nicht nur Philipp III. alle erledigten Reichslehen in Italien in Aussicht, sondern versprach ihm noch (Februar 1617) die Abtretung des Elsasses, welches die Spanier zur Verbindung ihrer Gebiete in den Niederlanden und in der burgundischen Freigrafschaft schon lange zu besitzen wünschten. Wie irrig ist es also, wenn gewisse Geschichtschreiber des dreißigjährigen Krieges die damaligen habsburgischen Kaiser als Verfechter der Interessen Gesamt-Deutschlands darstellen. Dieselben haben das Elsaß freilich nicht den Franzosen, wohl aber den Spaniern überliefern wollen, wie sie es mit dem burgundischen Kreise bereits gethan hatten.

Nach Beseitigung der spanischen Ansprüche blieb nun Ferdinand als der alleinige Erbschaftskandidat übrig. Peter Pázmán, ein protestantischer Renegat wie Khlesl, der vom einfachen Jesuitenpater sich bis zum Erzbischof-Primas von Ungarn aufgeschwungen hatte und bei dem Kaiser sehr viel galt, arbeitete gleichfalls für Ferdinand. Da entschloß sich der Kaiser, durch eine schwere Krankheit geängstigt, von allen Seiten bestürmt, gegen Khlesls Rat zur Einberufung der böhmischen Stände auf den 5. Juni 1617, damit sie den Grazer Erzherzog zu ihrem künftigen Könige bestimmten.

Die böhmischen Katholiken hatten die Gleichstellung der dortigen Protestanten und „Brüder“ durch den Majestätsbrief Kaiser Rudolfs II. stets als eine nur durch Gewalt bewirkte Benachteiligung alten und ewigen Rechtes betrachtet. Sie waren vom ersten Augenblick nach Erteilung jenes Privilegs bestrebt gewesen, dasselbe zu beeinträchtigen und womöglich zu vernichten. Bald fanden sie Gelegenheit, ihren Eifer zu bewähren. Gestützt auf die altböhmische staatsrechtliche Anschauung, welche die geistlichen Besitzungen den „königlichen Gütern“ gleichstellte, auf denen die protestantischen Bewohner das Recht freien Kirchenbaues besaßen, hatten, noch unter Rudolf, die neugläubigen Unterthanen des Abtes von Braunau sich ohne dessen Genehmigung eine Kirche errichten wollen. Die Katholiken erhoben dagegen Einsprache, die sie hartnäckig aufrecht erhielten, indem sie zuwider der ausdrücklichen Meinung, die bei der Erteilung jenes religiösen Grundgesetzes obgewaltet hatte, die erwähnte Gleichstellung für irrig erklärten. Als die Sache vor den Kaiser gelangte, gab er, zur schmerzlichen Überraschung der Protestanten, dem Abte recht. Allein damit bewirkte er zunächst nur wenig. Der Majestätsbrief hatte aus den drei höheren Ständen zum Schutze der Protestanten das Kolleg der Defensoren gebildet. Diese beriefen sofort eine Landesversammlung ihrer Glaubensgenossen ein, welche sich für die Braunauer aussprach und es ihnen ermöglichte, ihre Kirche zu vollenden und einen Prediger anzustellen.

Matthias aber, von Gewissensskrupeln über die früher den Evangelischen gethanen Versprechungen ergriffen, beschloß nunmehr, mit völliger Nichtachtung des Majestätsbriefes und des „Vergleiches“, eine umfassende Gegenreformation

in Böhmen zu unternehmen. Er begann den Protestanten auf seinen eigenen Gütern, wie in Neustraschitz, katholische Geistliche aufzudrängen. Infolge seiner direkten Ermutigung wurden die evangelischen Kirchen in Braunau und auf dem Osseggschen Stiftsgute Klostergrab geschlossen, deren Prediger verjagt (Ende 1614). Darüber wurde die Unzufriedenheit im böhmischen Lande und zumal unter dem Adel immer größer. Die Provinz war damals von $2^1/_2$ Millionen kräftiger und durchschnittlich wohlhabender Menschen bevölkert in 782 Städten, 36000 Dörfern und Einzelhöfen mit 150000 Bauernstellen. Bildung und Gesittung herrschten unter den höheren Ständen. Gehörten schon unter dem Volke neun Zehntel dem neuen Glauben an, so war dieses Verhältnis noch auffallender unter den vierzehnhundert Adelsfamilien, von deren zahlreichen Mitgliedern nur 130 — nicht der vierzigste Teil — katholisch waren. An der Spitze der Opposition standen Freiherr Leonhard Colonna von Fels, aus ursprünglich tiroler Familie; und vor allen Graf Heinrich Matthias von Thurn, aus dem uralten berühmten Mailänder Geschlechte der della Torre, aber als jüngerer Sohn unter fünfzehn Kindern nur mäßig begütert. In der Jugend hatte er sich nach damaliger Kavaliersitte tüchtig mit den Türken herumgeschlagen. Die Religion als solche galt ihm nicht viel, sie war ihm vielmehr nur ein Mittel zur Erreichung seiner ehrgeizigen Ziele, denen doch seine im Grunde mittelmäßigen Fähigkeiten keineswegs entsprachen. Er hatte sich an die Spitze der böhmischen Protestanten gestellt und dafür von König Matthias das reiche Burggrafenamt von Karlstein erhalten. Jetzt, da der neue Kaiser die Bahnen des früheren wandelte, kehrte Thurn sich mit seinem ganzen Einflusse gegen ihn.

Allein Matthias, von Ferdinand geleitet und ermutigt durch einige erste Erfolge, schritt mit Strenge und Beharrlichkeit auf der einmal eingeschlagenen Bahn voran. Die Protestanten sahen deutlich vor Augen, daß es der Kaiser, mit Hintansetzung aller früher gethanen Verheißungen, auf ihre allmähliche, planmäßig zu bewirkende Unterdrückung angelegt habe. Und selbst sein Tod konnte hier keine Abhilfe bringen. Denn mit derselben frommen Wortbrüchigkeit verletzte er auch sein 1611 gegebenes Versprechen, bei seinen Lebzeiten nicht über die Wahl eines Nachfolgers verhandeln zu wollen, und berief die böhmischen Stände zu solcher ein. Es wurde der Opposition klar, daß es sich hier um einen Kampf auf Leben und Tod gegen die katholische Propaganda handle. Allein auf legalem Gebiete unterlag sie. Als der Landtag am 5. Juni 1617 zusammen getreten war, bearbeitete ihn die Regierung mit Geschick und Nachdruck. Sie verwarnte den Adel: niemand möge den Aufsässigen spielen, der nicht zwei Köpfe besitze. Sie ließ es an Zusagen, Überredungskünsten, Versprechen persönlicher Vorteile neben den Drohungen nicht fehlen. So wurde Ferdinand fast einstimmig als König Böhmens anerkannt; am 19. Juni ward er gekrönt, zum letztenmale nach dem althergebrachten Zeremoniell. Freilich bestätigte er, mit einigen Vorbehalten, die Privilegien des Landes, aber zugleich bewog er den Kaiser, Thurn und

die übrigen, die mit demselben in der Opposition ausgeharrt hatten, ihrer einträglichen Ämter zu berauben.

Bisher war Ferdinand alles in überraschender Weise geglückt. Der Spanier war beiseite geschoben, des Kaisers und Khlesls Widerstand gebrochen, die böhmischen Unzufriedenen anscheinend entschieden besiegt. Alles verhieß des neuen Königs politischen und religiösen Rückschrittsplänen gedeihlichen Fortgang. Im Frühjahr 1618 mußte der ganz willenlos gewordene Kaiser auch von den Ungarn verlangen, sie sollten Ferdinand als ihren König annehmen, während gleichzeitig die Kurfürsten wegen seiner Wahl zum Römischen Könige bearbeitet wurden. Indes hier opponierten Brandenburg und zumal Pfalz, welches letztere sich sogar, wenn auch vergeblich, bemühte, den Herzog Maximilian von Bayern zur Aufstellung seiner eigenen Thronkandidatur zu vermögen. Die ungarischen Stände aber setzten, ungleich den böhmischen, die Anerkennung ihres freien Wahlrechtes durch; dann vermochten freilich auch sie zur Erkürung Ferdinands bewogen zu werden (16. Mai 1618).

Dieser hatte hiermit einen neuen, bedeutenden Schritt vorangethan; aber gerade in denselben Tagen kam es zum Ausbruch der längst drohenden Unruhen in Böhmen.

Die Gegenreformation hatte hier seit Ferdinands Krönung rüstig weiter gearbeitet. Die Bauern der königlichen Güter wurden mit Gewalt in die Messe getrieben, hartnäckige Protestanten verjagt. Die königlichen Freistädte sahen sich zur Aufnahme zahlreicher katholischer Bürger gezwungen, ja die Hauptstadt Prag unter die unbedingte Herrschaft königlicher Beamten gestellt und mit Rückforderung alles einst der Kirche gehörigen Vermögens bedroht (Dezember 1617).

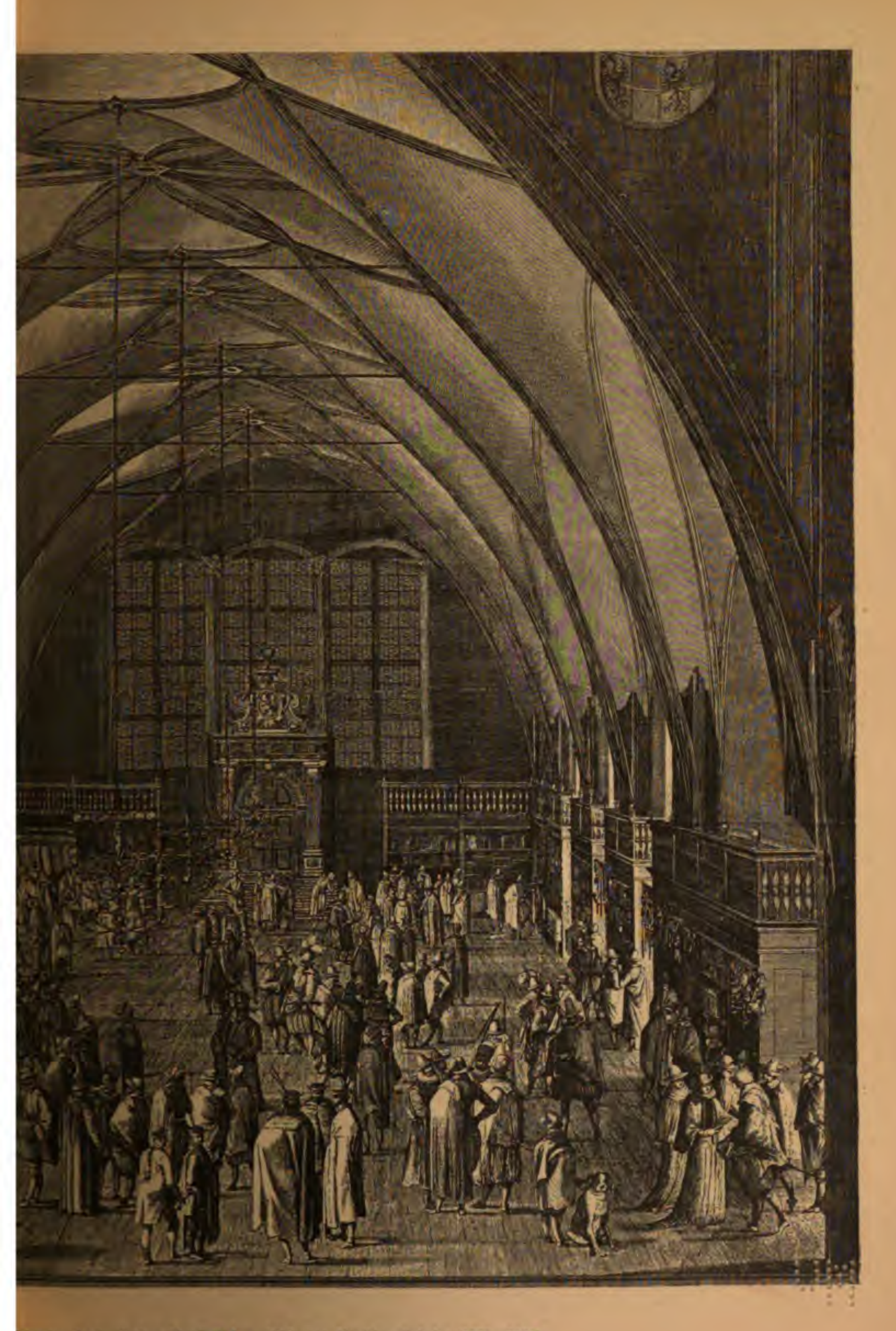
Wer möchte es den böhmischen Protestanten verdenken, wenn sie so revolutionären, der beschworenen Verfassung geradenwegs zuwiderlaufenden Maßregeln der Regierung gegenüber auf gewaltsame Abwehr dachten? Die zehn vom Kaiser in Prag zurückgelassenen Statthalter ließen die Klostergraber protestantische Kirche niederreißen, während die Braunauer sich gegen die königliche Kommission mutig mit den Waffen verteidigten. Der Geist entschlossenen Widerstandes, welcher diese Bauern beseelte, als man sie des höchsten menschlichen Gutes, der Gewissensfreiheit, berauben wollte, erfüllte bald alle Protestanten Böhmens, die einsahen, daß es sich hier um nichts Minderes als ihr moralisches Dasein handle. Von der allgemeinen Stimmung unter ihren Glaubensgenossen fortgerissen, riefen die Defensoren hundert Vertreter derselben aus sämtlichen Kreisen des Landes auf den 5. März 1618 nach der Hauptstadt ein.

Dieser Protestantentag faßte zunächst den gemäßigten Beschluß, bei den Statthaltern und, als diese sich für inkompetent erklärten, bei dem Kaiser selbst um Abhilfe ihrer Beschwerden vorstellig zu werden. Um Matthias' Bescheid abzuwarten, vertagte die Versammlung sich bis zum 21. Mai.





Der Wladislaus'sche Huldigungssaal im Schlosse zu Prag. v



leinertes Facsimile des Kupferstiches, 1607, von Aegidius Sadeler (1575—1629).

Die Antwort des Hofes auf das Anliegen der protestantischen Vertreter war die Drohung, sie zu gerichtlicher Verantwortung zu ziehen, sowie ein strenges Verbot jedes weiteren Zusammentrittes des Protestantentages. Dadurch erregte man abermals große Erbitterung bei den Böhmen; sie verwünschten die Urheber dieses Bescheides, die sie unter den prager Statthaltern zu finden meinten, obwohl er in Wahrheit von dem Kardinal Khlesl und dem Kaiser selbst ausgegangen war.

Die Regierung, die Kraft des protestantischen Geistes und den Widerstand der Opposition unterschätzend, verfolgte unbeirrt den einmal eingeschlagenen Weg. Sie versuchte, durch energisches Eingreifen der königlichen Beamten die Freistädte zum Aufgeben der protestantischen Sache und zu Loyalitätsadressen an den Kaiser zu bewegen: aber nur bei Prag und einigen anderen Orten, in welchen die Katholiken die Majorität oder doch eine starke Minderheit besaßen, glückte es ihr damit. Ebensowenig gelang die List, durch Erweckung der alten hussitischen Erinnerungen Uneinigkeit unter die Neugläubigen zu bringen. Nur ein einziger Prager Pfarrer ließ sich verleiten, so daß die Maßregel lediglich die Besorgnisse und den Grimm der protestantischen Partei erhöhte, ohne ihr irgend wesentlichen Schaden zuzufügen. Kein Verbot des Hofes, keine Drohung bewog die Defensoren, die Einberufung des zweiten Protestantentages rückgängig zu machen.

Am 21. Mai trat dieser zusammen: aber nur um in die Burg beschieden zu werden und hier von den Statthaltern einen kaiserlichen Befehl sofortiger Auflösung verlesen zu hören. Die Führer, Thurn, Fels, Graf Schlick, beschlossen dieser Anordnung nicht nachzukommen, die Dinge jetzt zum äußersten zu treiben. Sie setzten die Versammelten durch die Anzeige eines angeblichen Anschlages in Aufregung, welchen die Statthalter gegen die ständische Freiheit geschmiedet hätten. Um solchen Argwohn zu zerstreuen, erlaubten die Statthalter, daß man sich gegen die Gewohnheit in voller Bewaffnung auf der Burg einfinden dürfe. Das eben hatte die extreme Partei unter den Defensoren beabsichtigt. Sie wollte durch eine Gewaltthat den Bruch zu einem unheilbaren machen. Von Rachgier beseelt gegen den Kaiser und Ferdinand, die sie als ihre persönlichen Feinde betrachtete, wollte sie die habsburgische Herrschaft in Böhmen stürzen; sie wollte deshalb zunächst einen unausfüllbaren Abgrund öffnen zwischen den protestantischen Böhmen und der Regierung.

Unter dem Vorwande, den Statthaltern die Antwort auf den kaiserlichen Bescheid zu überbringen, setzten sich am Morgen des 23. Mai, „des Anfangs und der Ursach alles folgenden Wehes“, die Defensoren mit sämtlichen Mitgliedern des Protestantentages nach der Burg in Bewegung. Die Herren waren gewaffnet und überdies von zahlreichen, gleichfalls bewaffneten Dienern begleitet. Die kleine Burgwache ließ sie, wie befohlen, ungehindert ein. Nur vier Statthalter fanden sie anwesend: den Oberstburggrafen Adam von Sternberg, den Großprior Diepolt von Lobkowitz, den Burggrafen von Karlstein, Jaroslaw v. Martinitz, und den Oberstlandrichter Wilhelm v. Slavata. Die

übrigen hatten vermutlich von der beabsichtigten Gewaltthat Wind erhalten und sich unter verschiedenen Vorwänden von Prag entfernt. Jene vier aber sahen sich von Hunderten von Bewaffneten in größter Aufregung umringt. Man fragte sie unter Drohungen, wer dem Kaiser zu seinem ungerechten Bescheide geraten habe? Zuerst weigerten sie sich, hierauf zu antworten; als aber die Ergrimmten mit blanker Waffe auf sie eindrangen, wiesen sie jeden Anteil an dem kaiserlichen Schreiben von sich ab. Doch man schenkte ihnen keinen Glauben. Sternberg und Lobkowitz, die als gemäßigte Männer beliebt waren, wurden, als sie sich von ihren Kollegen nicht trennen wollten, mit Gewalt aus dem Saale gestoßen. Dann erscholl der Ruf, man solle die beiden anderen nach altböhmischer Sitte aus dem Fenster werfen. Zuerst wurde Martinitz kopfüber in den achtundzwanzig Ellen tiefen Graben gestürzt; „edle Herren, hier habt ihr den anderen," rief Thurn, und so mußte auch der sich ängstlich sträubende Slavata zum Fenster heraus, wobei er sich Hand, Kopf und linke Hüfte verwundete. Der gleichfalls anwesende Statthaltereischreiber Fabricius, der zuvor gar nicht beachtet im Hintergrunde gestanden hatte, zog durch sein ängstliches Gebaren die Aufmerksamkeit auf sich. So folgte er seinen Vorgesetzten auf dem gefährlichen Wege.

Wunderbarer Weise kamen alle Drei mit dem Leben und — Slavata abgerechnet — fast unbeschädigt davon, obwohl weder ein Strauch, noch — wie Schiller erzählt — ein Kehrichthaufen den Fall gemildert hatte. Selbst die zahlreichen Kugeln, die man ihnen nachsendete, trafen sie nicht. Unerschrockene Diener trugen sie davon. Fabricius entkam glücklich nach Wien, wo er mit dem wohlverdienten Prädikat „von Hohenfall" in den Adelsstand erhoben wurde. Wenige Tage später entfloh verkleidet auch Martinitz. Der verwundete Slavata wurde von den Aufrührern begnadigt und nach dem Badeorte Teplitz interniert, von dem aus er im folgenden Jahre über die sächsische Grenze entwich.

Nach dieser entscheidenden That gingen die Stände, obwohl sie dem Namen nach die königliche Autorität noch anerkannten, an die Errichtung einer neuen Regierung. Dreißig Direktoren, zehn aus jedem Stande, wurden zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ernannt. Ein Heer von 20 000 Mann sollte gebildet werden, an dessen Spitze Graf Thurn sich stellte. Noch im Juni begann er den Krieg, indem er die kaiserliche Festung Krumenau zur Ergebung zwang, während Pilsen und Budweis sich tapfer gegen die Aufrührer hielten. Sonst aber schien alles in Böhmen nach dem Wunsche der Direktoren zu gehen. So allgemein war im Lande der Zorn gegen die kaiserlichen Willkürmaßregeln, daß die Katholiken getreulich mit den Protestanten zusammenwirkten. Der trotzige national-böhmische Geist der Hussitenkriege schien von neuem erwacht.

Auf den Kaiser machte die Kunde aus Böhmen zunächst einen gewaltigen Eindruck. Er wollte nachgeben; die treuen böhmischen Statthalter und Khlesl rieten dringend dazu. Aber Matthias hatte schon nicht mehr das Heft in

Händen; er war bereits von Ferdinand verdrängt. Dieser gelehrige Jesuitenzögling wollte von keiner Nachgiebigkeit reden hören, und, von Spanien mit 300 000 Gulden unterstützt, brachte er am Hofe die Kriegspartei zum Siege. Rüstungen wurden vorgenommen, die Böhmen durch drohende Manifeste zur Unterwerfung aufgefordert. Als der Kaiser dann doch auf friedliche Bahnen einzulenken suchte, wagten Ferdinand und sein Berater, der schlaue, thatkräftige und rücksichtslose spanische Gesandte Graf Oñate, einen entscheidenden Schlag. Ohne des Herrschers Vorwissen nahmen sie (20. Juli) dessen Vertrauten, den Kardinal Khlesl, in Verhaft und brachten ihn zu engem Gewahrsam auf das Schloß Ambras in Tirol. Matthias zeigte sich zuerst sehr aufgebracht — er biß bei Empfang der Nachricht vor Wut in das Bettuch —; aber krank, ohnmächtig, geistesschwach, wagte er die Maßregel nicht rückgängig zu machen. Das Schicksal rächte jetzt an dem friedensbedürftigen Greise die einst von ihm gegen den Bruder verübten Frevel. „Die Böhmen haben mich schwer gekränkt," rief er aus, „Brüder und Vettern machen es noch schlimmer." Seit der Gefangennehmung Khlesls hörte man ihn täglich über unbezwingliche Traurigkeit klagen. „Er hätte Lust," sagt der venetianische Gesandte, „sich zu der Partei der Unzufriedenen zu schlagen."

Ferdinand aber glaubte den religiösen und den politischen Interessen der Habsburger nur durch Zermalmung der Protestanten genügen zu können. Fürstliche Macht und Seelenheil der Unterthanen schienen ihm lediglich um diesen Preis zu erkaufen. Der Krieg war erklärt, beide Teile sahen sich nach Bundesgenossen um.

Früher hatte nichts so sehr die Sache der deutschen Protestanten gefördert, wie die Bundesgenossenschaft Frankreichs, des steten Nebenbuhlers der Habsburger. Es wurde für jene verderblich, daß dieser Staat jetzt unter einer schwachen und bigotten Regierung stand.[1])

Nach dem jähen Tode Heinrichs IV. hatte, trotz dem Widerstreben der Prinzen von Geblüt, dessen Witwe Marie von Medici für ihren neunjährigen Sohn Ludwig XIII. die Regentschaft übernommen. Es war für sie, die Fremde, keine erfreuliche Aufgabe, die Regierung zu führen unter den schwierigsten Umständen: nach außen ein drohender großer Krieg, im Innern die nur niedergehaltenen aber nicht beseitigten Erblichkeits- und Unabhängigkeitsgelüste der hohen Beamten und Würdenträger, das offenbare Übelwollen der Mitglieder des königlichen Hauses selbst. Marie, den Vierzigen nahe, eine Frau von stattlichem Äußern und imponierendem Auftreten, besaß allerdings keinerlei ungewöhnliche Begabung, wohl aber einen guten Teil richtigen und zutreffenden

1) F. T. Perrens, Les mariages espagnols sous le règne de Henri IV et la régence de Marie de Médicis (Paris 1869). — F. T. Perrens, L'Eglise, Henri IV et Marie de Médicis (Paris 1872). — Mich. Levassor, Histoire du règne de Louis XIII (3. Aufl., Amsterdam 1701, 11 Bde.). — A. Bazin, Hist. de France sous Louis XIII; 4 Bde. (Brüssel 1842). — B. Zeller, Le connétable de Luynes (Paris 1879).

Verstandes und dabei eine gründliche Bildung, die ihr einigermaßen die mangelnde Erfahrung in den Staatsgeschäften ersetzte. Es war ein ganz richtiger Gedanke von ihr, daß sie vor allem die Pflicht habe, das Königtum in ungeschwächter Machtfülle zu erhalten, und daß sie deshalb, der Unbotmäßigkeit der einheimischen Großen gegenüber, jede äußere Verwickelung zu vermeiden, ja bei dem bisherigen Gegner, Spanien, vielmehr eine Anlehnung zu suchen habe. Das entsprach dann freilich auch ihren fromm katholischen Neigungen, die sie von vornherein auf ein Einverständnis mit Rom und Spanien hinwiesen. Den Hugenotten Sully entfernte sie alsbald von den Geschäften, an denen wieder teilzunehmen ihm trotz aller Versuche nie gelungen ist; er starb erst 1641. Dagegen stützte sie sich auf Villeroy, den früheren Ligisten, der jedoch in Heinrichs IV. Schule Frankreichs Würde und Interesse hochzuhalten wohl gelernt hatte.

Weniger zu billigen als alles dies ist die blinde Vorliebe, welche Marie für zwei Florentiner hegte, die ihr freilich, als sie fremd und fast von allen angefeindet nach Frankreich gekommen war, allein Ergebenheit gezeigt hatten: ihre Kammerfrau Leonore Galigai und deren Gemahl Concino Concini. Diesen letzteren — einen völlig Unwürdigen — erhob sie zum Marquis von Ancre, ja zum Marschall, obwohl er nie den Krieg gesehen. Ein solcher Günstling bot aber nur eine schwache Stütze gegenüber den habgierigen und unbotmäßigen Großen, welche sich wetteifernd der Städte und Provinzen bemächtigten und den Staatsschatz schamlos plünderten. Der schlimmste unter ihnen, weil der vornehmste, war Condé, der nach dem Tode Heinrichs nach Frankreich zurückgekehrt war und nun sich als Gegner der „florentiner Bankierstochter" aufspielte. Die ganze Monarchie schien aus den Fugen zu gehen.

Unter solchen Umständen nahm Maria einen schon von ihrem Gemahl mehrfach gehegten Plan wieder auf, der ihr auf alle Fälle einen starken Rückhalt sicherte: die Absicht einer Doppelheirat zwischen dem französischen und dem spanischen Königshause. Im April 1611 wurde der Vertrag geschlossen, welcher die Vermählung Ludwigs XIII. mit der ältesten Infantin, Anna, sowie des Prinzen von Asturien, Philipp, mit Ludwigs ältester Schwester Elisabeth für eine nahe Zukunft festsetzte. Die Wichtigkeit dieser Vereinbarungen liegt auf der Hand. Entsprach — wie das ja beide Parteien beabsichtigten — das gegenseitige Verhalten beider Mächte dem engen verwandtschaftlichen Bunde der Herrscher, so wurde das ganze politische System Europas umgestaltet. Es hatte bisher auf dem ausgesprochenen Gegensatze Frankreichs und Spaniens beruht: indem beide sich alliierten, schienen sie eine despotische Herrschaft über alle anderen Länder ausüben zu müssen. Am meisten erschraken selbstverständlich die protestantischen Staaten, die bisher allein bei Frankreich Schutz vor der übermächtigen habsburgischen Restaurationspolitik gefunden hatten.

Ihre Klagen fanden bereitwilliges Gehör in Frankreich bei den Reformierten sowie bei den Großen im allgemeinen. Ferner waren die Massen

unzufrieden mit der wachsenden Steuerlast — freilich eine Folge der Habgier der Prinzen — und mit der Günstlingsstellung der Florentiner. So erhoben im Januar 1614 die Führer des hohen Adels das Banner der Empörung. Indes sie benahmen sich so thöricht und zugleich so selbstsüchtig, daß die öffentliche Meinung sich gegen sie wandte. Die Regentin aber handelte mit vielem Geschick. Im September 1614 ließ sie ihren Sohn großjährig erklären, so daß nunmehr ihre Akte von der königlichen Autorität gedeckt waren. Dann berief sie die Generalstände des Reiches ein, auf den Oktober 1614. Die Mehrheit der Abgeordneten war durchaus royalistisch gesinnt.[1]

Freilich war sofort in allen drei Ständen von Reformen, Herabsetzung der Steuern, Abschaffung der Verkäuflichkeit der Ämter die Rede. Aber bald zeigten sich die Wirkungen der letzten Ereignisse. Der dritte Stand trat in entschiedenen Gegensatz zu dem Adel, indem er Einziehung aller von den Großen erpreßten Gnadengehalte forderte. Darüber gerieten Adel und Tiers-Etat in schlimmen Hader. Und noch in anderer Weise zeigte es sich, einen wie lebhaften Umschwung nach streng royalistischer Seite hin der Bürgerstand Frankreichs in den letzten beiden Dezennien durchgemacht hatte. Er beantragte zu erklären, daß die Krone ihre Macht ausschließlich von Gott habe und es daher niemandem, auch nicht der geistlichen Gewalt, zustehe, die Unterthanen vom Eide der Treue zu entbinden. Darüber war der Klerus ergrimmt: er schloß mit dem Adel ein enges Bündnis gegen den dritten Stand. Diese Versammlung, an welche sich die größten Erwartungen geknüpft hatten, verfiel in Zank und Streit, so daß sie überhaupt nicht zu einheitlichen Beschlüssen zu gelangen vermochte. Die Regentin benutzte schlau die Lage, indem sie sich von jedem der Stände besonders die Billigung ihrer spanischen Heiratspläne erteilen ließ. Dann schloß sie plötzlich die Versammlung (Februar 1615).

So kläglich endeten die sehnlichst erwarteten Generalstände von 1614, die letzten bis zu den ewig denkwürdigen von 1789. Schlimmer konnte eine parlamentarische Körperschaft sich nicht benehmen, als jene sich gezeigt hatten. Sie hatten bewiesen, daß die damalige gesellschaftliche Organisation Frankreichs unfähig war, irgend eine das Königtum beschränkende und regulierende, sei es aristokratische, sei es volkstümliche Gewalt hervorzubringen. Einzelne Aufstände konnten noch stattfinden, aber im großen und ganzen war nunmehr definitiv der Weg vorgezeichnet, den Frankreich einzuschlagen habe: es war der des königlichen Absolutismus. Freilich hätte derselbe gut gethan, auf die Stimme eines der Redner des dritten Standes zu hören, der prophetischer, als er selbst dachte, in Betreff des Volkes ausrief: „Es steht zu fürchten, daß dasselbe einst aus Amboß Hammer werde!"

Das Bürgertum war allerdings mit dem negativen Ergebnisse der Generalstände sehr unzufrieden. Es fand ein Organ seiner Mißstimmung in dem

1) Picot, Histoire des Etats généraux, Bd. III.

Pariser Parlamente, das zum erstenmale den Versuch wagte, sich zu einer Art Reichsvertretung aufzuwerfen, die es doch durchaus nicht war. Die Hugenotten stimmten eifrig in die von dem höchsten Gerichtshof gegen die Regentin und deren Umgebung erhobenen Anklagen ein. Die Prinzen stellten sich an die Spitze des Widerstandes. Als Maria im November 1615 die Doppelvermählung an der spanischen Grenze vollziehen ließ, war der Hof überall von dem volkstümlichen, aristokratischen, gallikanischen Aufstande umgeben. Welche Herabwürdigung des Königtumes, daß man wieder Heere gegen dasselbe aufzustellen wagte, daß die Unterthanen abermals wie gleichberechtigte Kriegführende dem Monarchen gegenüber auftraten! Alle Früchte der Regierung Heinrichs IV. schienen dahin.

Verhandlungen, Gefechte, Friedensschlüsse, neue Rebellionen wechselten mit einander ab. Maria rief aus: entweder müsse sie die großen Unruhestifter überwältigen, oder sie werde mitsamt ihrem Sohn zu Grunde gehen. Gerade die Höhe ihrer Besorgnisse flößte ihr ungewöhnliche Thatkraft ein. Man beschloß, alle diese Prinzen mit einem Schlage gefangen zu setzen. Es gelang nur mit Condé (September 1616); die übrigen Führer entkamen in die Provinzen. Allein sie wurden von den königlichen Truppen besiegt, in Mezières und Soissons eingeschlossen. Ancre, dessen Palast der Pöbel geplündert hatte, kehrte triumphierend nach Paris zurück und übte ein blutiges Schreckensregiment gegen seine Widersacher. Noch einige Schachzüge, und er sowie Maria mochten ihre unpopuläre Herrschaft als gesichert betrachten.

Da sollte ihnen das Verderben von einer Seite kommen, von welcher sie es am wenigsten erwartet hatten.

Der junge König hatte eine freudlose Jugend durchlebt. Von seiner Mutter wenig geliebt, sah er sich von ihr mit Härte und Geringschätzung behandelt. Bis kurz vor seiner Mündigkeitserklärung hatte er, der König von Frankreich, oft genug die Peitsche kosten müssen. Er war nicht ohne einige Anlagen für mechanische Fertigkeiten, für mathematische und Ingenieurwissenschaften, aber ein Verständnis seines Königsberufs, eine höhere freiere Befähigung war ihm nicht zu teil geworden. Schwächlich, wie Körper und Intelligenz, war unter der Einwirkung jener lieblosen Erziehung auch sein Charakter geworden: er ward furchtsam, mißtrauisch, versteckt, boshaft. Er blieb stets eines Vertrauten bedürftig, den er nicht liebte, aber dem er die Leitung der Geschäfte überlassen zu können meinte. Einen solchen hatte der in sein sechzehntes Jahr eintretende Jüngling an Karl von Luynes gefunden, einem armen Edelmann, der bei ihm zuerst als Falkenwärter in Dienst getreten war. Dieser Mann, ohne umfassende Begabung, aber mit einem bewundernswerten Geschick für die Intrigue und mit grenzenlosem Ehrgeiz ausgerüstet, hatte sich zuerst mit Concinis Hilfe gehoben; dann, in des jungen Königs Gunst befestigt, begann er danach zu trachten, mit dessen Unterstützung den Marschall zu stürzen, selber dessen Stelle einzunehmen. Mit vielen hochstehenden Unzufriedenen im Bunde, suchte er den König zu überzeugen, daß

Ancre es auf sein Königtum, ja sein Leben abgesehen habe. Durch geschickte Mischung von Wahrheit und Dichtung setzten wirklich Luynes und dessen Verbündete den Jüngling in solchen Schrecken, daß derselbe seine gewöhnliche Zaghaftigkeit überwand. Ludwig befahl also im geheimen seinem Gardekapitän von Vitry, den Marschall gefangen zu nehmen und, wenn er sich widersetze, zu töten. Am 24. April 1617 entledigte Vitry sich seines Auftrages in dem Sinne, wie man ihm diesen gegeben hatte: seine Umgebung ermordete Ancre auf der Stelle, ohne daß jemand gewagt hätte, denselben zu verteidigen.

„Nun bin ich König," rief Ludwig froh bei dieser Nachricht aus — in völliger Selbsttäuschung, da er nur einen Herrn mit dem andern vertauschte. Der Königin-Mutter ward aller Einfluß entzogen; hartherzig verweigerte der Sohn ihr eine Zusammenkunft und hielt sie wie eine Gefangene, bis sie einwilligte, sich nach Blois zurückzuziehen. Die Kreaturen Ancres wurden sofort aus ihren Stellen entfernt, Villeroy, Jeannin — die Diener Heinrichs IV. — zur Gewalt zurückgeführt. Die unglückliche Witwe Ancres wurde in die Bastille gesetzt, bald unter den albernsten Vorwänden als Zauberin und Hochverräterin dem Henker überliefert.

Alle Klassen des Volkes begrüßten die Umwandlung mit hoher Freude. Die Aufständischen legten die Waffen nieder, die sie nur gegen die Florentiner geführt hätten, und der König nahm sie freundlich auf. Friede, Eintracht, schienen unter dem Sohne Heinrichs IV. zurückzukehren.

Auch in der äußeren Politik machte man einen Anlauf, die Haltung dieses Königs nachzuahmen. Man setzte den weiteren Fortschritten der Spanier in Italien ein Ziel, indem ein französisches Heer den Herzog Karl Emanuel von Savoyen gegen den Angriff jener verteidigte. Des Königs zweite Schwester, Christine, ward mit dem ältesten Sohne des Herzogs vermählt.

Allein dieser Aufschwung war von kurzer Dauer. Luynes dachte nur daran, seine Gewalt zu behalten und zu befestigen, sich und den Seinigen Reichtümer zu verschaffen. Da durfte er der mächtigen klerikalen Partei nicht Trotz bieten, die durchaus mit Spanien im Bunde stand. Vergebens bestürmten die Böhmen die französische Regierung um Unterstützung, sie zeigte sich vielmehr den Kaiserlichen günstig.[1]) Als der päpstliche Nuntius den König Ludwig XIII. ersuchte, den letzteren zu Hilfe zu kommen, ging derselbe hierauf wenigstens insoweit ein, als er seine deutschen Freunde von jeder Leistung eines Beistandes an die böhmischen „Rebellen" abmahnte.[2]) Die spanischen Habsburger waren von der überraschenden Haltung Frankreichs so entzückt, daß sie demselben offiziell den herzlichsten Dank dafür aussprechen ließen.[3])

1) MS. Depesche Monteleons (span. Gesandten in Paris) v. 24. Sept. 1618; National-Archiv in Paris K 1475.

2) MS. Kardinal Borja an Philipp III.; 6. Aug. 1618; ebendas.

3) MS. Königliche Instruktion an Giron (Monteleons Nachfolger) v. 14. Nov. 1618; das. K 1455.

Sowohl die Böhmen wie die Union sahen sich von dem Könige, auf dessen Beistand sie gehofft hatten, lediglich zum Frieden und zur Unterwerfung ermahnt.[1])

Nicht viel besser als die Böhmen von Frankreich wurde einstweilen der Kaiser von den eifrig katholischen Mächten unterstützt. Spanien war in Italien beschäftigt. Erzherzog Albrecht in Brüssel versprach 500, Sigismund III. von Polen mehrere tausend Reiter. Dagegen war die Liga nicht zur Hilfeleistung an den Kaiser zu bewegen. Herzog Maximilian war seit einigen Jahren mit den Habsburgern, die ihm die Leitung des Bundes hatten entreißen wollen, zerfallen und wollte sich um ihrer willen nicht in einen Kampf mit der Union stürzen. Deren Haupt war der junge Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, den trotz politischer und militärischer Unfähigkeit glühendster und unruhigster Ehrgeiz erfüllte. Da ihn überdies seine Gemahlin, die englische Königstochter Elisabeth, unaufhörlich zu entscheidender politischer Thätigkeit anspornte, stellte er den böhmischen Direktoren seinen Beistand in Aussicht.

Schlimmer war noch, daß die kaiserliche Regierung von ihren protestantischen Unterthanen nichts Gutes zu erwarten hatte. Im Gegenteil sperrten die oberösterreichischen Stände ihrem Kriegsvolk den Durchzug, erklärten die Niederösterreicher sich ihr geradezu feindlich. Die Schlesier sandten gar den Böhmen 3000 Mann zu Hilfe. Zwar Ungarn und Mähren blieben noch ruhig, allein der erste entscheidende Sieg der Aufständischen mußte auch sie mit fortreißen.

Trotz dieser üblen Lage ließ Ferdinand, der bei der völligen Erschlaffung des Kaisers die alleinige Leitung des Krieges in Händen hatte, den Mut nicht sinken. Ein Heer von 14 000 Mann wurde angeworben, der kriegserfahrene Belgier Graf von Bouquoy zum Oberbefehlshaber bestellt; er war der erste jener zahlreichen Ausländer, zumal Wallonen und Italiener, welche, mit fast gänzlichem Ausschlusse der Deutschen, die kaiserlichen Heere des siebzehnten Jahrhunderts befehligten. Schon im August 1618 brach dessen General Graf Dampierre — auch ein Fremder, ein Lothringer — in Böhmen ein und machte nicht unerhebliche Fortschritte. Allein das war nur ein kurzer Sonnenblick für die Habsburger; denn nun trat Friedrich V. von der Pfalz, schon damals „für den Fall einer Vakanz" nach der böhmischen Krone lüstern, gegen sie in Thätigkeit. Er sandte einen Heerhaufen nach Böhmen unter einem tüchtigen Führer, dem Grafen Mansfeld.

Ernst von Mansfeld[2]) war der illegitime und erblose Sohn des Fürsten Peter Ernst von Mansfeld, eines der angesehensten belgischen Großen; eine jener begabten Abenteurernaturen, wie sie für den dreißigjährigen Krieg so

1) MS. Dep. Girons v. 15. Dez. 1618; das. K 1475.

2) de Villermont, Ernest de Mansfeld, 2 Bde. (Brüssel 1867). — Graf Uetterodt zu Scharffenberg, Ernest Graf zu Mansfeld (Gotha 1867). — Vgl. B. Erdmannsdörfer, Karl Emanuel I. von Savoyen u. die Kaiserwahl von 1619 (Leipzig 1862).



ERNESTO PRINCIPI ET COMITI MANSFELDIÆ, MARCHIONI CASTELLI-NOVI ET BVTIGLIRIÆ, BARONI AB HELDRVNGEN GENERALI ETC.

Ant van Dyck pinxit *Robertus van Voerst sculpsit*

Graf Ernst von Mansfeld.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Robert van Voerst (1596—1669); Originalgemälde von Anthonie van Dyck (1599—1641).

bezeichnend sind: Männer von Thätigkeitsdrang und ruhelosem Ehrgeize verzehrt, stets voll großer Entwürfe, aber ohne tiefere Überzeugung, ohne jeden sittlichen Gedanken, ohne Stetigkeit und sichere Berechnung, häufig besiegt und doch nie um Hilfsmittel verlegen, um aus Niederlage und Unglück sich wieder emporzuschwingen. Nach oft wechselnder, nicht immer ehrenvoller kriegerischer Laufbahn war er 1615 in den Dienst des ihm geistig vielfach verwandten Herzogs Karl Emanuel I. von Savoyen getreten. Dieser, ein erbitterter Feind des ihm eng verschwägerten habsburgischen Hauses, hatte im Juni 1618 sich entschlossen, Mansfeld mit 2000 Mann den Unierten für die Böhmen zur Verfügung zu stellen. Dafür versprach der Pfälzer, dem Herzoge, der ja dem Namen nach deutscher Reichsfürst war, zur Kaiserkrone zu verhelfen. Mansfeld und Thurn drängten nun Bouquoy unter schweren Verlusten aus Böhmen heraus und nahmen das wichtige Pilsen, das bisher treu für den Kaiser ausgehalten hatte (November 1618). Thurn hatte es in der Hand, Bouquoys kleines entmutigtes Heer gänzlich zu vernichten. Anstatt dessen ließ er, von eitler Ruhmbegierde fortgerissen, jenen nur durch ein Detachement unter Schlick beobachten, um selber einen verwüstenden Einfall in Niederösterreich zu unternehmen. Seine Reiter streiften bis wenige Meilen vor Wien. „Ich höre, meine Böhmen spazieren mir gar ins Land hinein," äußerte gleichmütig der schwachsinnige Kaiser. Ärgerlich erwiderte Ferdinand: „Sie kommen nur zu nahe." Die kaiserlichen Kassen waren leer, Matthias selbst mißmutig, unthätig und doch nicht zu bewegen, die Geschäfte formell an Ferdinand zu überantworten. Welche Lage konnte hoffnungsloser sein, als die dieses Königs und der katholischen Kriegspartei am Ende des Jahres 1618!

Sie wurden gerettet durch den Mangel an Entschlossenheit und Einigkeit unter ihren Gegnern. Die österreichischen Protestanten brauchten nur zuzugreifen, und ihre Widersacher waren in ihrer Hand. Da aber Zierotin[1]) die Mährer von Unterstützung der böhmischen „Rebellen" abhielt, blieben auch die Österreicher ruhig. Das war ein harter Schlag für die Böhmen; ein weiterer, daß des Pfälzers Schwiegervater, König Jakob I. von England, auf keine Weise zur Unterstützung desselben zu bewegen war, sondern sich im eitlen Glanze der Vermittlerrolle sonnte. Und doch scheiterten die angeknüpften Ausgleichsverhandlungen an dem leidenschaftlichen Gegensatze der beiden Parteien.

Ein neuer Waffengang wurde notwendig. Allein ehe er begann, ward Kaiser Matthias einem Leben entrückt, das ihm nur noch Kümmernisse und Beängstigung gebracht hatte. Er starb am 20. März 1619, dem Könige Ferdinand und mit diesem der entschiedensten und rücksichtslosesten Partei unter den Katholiken die Schlichtung des Kampfes mit den protestantischen Böhmen überlassend. An Frieden war nun nicht mehr zu denken; unglückverheißend begann das zweite Jahr des großen Krieges.

---

1) S. VII, T. 613.

Zweites Kapitel.

Kaiser Ferdinand II. und der Krieg bis zum Restitutionsedikt.[1]

Alle überzeugten Anhänger des ausschließlichen und eifrigen Katholizismus setzten die größte Hoffnung auf König Ferdinand, der jetzt, von seinem greisen und bedächtigen Vetter unbehindert, allein die Geschicke der deutsch-ungarischen Erbländer des Hauses Österreich zu leiten hatte. Seine fromme Ergebenheit für die Interessen seiner Religion war freilich ebenso unzweifelhaft wie sein felsenfestes Vertrauen auf den göttlichen Beistand, das ihn in den drohendsten Gefahren unerschütterlich bei den einmal gefaßten Beschlüssen verharren ließ. Sonst aber war er weit davon entfernt, die von ihm gehegten Erwartungen zu rechtfertigen. Einen beträchtlichen Teil seiner Zeit verwandte er auf endlose religiöse Zeremonien und Übungen, unter denen sogar die Selbstgeißelung nicht fehlte. Dann widmete er viele Stunden, ja ganze Tage der Musik und der Jagd, die beide er leidenschaftlich liebte. Es blieb ihm demnach wenig Muße für die Regierungsgeschäfte, und soweit er sich an diesen beteiligte, zeigte er eine Lässigkeit und Unselbständigkeit, die mit den Jahren zunahmen. Er ließ sich ganz von seiner Umgebung leiten, die in Trägheit und Gewinnsucht sein Vertrauen schändlich mißbrauchte, und zumal von seinen jesuitischen Beichtvätern, unter denen Pater Lamormain ihn am längsten und stärksten beeinflußt hat. Nicht minder verderblich wirkten seine Prunksucht, seine thörichte Freigebigkeit für seine Diener und für die Kirche, die sich unglaublich bereicherten, während der Staatsschatz stets in Not war, die Gläubiger, die Beamten, die Soldaten unbezahlt blieben. Ein Kardinal war es, der die Jesuiten geradezu anschuldigte, in Österreich die kaiserliche Herrschaft durch die ihrige ersetzen zu wollen. Des Kaisers vertrautester Minister war Freiherr und späterer Fürst Hans Ulrich von Eggenberg. Aus bürgerlicher, aber durch Geldgeschäfte sehr reich gewordener steierscher Familie stammend, war Eggenberg frühzeitig vom Protestantismus zur offiziellen Kirche zurückgetreten und hatte sich an den jungen Erzherzog Ferdinand als ergebener Diener angeschlossen. Es entsprach den Anschauungen dieses Fürsten, wenn Eggenberg, trotz eigener religiöser Gleichgültigkeit, gegen alle Widersacher in Glaubens-

---

1) Außer den S. 3 genannten Werken: A. Gindely, Gesch. des dreißigjährigen Krieges, Bd. II—IV (Prag 1878—80).

wie in politischen Dingen immer zu den schärfsten Maßregeln riet. Bei aller wahrer Anhänglichkeit an Ferdinand hat er übrigens auf Kosten von dessen Armut unbedenklich dem Staatsschatz sich tributär gemacht: teils durch beständige „Gnadengeschenke“ des schwachen Herrschers, teils durch wucherische Bankiergeschäfte mit dem stets geldbedürftigen Schatze.[1])

Bei dem Tode des Kaisers Matthias fand Ferdinand zunächst die Kassen völlig leer. Und dabei mehrten sich die Bedrängnisse des Erzhauses, als er, der allen Protestanten Verhaßte, die Regierung im eigenen Namen führen sollte. Da fielen auch die Mährer den Böhmen zu, erwählten dreißig Direktoren zur Leitung ihrer Angelegenheiten, zogen sämtliches Kloster- und Stiftsvermögen ein und rüsteten ein Heer, das den Böhmen zu Hilfe kommen sollte. Die beiden Lausitz folgten dem Beispiele Mährens. So hatten alle Länder der böhmischen Krone sich gegen Ferdinand erklärt. Die Oberösterreicher erkannten ihn gar nicht als ihren Landesfürsten an; die Niederösterreicher traten mit Thurn in offene Verbindung. Höchstens auf seine früheren Lande Steiermark und Kärnten sowie auf Tirol konnte Ferdinand sich verlassen. Er vermochte nicht zu hindern, daß (Anfang Juni 1619) Thurn zum zweitenmale ganz in der Nähe Wiens erschien. Die Stadt zählte nur eine geringe Besatzung, leicht wäre sie durch einen Handstreich zu nehmen gewesen. Allein Thurn zeigte hier abermals, daß er kein Feldherr sei. Er zögerte so lange, bis er die Hauptstadt, den dort befindlichen König und damit den Sieg aus der Hand gegeben hatte.

Wirklich drängten die niederösterreichischen Stände den ohnmächtigen König zur Unterschreibung eines bedingungslosen Friedens mit den Böhmen. Von den eigenen Räten verlassen, verteidigte sich Ferdinand mit bewundernswerter Zähigkeit und Glaubensfestigkeit: als die plötzliche Ankunft von vierhundert herbeigerufenen Kürassieren seiner höchsten Bedrängnis ein Ende machte (5. Juni[2]). Wenige Tage später war Thurn vor Wien verschwunden. Von diesem Zeitpunkt an beginnt der fast erloschene Stern Habsburgs wieder aufzuleuchten.

Inzwischen nämlich hatte Bouquoys kleine Schar sich durch ungarische und wallonische Zuzüge bis auf 12 000 Mann vermehrt. Mit diesen überfiel er von Budweis aus das Korps Mansfelds bei Zablat und vernichtete es vollständig (8. Juni). Das Treffen von Zablat, an sich unbedeutend, erfüllte doch die Truppen der Aufständischen in Böhmen — weilte ja Thurn noch in Österreich — mit Schrecken. Bouquoy verfolgte die Weichenden bis in die Nähe Prags, alle zwischenliegenden Städte nahm er mehr durch Schreck als durch Gewalt ein. Eiligst kehrte nun Thurn nach Böhmen zurück. Die ganze Sachlage hatte sich mit einem Schlage geändert. Wie kürzlich die

---

1) H. v. Zwiedineck-Südenhorst, Fürst von Eggenberg (Wien 1880).

2) Dies, nicht der 11. Juni, ist das richtige Datum. Die bekannte Erzählung, daß man den König am Knopfe des Wamses gepackt und ihn mit Einsperrung in ein Kloster bedroht habe, ist erfunden. Vgl. Gindely a. a. O. II. S. 78 ff. Note.



Kaiser Ferdinand II.

Verkleinertes Facsimile eines anonymen Kupferstiches.

Böhmen vor Wien, so standen jetzt die Königlichen drei Meilen von Prag. Das moralische Übergewicht war jetzt auf seiten der Habsburger.

Diese ihre Erfolge wurden hauptsächlich auch für die Kaiserwahl wichtig, die im Monat Juli in Frankfurt am Main stattfinden sollte. Vergebens hatte Kurpfalz versucht, den Bayernherzog zum Gegenkandidaten wider Ferdinand zu gewinnen; jener wollte aus den Händen der Ketzer die Krone nicht annehmen. Der Herzog von Savoyen hatte schließlich die dürre und teure Ehre gleichfalls abgelehnt. So befanden sich Pfalz und Brandenburg, die entschieden wider Ferdinand waren, in der größten Verlegenheit, wen sie gegen denselben als Bewerber aufstellen sollten. Dazu kam, daß die fremden Mächte, nicht nur Spanien und Polen [1]), sondern auch Frankreich [2]) und selbst England für den König von Ungarn wirkten. Trotzdem kam dessen Wahl nicht zu stande, wenn die drei evangelischen Kurfürsten einig blieben. Aber da fiel, wie vorher und später so häufig, Sachsen von ihnen ab.

Kurfürst Johann Georg von Sachsen war noch einer der letzten deutschen Fürsten im Sinne des sechzehnten Jahrhunderts. Das bewies er nach der schlimmen Seite durch unmäßige Völlerei und Leidenschaft für das Weidwerk, nach der guten durch streng ehrbares Familienleben, Liebe zu Frau und Kindern, sorgsames Regiment, aufrichtige reichsständige Gesinnung. Aber man dürfte nicht sagen, daß er zu der rühmlicheren Art solcher Fürsten gehörte. Seine Sparsamkeit wurde zu Geiz, seine Regentensorgfalt zu Ländergier, Härte und Herrschsucht, seine Religiosität zu engherzigstem Eifer für strenges Luthertum. Er war bei aller Prahlerei und allem Hochmut ein feiger, unentschlossener Mann, ohne irgend welchen großartigen Charakterzug. Jetzt trieb ihn teils Neid gegen des Pfälzers hervorragende Stellung, teils ererbte Anhänglichkeit an das Haus Österreich zu diesem hinüber. Darauf fiel zuerst Brandenburg, schließlich widerstrebend Pfalz dem von der überwiegenden Mehrheit Erkorenen zu. Am 28. August 1619 ward Ferdinand in Frankfurt zum Kaiser gewählt, am 9. September daselbst gekrönt. Überraschend schnell war ihm dieser Erfolg gelungen, der das Selbstvertrauen der Habsburger nicht wenig steigerte.

Noch hatten sie bedeutende Schwierigkeiten zu besiegen.

Da Thurn inzwischen den schwächeren Bouquoy völlig aus Böhmen herausgedrängt hatte, faßten die Aufständischen wieder Mut. Die niederösterreichischen Stände, die sich in Horn versammelt hatten, gingen mit dem in Prag eröffneten Generallandtage der fünf Länder der Wenzelskrone ein Bündnis ein; und dieser erklärte am 19. August Ferdinand geradezu der

1) Über dessen Haltung vergl. MS. Discours sur l'élection d'un empereur (Aug. 1619); Bibl. nat. zu Paris 3721 fol. 6.

2) Über das Benehmen dieser Macht in der böhmischen Frage, sowie über den damaligen Gang der Dinge in den österreichischen Staaten überhaupt kann man eine Fülle noch unbenutzter Nachrichten in den Depeschen des französischen Gesandten in Wien, de Beaugy, finden; Bibl. nat. zu Paris, Harlay 15929.



Kurfürst Maximilian I. von Baiern.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Johann Sadeler.

böhmischen Krone für verlustig. In betreff der wichtigen Frage, wer sein Nachfolger sein sollte, wurden drei Kandidaten zum Vorschlage gebracht. Der Herzog von Savoyen wurde als Fremder und Katholik fast ausschließlich von seinem Söldner, Ernst von Mansfeld, vertreten. Die konservativ und mehr lutherisch Gesinnten, unter der Führung des Grafen Schlick, verfochten die Wahl des Kurfürsten von Sachsen; allein derselbe hatte sich bei jeder Gelegenheit den Böhmen abgeneigt gezeigt. So drangen die entschiedenen Calvinisten, unter Ruppa, Kinsky, Thurn durch, deren Kandidat das Haupt der Union, Friedrich V. von der Pfalz war. Am 26. August 1619 ward derselbe mit überwältigender Mehrheit zum böhmischen Könige erkoren.

Einen vollen Monat schwankte Friedrich, von allen Einsichtigen gewarnt, ob er die Wahl annehmen sollte. Allein der verlockende Glanz der Königskrone, die Ermahnungen seiner eitlen Gemahlin, die Verheißungen der unierten Fürsten, ihn unterstützen zu wollen — alles dies bestimmte ihn zuletzt zur Zusage: für ihn und sein Land zum unermeßlichen Schaden!

Einstweilen lächelte freilich das Glück dem neuen Könige, der mit großer Pracht in Böhmen einzog. Das überlegene böhmische Heer konnte abermals bis gegen Wien vordringen. Und zu gleicher Zeit nahte dem Kaiser auch von Osten her drohende Gefahr.

Der letzte siebenbürgische Fürst aus dem Hause Báthori, Gabriel, hatte unter seine Krieger den Sohn eines armen calvinistischen Edelmannes gezählt, Gabriel Bethlen oder, in ungarischer Form, Bethlen-Gabor (geboren 1580). Der verwegene und unternehmende Mann fand bald an seiner untergeordneten Stellung kein Genüge: er begab sich nach Konstantinopel und intrigierte und hetzte derart gegen Báthori, daß der Sultan ihm gegen denselben ein Heer zur Verfügung stellte. Wirklich trug Bethlen den Sieg davon, und als Báthori sich in das Türkenlager begab, um mit dem es befehligenden Pascha zu unterhandeln, wurde er ermordet (Oktober 1613). Darauf ward Bethlen-Gabor zum siebenbürgischen Großfürsten unter türkischer Oberhoheit proklamiert. Der Kaiser sowohl wie die Böhmen hatten sich jüngst um seine Gunst beworben, aber schließlich zogen ihn seine religiösen Neigungen wie der Wunsch, in Ungarn Eroberungen zu machen, auf die Seite der Aufständischen. Mit 60000 Mann brach er in Oberungarn ein, das er zum größten Teil einnahm. Überall jauchzten ihm die protestantischen Magyaren zu, seine Wahl zum ungarischen Könige wurde vorbereitet, auch Preßburg fiel in seine Gewalt.

So saß der Kaiser zwischen den deutschen, slawischen und ungarischen Gegnern eingeschlossen in Wien, wo es gleichfalls an Unzufriedenen nicht fehlte. 12000 Ungarn stießen zu den Böhmen und Mährern unter Thurn. Dieser hätte durch einen Angriff auf Wien den Untergang der habsburgischen Macht herbeiführen können. Wieder verzagte er, da eine weltgeschichtliche Entscheidung von höchster Wichtigkeit in seine Hand gelegt war. Kälte und Mangel als Gründe vorschützend, wich er zum dritten und letztenmale



Friedrich V. von der Pfalz.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Peter Isselburg (um 1580 — nach 1630).

von Wien zurück, während Bethlen durch einen Einfall der Polen nach Ungarn abberufen wurde (Dezember 1619).

Die Uneinigkeit und der Wankelmut der Verbündeten ermutigten den Kaiser. Die Österreicher wagten keinen offenen Angriff auf dessen Truppen. Die Union führte zwar auf ihrem „Korrespondenztage" zu Nürnberg eine drohende Sprache, that aber aus Geiz und Unentschlossenheit nichts, um derselben Nachdruck zu verleihen. Venedig, auf dessen Beihilfe gegen die ihm feindlichen Habsburger man gerechnet hatte und dessen Unterstützung die steierschen Protestanten zum Aufstande bewogen haben würde, zog eine verzagte Neutralität vor.[1]) Friedrich selber war ein gutmütiger, gänzlich unbedeutender Fürst, der seiner schwierigen Stellung keineswegs gewachsen war und niemand Achtung einflößte. Dagegen bildete sich nunmehr zu gunsten Ferdinands ein mächtiges katholisches Bündnis.

Herzog Maximilian von Bayern hatte jenem so lange den Beistand versagt, bis der Kaiser denselben um jeden Preis erkaufen mußte. Als Ferdinand nun in seiner Not zu allen Zugeständnissen bereit war, schloß Maximilian mit ihm (8. Oktober 1619) einen Vertrag, der für den ganzen weiteren Verlauf des Krieges von entscheidender Bedeutung geworden ist. Der Herzog versprach die Liga wieder herzustellen und an deren Spitze die Böhmen und Pfälzer zu bekämpfen; der Kaiser, ihn zu entschädigen und ihm im Falle des Sieges die verwirkte Kurwürde Friedrichs und einen Teil von dessen Ländern zu verschaffen. Sofort rüstete die Liga ein Heer von 25000 Mann. Dazu kam dem Kaiser auch von außerhalb des Reiches Beistand. Der Papst zahlte ihm 20000 Gulden monatlich und ließ ihm von den Kongregationen 100000 entrichten. 200000 Scudi gab Paul V. jährlich der Liga, eine Summe, die im Grunde gleichfalls dem Kaiser zu gute kam. Von kleinen italienischen Fürsten und Republiken liefen etwa 100000 Gulden ein — die letzten Reste der kaiserlichen Autorität auf der Apenninenhalbinsel. Spanien sprang nicht allein mit starken Geldzahlungen bei, sondern auch mit mehreren Veteranenregimentern zu Fuß und zu Pferde — 16000 Mann[2]) —, die unter Don Baltasar von Marrádas aus Italien zu Ferdinands Truppen stießen. Endlich sandte Sigismund III. von Polen mehrere tausend Kosaken, welche die evangelischen Orte Niederösterreichs schrecklich verwüsteten.

Während so des Kaisers Macht von seinen Glaubensgenossen unterstützt wurde, ließen die Gegner es bei bloßen Worten bewenden. Die aufständischen Ungarn erwählten in Neusohl den Bethlen-Gabor zu ihrem Könige. Die Union redete, aber handelte nicht. Von England und Venedig verlassen,

---

1) v. Zwiedineck-Südenhorst, Die Politik der Republik Venedig während des dreißigjährigen Krieges (2 Bde., Stuttgart 1882. 85).

2) MS. Philipp III. an Giron, 25. Juni 1619 (Bibl. nat. in Paris). — Ebendas., K 1455, finden sich, unter dem Jahre 1620, zahlreiche diplomatische Aktenstücke, die beweisen, daß auch die französische Regierung dem Kaiser militärische Hilfe zugesagt hatte, was sie freilich nachher unter verschiedenen Vorwänden unterließ.



Gabriel Bethlen.

Verkleinertes Facsimile eines gleichzeitigen anonymen Kupferstiches.

von Frankreich zur Nachgiebigkeit ermahnt, von Spanien geradezu bedroht, verloren die unierten Stände, der Ungunst der allgemeinen Lage gegenüber, völlig den Mut. Endlich gingen sie unter französischer Vermittelung im Juli 1620 zu Ulm mit der Liga einen Friedensvertrag ein, durch welchen sie dieselbe von der Kurpfalz fern hielten; dagegen ließen sie nicht nur ihr gegen Böhmen, sondern den Spaniern auch gegen die Pfalz völlig freie Hand. Dieser schmachvolle Vertrag, ein sicheres Zeichen der Schwäche und Selbstauflösung, war in der That das Todesurteil für die Union. Mit Recht sagte man später, nur der Vertrag von Ulm habe den Sieg der Kaiserlichen auf dem Weißen Berge ermöglicht.

Und schon war die von allen Seiten verstärkte kaiserliche Armee zum Angriff auf das darbende, unzufriedene und schlecht geleitete böhmische Heer übergegangen, während Bethlen Gabor die Zeit mit unfruchtbaren Verhandlungen verlor. Im Februar 1620 wurde Mansfelds, des thätigsten unter den böhmischen Führern, Korps bei Langenloys mit großem Verluste besiegt. Colonna von Fels fiel in einem Reitergefechte. Der neue Obergeneral Fürst Christian von Anhalt zeigte sich als Soldat völlig unfähig. Von keiner Seite war Hilfe in Sicht. Dagegen war nun die Zeit gekommen, wo, durch den Ulmer Vertrag gedeckt, der umsichtige und klug berechnende Maximilian es für gut befand, mit seinem trefflich gerüsteten Heere von 30000 Mann dem Kaiser, der ihm glänzenden Lohn hatte verheißen müssen, zu Hilfe zu eilen. Sein Feldoberst war einer der vorzüglichsten Strategen der Zeit, Johann Tserclaes Freiherr von Tilly[1]). Aus einer vornehmen belgischen Familie stammend, war Tilly 1559 in Brabant geboren und hatte in den niederländischen Kriegen, der damaligen Schule für Heerführer, sich ausgebildet. Unter Rudolph II. in kaiserliche Dienste getreten, hatte er gegen die Türken Mut und Geschicklichkeit in hervorragendem Maß bewährt. Nach dem Frieden von Zsilva-Torok hatte er seine Erfahrung und Tüchtigkeit dem bayrischen Kurfürsten zur Verfügung gestellt und dessen Heer geschaffen und vorzüglich organisiert. Bescheiden und uneigennützig diente er der Sache, der er sich gewidmet; sein katholischer Glaube ging ihm über alles; streng war er gegen sich und andere, aber nicht nutzlos grausam. Jetzt verbreitete die bayrische Armee Schrecken vor sich her. Die oberösterreichischen Stände wagten keinen Widerstand und mußten sich zur fast bedingungslosen Unterwerfung verstehen; Maximilian nahm ihr Land in Pfandbesitz, bis der Kaiser ihm die Kriegskosten vergütet haben werde, beutete es weidlich für sein Heer aus. Dann vereinigte er sich mit den kaiserlichen Truppen unter Bouquoy. 50000 Mann stark, rückte man auf den Rat Tillys geradenwegs auf Prag los. Alle kleineren Orte auf dem Wege wurden überwältigt. Mansfeld, der mit 12000 Mann in dem starken Pilsen stand und übrigens mit König Friedrich und zumal

1) Graf de Villermont, Tilly, 2 Bde. (Tournai 1859); u. O. Klopp, Tilly im dreißigj. Kriege, 2 Bde. (Stuttgart 1860): beides unbedingte Lobschriften.

Deß gwesten Pfaltzgrafen Glück vnd Vnglück.



WEr Glück vnd Vnglück wissen woll/
Der seh an deß Pfaltzgrafen spil.
Sehr glücklich war er in dem Reich/
So bald hett er nit seines gleich/
Jhm manglet nit an Leit vnd Land
Regieret weißlich mit Verstand
Ein Fraw von Königlichem Stam̃/
Die mehret jhm sein hohen Nam/
War glückhafftig mit jungen Erben
Sein Stam̃ so bald nit solt absterben.
Von reich vnd arm von jung vnd alten
Ward er in grosser Ehr gehalten.
Wie solches dann auch billich gschach
Weil er die höchste Chur versach
Auß Weltlichen Churfürsten vier
Dem Römischn Reich war er ein zier.
In Summ jhm war wol allermassen
Wann er sich nur hett gnügen lassen.
O Ehrgeitz du verfluchte sucht:
Hie sicht man dein vergiffte frucht/
Die Ehr vnd Würd machst manchem süß
Biß er kompt andern vnder d'Füß.

Wie anschlich wie zierlich wol
Wie dapffer alles Glücks so vol
War Pfaltzgraf Friderich zuuor/
Ehe das jhn Hoffart hebt empor.
Die besten Maister in dem Rath
Die waren da sein höchster schad
Der Plessen/ Camerarius/
Kein Müh kein Arbeit sie verdruß/
Biß sie jhn in die höch gebracht
Vnd auß jhm einen König gmacht
Das hett doch in die läng kein bstand
Weil er sich brauchet frembder Land
Sein Reich war nit von diser Welt
Darumb er bald zu boden felt.
Wo felt er hin? Ins tieffe Möhr/
Verlassen von sein gantzen Heer/
Die Staden haben jhn auffgfangen
Thun mit dem newen Fisch jetzt prangen
Vnd halten jhn für ein Gschawessen
Das Glück hat seiner gar vergessen
Hat jhn zu spott gmacht vor der Welt
Vnd wie ein Spiegel fürgestellt

Daß sich ein jeder hinfürbaß
Am seinigen genügen laß
Wie gern wolten jhn seine Räth
(Die das Rath zu starck vmbgedräht)
Jetzt wider in die höch auffschwingen
Es will jhn aber alls mißlingen
Er ist zu tieff hinab gesuncken
Er wer villeicht gar wol ertruncken
Wann nit Holland geholffen hett
Da es vmb jhn noch mißlich steht
Dann als er auß dem Netz gekrochen
Hand sie jhm weiter nichts versprochen
Als daß er mög bey jhnen wohnen
Jetzt seynd hindurch vil gute Cronen.
Der hett zuuor vil Leit vnd Land
Der hat jetzund ein lääre Hand
Der vor hett auff dem Haupt ein Cron
Hat jetzt kaum ein gantz Hemet an
Helff Gott dem armen Friderich
Er kompt doch nimmer vbersich.

Getruckt im Jahr/ 1621.

Verkleinertes Facsimile eines Spottflugblattes auf Friedrich V. von der Pfalz; 1621.

mit dem Fürsten von Anhalt zerfallen war, ließ sich in verräterische Unterhandlungen ein und versprach für 300000 Gulden, die man ihm in Aussicht stellte, sich einstweilen neutral zu verhalten. Der Besorgnis vor ihm entledigt, setzten Kaiserliche und Ligisten den Marsch auf Prag fort. Entmutigt, ohne

Vertrauen auf sich und seine Führer, wurde das böhmische Hauptheer bis auf den Weißen Berg, dicht südlich bei Prag, zurückgeworfen.[1])

In halbvollendeten Verschanzungen sahen sich hier diese 21 000 Mann am 8. November 1620 von den mehr als doppelt überlegenen Gegnern angegriffen. Der Kampf war nur kurz. Die Niederösterreicher, Schlesier und Mährer hielten sich gut. Aber die Ungarn im protestantischen Heere gaben sofort das Zeichen zur Flucht, und auch die Böhmen widerstanden nicht lange. Von den Kaiserlichen und Ligisten waren nur 400 gefallen, von den Evangelischen 5000; 2500 von letzteren wurden gefangen; 100 Fahnen, zehn Geschütze bildeten die Beute der Sieger.

Noch immer war, wie Thurn es anriet, Widerstand möglich, zumal 8000 Ungarn, von Bethlen Gabor gesandt, auf Prag in Marsch waren. Man hätte die feste Stadt so lange verteidigen können, bis die Winterkälte und der Mangel in dem furchtbar ausgesogenen Lande die Feinde zum Abmarsche gezwungen hätte. Wie beharrlich hatte in schlimmerer Lage sich Ferdinand erwiesen! Aber nachdem Friedrich sich durchaus unfähig zu den in schwerer Zeit übernommenen Pflichten gezeigt hatte, benahm er sich auch jetzt mut- und ehrlos: er ließ nicht nur seine Krone und die von ihm verfochtene Sache, sondern auch sein Heer und das böhmische Volk schmählich im Stiche. Unaufhaltsam, mit Rücklassung aller Kostbarkeiten und Urkunden, floh er in Gesellschaft Thurns, Ruppas und Hohenlohes nach den Niederlanden, um nie wiederzukehren. Ungehindert besetzten Kaiserliche und Ligisten die böhmische Hauptstadt.

Die betäubende Katastrophe des „Winterkönigs“ fand ein Seitenspiel in der Lausitz. Des Kurfürsten von Sachsen Hofprediger Doktor Hoë von Hoënegg hatte denselben gänzlich gegen die böhmischen „Calviner“ eingenommen; übrigens wurde Hoës Eifer nachweislich durch ein bedeutendes kaiserliches Geldgeschenk verstärkt. Und wie bei Maximilian von Bayern, so trafen auch bei Johann Georg von Sachsen politische Vorteile merkwürdig mit den religiösen Erwägungen zusammen: für seinen Beistand gegen die Böhmen ließ er sich als Entschädigungspfand vom Kaiser die Lausitz ausliefern. Für diesen Preis bekämpfte er die verhaßten „Calviner“. Als die lutherische Hauptstadt der Lausitz, Bautzen, sich ihm nicht alsbald ergab, beschoß er dieselbe so unbarmherzig, daß bald drei Viertel der Gebäude in Schutt lagen. Auf viele Tonnen Goldes berechneten die Einwohner ihren Schaden. Das waren die Thaten eines protestantischen Fürsten!

Und immer weitere Kreise zog der unselige Kampf in Mitleidenschaft. Die Kurpfalz sollte die Thorheiten ihres geflüchteten Herrn entgelten. Zwar hatte der Ulmer Vertrag der Liga den Angriff auf dieses Land untersagt; das hielt sie auch treulich: allein während sie ihre ganze Kraft auf Böhmen verwendete, kamen die Spanier aus den Niederlanden herauf, 25 000 Mann unter dem großen Marchese Spinola, um die Pfälzer zu züchtigen. Der

---

1) Jul. Krebs, Die Schlacht am Weißen Berge (Breslau 1879).

Spanier Gegner, die Holländer, zeigten dabei denselben verwerflichen Partikularismus, wie die übrigen Protestanten; sie begnügten sich, den Abzug ihrer Feinde zum Vorwande zu nehmen, um sich einiger wichtiger Punkte am deutschen Niederrhein zu bemächtigen. Das starke Heer der Unierten aber, bei Worms gelagert, wagte keine Aktion und sah unthätig zu, wie Spinola den größten Teil der Unterpfalz unterwarf.

Der Kaiser hatte am Ende des Jahres 1620 den glänzendsten Triumph erfochten. Nur Bethlen Gabor herrschte noch in Ungarn, der abenteuernde Mansfeld hielt Pilsen. Sonst aber waren die aufsässigen Österreicher wieder unterworfen, Böhmen fast ganz in des Kaisers Händen, sein hartnäckigster Gegner, das Haupt des verhaßten Calvinismus, der Pfalzgraf, ein länderloser Flüchtling: kaum eine Feste am Rhein, auf der dessen Banner noch wehte. Ferdinand verfolgte seinen Sieg mit der erbarmungslosen Strenge, die seine jesuitischen Lehrmeister ihm gegen die Ketzer eingeflößt. Kurfürst Friedrich mit seinen vornehmsten Räten und Dienern ward in des Reiches Acht gethan. Das kaiserliche Kriegsvolk ließ man furchtbar in Böhmen hausen. Die Güter der angesehensten Aufständischen wurden, im Werte von etwa 50 Millionen Mark heutigen Geldes, von der kaiserlichen Kammer eingezogen, dann an die Kirche verschenkt oder von Ferdinands Getreuen um Spottpreise erworben. Die calvinischen Prediger mußten das Land räumen. Indes mit Strafen gegen Leib und Leben zögerte man in teuflischer List vier Monate lang, bis die meisten Führer der Empörung, Vergebung hoffend, sich in Prag zusammen gefunden hatten. Dann wurden ihrer achtundvierzig plötzlich, am 20. Februar 1621, verhaftet. Achtundzwanzig von ihnen mußten das Schafott besteigen, fünfzehn andere wurden zu lebenslänglichem Kerker verurteilt, nur vier begnadigt. Vergebens hatte Tilly sich so grausamem Verfahren widersetzt; er hatte sich durch seine edle Einmischung lediglich den Grimm der am Wiener Hofe herrschenden Jesuitenpartei und damit des Kaisers selbst für immer zugezogen.

Diese blutigen Szenen waren aber keineswegs genügend, das Rachegelüst der siegreichen Partei zu befriedigen. Man wollte den Aufstand zumal nach der religiösen Seite hin genügend verwerten. Nicht nur der Protestantismus, auch der altüberkommene Utraquismus sollte unterdrückt werden. Da konnten der Kurfürst von Sachsen und sein Hofprediger erfahren, welchen Nutzen ihr blinder Haß gegen die Calviner dem Luthertume abermals gebracht hatte. Sämtliche protestantische Geistliche wurden, obwohl die kaiserliche Regierung die lutherischen erst vor kurzem wegen ihrer Treue öffentlich belobt und dem Sachsen ihre Schonung zugesagt hatte, aus dem Lande vertrieben (1622); ebenso die protestantischen Professoren der Prager Universität, welche nun den Jesuiten übergeben ward. Darauf rottete man die althussitischen Kirchengebräuche aus. Den Nichtkatholiken wurde jedes Gewerbe, ja die Heirat untersagt. Kapuziner, von Reiterkompanien, meist Spaniern, begleitet, zogen im Lande umher: wer sich nicht zur katholischen Lehre bekennen wollte, wurde geplündert oder

verjagt oder ins Gefängnis geworfen, der schrecklichsten Tortur ausgesetzt, bisweilen auch kurzweg niedergehauen. Mit unersättlicher Habgier preßte der Klerus dem Kaiser mehr als die Hälfte der eingezogenen Güter ab. Alle Privilegien Böhmens wurden für verfallen erklärt. Den Majestätsbrief Rudolphs II. zerschnitt der Kaiser mit eigener Hand. Dann wurde die Königswahl, der Gebrauch der böhmischen Sprache, endlich die Gestattung des nichtkatholischen Bekenntnisses überhaupt beseitigt. 500 Adelsgeschlechter, 36 000 Bürgerfamilien, unzählige Bauern verließen in jenen schrecklichen Jahren das niedergetretene Land und brachten ihre Intelligenz, die Trümmer ihres Besitzes und ihre Betriebsamkeit in die protestantischen Länder. Böhmen verlor damals seine Sprache, Litteratur, geistige und gewerbliche Regsamkeit und nationale Selbständigkeit auf Jahrhunderte. Vorher eines der civilisiertesten Länder, von einem Adel bewohnt, der in Förderung von Wissenschaft und Kunst von dem keines anderen Landes erreicht wurde, versank es nunmehr in tiefste intellektuelle Verarmung.

Nach dem Falle des Hauptlandes konnten die Nebenländer sich nicht lange mehr halten. Schon Ende Dezember 1620 vermochte Ferdinand die reuige Unterwerfung der Mährer entgegen zu nehmen. Auch hier zeigte er unnachsichtliche Strenge: abgesehen von umfangreichen Konfiskationen wurden dreiundzwanzig Personen, meist auf Lebenszeit, in den Kerker geworfen. 15 000 Mährer wanderten aus, weil sie sich nicht dem Katholizismus anbequemen wollten. Dagegen erlangten die Schlesier, die noch waffengerüstet dastanden, durch Vermittelung des sächsischen Kurfürsten, im „Dresdener Akkord“, für eine Geldbuße von 300,000 Thalern völlige Verzeihung sowie Bestätigung des Majestätsbriefes (Frühjahr 1621): freilich fand die jesuitische Moral Ferdinands hier gleichfalls zahlreiche Gelegenheiten zu treuloser Gewaltthat gegen die Ketzer. Auch in den Lausitzen hätte der Kaiser gern „einige Häupter des fürgegangenen Unwesens“ gezüchtigt, allein es wehrte dies der Pfandbesitzer, eben Kurfürst Johann Georg.

In den beiden Österreich konnte Ferdinand zu seiner Freude nach Belieben schalten. Sie erlitten jetzt die Strafe, die sie durch ihr schwächliches Verhalten während des böhmischen Kampfes wohl verdient hatten. Anstatt mit ganzer Kraft entweder dem Landesherrn oder den Glaubensbrüdern beizustehen, hatten sie jenen vielfach gereizt, ohne doch diesen wesentlich zu helfen. Nun wurden in Niederösterreich sechsunddreißig Edelleute verbannt, mehrere Bürgerliche eingekerkert, einer — Paul Golt — enthauptet. Die Ausübung des nichtkatholischen Gottesdienstes wurde dort bei schweren Strafen verboten. In Oberösterreich mußten alle protestantischen Prediger und Lehrer aus dem Lande weichen. Ein Bauernaufstand, der darüber ausbrach, gab dem Kaiser die erwünschte Gelegenheit, alle Oberösterreicher, die nicht offen den katholischen Glauben bekennen wollten, zur Verbannung zu verurteilen. Auch hier triumphierte der ausschließliche Katholizismus. Er hat den materiellen und noch mehr den geistigen Aufschwung jener Länder geknickt; aber ohne Zweifel hat

er die Staatsgewalt, die fürstliche Autorität bedeutend gestärkt. Anstatt des Adels herrscht dort von da an wirklich der Landesherr. Erst jetzt mochten die Habsburger sich wirklich als Meister jener weiten Provinzen betrachten.

Solchen Thatsachen gegenüber fühlte die Union immer tiefer ihre selbstverschuldete Ohnmacht. Im Februar 1621 versammelte sie sich noch einmal zu Heilbronn, aber nur, um demütig für den Pfalzgrafen Fürbitte zu thun und sich, als dieselbe nichts half, gänzlich aufzulösen (24. April 1621). Das war das Ende der dreizehn Jahre früher mit so großem Geräusche begründeten Union. Die Feigheit der Unierten rief in Deutschland reichlich Spott hervor. Man gab ein Buch über ihre Thaten heraus, in welchem alle Blätter leer waren. Man sang:

„Der Unierten Treu ging ganz verlorn,
Kroch endlich in ein Jägerhorn;
Der Jäger blies sie in den Wind,
Das macht, daß man sie nirgends find't." —

Inzwischen schlug sich in Ungarn Bethlen Gabor mit den Kaiserlichen herum, wobei — zu Neuhäusel — deren wackerer General Bouquoy das Leben verlor. In den böhmischen Ländern hielten unter allgemeinem Abfall und Zagen nur noch zwei Männer die Fahne des Protestantismus aufrecht: Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf, der flammende Proklamationen erließ, Glatz und Neiße besetzte, bis kaiserliches Kriegsvolk ihn im Juli 1621 zum Abzug nach Ungarn zwang; und besonders Ernst von Mansfeld, der, da man ihm den versprochenen Verräterlohn nicht zahlte, sein Räuberhandwerk gegen die Kaiserlichen wieder aufnahm. Als Tilly ihn zum Verlassen Böhmens nötigte, zog er nach der Ober- und dann nach der Unterpfalz, aus welcher er wirklich die Spanier verjagte. Dafür fiel die Oberpfalz endgültig in die Hände der Ligisten, und Herzog Maximilian konnte sie für sich in dauernden Besitz nehmen. Die Katholiken erhielten vollends in Deutschland freie Hand, als Bethlen Gabor, trotz großer Erfolge, für pekuniäre Vorteile sowohl den Pfalzgrafen als auch den Jägerndorfer opferte und zu Nikolsburg (Januar 1622) mit dem Kaiser einen wenig ehrenvollen Frieden schloß. Auch hier hatte Ferdinand weniger durch eigenes Verdienst als durch die Kläglichkeit der Gegner einen neuen bedeutenden Vorteil gewonnen.

Nach der Auflösung der Union hielt sich die Liga an den Ulmer Vergleich nicht mehr für gebunden und sandte ihr Heer in die Rheinpfalz, die zugleich vom Elsaß her durch die 11 000 Streiter des Erzherzogs Leopold, von Mainz durch die Überreste des spanischen Korps gefährdet war. Wie hätten Mansfelds räuberische Scharen solchen Streitkräften widerstehen können?

Da alles so trübe um die Sache des Pfalzgrafen und der süddeutschen Evangelischen stand, erhoben sich ihnen plötzlich zwei unerwartete Verteidiger.

Der eine war Herzog Christian, jüngerer Sohn des gelehrten Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, geboren 1599, und evangelischer

Bischof von Halberstadt.[1]) Aber vom Geistlichen hatte er wenig an sich, sondern er war ein starker, heißleidenschaftlicher Jüngling, den rohen Trieben wie den edlen sich schrankenlos hingebend, von Thatendurst und Kriegslust durchglüht. Schon hatte er in den Niederlanden die hohe Schule der Kriegskunst durchgemacht. Jetzt reizte es seinen romantischen Sinn, für den unglücklichen Pfalzgrafen und besonders für dessen schöne hilflose Gemahlin das Schwert zu ziehen. Auch war er gegen den Kaiser aus persönlichen Gründen erbittert, da derselbe ihm das Stift Halberstadt nicht bestätigen wollte. Vergebens rieten ihm die niedersächsischen Kreisstände entschieden ab: er ließ sich von dem Pfalzgrafen zu Werbungen ermächtigen und rückte dann mit einer kleinen Schar zur Vereinigung mit Mansfeld an den Main. Hier wurde er



Thaler Christians von Braunschweig. Silber.
Originalgröße. Berlin, Königl. Münz-Cabinet. Soll aus silbernen Kirchengeräten oder aus Heiligenfiguren in Paderborn geprägt sein.

aber von den ligistischen Truppen zurückgeworfen, worauf er in das Bistum Paderborn eindrang und dasselbe mit leichter Mühe eroberte. Er schonte anfangs dessen protestantische Bewohner, plünderte aber Kirchen und Klerus mit gewaltthätiger Habgier. Seine Beute sollte ihm eben zur Kriegführung die Mittel gewähren, welche seine eigenen wenig ergiebigen Besitzungen ihm nicht boten. Die Notwendigkeit so scharfer Maßregeln empfand er schmerzlich: allein er ließ sich dadurch nicht aufhalten. Aus den eingeschmolzenen silbernen Heiligenbildern schlug er Thaler mit der Umschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind.“ Kein Wunder, daß bei reicher Beute sein Heerhaufe sich schnell auf 15 000 Mann verstärkte. Seine nächste Absicht hatte er also erreicht, dauerndes hat er für die westfälischen Protestanten nicht unternommen. Dann ging er im Frühjahr 1622 in das Hochstift Münster, das nicht glimpf-

1) J. O. Opel, Der niedersächsisch-dänische Krieg (Halle 1872 ff.). — G. Mittendorff, Herzogs Christian v. Braunschweig Wirksamkeit während d. dreißigj. Krieges; Arch. d. hist. Ver. f. Niedersachsen, Neue F., T. I. — Westkamp, Herzog Christian v. Braunschweig u. die Stifter Münster u. Paderborn im Beginne des dreißigj. Krieges (Paderborn 1884).

licher behandelt wurde. Die Hauptstadt allein mußte eine Schatzung von 150000 Thalern erlegen. Der Kaiser wagte nicht, ihm Truppen entgegen zu senden, aus Furcht, es möchte der ganze niedersächsische Kreis sich gegen die Katholiken erheben.

Und während in Christian von Braunschweig altsächsischer Trotz und altsächsische rauhe Mannhaftigkeit noch einmal, wie so oft im Mittelalter, gegen das Reichsoberhaupt aufstanden, rüstete sich im äußersten Süden Deutschlands der stets eifrig protestantische Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, die Waffen gleichfalls für Friedrich von der Pfalz zu führen; im Beginne des Jahres 1622 hatte er 16000 Mann zur Verfügung. So ließ sich die Sache der Protestanten wieder hoffnungsvoller an. Ihre Macht betrug zwischen 50000 und 60000 Soldaten: sie hätten nur eines Feldherrn bedurft, der die in Nord und Süd getrennten Scharen vereint und dann rücksichtslos, lediglich das große Ziel vor Augen, auf das Hauptheer der Gegner geführt hätte.

Diese Aufgabe fiel naturgemäß Mansfeld zu, dem kriegserfahrensten unter den Führern, der überdies zwischen ihnen die mittlere Stellung inne hatte. Indes er war weder moralisch noch intellektuell so großer und folgenreicher Bestimmung gewachsen. Er trieb sich fortgesetzt im Elsaß herum, wo er sich ein Fürstentum zu gründen hoffte: stets hatte er den persönlichsten Vorteil im Sinne.

Wer aber vermöchte es dem Kurfürsten Friedrich verdenken, daß er nunmehr, wo unverhofft so beträchtliche Streitkräfte für ihn im Felde standen, wieder frische Hoffnung schöpfte? Auf den Rat seines Oheims Moritz von Oranien, welchem Jakob I. von England zustimmte, kehrte er unter mancherlei Gefahren und Verkleidungen nach der Unterpfalz zurück, noch einmal den Waffengang mit den Habsburgern zu wagen. Selbst Böhmen gedachte der ebenso leicht hoffnungsfreudige wie leicht verzagte Fürst nicht aufzugeben. Allgemeiner Jubel des Volkes und der Soldaten empfing ihn; die süddeutschen Protestanten hofften, er bringe bessere Zeiten für sie alle.

Der Anfang des neuen Feldzuges war verheißungsvoll genug. Das badensche Heer rückte in die Pfalz. Tilly stand zwar, entschlossen dieselbe nicht gutwillig zu räumen, mit 20000 Mann Kerntruppen bei Mingolsheim verschanzt. Aber Mansfeld wußte ihn aus den Befestigungen heraus zu locken und schlug ihn dann mit nicht unbeträchtlichem Verlust (April 1622). Man brauchte sich nur zu vereinigen, um den ligistischen General zu erdrücken. Doch nun war auch die Weisheit der protestantischen Führer wieder zu Ende. Wie es scheint aus Eifersucht um die Handhabung des Oberbefehls, vermieden Mansfeld und der Markgraf es, sich zu vereinigen. Man ließ Tilly nach Wimpfen entkommen, sich dort befestigen, den Spanier Cordova mit 6000 Streitern an sich ziehen. Georg Friedrich, auf seine militärische Gelehrsamkeit stolz, griff auf eigene Faust den weit überlegenen Gegner dort bei Wimpfen an (6. Mai). Nach tapferstem Kampfe, durch das Auffliegen

von vier Pulverwagen in Unordnung und Schrecken gebracht, mußten die Badenser fliehen. Die Blüte des badischen und pfälzischen Adels lag auf dem Schlachtfelde.[1])

Indes obwohl geschlagen, war der Markgraf nicht vernichtet. Sein Land hatte er schon vorher, um es für alle Fälle seinem Geschlechte zu erhalten, seinem Sohne abgetreten. Jetzt ordnete er sich Mansfeld unter und stieß mit immer noch 10 000 Mann zu demselben. Beide vereint entsetzten Hagenau, das von Erzherzog Leopold belagert war, und zersprengten dessen Heer. Dann brach Mansfeld nach dem Main auf, während Christian von Braunschweig, Fulda brandschatzend, sich ihm entgegen nach dem mainzischen Gebiete begab. Die Vereinigung der beiden protestantischen Armeen schien unmittelbar bevorzustehen. Tilly, der im Rücken der Mansfeldschen Truppen sich befand, hätte sie nicht verhindern können. Die Entscheidung des ganzen Krieges in Westdeutschland stand hier auf dem Spiele.

Tilly, auf die völlige strategische Unfähigkeit Mansfelds — bei all dessen taktischer Gewandtheit — bauend, entwarf in dieser Not einen überaus geschickt kombinierten Plan. Zum Scheine griff er Mannheim an. Mansfeld wollte die wichtige Stadt nicht aufgeben und wandte sich eilends südwärts, ihr zur Hilfe. Nun ließ Tilly den Cordova zur Täuschung und Beschäftigung Mansfelds zurück und brach selbst mit seinen durch kaiserliche Völker auf 26 000 Mann verstärkten Scharen gegen die 15 000 des bei Höchst gelagerten Christian auf. Nach vielstündigem erbittertem Kampfe (19. Juni) wurde der Herzog durch des Gegners Übermacht geworfen. Die Flucht ging über eine einzige schmale Schiffbrücke über den Main: hätte nicht die Besatzung von Höchst sie gesichert, das ganze Heer wäre zu Grunde gegangen. So vermochte Christian immer wieder 9000 Mann zusammen zu bringen. Und nun vollzogen sich die Dinge genau, wie nach der Schlacht bei Wimpfen. Die geschlagene, entmutigte, auf die Hälfte geschwächte Armee wußte sich mit Mansfeld zu vereinigen, während die frische, zahlreiche es nicht vermocht hatte.

Trotzdem hatte nun Mansfeld über 30 000 Streiter beisammen und war somit den Ligisten noch vollkommen gewachsen. Aber der moralische Eindruck der jüngsten Niederlagen auf die Gemüter der Protestanten war zu gewaltig, zumal nach all dem Unglück, das sie schon seit zwei Jahren erlitten hatten. Der Markgraf gab das Beispiel der Desertion: heimlich entfloh er aus dem Lager, seine Truppen des Dienstes entlassend. Kurfürst Friedrichs selbst bemächtigte sich wieder ein panischer Schrecken, wie nach der Schlacht auf dem Weißen Berge. Von dem Kaiser vermittelst des englischen Königs durch Friedenshoffnungen geködert, wenn er nur die Waffen niederlegen wolle, kündigte er plötzlich (Juli 1622) mit der Selbstsucht der Verzagtheit seinen

1) Die berühmte Geschichte von dem Opfertode der 400 Pforzheimer ist eine wahrheitswidrige, erst im 18. Jahrhundert entstandene Legende. Siehe D. Coste in der Hist. Zeitschr. XXXII, 23—48; sowie Gmelin, Schlacht bei Wimpfen (Karlsruhe 1880).

beiden Feldhauptleuten an, sie seien nicht mehr in seinen Diensten. Geächtet und heimatlos, ohne Kriegsherrn und ohne Sache, für die sie zu kämpfen hätten, standen die beiden Führer inmitten feindlicher Scharen, während der Pfalzgraf zu seinem Oheim, dem Herzoge von Bouillon, nach Sedan entfloh und dort in der Stille ein behagliches Leben führte. Mansfeld und Christian von Braunschweig aber nahmen in ihrer Not das Anerbieten der Generalstaaten an, in deren Dienste zu treten. Der Weg ging durch feindliches Gebiet, Lothringen und die spanischen Niederlande, doch es blieb ihnen keine andere Möglichkeit. Bei Fleurus warfen sie das spanische Heer, das ihnen die Straße verlegen wollte. Herzog Christian verlor in dieser Schlacht den linken Arm; aus dem erbeuteten Silber ließ er Thaler schlagen, mit der bezeichnenden Inschrift: Altera restat. Winterquartiere nahm dann Mansfeld ungescheut in dem neutralen, aber durch seinen Reichtum lockenden Ostfriesland; Christian in Westfalen.

Wenn der Pfalzgraf geglaubt hatte, durch sein moralisches und thatsächliches Opfer den Frieden für sich und sein unglückliches Land zu erlangen, hatte er sich gründlich getäuscht. Vielmehr begann nun Tilly mit rechtem Eifer die Bezwingung der treuen Pfalz. Damals wurde die berühmte Heidelberger Bibliothek von dem bayrischen Herzoge dem Papst als Geschenk zugesandt. Bis zum Beginne des Jahres 1623 war die Beraubung Friedrichs vollendet, die Annahme der Böhmenkrone durch ihn gründlich gerächt.

Damit schien die Zeit gekommen, wo Maximilian das lange erstrebte Ziel erreichen sollte und konnte, den Kurhut, der seit Jahrhunderten die pfälzische Linie der Wittelsbacher geziert hatte, auf die bayrische, katholische zu übertragen. Jetzt mochte Johann Georg von Sachsen peinliche Betrachtungen darüber anstellen, wohin abermals sein thörichtes Vertrauen zu dem Kaiser geführt hatte. Allein weder seine noch des Brandenburgers Einreden machten Ferdinand irre. Welche Aussicht konnte in der That den Katholiken angenehmer sein, als in dem bisher gleich geteilten Kurkollegium — Böhmen war dort nur bei Kaiserwahlen vertreten —, in dem höchsten Rate des Reiches die unbedingte Mehrheit zu erlangen? Auch den Widerspruch Englands und selbst Spaniens beachtete der Kaiser um so weniger, als Papst Gregor XV. (seit 1621) eifrig für den Bayern eintrat. Auf dem Deputationstage zu Regensburg, im Februar 1623, wurde Maximilian feierlich zum Erztruchseß und Kurfürsten des Reiches erklärt.

Nach der Politik die Religion. Es ging nun an die Gegenreformation. In der Unterpfalz hatten die ligistischen Truppen den katholischen Gottesdienst wieder aufgerichtet, aus Heidelberg die protestantischen Professoren vertrieben. Die Bergstraße, welche der Mainzer Kurfürst sich aus der pfälzischen Beute auf Grund längst verjährter Rechte zueignete, wurde von Erzbischof Schweikhart gründlich reformiert, d. h. zum alten Glauben zurück genötigt. Es ist begreiflich, daß Maximilian in der Oberpfalz, die ganz in seinen Besitz übergegangen war, die Ausübung des protestantischen Kultus völlig untersagte. Jetzt ward

dem katholischen Markgrafen Wilhelm, obwohl sein Herkommen kaum ehelich geschweige denn ebenbürtig war, nach langem Prozesse Oberbaden zugesprochen aber er hatte vorher verheißen müssen, es zu katholisieren. Überall erhielten in Westdeutschland die gegenreformatorischen Bestrebungen die Oberhand, auch in Landschaften, die eigentlich mit der politischen Bewegung nichts zu thun gehabt hatten, zumal in den Bistümern. Endlich ging es hier überall wie in Böhmen: je mehr die Einwohner sich daran gewöhnten, den gegenwärtigen Zustand der Dinge als den bleibenden, definitiven zu betrachten, um so eher fanden sie sich in denselben, gewöhnten sie sich an katholische Gebräuche und Überzeugungen.

Wie ungeheure Fortschritte hatte damals die Gegenreformation gemacht, die kaum ein halbes Jahrhundert früher in Deutschland ihr Werk begonnen! Nun waren ihr, in kurzer Frist, Österreich und Böhmen zum Opfer gefallen, dann die pfälzischen Staaten. Sie streckte ihre Arme auch nach dem Norden Deutschlands aus. Schon hatten am untern Rhein die Spanier die Oberhand gewonnen, sich der dort angelegten holländischen Schanzen bemächtigt. Soweit der große Strom durch das Reich floß, war er in habsburgisch-ligistischen Händen. Allein das genügte dem frommen Eifer eines Ferdinand II., eines Maximilian nicht. Endlos sollte sich Kampf an Kampf, Gewaltthat an Gewaltthat reihen, bis die gegnerische Lehre gänzlich vernichtet sei. Man schloß ein Bündnis zur Fortführung des Kampfes wider alle, welche die jüngsten Änderungen im Reiche nicht unbedingt anerkennen wollten.

Zunächst (Juni 1623) machte Tilly sich auf, Christian von Braunschweig aus dem niedersächsischen Kreise zu vertreiben. Von dessen protestantischen Ständen feige im Stiche gelassen, gab der Herzog sein Bistum Halberstadt und seine übrigen geistlichen Pfründen auf, um nur noch von seinem Degen zu leben, wie er sagte; dann suchte er sich nach den Niederlanden zu retten. Doch eifrig setzte Tilly dem gehaßten Gegner nach und holte ihn bei Stadtlohn an der Berkel ein. Die Überzahl, die bessere Kriegsübung, die Siegesgewißheit waren auf der Seite der Ligisten, welche in der That das feindliche Heer so gut wie vernichteten (6. August). 6000 Braunschweiger blieben auf der Walstatt, 4000 wurden gefangen, unter ihnen die Herzoge von Sachsen-Weimar und Sachsen-Altenburg. Nur 4000 entkamen mit ihrem tiefgebeugten Führer über die holländische Grenze. Allein die Entmutigung dauerte nie lange bei dem kecken Herzog Christian. Bald führte er seine gelichteten Scharen dem Mansfelder zu, der unthätig, auf Kosten des unglücklichen Landes lebend, in Ostfriesland saß, das er gleichsam in Besitz genommen hatte. Tilly, in seiner rastlosen Geschäftigkeit, rührte sich jetzt, auch dieses letzte protestantische Heer auf deutschem Boden anzugreifen — als eine Macht einschritt, die weder diplomatisch noch militärisch sich so leicht überwältigen ließ, wie die deutschen Protestanten: nämlich die Holländer. Diese betrachteten Ostfriesland als ein Vorwerk ihrer eigenen Republik, das keinesfalls in habsburgische Hände fallen dürfe. Als sie Mansfeld nicht nur mit Vorräten, sondern auch mit einem



Tilly.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Peter de Joden (1570—1634); Originalgemälde von Anthonie van Dyck (1599—1641).

starken Truppenkorps zu Hilfe kamen, wich Tilly zurück und nahm in Hessen Winterquartiere.

Der greise General hatte in den letzten vier Jahren wahrlich genug Verdienste und Ruhm erworben, sich einen Platz unter den ersten Feldherren der Zeit erobert. Seine Pläne waren umsichtig und gewandt entworfen, mit kluger Berechnung bis in das einzelne, nicht ohne mathematische Grundlagen für die taktischen Anordnungen. Nicht minder war er thätig und entschlossen in der Ausführung. Der blitzähnliche Zug auf Prag im Jahre 1620, die Besiegung dreier starker feindlicher Heere im Jahre 1622 waren Meisterstücke militärischer Kunst. Wie oft sah man den Betagten im Unwetter, bei Nässe und Kälte, stets der Avantgarde voran, den Degen in der Faust, die Jüngsten und Kräftigsten beschämend. Nicht mit Unrecht hatte der Kaiser ihn durch Erhebung in den Grafenstand gelohnt. Was seine vielberüchtigte Grausamkeit anbetrifft, so war er weder besser noch schlimmer gegen die friedliche Bevölkerung, als andere Heerführer des dreißigjährigen Krieges; ja er war noch nicht der ärgsten einer.

Tilly mochte wohl darauf gerechnet haben, daß selbst ohne seinen Angriff Mansfeld in dem schrecklich ausgesogenen ostfriesischen Ländchen es nicht lange mehr werde aushalten können. In der That soll dort nur noch das sechste Haus gestanden haben, der fünfte Mensch übrig geblieben sein. Wenn das auch übertrieben sein mag, jedenfalls nahmen sich, nach Tillys Abzug, die Generalstaaten der Grafschaft an. Sie schossen Mansfeld und Christian das nötige Geld vor, um deren Truppen abzulohnen; dafür erhielten sie, außer Emden, die fünf wichtigsten Festen des Landes eingeräumt, das so in niederländische Gewalt geriet. Mansfeld aber begab sich mit seinen höheren Offizieren nach dem Haag, wo diese gewissenlosen Abenteurer die furchtbare Niederlage der Sache, welcher sie angeblich gedient hatten, in Prassen und Wohlleben leicht verschmerzten.

Während diese Kämpfe den Nordwesten unseres Vaterlandes furchtbar verheerten, sah es im Südosten nicht besser aus. Im Herbste des Jahres 1623 zeigte Bethlen Gabor sich äußerst entrüstet über die Weigerung des Kaisers, seine Tochter ihm zur Gemahlin zu geben, sowie über den gegen Bethlens Glaubensbrüder in Österreich und Böhmen geübten Druck; wahrscheinlich galt es hauptsächlich zu plündern. So drang er mit 60 000 Siebenbürgern, Walachen, Tataren und Türken in das kaiserliche Ungarn ein, das er mit Ausnahme einiger Festen in wenigen Wochen eroberte. Dann sengten und heerten seine Scharen in Mähren und in Niederösterreich: schon zitterte man in Prag wie in Wien und zog dort die Kanonen auf die Wälle. Tausende wurden von den wilden Feinden in die Sklaverei geschleppt. Allein schließlich verlief die Flut sich nicht minder rasch, als sie gekommen. Kälte und Nässe im verödeten Lande plagten die Siebenbürger, die von den kaiserlichen Besatzungen in den noch unerobertenFestungen fortwährend angegriffen und dezimiert wurden. Bethlen war, wie immer, flugs zu einem Waffenstillstand

bereit (Januar 1624), der, im folgenden Mai zu Wien in einen endgültigen Frieden verwandelt, ihm nur wenige Vorteile über den früheren, Nikolsburger, Traktat hinaus brachte.

Nun mochte der Kaiser die Ruhe für gesichert, seinen Erfolg für zuverlässig halten. Wunderbar, über jedes Erwarten hinaus, war es ihm geglückt. Seine wider ihn empörten Lande hatte er, fast bis auf das letzte Dorf, zurückgewonnen. In eigentümlicher Verkettung der Umstände hatten die sich sonst durchaus feindlich gegenüber stehenden Elemente zu seinen Gunsten verbündet: Franzosen und Spanier, Katholiken und Lutheraner. Mit dem kaiserlichen Absolutismus hatte die katholische Religion in weiten Landen triumphiert, die bereits ständischem Wesen und dem Protestantismus völlig gewonnen schienen. Kein Arm war mehr im Reiche für die Sache der noch übrigen Evangelischen erhoben. Von der Ems bis zur Leitha gab es nur katholische, kaiserlich-ligistische Heere. Die kecken Fürsten und Feldherren, die sich wider sie bewaffnet, irrten als Flüchtlinge in der Fremde oder hatten gar als des Kaisers Gefangene zu büßen. Noch einmal erhob sich dessen Gewalt im ganzen Reiche. Ohne Zustimmung der mächtigsten Kurfürsten hatte er einem von ihnen dessen Würde abgesprochen, um sie einem andern Fürsten zu erteilen. Papst Gregor XV. stand völlig auf seiten der ligistisch-kaiserlichen Partei, in der er mit Recht die Vorkämpferin der Gegenreformation sah. „Deine Nachrichten,“ schrieb er einst an Maximilian, „haben unsere Brust mit einem Strome von Wonne wie mit himmlischem Manna erfüllt; endlich darf die Tochter Zions die Asche der Trauer von ihrem Haupte schütteln und sich in festliche Gewande kleiden.“ Selbst England schien bereit, sich dem Einflusse der Habsburger und dem Katholizismus zu unterwerfen. König Jakob I., der schon seinen pfälzer Schwiegersohn im Stiche gelassen hatte, suchte jetzt — 1623 — eifrig um die Hand einer spanischen Prinzessin für seinen einzigen Sohn Karl nach. Sein Land begann sich mit Jesuiten und katholischen Bischöfen zu erfüllen, welche das große Werk der Rückführung Britanniens in den Schoß der römischen Kirche mit Eifer betrieben.

Da wurde es für den Katholizismus verderblich, daß in seiner eigenen Mitte die alten Streitigkeiten wieder erwachten, daß Frankreich in seine früheren Bahnen des energischen Widerstandes gegen die Habsburger zurücklenkte.

Luynes hatte zunächst im Innern Frankreichs zahlreiche Schwierigkeiten gefunden. Seine klerikale Restaurationspolitik hatte die Hugenotten schwer gekränkt und zumal im Süden das fast ganz calvinistische Ländchen Bearn in Waffen gebracht. Seine Herrschsucht, seine Habgier und dabei seine Unfähigkeit riefen im ganzen Lande große Enttäuschung und Unzufriedenheit hervor.[1]) Das benutzten die Königin-Mutter, der Vetter des Königs, Graf von Soissons, sowie siebzehn Herzoge und Großwürdenträger, um einen großen

---

1) Vgl. L. Geley, Fancan et la politique de Richelieu (Paris 1884).

Aufstand gegen das Regiment des Günstlings ins Werk zu setzen. Zwar besiegten die königlichen Truppen die Empörer bei dem Loireübergang von Pont-de-Cé; allein Luynes hielt es doch für klüger, mit jenen (Dezember 1620) ein Abkommen zu treffen, abermals auf Kosten des Staatssäckels. Zumal zwischen dem Könige und Marien von Medici fand, unter der klugen Vermittelung von deren vertrautem Ratgeber, Richelieu, Bischof von Luçon, eine völlige Aussöhnung statt. Die nächste Folge hiervon war eine Verstärkung der ultramontanen Richtung, der sich Luynes ohnehin sehr zuneigte. Man benutzte die einmal im Felde stehende königliche Armee, um die Bearner zu überfallen und zu entwaffnen, den Katholizismus und den klerikalen Einfluß bei ihnen zu befestigen. Ein neuer Sieg der Gegenreformation!

Freilich gaben die Hugenotten sich damit nicht zufrieden. Sie versammelten sich in La Rochelle und forderten in drohendem Tone die Abstellung der in Bearn soeben getroffenen Maßregeln. Allein sie hatten sich gegenüber nicht schwache Persönlichkeiten, wie Ludwig XIII. und Luynes, sondern die ganze römische Partei mit ihrer unbeugsamen Thatkraft. Der König selber rückte wider sie aus, den Befehl über sein starkes Heer erhielt, obwohl noch durchaus nicht im Kriege bewährt, Luynes mit der hohen Würde des Connetable (April 1621). Die Reformierten aber hatten längst den starken Glaubensmut, die todesverachtende Festigkeit, das felsenharte Vertrauen auf ihre Sache eingebüßt, welche sie fünfzig Jahre früher beseelten. Der gesamte Adel, alle die vornehmen Herren, die ehemals ihre Sicherheit und ihr Stolz gewesen, unterwarfen sich zagend dem königlichen Heere. Überall ließ Ludwig die Religionsfreiheit unangetastet, aber die Mauern der festen Plätze riß er nieder. Der Calvinismus hörte auf, eine politische Macht in Frankreich zu sein. Seitdem verlor er seine einflußreichsten Anhänger. Es wurde für die hugenottischen Edelleute Interesse- und Modesache, sich zur Religion des Reiches und des Hofes zu bekehren.

Unter diesem allgemeinen Abfall hielten nur die Bürger zweier Städte mutig aus: von La Rochelle im Westen und Montauban im Süden. Vergebens suchte der unfähige Luynes letztere Feste einzunehmen; trotz seiner 30 000 Mann mußte er die Belagerung schließlich aufheben. Eine allgemeine Entrüstung erhob sich wider ihn, selbst der König wurde seiner überdrüssig. Man beschuldigte ihn, die Erlangung souveräner Gewalt auf Kosten einer französischen Provinz anzustreben. Da starb Karl von Luynes plötzlich am Scharlachfieber (14. Dezember 1621). Der König, mit der ihm eigenen Herzlosigkeit, hatte bei dem Tode seines Günstlings und Meisters nur ein Gefühl der Erleichterung. Er zeigte sich ganz gleichgültig; auf dem Sarge, der von allen verlassen war, spielten die Leichenfuhrleute Würfel.

Der Kampf mit den Hugenotten ging weiter, unter wechselndem Erfolge. Im Felde blieben die Königlichen überall Sieger, aber hinter den Mauern ihrer größeren Städte verteidigten die Reformierten sich mit Heldenmut.

Montpellier erwarb 1622 nicht mindern Ruhm, als ein Jahr vorher Montauban. Überdies wurde der französischen Regierung denn doch das wachsende Übergewicht der Habsburger bedenklich. Man mußte die Kraft der Monarchie wieder einmal nach außen kehren. Deshalb schloß der König am 19. Oktober 1622 mit den Reformierten einen Frieden, der ihre Religionsfreiheit in vollem Umfange bestehen ließ, aber ihre politisch-militärische Organisation vernichtete, sie ihrer festen Sicherheitsplätze, mit Ausnahme von Montauban und La Rochelle, beraubte. So war mit Gewalt erreicht, was Heinrich IV. vergeblich mit friedlichen Mitteln erstrebt hatte: die königliche Gewalt brauchte die hugenottische Eigenmacht nicht mehr zu fürchten.

Und nun trat Frankreich wenigstens in Italien der habsburgischen Politik entgegen.[1])

Dieselbe hatte dort die Hand auf das Veltlin, das Engadin und den Paß von Chiavenna gelegt, die, den Graubündnern gehörig, bisher die unmittelbare Verbindung zwischen den deutschen und den italienischen Landen des Hauses Österreich unterbrachen. Den Vorwand zu solcher Gewaltthat hatte abermals das Interesse der Kirche gegeben. Das fruchtbare Thal der oberen Adda — das Veltlin — mit seiner Bevölkerung katholischer Italiener war den überwiegend protestantischen Bündnern unterthan. Die Spanier hatten von Mailand her stets die Unzufriedenheit der Veltliner mit der Herrschaft der Andersgläubigen genährt; endlich brach diese Mißstimmung offen aus, und, von spanischem Gelde unterstützt, ermordeten die katholischen Eiferer, vom 19. Juli 1620 an, binnen zweier Wochen alle Protestanten, die sich in dem Thale befanden. Das ist der sogenannte Veltliner Mord, dessen Schrecken mit denjenigen der Bartholomäusnacht wetteifern.[2]) Nun rückten spanische und österreichische Truppen ein und besetzten, angeblich um das Werk der frommen Mörder zu sichern, die italienischen Unterthanenlandschaften Graubündens sowie das Engadin, ja sogar die Hauptstadt Chur. Ihr dauernder Besitz hätte die Stellung der Habsburger in Italien derart befestigt, daß Venedig, Savoyen, Rom selbst für ihre Unabhängigkeit fürchteten: und Frankreich fand sich bereit, mit den beiden ersteren unter jenen Mächten im Februar 1623 ein Bündnis zur Erzwingung der Rückgabe der den Graubündnern entrissenen Landschaften zu schließen. Zwar vermittelte zunächst Papst Gregor XV., nur immer auf die Eintracht der katholischen Mächte bedacht, einen Ausgleich, welcher die streitigen Gegenden vorläufig in seine Verwaltung gab. Aber einerseits starb der Papst kurze Zeit darauf — im Juli 1623 — und anderseits, was weit wichtiger war, aus dem Chaos der französischen Zustände tauchte die gewaltige Gestalt Richelieus auf, der bald der unbedingte Herr des Königs und des Staates wurde.

---

1) v. Zwiedinek-Südenhorst, Venedig u. der dreißigjähr. Krieg. Bd. I. II. (Stuttgart 1882. 85).

2) Genaue Einzelheiten über den Veltliner Mord und die demselben folgenden Unruhen findet man bei Fortunat Sprecher von Berneck, Historia motuum in Rhaetia excitatorum, Coloniae Allobrogum 1629, p. 111 ff.

Johann Armand du Plessis de Richelieu war 1585 als jüngerer Sohn einer alten aber in ärmlichen Verhältnissen befindlichen Familie des Poitou geboren.[1]) Wenig über zwanzig Jahre alt, erhielt er das in seiner Familie erbliche Bistum Luçon, das aber allzu klein und ärmlich war, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Durch Dienste, die er der Regierung bei der Ständeversammlung von 1614 leistete, empfahl er sich der Regentin, die ihn 1616 zu einem ihrer Minister erwählte. Notgedrungen folgte er derselben, ein Jahr später, ins Exil. Doch wußte er sich durch versöhnliche und friedliche Bestrebungen bald auch dem Hofe genehm zu machen. Belohnungen seines geschickten Benehmens waren die Kardinalswürde, welche die Regierung ihm nach dem Tode Luynes' verschaffte, sowie der erneute Eintritt in das Ministerium (1622). In dem letzteren hat er sich binnen kurzem, nicht nur durch seinen kirchlichen Rang, sondern vorzüglich durch seine gewaltigen Geistesgaben, die ausschlaggebende Stellung erobert. Im August 1624 wurde dieselbe durch Ernennung zum Premierminister förmlich anerkannt.

Nachdem er so das Ziel seines persönlichen Ehrgeizes erreicht hatte, widmete er sich mit ganzer Seele der Größe und dem Ruhme des Staates — für das Volk als solches hatte er kein Herz. Im Dienste des Staates hielt er jedes Mittel diplomatischer List und des Truges, aber auch Härte, ja Grausamkeit für erlaubt und sogar geboten. Das französische Königtum im Innern allmächtig, nach außen gebietend, alle anderen Fürsten überwiegend hinzustellen, war sein doppelter Zweck. Richelieu hatte fürder keine eigensüchtigen Absichten mehr, er opferte vielmehr bewußtermaßen seine ohnehin schwächliche Gesundheit dem Königtume, als dessen berufenes Werkzeug er sich betrachtete. Persönlich durchaus gläubiger und frommer Katholik, bewahrte er doch anderen Überzeugungen gegenüber größte Duldsamkeit und ließ die religiösen Interessen keineswegs die weltlichen beeinträchtigen. Vor allem war er fest entschlossen, König Heinrichs IV. zu früh unterbrochene Pläne wieder aufzunehmen, der Habsburger Übergewicht mit Hilfe Savoyens, Venedigs, der Evangelischen und auch der Türken für immer zu brechen.

Zu gleicher Zeit, als Richelieu Frankreich dem österreichischen Hause wieder feindlich entgegenstellte, kam in das gute Verhältnis des englischen Königs zu Spanien ein arger Riß. Kastilischer Hochmut und kastilische Bigotterie ließen im letzten Augenblick das englisch-spanische Heiratsprojekt scheitern, und entrüstet trat Jakob I. zu den Franzosen hinüber. Im September 1624 schlossen beide Mächte mit Venedig und Savoyen zu St. Germain einen Vertrag behufs Unterstützung der Evangelischen in Deutschland.

---

1) G. d'Avenel, Lettres, instructions et papiers d'état du Cardinal de Richelieu (8 Bde, Paris 1853—77, in den Documents inédits pour servir à l'histoire de France): vorzüglich lehrreiche und trefflich angeordnete Sammlung. — Weniger tadelfrei desselben Richelieu et la monarchie absolue (Paris 1884 ff.), weil mit zu vieler Vorliebe für die frühere französische Monarchie verfaßt. — Durch übertriebene Verherrlichung Richelieus fehlt Caillet, L'administration en France sous Richelieu (2 Bde., 2. Aufl. Paris 1860).

Dieses Bündnis wurde den Habsburgern um so gefährlicher, als seit Ablauf des zwölfjährigen Waffenstillstandes, im Jahre 1621, auch der Kampf zwischen dem katholischen Könige und den Vereinigten Provinzen der Niederlande wieder begonnen hatte. Hier hatten die zentralistischen und kriegerischen Bestrebungen der oranischen Partei einen vollkommenen Sieg errungen. [1])

Zunächst war die Verfassung der freien Niederlande aus den Kriegswirren in ziemlich chaotischer Gestalt hervorgegangen. Wie die Last des Kampfes hauptsächlich von den Städten getragen worden, besaßen dieselben auch die ausschlaggebende Macht im Lande; nur in den östlichen Provinzen hatte daneben der Adel noch einigen Einfluß bewahrt. Die Kommunen aber wurden von einem geschlossenen städtischen Patriziat regiert. Diese oligarchischen Magistrate sowie in minderem Umfange der Adel sandten Abgeordnete in die Provinzialstände, welche die eigentliche Souveränität inne hatten und einen besoldeten Minister, den Ratspensionär, unterhielten. Die gemeinsamen Angelegenheiten der ganzen Republik waren den Generalständen anvertraut, die wieder aus Abgeordneten der Provinzialstände gebildet waren. Allein diese „hochmögenden Herren Regenten" konnten wichtigere Beschlüsse nur mit Stimmeneinheit fassen und waren in denselben auf das engste an den Willen ihrer Auftraggeber gebunden. So mußte in jeder bedeutenden Angelegenheit wieder an die Stadtmagistrate rekurriert werden, welche derart die eigentlichen Herren der Republik, dabei aber aufeinander sowie auf die Zentralgewalt äußerst eifersüchtig waren. Am meisten partikularistisch waren sie in der mächtigsten Provinz, in Holland gesinnt, die allein mehr als alle anderen zu den Finanzen und dem Heere der Republik beitrug. Man nannte diese patrizische und partikularistische Partei die „Patrioten"; an ihrer Spitze stand der Ratspensionär von Holland, der einflußreichste und verdienstvollste Staatsmann der Union, Johann v. Oldenbarnevelt. Dagegen wurde der zentralistische Gedanke hauptsächlich durch den Generalstatthalter vertreten, damals Prinz Moritz von Oranien. Er war das Haupt der Armee und Flotte und ernannte als solches die Offiziere; überdies hatte er aus den ihm von den Stadtmagistraten präsentierten Kandidatenlisten die neuen Mitglieder jener auszuwählen. Noch größer als dieser materielle war sein moralischer Einfluß, da Soldaten, Seeleute, Prediger und das niedere Volk begeistert an der glorreichen nassauischen Dynastie hingen. Schon über die Frage des Waffenstillstandes, dem er eifrig widerstrebte, hatte Moritz sich mit dem ihm früher eng befreundeten Oldenbarnevelt überworfen. Derselbe galt ihm seitdem nicht nur als politischer, sondern auch als persönlicher Widersacher. Endlich gaben kirchliche Streitigkeiten ihm die Möglichkeit, sich des Gegners zu entledigen.

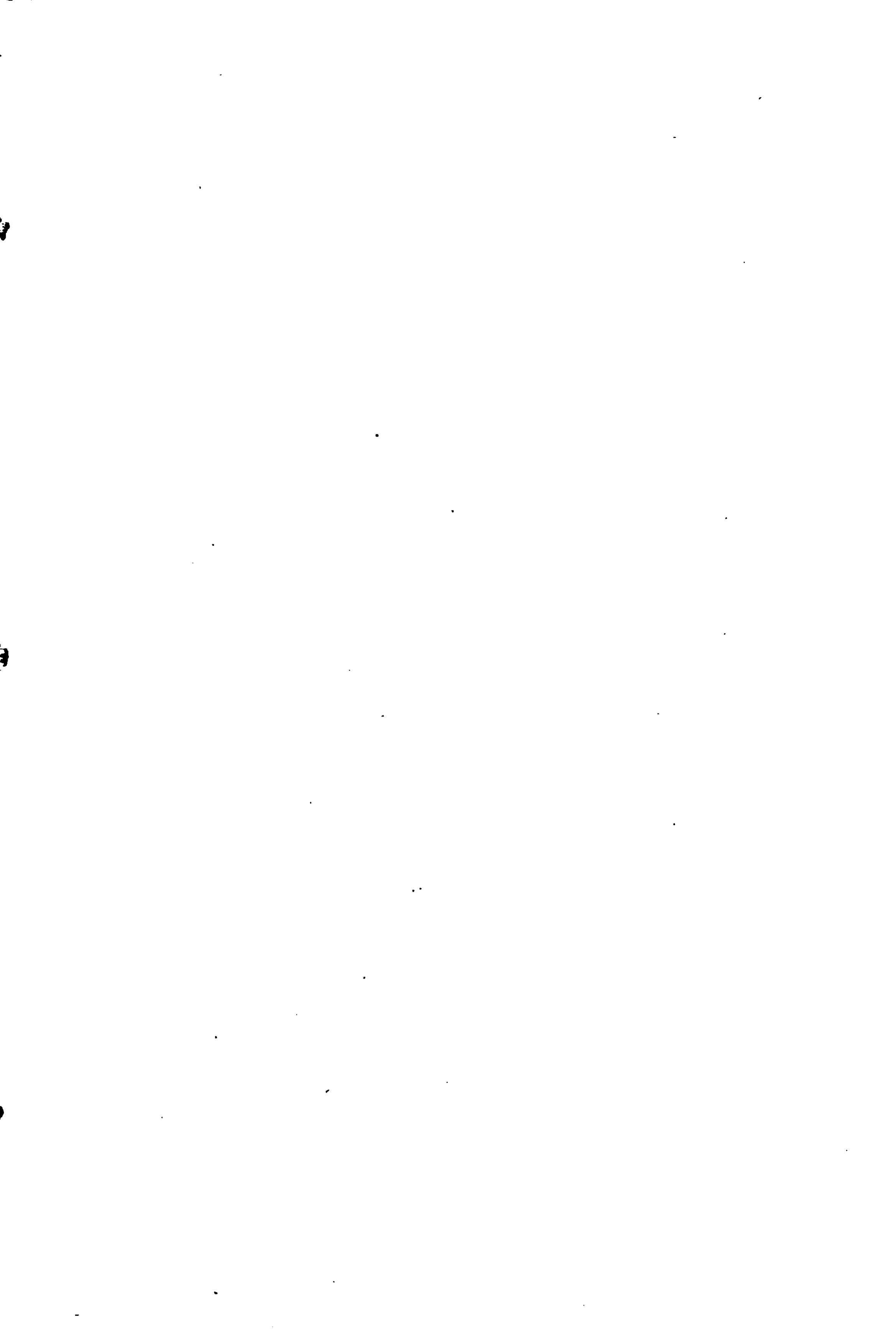
An der Universität Leyden war 1604 zwischen zwei Professoren der Theologie ein heftiger Zwist ausgebrochen, indem der eine, Arminius (Jakob

---

1) Deventer, Gedenkstukken van Johan van Oldenbarnevelt (2 Bde., Haag 1860). — Motley, Life and death of John of Barneveld (2 Bde., Haag 1873). — Groen van Prinsterer, Maurice et Barnevelt (Utrecht 1875).

Harmensen), das strenge calvinische Dogma von der unbedingten Prädestination zur Gnade und zur Verdammnis zu mildern sich bestrebte, der andere, Franz Gomarus, dasselbe in aller Ausschließlichkeit aufrecht erhielt. Dieser Gegensatz bewegte bald leidenschaftlich das ganze Volk, auch nachdem Arminius 1609 gestorben war. Zu den Arminianern und deren freisinnigen Anschauungen bekannte sich die feingebildete städtische Aristokratie und mit ihr Oldenbarneveld; während die unteren Klassen, eifrig calvinisch gesinnt, für die Gomaristen eintraten. Ganz natürlich schloß sich letzteren Prinz Moritz an, obwohl die eigentlich theologische Seite der Frage ihn durchaus gleichgültig ließ. 1610 überreichten die Arminianer den holländischen Provinzalständen eine „Remonstration," in welcher sie um Frieden und Duldung baten. Ihre Gegner widersprachen heftig, und seitdem sprach man von „Remonstranten" und „Contraremonstranten." Vergebens war ein Friedensedikt, welches, auf den Rat Oldenbarnevelds und des berühmten Staatsrechtslehrers Hugo de Groot (Grotius) die holländischen Stände 1614 erließen. Der contraremonstrantische Pöbel stürmte die Gotteshäuser der Arminianer und belästigte sie auf alle Weise. Um sie zu schützen, ordneten die Stände die Errichtung einer städtischen Polizeimacht, der sogenannten Waardgelders, an (1617). In dieser Maßregel sah aber der Generalstatthalter einen Eingriff in seine kriegsherrlichen Befugnisse, dankte die Waardgelders ab, änderte selbständig die Magistrate in mehreren Städten und ließ durch die Mehrheit der kleineren Provinzen die Einberufung einer Nationalsynode nach Dordrecht beschließen. Ehe dieselbe noch zusammengetreten war, ordnete der Generalstatthalter, völlig widerrechtlich, die Verhaftung Oldenbarnevelds, Grotius', des Stadtpensionars Hogerbeets von Leyden, sowie des Utrechter ständischen Sekretärs Ledenberg an. Durch bewaffnete Macht gewann Moritz unbedingte Herrschaft über die Generalstaaten. Ledenberg nahm sich selber das Leben, Grotius und Hogerbeets wurden von parteiischen Richtern zu ewigem Gefängnis, Oldenbarneveld als Irrlehrer, Verschwörer und Verräter gar zum Tode verurteilt. Am 13. Mai 1619 wurde der hochverdiente Mann schmählicher Weise enthauptet. Grotius entkam mit Hilfe seiner unerschrockenen Gemahlin, die ihn in eine Bücherkiste versteckte, aus dem Kerker und floh nach Frankreich. Hogerbeets wurde dann 1626 aus der Haft entlassen.

Kurz vor der Hinrichtung Oldenbarnevelds war die Dordrechter Synode (November 1618 bis Mai 1619) zum Abschluß gekommen. Selbstverständlich verurteilte sie die Arminianer als Neuerer und Schismatiker, bestätigte das calvinische Dogma in seiner strengsten Auffassung und erklärte alle anders lehrenden Prediger für abgesetzt. Moritz übernahm eifrig die Ausführung dieser Verfügung, nötigte die widerstrebenden Städte durch Kriegsvolk zur Unterwerfung, jagte die offenkundigen Arminianer aus dem Lande. Es war ein Sieg religiöser Unduldsamkeit und Engherzigkeit, zugleich aber auch der statthalterlichen Autorität. Jeder Widerspruch verstummte, als 1621 der Kampf mit Spanien von neuem ausbrach, freilich zunächst ohne entscheidende







König Christian IV. von Dänemark.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Hendrik Hondius (1588—1658).

Ergebnisse, da Spinola sich dem Oranier mehr als gewachsen zeigte. Allein nun griff auch Frankreich wieder einmal zum Nachteil der Habsburger kräftig in die Weltereignisse ein: im Herbst 1624 drangen plötzlich französische Truppen unter dem Marquis von Coeuvres in das Veltlin, warfen die spanischen Besatzungen nicht minder als die päpstlichen hinaus und nahmen so diese wichtigen Gebirgspässe den Habsburgern ab. Französische Agenten durchzogen das deutsche Reich, überall gegen den Kaiser werbend. England gewährte dem stets eifrig antiösterreichischen Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel eine bedeutende Geldunterstützung. Die Venezianer stellten an den tirol-mailänder Grenzen ein Heer auf, dessen Befehl dem alten böhmischen Rebellen Grafen Thurn anvertraut wurde.

Auch die skandinavischen Staaten nahmen Stellung gegen Österreich: Schweden unter Gustav II. Adolf, und Dänemark unter Christian IV. Ersterer wurde freilich durch den seit dem Jahre 1621 wieder ausgebrochenen Krieg mit Polen beschäftigt, aber letzterer zeigte sich zur Aktion bereit. Christian IV. (seit 1588) war ein unruhiger Fürst, allezeit mit hochfliegenden Plänen beschäftigt, im Grunde wohlmeinend, aber doch nur mittelmäßig begabt. Er beschloß nunmehr, die gewaltsame Unterdrückung seiner Glaubensgenossen in Deutschland, die drohende Nähe ligistischer Heerhaufen nicht zu dulden. An diesem Kampfe sollten die Verbündeten von St. Germain sich durch ausgiebige Subsidien beteiligen, die Leitung desselben aber Dänemark allein überlassen, mit Beseitigung des gehaßten schwedischen Nebenbuhlers. Wirklich gelang es ihm, zur großen Erbitterung König Gustav Adolfs, denselben ganz brach zu legen, da England dem unternehmenden Schweden mißtraute, Richelieu aber durch einen erneuten Aufstand der Hugenotten einstweilen in seinen auswärtigen Plänen behindert wurde. Im Dezember 1625 kam das Haager Konzert zu stande, in welchem England und die Generalstaaten dem dänischen Herrscher ausgiebige Subsidien, dieser zur Wiederherstellung der Ruhe in Deutschland und zur Verteidigung des niedersächsischen Kreises die Aufstellung eines Heeres von 28—30 000 Mann verhieß. Richelieu gewährte immerhin den Dänen einige Unterstützung. Das war schließlich denn doch ein mageres Ergebnis des großen antihabsburgischen Bündnisses, wie man es einst zu St. Germain geplant und wie auch Gustav Adolf und Christian IV. es erhofft hatten.

Die katholischen Politiker Deutschlands waren rechtzeitig auf die sich drohend gegen sie anhäufenden Wetterwolken aufmerksam geworden. Sie waren sofort zu kräftigen Gegenmaßregeln geschritten. Tilly hatte Moritz von Hessen-Kassel aus dem Lande getrieben, dieses brandschatzend okkupiert. Vom Elsaß bis zur Weser standen die Tillyschen Truppen. Ein Ligatag zu Augsburg (1624) hatte beschlossen, dieses Heer auch fernerhin zu unterhalten, und zwar auf Kosten aller Stände; überdies nicht stille zu sitzen, sondern „gegen alle Ihrer Majestät Feinde etwas Furchtbarliches auszurichten.“ Man sieht, die Liga betrachtete sich schon als die eigentliche legitime Gewalt im

Reiche. Nunmehr (1625) erhielt Tilly den Auftrag, mit möglichster „Diskretion" alle „Widerwärtigen" zu überziehen und zu entwaffnen. Spanien sagte seine Beihilfe mit ca. 8000 Mann zu, allerdings unter der selbstsüchtigen Bedingung der Okkupation einiger Nord- oder Ostseehäfen, von denen aus es dem Handel der Vereinigten Provinzen entgegen wirken könne. Diese Verabredungen wurden auf dem Brüsseler Konvent, von Mai bis August 1626, endgültig getroffen.

Indes noch wichtiger für den Kaiser und zugleich für die ganze Welt höchst überraschend war die Thatsache, daß jetzt zum erstenmale wieder seit vielen Jahren ein bedeutendes kaiserliches Heer im Felde erschien, unter Wallenstein.[1])

Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein war am 14. September 1583 zu Hermanciz geboren, aus einem wenig begüterten und dafür an Mitgliedern um so reicher ausgestatteten Zweige einer vornehmen altböhmischen Adelsfamilie. Vater und Mutter starben ihm früh; und aus der Zucht der mährischen Brüder, der ihn seine protestantischen Verwandten überliefert hatten, riß ihn ein eifrig katholischer Oheim mütterlicherseits, welcher ihn nach Olmütz zu den Jesuiten brachte. Die wußten ihn ganz zu fassen, und wenn auch die Erinnerung an seine protestantische Abkunft ihn nie völlig verließ, so löste er sich doch von den religiösen Überlieferungen seiner Familie und der überwiegenden Mehrheit seiner böhmisch-mährischen Standesgenossen, um zum Katholizismus überzutreten. Den größten Teil seiner Studienzeit verbrachte er auf der rechtgläubigen Universität Padua, wo er zugleich feinere Sitte sich aneignete. Von der Hochschule ging es, nach damaliger Kavaliersart, in den Krieg. Er kämpfte unter dem wilden Georg Basta in Ungarn wider die Türken.

Nun hatte der junge Wallenstein seine Lehrjahre beendet. Äußerlich zum Katholizismus sich bekennend, war er im Grunde religiös duldsam, von feinem Benehmen, mit einem Anfluge gelehrter Bildung; voll Freude an wildem Kriegsleben, ohne Mitgefühl für die Leiden, die dasselbe dem Bürger und Bauer brachte; arm aber mit hohen Verbindungen; und vor allem von glühendstem Ehrgeize, entschlossen, jedes Mittel zum Steigen, zum Emporkommen zu benutzen. Schweigsam, still in sich abgeschlossen, trug er seine kühnen Entwürfe im Herzen.

Die Heirat mit einer reichen Witwe (1609), die ihn schon nach wenigen Jahren als Erben eines unermeßlichen Besitzes zurückließ, legte den ersten Grund zu seinem Glücke. So konnte er sich dem römischen Könige Ferdinand II. empfehlen, indem er an der Spitze selbstgeworbener Truppen demselben die Venezianer bekriegen half (1617). Als bald darauf die böhmischen Unruhen ausbrachen, trennte er sich wie in religiöser so auch in politischer Beziehung

---

1) L. v. Ranke, Geschichte Wallensteins (Sämtl. W. XXIII). — J. Palacky, Jugendgeschichte Wallensteins; Jahrb. des Böhmischen Museums, II. 1. — A. Gindely, Waldstein während seines ersten Generalats (Prag u. Leipzig 1886, 2 Bde.). Viel zu ungünstig für Wallenstein, die Anklagen seiner Gegner sämtlich für bare Münze nehmend.

von der ungeheuren Mehrheit seiner Landsleute und warb für den Kaiser ein Regiment Kürassiere, welches rühmlich in Böhmen und Ungarn stritt. Der Lohn für diese mehr kluge als patriotische Parteinahme blieb nach der Schlacht am Weißen Berge nicht aus: bei den großartigen Münzfälschungen in kaiserlichem Auftrage sowie besonders bei der Verschleuderung der eingezogenen Güter seiner früheren Freunde und Standesgenossen griff Wallenstein eifrigst zu. Für sieben Millionen Gulden kaufte er nach und nach Güter von dreifachem Werte, den er durch sorgfältige Bewirtung und beständige Vergrößerung bis auf fünfzig Millionen erhöhte. Er war nun reicher als die Krone Böhmen. Seine Vermählung mit Elisabeth Gräfin Harrach, der Tochter eines Günstlings des Kaisers und Verwandten von dessen Premierminister Eggenberg, erhöhte durch so mächtige Verbindungen seinen Einfluß. Im September 1623 wurde er zum Fürsten Friedland erhoben.

25. Gegen dem rechten Fuß ewern Spies fellet/vnd die Wehr von Leder ziehet
25. Posez la picque contre le pied droict, & tirez l'espée.



Truppen des dreißigjährigen Krieges: 1. Spießknecht in Verteidigungsstellung gegen einen Reiter: den vorgestreckten Spieß gegen den rechten Fuß gestemmt, mit der rechten Hand den Degen ziehend.
(Aus: Waffenhandlung Von den Roehren, Mußquetten vnd Spiessen. Gestalt nach der Ordnung deß Hochgebornen Fürsten vnd Herrn, Herrn Moritzen, Printzen zu Oranien, u. s. w. Figurlichen abgebildet, durch Jacob de Gheyn. Gedruckt zu Franckfort am Main 1609.)

Nur immer weiter strebte sein rastloser Geist. Als im Frühjahre 1625 ein großes Bündnis gegen die Habsburger sich vorzubereiten schien, Christian von

Dänemark in das Bremische einrückte, Mansfeld und der Braunschweiger abermals von den Niederlanden aus brandschatzend in das Kurfürstentum Köln zogen; als infolge der grenzenlosen Liederlichkeit, mit der man am kaiserlichen Hofe in allen Geldangelegenheiten verfuhr, dessen Kassen völlig leer waren: da hielt Wallenstein den Augenblick für günstig, um dem Kaiser die unentgeltliche Aufstellung und Unterhaltung eines Heeres von 24 000 Mann anzubieten. Ferdinand nahm zunächst den Vorschlag des ehrgeizigen Böhmen mit vielem Mißtrauen entgegen, da er das unruhige und habsüchtige Wesen des Mannes fürchtete. Allein die Not am kaiserlichen Hofe war zu groß, als daß man nicht schließlich zu jedem möglichen Auswege hätte greifen müssen. Überdies fand Wallenstein ausgiebige Unterstützung bei Eggenberg, der schon längst den Kaiser von der Liga unabhängig zu stellen gewünscht



Truppen des dreißigj. Krieges: 2. Schütze Pulver ins Rohr schüttend. (Ebd.)

hatte; gewiß mit Recht. So stimmte Ferdinand endlich zu, und am 25. Juli 1625 ward Friedland zum kaiserlichen „General-Obristen-Veldthaubtmann“ ernannt und erhielt das Werbepatent. Da er bares Geld genug vorrätig hatte und große Vorteile verhieß, hatte er bald mehr als 20 000 Soldaten beisammen. Es war der Kern, aus dem heraus das österreichische stehende Heer sich entwickelt hat.

Mit den umfassendsten Plänen trat der neue Generalissimus an seine Aufgabe heran. Persönliches und Weltinteresse gingen bei ihm Hand in Hand. Deutschland wollte er aus seiner Zerrissenheit einigen, den Kaiser so mächtig dort machen, wie die Könige von Frankreich und Spanien es in ihren Gebieten seien. Dabei sollte für ihn selbst reicher Lohn auf Kosten der Gegner abfallen. So erfüllt war er von diesen Entwürfen, daß er darüber die thatsächlichen Hindernisse, die sich ihrer Verwirklichung widersetzten, oft übersah. Der Einfluß der Astrologie auf seine Entschlüsse ist häufig überschätzt worden; doch nahm er Kepler in seinen Sold, nur um sich von ihm die Nativitäten aller Personen, mit denen er in Berührung kam, stellen zu lassen. Der edle Gelehrte klagte oft, daß die schmutzige Dirne Astrologie ihn ernähre, während die reine Himmelstochter Astronomie ihn verhungern lasse.



Truppen des dreißigjährigen Krieges: 3. Schütze im Marsch. (Ebd.)

Wallenstein, der nun zum erstenmale ein selbständiges Kommando übernahm, bewährte sich sofort als geborener Feldherr. Er war das Muster eines methodischen Generals, schnellen gewaltsamen Unternehmungen abgeneigt, alles langsam und vorsichtig berechnend, mehr zu geschickten strategischen Manövern als zum Losschlagen hinneigend. Nur im Falle absoluter Notwendigkeit oder wenn er die Übermacht zweifellos besitzt, liefert er Schlachten,

in denen er fast immer Sieger geblieben ist. Den gewonnenen Erfolg nutzt er mit Zähigkeit aus.

König Christian IV. war inzwischen durch das von Maximilian von Bayern selbstherrlich verfügte Einrücken der ligistischen Truppen in Niedersachsen zum Kriege gezwungen und mit Tilly handgemein geworden (Juli 1625). Zwar drängten die Dänen den schwächern Gegner zurück, allein zu entscheidendem Erfolge gelangten sie nicht. So war der rechte Augenblick verpaßt; mit dem Beginn des neuen Jahres (1626) verlieh Wallensteins Rüstung den Katholiken wieder das Übergewicht. Tilly stand zwischen Weser und Leine den Dänen gegenüber. Wallenstein, dessen Truppen von Wien her absolut nicht mit den nötigsten Bedürfnissen versehen wurden und deshalb das Magdeburger Erzstift furchtbar ausplünderten, hatte sich am linken Elbufer bei Dessau verschanzt. In der Nähe dieser Stadt griff Mansfeld des kaiserlichen Feldherrn befestigte Elbbrücke an. Aber trotz seines und seiner Krieger Heldenmut wurde er am 25. April 1626 von Wallensteins Übermacht geschlagen, erdrückt. Mit nur 5000 Streitern entkam er.

1. Marchiert mit der Forckel in der Hand!
1. Marchez auec la fourchette en la main.



Truppen des dreißigjährigen Krieges: 4. Musketier. (Ebd.)

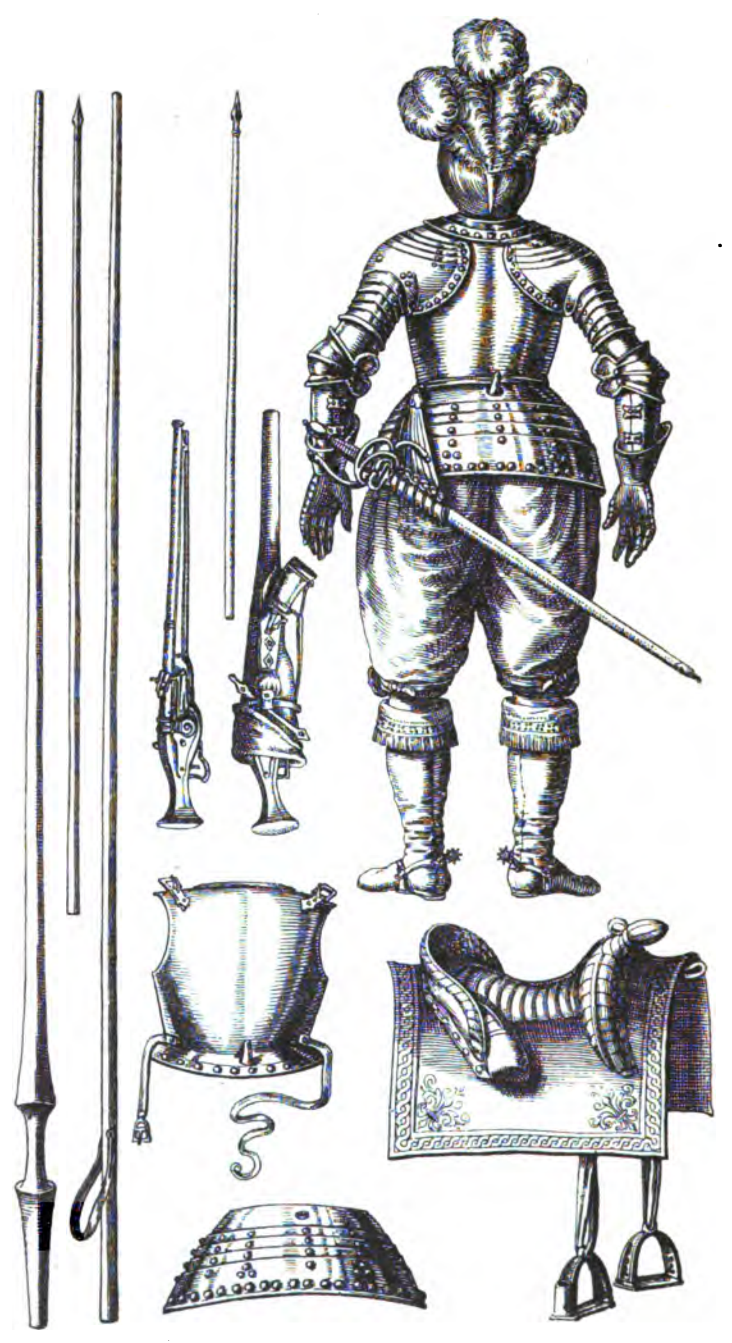
An der Dessauer Brücke hatte das neue kaiserliche Heer die Bluttaufe glorreich empfangen, hatte Wallenstein sich mit einem Male in die Reihe der

angesehensten Generale der Zeit gestellt. Allein so unglücklich Mansfeld in der Schlacht zu sein pflegte, so erfinderisch war er, die Niederlage wieder auszuwetzen. Durch Dänen, Schotten und mit französischem Gelde angeworbene Deutsche wieder auf 20 000 Mann verstärkt, faßte er den genialsten Entschluß seines Lebens: den Krieg in die österreichischen Erblande zu tragen und mit Bethlen Gabor in Verbindung zu treten, der schon wieder an der ungarischen Grenze lauerte. Schlesien war mit Mißvergnügten angefüllt, in Oberösterreich und in Böhmen hatten die protestantischen Bauern sich in offenem Aufstande erhoben. So bot der Plan viele Aussicht auf Gelingen. Leider waren die räuberischen Scharen des Abenteurers derart gefürchtet, daß die Schlesier sich ihnen nicht freundlich, sondern feindlich entgegenstellten. Von Wallenstein verfolgt, mußte Mansfeld Schlesien räumen und sich in die Karpathen werfen, von denen aus er, von Bethlen unterstützt, einen vorteilhaften Parteigängerkrieg führte. Der kaiserliche Feldherr wußte sich seiner um so weniger Meister zu machen, als er auch von den Siebenbürgern nnd den Türken bedrängt wurde.




Truppen des dreißigjährigen Krieges: 5. Musketier Pulver auf die Pfanne schüttend. (Ebd.)

Allein Bethlens Wankelmut verdarb Mansfeld das Spiel. Da jenem die gehofften großen Erfolge ausblieben, zog er es abermals vor, zu Preßburg mit dem Kaiser einen billigen Frieden zu schließen, der freilich den Grafen



Truppen des dreißigjährigen Krieges: 6. Lanzenreiter und die Einzelheiten seiner Ausrüstung.
(Aus: Kriegskunst zu Pferdt. Von Joh. Jac. von Wallhausen; der löblichen Statt Dantzig bestelten Obristen Wachtm: vnd Hauptman. Franckfurt am Mayn 1616.)

in die übelste Lage versetzte. Dessen Geldmittel waren völlig zu Ende. Deshalb beschloß Mansfeld, sein Heer einstweilen unter den Befehl des Herzogs Johann Ernst von Weimar zu stellen und selber über Venedig nach England zu gehen, um von beiden Staaten Subsidien zu fordern. Obwohl ein



Truppen des dreißigjährigen Krieges: 7. Kürassier und die Einzelheiten seiner Ausrüstung. Als Pappenheimer Kürassiere von besonderem Ruf. (Ebd.)

heftiges Fieber ihn verzehrte, brach er in der schlimmsten Jahreszeit zu seiner weiten Reise auf. Aber in Urakowitz, einem Dorfe in Bosnien, brachen seine erschöpften Kräfte zusammen. Hier ist er am Morgen des 30. November 1626 gestorben, aufrecht stehend, mit dem Harnische bekleidet, das Schwert in der Hand — ein echter Kriegertod. Er zählte erst sechsundvierzig Jahre.

Trotz seiner hohen Gaben und seiner heldenhaften Unerschrockenheit war er freilich stets ein herz- und gewissenloser Abenteurer geblieben, der mit seinen wilden Gesellen unsägliches Leid über die deutschen Länder gebracht hat, ohne der Sache, für die er focht, wesentlichen Nutzen zu schaffen.

Über seinem zurückgelassenen Heere waltete ein Unstern. Wenige Wochen nach des Generals Dahinscheiden starb auch dessen Stellvertreter Johann Ernst von Weimar, ein treuherziger, unverzagter und gottergebener Verfechter seines Glaubens, im dreiunddreißigsten Jahre seines Lebens. Darauf führte der alte Thurn, aus venezianischen in dänische Dienste tretend, die Reste der durch Hunger, Krankheiten und Desertion stark gelichteten Scharen nach Schlesien, wo in einzelnen früher von dem Weimarer eroberten Orten dänische Besatzungen sich hielten.



Truppen des dreißigjährigen Krieges: 8. Lanzenreiter. (Ebd.)

Noch vor seinen Waffenbrüdern Weimar und Mansfeld war, im Mai 1626, Christian von Braunschweig, erst siebenundzwanzig Jahr alt, gestorben. Mit ihm schien auch jede Unternehmungslust im dänischen Lager verschwunden, obwohl Tilly weit schwächer war, als das Heer König Christians. Und doch hätte dieser den ligistischen General nur ernstlich beschäftigen dürfen, um seine Niederlage unzweifelhaft herbeizuführen. Denn in dessen Rücken rüstete Moritz von Hessen-Kassel eine Armee, um ihn zwischen zwei Feuer zu nehmen. Allein es war einmal das Schicksal in der ersten Hälfte dieses Krieges, daß die Protestanten, obwohl an materieller Macht doppelt und dreifach stärker als die Kaiserlichen und Ligisten, durch ihre ewige Zersplitterung und Vereinzelung den vereinten und kräftig geführten Gegnern einer nach dem andern erlagen. Tilly erhielt Muße, sich auf den Landgrafen zu stürzen, ihn zur Unterwerfung, ja zur völligen Überlieferung seines Landes an die kaiserlichen Kriegsvölker zu nötigen. Christian IV., bereits ganz entmutigt, brachte inzwischen die Zeit mit vergeblichen Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser hin. Tilly aber eroberte, nach der Bezwingung des Hessen, das hannoversche Land, zumal das wichtige

Göttingen.[1]) Als endlich Christian zur Rettung des nördlichen Hannovers ihm entgegen rückte, konnte Tilly, durch Wallensteinsche Heerhaufen unterstützt, am 27. August 1626 bei Lutter am Barenberge den Kampf aufnehmen.[2]) Der dänische König zeigte hier wenigstens persönlichen Mut, auch seine Truppen — meist Deutsche — hielten sich wacker. Da brachten 7000 Wallensteiner, die ihm in den Rücken fielen, die Entscheidung. Wie gewöhnlich in den Schlachten des dreißigjährigen Krieges, wurde das besiegte Fußvolk getötet oder gefangen, während der größte Teil der dänischen Reiterei sich rettete.

Der militärische Erfolg von Tillys Sieg war beträchtlich, noch größer aber der politische. Allerseits wurde die Schlacht bei Lutter als die endgültige Entscheidung in dem dänisch-kaiserlichen Kampfe betrachtet. So laut man in Wien, München, Brüssel jubelte, so niedergeschlagen waren die Evangelischen. Der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel fiel von Christian ab; die Herzoge von Mecklenburg traten mit dem Kaiser in Verbindung; die Hansestädte, ja des Königs Vettern, der Herzog von Holstein-Gottorp und der protestantische Erzbischof von Bremen, versicherten Ferdinand ihrer Ergebenheit. Die brandenburgischen und englischen Geldunterstützungen an die Dänen hörten ganz auf.



Truppen des dreißigjährigen Krieges: 9. Harquebusierer oder Bandelierreuter. (Ebd.)

Landgraf Moritz von Hessen-Kassel, der sein Land verwüstet und beträchtlicher Gebietsteile beraubt sah, legte zu gunsten seines ältesten Sohnes Wilhelm die Regierung nieder. Abermals war so einer der thatkräftigsten Verteidiger des Protestantismus seines Fürstentums beraubt und zum Flüchtling geworden.

Während Mansfeld und der Dänenkönig den kaiserlich-ligistischen Waffen erlagen, hatte auch in Frankreich die katholische Partei wichtige Erfolge verzeichnen können. Die Spanier hatten zunächst den Unmut der Hugenotten, welche die Reste ihrer politischen Selbständigkeit von der Regierung systematisch beschränkt sahen, durch geheime Gesandtschaften und Geldsendungen gesteigert,

1) Fr. v. d. Decken, Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg (4 Tle., Hannover 1833. 34).

2) Lichtenstein, Die Schlacht bei Lutter am Barenberge (Braunschweig 1850).

damit Richelieu im eigenen Lande hinreichend beschäftigt sei, um auf seine Unternehmungen in Italien und Graubünden verzichten zu müssen. Auf des katholischen Königs Hilfe bauend, erhoben sich die französischen Reformierten im Januar 1625: die hochadligen Brüder Rohan und Soubise standen an ihrer Spitze, und die Seemacht von La Rochelle vernichtete sofort die geringen Anfänge der königlichen Kriegsmarine. Dabei hatte der Kardinal fortwährend die Feindschaft der eifrig ultramontanen Faktion im eigenen Lande zu bestehen! Zwischen beiden entgegengesetzten Parteien beschloß er seinen Weg zu suchen, im wesentlichen doch keiner seine Ideen preisgebend. Er faßte den genialen Plan, erst seine protestantischen Bundesgenossen zur Unterwerfung ihrer französischen Glaubensbrüder zu benutzen, dann die Klerikalen ohne allzu große Opfer zu versöhnen.



Truppen des dreißigjährigen Krieges: 10. Kürissierer. (Ebd.)

Beides gelang ihm. Die Engländer wußte er durch zwei Mittel zu gewinnen: einmal, indem er deren jungem Könige Karl I. die Schwester des französischen Herrschers, Henriette Marie, vermählte; und zweitens, indem er ihnen seine Dazwischenkunft zu gunsten des pfälzer Kurfürsten in Aussicht stellte. Die Holländer waren schon durch Frankreichs Hilfsgelder an dasselbe gefesselt. Man sah in den aufständischen Hugenotten geradezu Feinde der protestantischen Sache. Mit Hilfe englischer und niederländischer Schiffe wurde die Rocheller Flotte unter Soubise bei der Insel Ré geschlagen, diese sowie andere Eilande, welche den Hafen von La Rochelle verteidigten, von den Königlichen erobert (September 1625).

Das drohende Auftreten der spanischen und päpstlichen Kriegsmacht in Italien, die Siege Tillys, die Rüstungen Wallensteins, das Grollen der Ultramontanen stimmten aber auch Richelieu den Hugenotten gegenüber friedfertig. Am 5. Januar 1626 schloß er mit denselben einen Vergleich, der

ihnen freilich mehr schöne Verheißungen als thatsächliche Vorteile brachte und sie nötigte, sich die Gegenwart eines königlichen Aufsehers in La Rochelle gefallen zu lassen.

Selbst nach Beseitigung des hugenottischen Widerstandes glaubte der Kardinal es mit den katholischen Zeloten nicht aufnehmen zu dürfen, und zwar um so weniger, je erbitterter dieselben über die verhältnißmäßig günstigen, den Reformierten gewährten Bedingungen waren. In Flugschriften aller Art wurde er mit der äußersten Schärfe als „Patriarch der Atheisten," als „calvinischer Papst" angegriffen. Seine Stellung war noch zu wenig befestigt, als daß er nicht von dieser am Hofe so mächtigen Partei, welcher auch die Königin-Mutter, der hoch angesehene Jurist Marillac sowie der mystisch gesinnte Kardinal Berulle angehörten, seinen Sturz hätte fürchten müssen. Er machte ihr sofort Zugeständnisse. Zunächst im Innern: er opferte ihnen einige seiner alten Freunde und Mitarbeiter, die er als „Gegner aller guten Katholiken" in die Bastille setzte.[1]) Dann aber auch in der auswärtigen Politik. Er gab zu, daß der am 5. März 1626 zu Monzon von dem französischen Gesandten in Madrid auf Andringen der katholischen Faktion in Frankreich eigenmächtig abgeschlossene Vertrag im Mai zu Barcelona mit geringen Abweichungen bestätigt wurde. Derselbe befreite die altgläubigen Veltliner von der Herrschaft der Bündner, denen sie nur noch einen Tribut zu zahlen hatten. Franzosen und Spanier sollten jene Gegenden räumen. Spanien war damit seiner Beute, des Veltlins, beraubt; aber auch Frankreichs Alliierte, die Graubündner, hatten ihr langjähriges Unterthanenland eingebüßt. Ebenso entrüstet wie diese waren Venedig, Savoyen, England über einen Frieden, bei dessen Abschluß man sie, die Verbündeten Frankreichs, gar nicht zu fragen für gut befunden hatte. Besonders Buckingham, der leitende Minister Englands, sah sich mit Zorn und Schmerz von Richelieu betrogen, der ihn zuerst zur Niederwerfung der französischen Protestanten benutzt hatte, um dann den fanatischen veltliner Mordgesellen zum Siege zu verhelfen.

Allen diesen Einbußen der protestantisch-antihabsburgischen Partei standen nur nach einer Richtung hin Erfolge gegenüber. Der Schwedenkönig Gustav II. Adolf hatte, da er von seinem Vetter Sigismund III. von Polen durchaus keinen festen Frieden erlangen konnte, im Juli 1621 den Krieg gegen denselben von neuem begonnen. Seinem Heere hatte er durch treffliche Kriegsartikel größere Festigkeit verliehen, dann hohe Feldherrngaben entfaltet. Bis zum Schlusse des Jahres 1625 nahm er Riga, ganz Livland und Kurland den Polen ab. Dann ging er nach Preußen. Freilich hatte er dabei auch die Absicht, sich dieses wichtigen Teiles der Ostseeküste zu bemächtigen; kaum minder wichtig aber war es für ihn, sich so den deutschen Angelegenheiten zu nähern. Im Juni 1626 landete er zu Pillau; im Juli hatte er das herzogliche Preußen, das seinem Schwager Georg Wilhelm von Brandenburg gehörte, zur Neutralität gezwungen;

1) So den trefflichen und geistvollen Publizisten Fancan; L. Geley, Fancan et la politique de Richelieu (Paris 1884).

bis zum Herbst fast das gesamte polnische Preußen erobert, das widerstrebende Danzig fest umschlossen. Die Besitznahme Preußens durch die Schweden war um so bedeutungsvoller, als sie dieselben in unmittelbaren Gegensatz zu den maritimen Entwürfen der Habsburger brachte. Zu dem religiösen Anlasse gesellte sich derart auch ein politischer, um ein feindliches Zusammentreffen der Kaiserlichen und der Schweden herbeizuführen.

Inzwischen hatte Christian IV. sich redlich bemüht, sein Heer wieder zu organisieren, und es war ihm durch die Opferwilligkeit seines Volkes und fremde Unterstützung auch wohl gelungen. Aber einem Tilly war er nicht gewachsen: im August 1627 mußte er nach Holstein zurückweichen. Darauf fielen seine letzten Verbündeten im niedersächsischen Kreise von ihm ab und unterwarfen sich dem Kaiser und der Liga. Nur Schlesien behaupteten die Dänen noch und gingen selbst in Mähren vor. Sie hofften auf den Beistand des ewig wankelmütigen und unruhigen Bethlen Gabor. Anstatt dessen kam ein furchtbarer Gegner über sie.

Wallenstein hatte in einer Zusammenkunft mit seinem Freunde, dem kaiserlichen Minister Eggenberg, einen förmlichen militärischen und politischen Feldzugsplan entworfen. Ungarn wollte man einstweilen seinem Schicksale überlassen, hingegen alle noch widerspenstigen Reichsfürsten durch offene Feindseligkeiten oder auch durch Truppeneinquartierung und Strafsummen zur Unterwerfung nötigen. Dabei sollte auf jede Gegenreformation verzichtet, sollten vielmehr das politische Interesse des Kaisers und die Reichseinheit die ausschließlich maßgebenden Momente werden.[1]) Gewiß großartige und patriotische Entwürfe, die freilich die Feindschaft der klerikalen Partei in hohem Maße hervorrufen mußten! Anfang Juli 1627 kam dann der kaiserliche Generalissimus mit seiner Hauptmacht nach Schlesien, nahm die wichtigsten Festungen. Der dänische Oberanführer Mitzlaff, ein ebenso unfähiger wie harter und habgieriger Mann, gab bald jeden Widerstand auf und suchte nur die Seeküste zu gewinnen. Aber bei Friedeburg wurde er von den verfolgenden Wallensteinern eingeholt und die ganze dänische Schar bis auf ein Regiment getötet oder gefangen. Fast allein rettete sich Mitzlaff mit der Trauerkunde von der völligen Vernichtung seines schönen Armeekorps nach Kopenhagen, wo er zur Strafe für sein feiges Benehmen gefangen gesetzt wurde.

Mit dieser schnellen Wiedereroberung Schlesiens hatte Wallenstein die Zweifel, die seine bisherige langsame Kriegführung am Wiener Hofe ob seiner Treue oder doch Befähigung erregt hatten, glänzend widerlegt. Trefflich hatte er die wilden Söldner, die von allen Seiten unter seine Fahnen geströmt waren, zusammengehalten und gezähmt. Man hat ihn und seine Truppen häufig als Muster soldatischer Roheit und Raubsucht dargestellt. Aber das ist doch vielfach übertrieben. Wohl mußte Wallenstein sein Heer auf Kosten

1) Die Authenticität des die Zusammenkunft zwischen Wallenstein und Eggenberg zu Bruck im November 1626 behandelnden Aktenstückes scheint mir Gindely (Waldsteins erstes Generalat, I. 163 ff.) nachgewiesen zu haben.

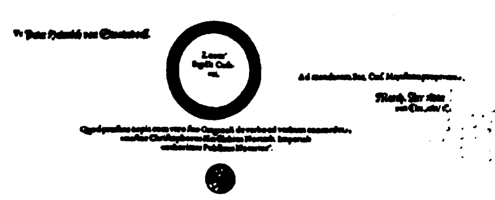
Widerholte geschärpffte

Der Röm: Kay: auch zu Hungern und Böheim Kön: May:

SALVA GUARDIA

Wir Ferdinandt der Ander / von Gottes Gnaden / Erwöhlter Römischer Kayser / zu allen zeiten Mehrer deß Reichs / in Germanien / zu Hungern / …

Ferdinandt.



Verkleinertes Facsimile eines kaiserlichen Schutzbriefes für Nürnberg, von 1626.

Derartige Schutzbriefe wurden an den Thoren angeschlagen.



der von ihm besetzten Landesteile unterhalten, da der Kaiser, trotz aller förmlichen Verheißungen, fast nichts für dasselbe that; allein jener machte es nicht wie vor und nach ihm viele Armeen, die gleich einem Heuschreckenschwarm in eine Gegend fielen und diese so verödeten, daß sie nach kurzer Zeit weiterziehen mußten. Vielmehr brachte er es zuwege, nun vier Jahre im östlichen Norddeutschland zu bleiben und alles derart einzurichten, daß Soldat und Civilist nebeneinander bestehen konnten. Bürger und Bauer mußten die Hälfte, Beamte und Adlige zwei Dritteile ihrer Einkünfte für die Bedürfnisse des Heeres abgeben. Weitergehende Plünderungen wurden hart bestraft, oft durch den Strang; am schlimmsten führten sich die Wallonen. Es war nicht des Feldherrn, sondern raubgieriger und hartherziger Unterbefehlshaber Schuld, wenn doch sonstige Beeinträchtigung der Bevölkerungen stattfand. Im ganzen war des Kaisers Nachlässigkeit, Trägheit und Beschränktheit die Hauptursache für deren Leiden.[1]) Vielmehr ward Wallenstein durch seine Strenge einem großen Teile seiner Truppen, zumal den Italienern bitter verhaßt, die ihn il tiranno zu nennen liebten. „Soldaten," pflegte er zu sagen, „muß man gut füttern, gut zahlen und gut henken." Noch schärfer als Plünderung, mit wahrer Grausamkeit ward Feigheit geahndet. Überhaupt bestrafte er auch die kleinsten Fehler, um — so drückte er sich aus — größere zu verhüten. Aber ebenso gern belohnte er. Er hielt stets eine große Anzahl goldener Ketten für verdiente Krieger jedes Ranges in Bereitschaft; noch mehr geschätzt waren sein Lob oder vertrauliche Gebärden. Auch Geldsummen, Beförderungen wurden jedem, ohne Unterschied der Geburt oder des Glaubens, nach seinen Leistungen zu teil. So gelang es Wallenstein, ein Heer fest in der Hand zu halten, das aus den Landstreichern, Taugenichtsen und Gesetzlosen aller Völker gebildet war; in einem einzigen Regimente wollte man zehn Nationen unterscheiden. Dabei war die Religion ebenso gleichgültig wie die soziale Stellung; nur militärische Tüchtigkeit und militärischer Rang hatten Geltung. Evangelische und katholische, deutsche, wallonische, italienische und kroatische Obersten, Abkömmlinge von Fürsten und Kaufmanns- ja Tagelöhnersöhne wirkten in dem Offizierkorps unter der eisernen Kriegszucht Wallensteins einträchtig auf ein Ziel hin. Was Wunder, daß er das Heer als seine eigenste Schöpfung betrachtete, daß er oft ausrief: „Mir gehört es zu," und auch nach diesem Grundsatze handelte? Unabläßig war er auf seiner Regimenter Vermehrung bedacht, denn er und der Kaiser sollten allein Herren in Deutschland sein. Er brachte jene auf 70 000 Kombattanten, abgesehen von dem ungeheuren Troß. Die trotzigen Fürsten der Liga ärgerte er geflissentlich, indem er seine Werber zumal in deren Gebiete sandte.

Für seine Verdienste in diesem Feldzuge wurde er übrigens von Ferdinand glänzend belohnt: er erhielt das Fürstentum Sagan mit dem Herzogstitel und der Befugnis, Gold- und Silbermünzen zu schlagen.

---

1) Das giebt selbst Gindely (a. a. O. Bd. II Schluß) zu, so feindselig er auch Wallenstein gesinnt ist.

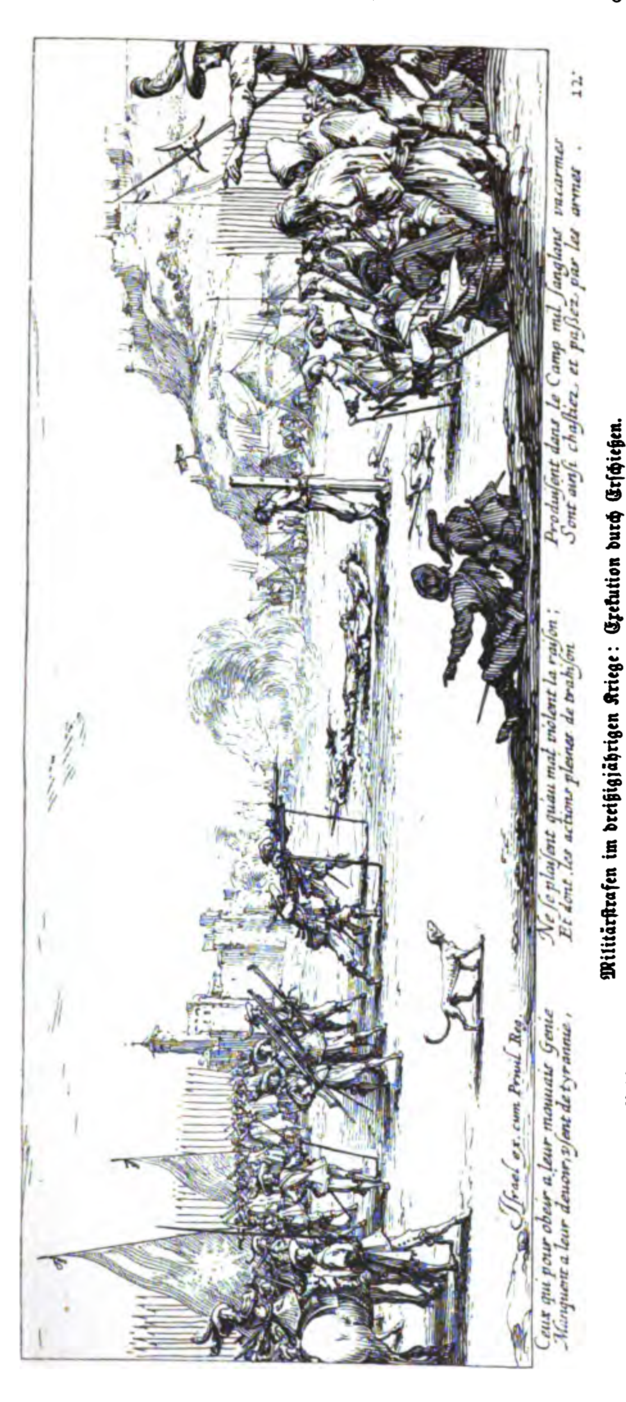
Dann eilte er, dem ligistischen Feldherrn die Früchte des von diesem mühevoll errungenen Sieges aus der Hand zu nehmen. Eilig zog er von Schlesien nach Norden. Zu Lauenburg (1. September 1627) einigte er sich scheinbar mit Tilly über ein zwischen ihnen beiden wechselndes Kommando. Indes sein herrisches Auftreten bewog den anderen bald, zur Belagerung Pinnebergs zurückzubleiben. Das hatte selbstverständlich Wallenstein nur gewünscht; als Tilly bald darauf verwundet wurde, ward vollends jener ausschließlich Meister beider Armeen. In seiner Hand lag jetzt die letzte Entscheidung in diesem dänischen Kriege.

Christians IV. Heer war entmutigt, litt an Lebensmitteln und Kriegsbedarf Mangel, plünderte im eigenen Lande. Unaufhaltsam mußte der König sich zurückziehen, von den Kaiserlichen scharf verfolgt. Diese nahmen nach kurzer Belagerung das feste Rendsburg, die Ligisten Pinneberg. Wallensteins General Schlick zwang bei Heiligenhafen ein dänisches Korps von 8000 Mann unter dem Markgrafen von Baden-Durlach zur Ergebung. Dann wurden, trotz aller Proteste des dänischen Reichsrates, daß der Krieg nur die Reichslande ihres Herrschers, aber nicht das eigentliche Dänemark angehe, Schleswig und Jütland von den Feinden gesäubert. Erst am Belt machten die Kaiserlichen Halt, da sie ohne Schiffe dem Könige nicht nach Fünen folgen konnten.

So hatte Wallenstein militärisch wie politisch die glänzendsten Ergebnisse eingeerntet. Im Namen des Kaisers kommandierte er nicht nur dessen, sondern auch der eben noch so ungefügen Liga Truppen. Er hatte sich dann in wenigen Wochen zum Meister der ganzen cimbrischen Halbinsel gemacht. Sehr wider seine Ansichten hat sein Kaiser diese Erfolge zum Besten der katholischen Reaktionspartei ausgenutzt. „Ferdinand,“ schrieb der päpstliche Nuntius Caraffa, „schien wie aus einem tiefen Schlafe zu erwachen: von einer großen Furcht befreit, die bis dahin seine Vorfahren und ihn selbst gefesselt hatte, faßte er den Gedanken, ganz Deutschland zu der Norm des Religionsfriedens zurückzuführen.“ Zunächst aber wollte er in seinen Erblanden das Ketzertum völlig vernichten. Auch der bis dahin persönlich noch geschonte Adel ward nunmehr zum Übertritte genötigt. Der Kaiser erklärte am Ignatiustage 1627, daß er nach Ablauf von sechs Monaten niemanden, auch nicht vom Herren- und Ritterstande, in Böhmen dulden werde, der nicht ihm und der allein selig machenden Kirche im Glauben beistimme. Ähnliche Edikte ergingen in Oberösterreich, dann 1628 in Kärnten, Krain und Steier, etwas später auch in Niederösterreich. Seit dieser Zeit erst sind jene Länder völlig der Glaubenseinheit wieder gewonnen. Freilich war damit auch die ständische Freiheit in denselben durchaus vernichtet, die landesherrliche Gewalt zu der einzig ausschlaggebenden geworden. Die Regierung Ferdinands II. bedeutet für die österreichischen Gebiete den Sieg zugleich des ausschließenden Katholizismus wie des absoluten Herrschertums.

Die Niederwerfung der Ketzer tröstete die ligistischen Fürsten nur in sehr geringem Maße über die ungeahnte Erhöhung der kaiserlichen Macht in

den letzten Jahren. Wie schlau hatten sie ihren Plan entworfen! Im Namen des Reichsoberhauptes, unter dem Schutze seines Ansehens und seiner richterlichen Strafmittel, hatten sie Deutschland ihrem eigenen Bunde unterthänig, den Kaiser zur bloßen Puppe in ihren Händen machen wollen. Schon waren sie ihrem Ziele nahe gewesen, zu der Zeit, als ihre Truppen das ganze Reich erfüllten, Ferdinands Heer nur noch in einigen Garnisonen existierte. Wie hatten sie da gedrängt und geklagt, um auch die wenigen tausend Spanier — also habsburgische Soldaten — aus der Unterpfalz zu entfernen.. Und nun mußten sie erleben, daß unter Wallenstein ein eigenes großes kaiserliches Heer entstand, und daß es Ferdinand ganz gründlich ihrer Be-



Militärstrafen im dreißigjährigen Kriege: Exekution durch Erschießen.
Radierung von Jacques Callot (1594—1635) aus der Folge: Les misères et malheures de la guerre.

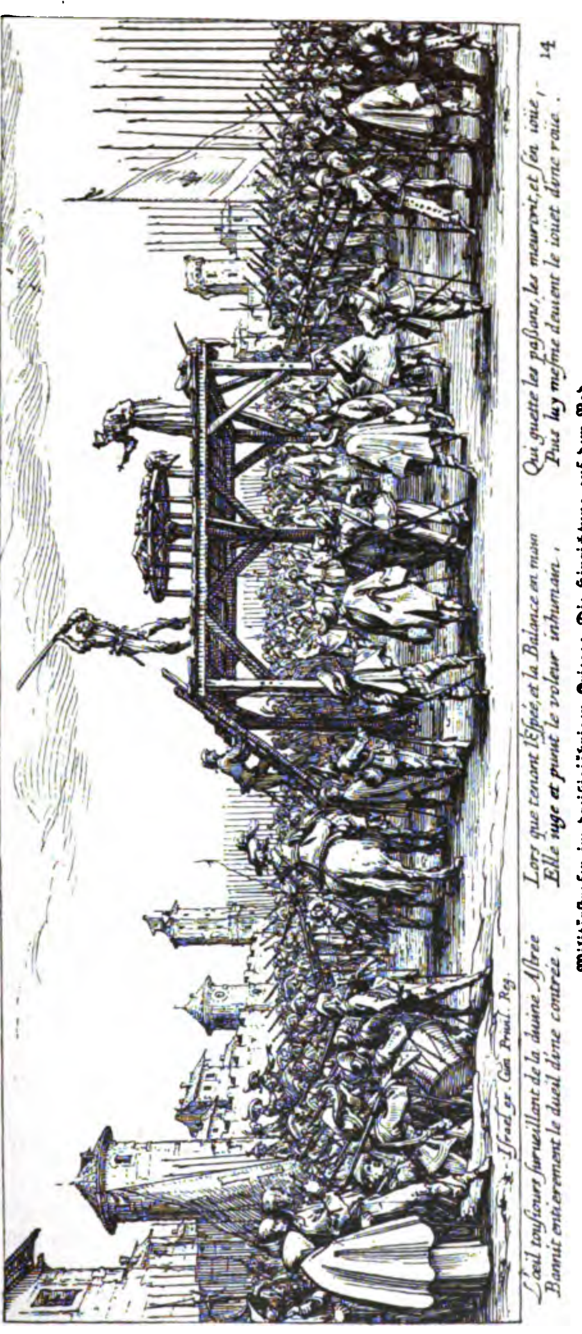
Militärstrafen im dreißigjährigen Kriege: Tod durch den Strang.
Radierung von Jacques Callot (1594—1635) aus der Folge: Les misères et malheures de la guerre. Die Verurteilten, auf der Leiter, links unter der Eiche und rechts im Vordergrunde, werden von Mönchen geleitet; rechts unter der Eiche würfeln zwei auf einer Trommel.

einflussung entzog. Das systematische Verfahren des Generals, klug auf seines Herrn Vorteil berechnet, ohne jede Rücksicht auf die Wünsche und Interessen der katholischen Stände, mußte bei ihnen Zorn und Besorgnis nur steigern. Er hütete sich wohl, sein Heer in verlustreiche oder gewagte Operationen zu verwickeln, erhielt es vielmehr stets in beträchtlicher Stärke, und die Hauptmasse wenigstens centralisiert und zu seiner Verfügung. Kleinere Korps waren über ganz Deutschland verteilt und besetzten die Länder ligistischer Fürsten nicht minder als protestantische. Es war klar, daß Wallenstein — und vielleicht auch der Kaiser — daran denke, die

Selbständigkeit aller Reichsstände gründlich zu beschneiden.

Wir hören denn auch seit dem Jahre 1627 stete Klagen der Liga über die unerträglichen „Kriegspressuren des friedländischen Volkes.“ Zu Würzburg (Febr. 1627) erörterten die Vertreter jener ganz ernstlich die Frage: ob man der Gewalt nicht mit Gewalt begegnen, die Friedländischen mit den Waffen abtreiben solle? Der Kaiser antwortete auf alle Beschwerden mit Versprechungen, die nicht erfüllt, und mit Befehlen an das Heer, die nicht befolgt wurden.

Die regelmäßigen und unregelmäßigen Bedrückungen der Wallensteiner führten im Harz, im Spessart, in Franken zu Bauernaufständen. Nun berief der Kurfürst von Bayern — der freilich



Militärstrafen im dreißigjährigen Kriege: Die Hinrichtung auf dem Rad.

Radierung von Jacques Callot, aus der Folge: Les misères et malheures de la guerre. Dem auf das Rad geflochtenen Verbrecher zerschlägt der Henker die Glieder.

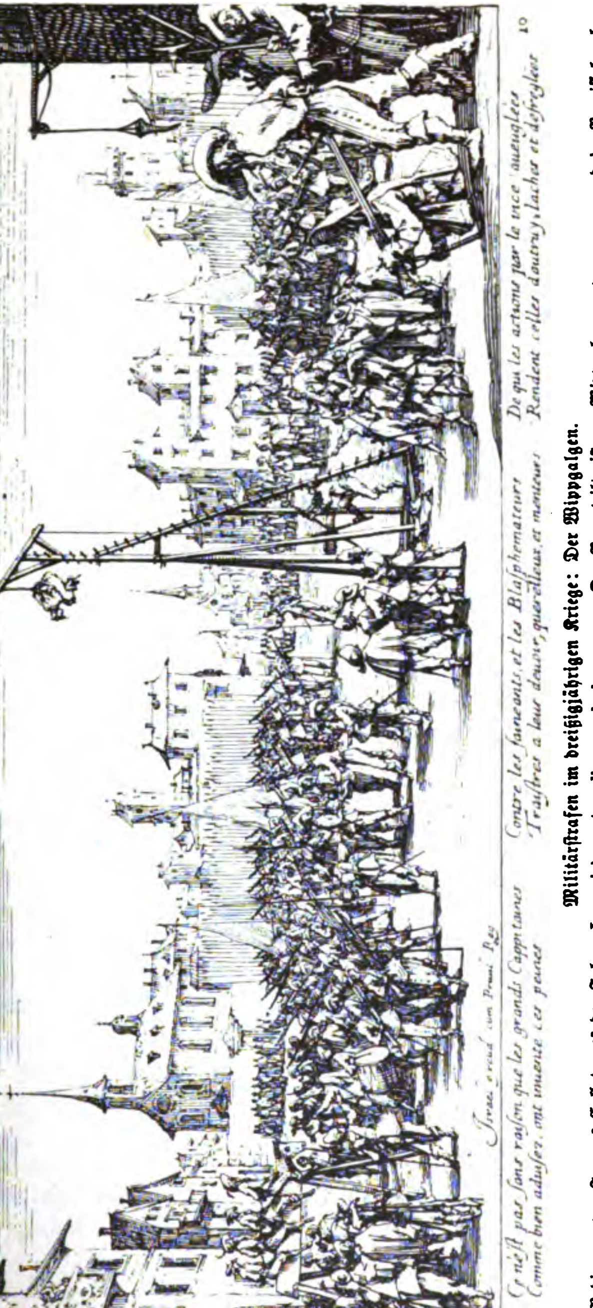
dem kaiserlichen Hofe gegenüber stets den treuergebenen Diener spielte — alle Kurfürsten, auch die beiden protestantischen, auf den Oktober 1627 nach Mühlhausen ein. Hier gab sich die größte Mißstimmung wegen der „Exorbitantien von Sr. Maj. Kriegsvolk" kund; selbst der bisher so kaisertreue Johann Georg drohte mit offenem Aufstande. Der Kaiser und Wallenstein selber wurden dringend um Abstellung dieser Unzuträglichkeiten und — um Verminderung der kaiserlichen Armee angegangen.

In Wien fanden diese Vorstellungen taube Ohren. Die letzten Erfolge, der spanisch-französische Friede zu Monzon hoben den Mut. Wallenstein durfte seine Streitmacht auf die damals unerhörte Zahl von 100 000 Kombattanten vermehren, den Brandenburger für seine Teilnahme am Mühlhauser Tage durch ganz besondere Mißhandlung der Kurmark bestrafen. Die kaiserlichen Siege, meinte der Reichs-Vizekanzler Strahlendorf, würden die Kurfürsten immer nachgiebiger machen. Großartige Entwürfe gingen zumal von Eggenberg aus. Sollte man nicht die soeben gewonnene cimbrische Halbinsel bewahren, die dänischen Inseln hinzuzufügen suchen? Dann würde man an der unteren Elbe den ganzen niedersächsischen Kreis beherrschen, mit dem Sunde aber den einträglichsten Zoll in ganz Europa gewinnen, den holländischen Rebellen die Zufuhr von Schiffsbauholz abzuschneiden, eine starke kaiserliche Seemacht zu gründen vermögen.[1])

Hier aber begegnete der österreichische Zweig der Habsburger dem spanischen in dessen schon seit Jahren hervortretenden Gedanken, die Ostsee der Oberherrschaft der ketzerischen Dänen und Schweden zu entziehen, das viel umstrittene dominium maris Baltici in eigene Hand zu nehmen. Gütliche Verhandlungen mit den Hansestädten führten freilich zu keinem Ergebnis, da dieselben gut protestantisch gesinnt waren und ihre Handelsinteressen überdies nach dem evangelischen Norden und Nordwesten hin gravitierten. So sollten Gewalt und List zum Ziele führen. Wallenstein ging auf diese Pläne mit um so größerem Eifer ein, als er nach seiner Weise mit ihnen sofort persönliche Absichten verband. Er wollte sich der vornehmsten Häfen in Mecklenburg und Pommern bemächtigen, in denselben eine gewaltige Flotte erbauen, deren Führung selbstverständlich ihm, dem siegreichen Generale, von dem alle diese Herrlichkeit ausgegangen war und noch auszugehen hatte, zufallen mußte. Aber damit nicht genug: selbst die reichsfürstliche Würde wollte er vermittelst der baltischen Entwürfe erlangen. Welch Gegensatz zu dem bescheiden zurückhaltenden Tilly. Wallenstein behauptete, im letzten Feldzuge dem Kaiser abermals drei Millionen Gulden vorgeschossen zu haben: hierfür sowie zur Belohnung seiner Verdienste verlangte er das Land der beiden Herzoge von Mecklenburg. Diese hatten allerdings das Verbrechen begangen, sich eine Zeitlang dem Dänen anzuschließen; aber sie waren von den niedersächsischen Fürsten fast die letzten gewesen, die dies gethan hatten, die ersten, die von Christian abgefallen waren. Wallenstein hatte sie seitdem „seine lieben Oheime"

1) K. Reichard, Die maritime Politik der Habsburger im siebzehnten Jahrhundert (Berlin 1867).

genannt, Gustav Adolf auf ihre kaisertreue Gesinnung gescholten. Allein jetzt wollte jener ihr Land haben. Als Herr desselben konnte er einesteils die zu erbauende kaiserliche Ostseeflotte schirmen, anderseits der Admiralschaft über dieselbe völlig sicher sein. Er verlangte also vom Kaiser, die Herzoge sollten wegen ihrer „seltsamen Praktiken“ ihrer Lande verlustig gehen, letztere ihm übertragen werden. Vergebens warnten am Wiener Hofe viele Räte vor dem übermäßigen Ehrgeiz Wallensteins; vergebens verwandten sich die mecklenburgischen Stände sowie anderweite Fürsten



Militärstrafen im dreißigjährigen Kriege: Der Wippgalgen.

Radierung von Jacques Callot, aus der Folge: Les misères et malheurs de la guerre. Der Verurteilte ist am Wippgalgen emporgezogen und im Begriff herabgestürzt zu werden. Die Exekution findet vor dem mit enthüllten Fahnen aufgestellten Regimente statt, dessen erstes Glied fertig zum Feuern ist. Rechts wird noch ein Verurteilter herbeigebracht; links sitzen vier bestrafte Soldaten mit auf den Rücken gebundenen Händen auf einem hölzernen Pferd als Zuschauer der Hinrichtung.

für die bedrohten Herzoge. Der Einfluß Wallensteins bei dem Kaiser war zu mächtig, besonders da die Spanier jenen mit aller Macht unterstützten, weil sie ihn auf ihre maritimen Entwürfe eingehen sahen und für dieselben noch großes von ihm erhofften. Am 26. Januar 1628 wurden dem Friedländer auf alle Zeiten — nicht nur als Pfand für seine Vorschüsse, wie man dem Publikum vorredete — die mecklenburgischen Lande nebst dem Bistum Schwerin übertragen; im April mußten die dortigen Stände ihm huldigen. Niemals ist die Verfassung des Reiches schreiender verletzt worden, als durch diese völlig rechtlose Vertreibung zweier schuldloser Fürsten. Übrigens hat Wallenstein als Landesherr nicht unrühmlich geschaltet. Er hat alle wichtigeren Stellen mit geborenen Mecklenburgern besetzt, eine rationelle, damals sehr ungebräuchliche Trennung zwischen Rechtspflege und Verwaltung durchgeführt. Im wesentlichen ließ er die Herrschaft der lutherischen Konfession im Lande unangefochten, wenn er auch in Güstrow eine katholische Ritterakademie gründete, welcher wirklich einzelne Bekehrungen gelangen. Vom Feldlager aus war er unausgesetzt für das Beste des Landes höchst einsichtig bemüht, ging auf alle Einzelheiten der Verwaltung ein, brachte Opfer für Hebung des Gewerbfleißes und Handels. Er hat bereits den erst in unseren Tagen wieder aufgenommenen großartigen Plan zur Herstellung eines Kanals zwischen der Elbe und der Ostsee gefaßt. Die Unterthanen, zumal der Adel, zeigten sich für die Milde und die Wohlthaten der Friedländschen Regierung nicht unempfindlich.[1])

Wallenstein aber fühlte seinen persönlichen Ehrgeiz nun befriedigt und ging mit um so größerem Eifer an die Ausführung der absolutistisch-universalen Pläne der Habsburger. Während seine Armee, die sich unaufhörlich vergrößerte, ohne daß sie doch einen Feind sich gegenüber hatte, ganz Deutschland teils besetzte, teils durchzog und so in Unterwürfigkeit erhielt, ließ er sich von Ferdinand II. zum „General der ganzen kaiserlichen Schiffsarmada zu Meer wie auch des ozeanischen und baltischen Meeres General“ erheben, mit dem Rechte der Ernennung sämtlicher Schiffskapitäne. Die Hansestädte Wismar und Rostock wurden zur Aufnahme kaiserlicher Garnisonen gezwungen. Auch warf der General sein lüsternes Auge auf Pommern. Was half dem Herzoge Boguslaw XV. seine friedfertige Gesinnung? Unter dem Vorwande, derselbe habe im selben Jahre die Schweden in ihren Zügen gegen Polen durchgelassen, rückten schon im November 1627 an 24 000 Kaiserliche unter dem Obersten Arnim in Pommern ein, nahmen dieses samt der Insel Rügen in Besitz.

Solch gewaltthätiges Verfahren sowie seine unersättliche Habsucht erweckten freilich dem Friedländer immer zahlreichere Gegner. Selbst in der Umgebung des Kaisers gab es deren, die sich um Wallensteins eigenen Vetter Wilhelm Slavata sammelten, denselben, der einst unfreiwillig den Weg aus

---

1) O. Hunziker, Wallenstein als Landesherr (Zürich 1875).

dem Fenster des Hradschin genommen hatte. Allein Ferdinand schenkte ihnen einstweilen wenig Gehör. Gefährlicher war die immer wachsende reichsfürstliche Opposition. Die Vertreibung der Mecklenburger erschien in diesen Kreisen als ein drohendes Beispiel des hereinbrechenden kaiserlichen Absolutismus; dazu sei ihr Land nicht einem Manne reichsfürstlichen Standes, sondern einem böhmischen Unterthanen verliehen worden. Man beschuldigte Wallenstein, noch weit über seine jetzige Würde hinauszustreben, nichts minderes zu beabsichtigen, als sich nach des Kaisers Tode mit Hilfe seiner Armee zu dessen Nachfolger zu machen.

Der Grimm der ligistischen Stände und zumal ihrer Häupter, der Kurfürsten von Bayern und Mainz, wuchs um so stärker, je weniger sie mit ihren Klagen in Wien durchdrangen. Er äußerte sich im Sommer 1628 dadurch, daß die Liga ihr völlig müßiges Heer weder in den Niederlanden zur Unterstützung der Habsburger verwenden wollte noch gegen Stralsund. Diese Stadt aber sollte sowohl den großen maritimen Entwurf der Habsburger als auch Wallensteins und der kaiserlichen Waffen Glück zum Scheitern bringen.

König Christian IV. war trotz seiner Niederlagen nicht verzweifelt. Der Feind hatte ihm das Ärgste angethan; auf den Inseln fühlte er sich geschützt: nun gedachte er wieder zum Angriffe überzugehen, vor allem den Versuch der Herstellung einer kaiserlichen Seemacht in der Ostsee zu vereiteln. Das gelang auch bestens: sein Admiral Prosmund verbrannte die von Wallenstein schon erbauten Kriegsschiffe, zerstörte die Werften, sperrte die Warne. Eine andere dänische Flotte legte sich vor die Elbmündung. Allerorten landeten dänische Truppenabteilungen und ermutigten häufig die Bewohner zum Aufstande gegen den Druck der kaiserlichen Soldaten.

Um so mehr lag deren General daran, sich den Besitz der wichtigsten und festesten Hafenstadt jener Gegenden, des Brückenkopfs nach Rügen, Stralsunds, zu sichern. Er forderte von dieser Hansastadt, die thatsächlich unbeschränkter Freiheit genoß, Aufnahme von 5000 kaiserlichen Soldaten sowie Abbruch jeglichen Seeverkehrs mit Dänemark und Schweden. Die Stralsunder aber, kräftige Seeleute und eifrige Protestanten, wollten weder durch Einlaß der verhaßten Bedränger Freiheit und Wohlstand opfern, noch auch auf ihren Handel verzichten: nur zur Zahlung einer mäßigen Geldsumme waren sie bereit. Noch während der Verhandlungen besetzten die Kaiserlichen hinterlistiger Weise den Dänholm, eine Insel, welche den Eingang zum Hafen beherrschte, und befestigten sich daselbst. Der Rat der Stadt wollte schon nachgeben, aber die Bürgerschaft erhob sich unverzagt, verstärkte den Rat aus ihrer Mitte und erklärte den Krieg, indem sie Söldner anwarb und die protestantischen Mächte um Hilfe anrief. Sie erlangte den Erfolg, mit ihren eigenen Schiffen die Kaiserlichen auf dem Dänholm derartig einzuschließen, daß dieselben (21. April 1628) unter Kapitulation nach Rügen abziehen mußten. Und nicht allein der Dänenkönig sandte Soldaten und Kriegsvorräte, sondern auch Gustav Adolf

Israel ex. Cum Priuil. Reg.

Ces ennemis du Ciel qui pechent mal fois
Contre les saincts Decrets et les diuines Loix
Font gloire mechamment de piller et d'abattre
Les Temples du vray Dieu d'une main idolatre ;
Mais pour punition de les auoir bruslez,
Ils sont eux mesmes enfin aux flammes immolez. 13

Militärstrafen im dreißigjährigen Kriege: Der Scheiterhaufen.

Radierung von Jacques Callot, aus der Folge: Les misères et malheures de la guerre. Verbrecher, welche Kirchen oder Häuser in Brand gesteckt hatten, wurden mit dem Feuertode bestraft. Die Vollziehung findet zwischen zwei mit enthüllten Fahnen aufmarschierten Truppenabteilungen statt. Als Andeutung des begangenen Verbrechens im Hintergrunde eine Kirche und ein Haus in Flammen.

von Schweden. Diesem konnte in der That die Besetzung des an Preußen grenzenden Pommern durch die Kaiserlichen, deren feindseliges Auftreten gegen sein Reich, die Aussicht auf eine kaiserliche Schiffsarmada in der Ostsee nicht gleichgültig sein, und so griff er zum Vorteil der Stralsunder zum erstenmale wirklich in die deutschen Dinge ein.

Es war hohe Zeit. Am 23. Mai 1628 hatte Arnim mit 8000 Mann Stralsund von der Landseite eingeschlossen, und seitdem ruhten dort die Waffen nicht. Sechs Wochen später erschien Wallenstein selber mit fünfzehn frischen Regimentern vor der hartnäckigen Stadt.

Er erklärte, drei Tage und drei Nächte stürmen lassen zu wollen, dann werde er das Nest schon haben. Nach zweitägigem unablässigen Kampfe eroberte er in der That die große Schanze vor dem nordöstlichen Stadtthore. Indes wenn auch der Rat abermals verzagte und Frieden wünschte, die Bürgerschaft hielt mutig aus, zumal die See ihren Freunden gehörte. Wirklich trafen aus Dänemark und Schweden Tausende frischer Streiter, stets neue Vorräte ein. Wallenstein dagegen sah 12 000 seiner besten Soldaten vor diesen Wällen fallen, auf deren endliche Bezwingung unter den vorhandenen Umständen wenig Aussicht war; die Liga verweigerte ihm schadenfroh jede Unterstützung. Mißmutig reiste er am 25. Juli von Stralsund nach seinem Herzogtume Mecklenburg ab. Arnim unternahm gegen die stets wachsende Zahl der Verteidiger noch einige vergebliche Sturmversuche, dann zog auch er — am 4. August — davon: die Stralsunder waren befreit.

An und für sich war es keine Sache von besonderer Wichtigkeit, ob Stralsund kaiserliche Besatzung aufnähme oder nicht. Aber wie so oft in der Geschichte, stand die Größe der mittelbaren Folgen mit der Geringfügigkeit des unmittelbaren Ergebnisses in gar keinem Verhältnisse. Mit den habsburgischen Plänen auf das dominium maris Baltici war es nun vorbei, nachdem Dänemarks und Schwedens Flotten so glänzend ihre Überlegenheit dargethan hatten. Es hatte sich gezeigt, daß die Kaiserlichen nicht unbesiegbar seien. Die Protestanten atmeten auf und faßten neuen Mut zum Widerstande. Wallenstein selber verzichtete auf alle weitfliegenden Entwürfe, um zunächst das bisher Erlangte zu schützen und zu bewahren. Kurz, nicht sowohl der augenblickliche Stand der Dinge, als vielmehr die ganze Richtung der Ereignisse wurde durch die mannhafte Verteidigung der Stralsunder verändert. Nicht minder bedenklich war es, daß sie 5000 Schweden als Besatzung aufnahmen, dadurch Gustav Adolf auf deutschem Boden Fuß fassen ließen. Wallensteins ganze Stellung war erschüttert. Er mußte sich dazu bequemen, auf Befehl Ferdinands strenge Disziplinarvorschriften seinen Truppen zu erteilen; mußte dulden, daß ein kaiserlicher Kommissar die Hälfte seiner Reiterei abdankte, zahlreiche Offiziere und Soldaten wegen ihrer Missethaten hinrichten ließ. So entzog man ihm die unbedingte Autorität über sein Heer.

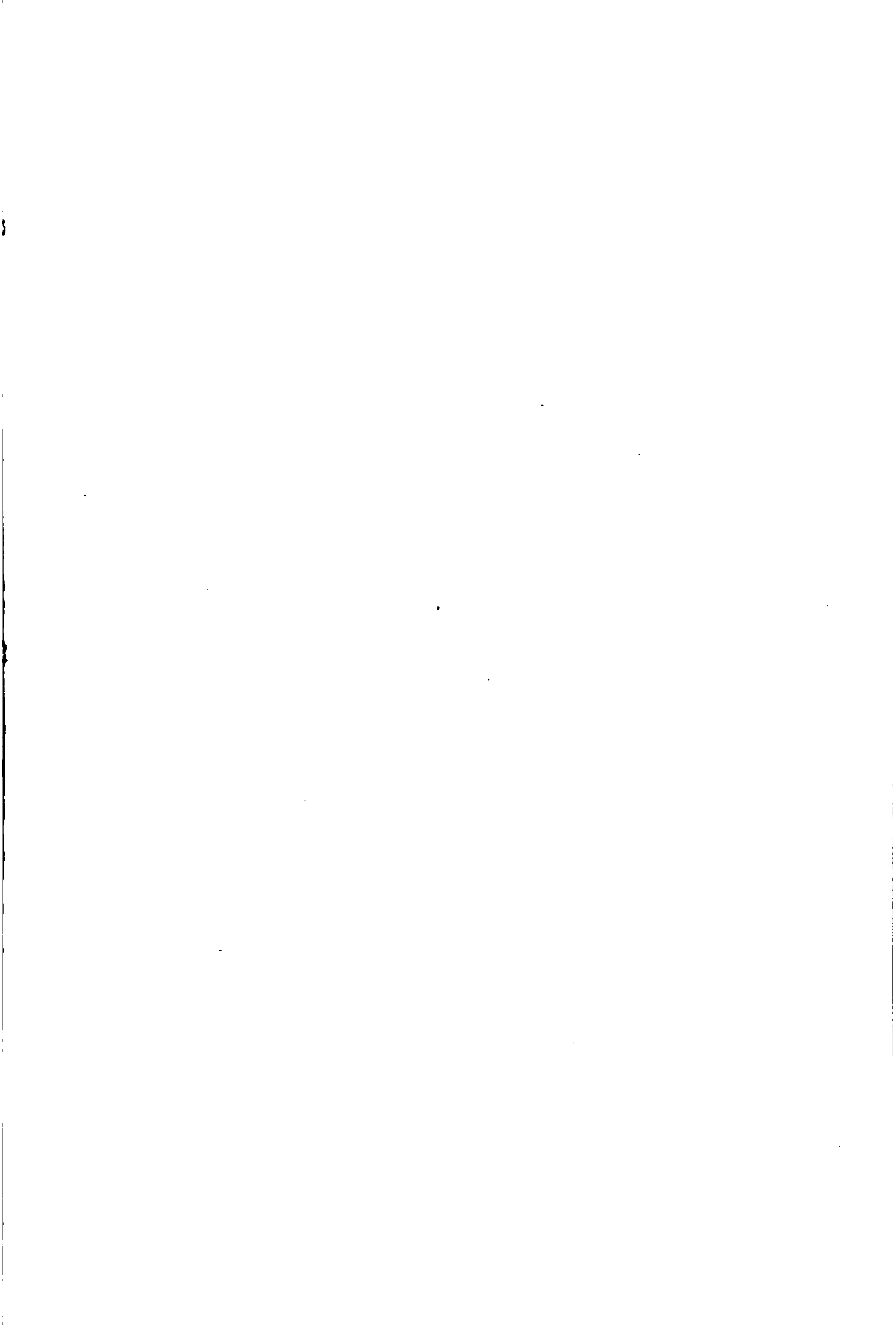
Das Jahr 1629 eröffnete unter günstigen Auspizien, indem endlich dem zerrissenen Deutschland sich eine Aussicht auf Beendigung des bereits elfjährigen inneren Krieges darbot. Unter sächsischer Vermittelung und mit Zustimmung des plötzlich friedfertig gestimmten Wallenstein begannen Vergleichsverhandlungen zwischen Dänemark und dem Kaiser. Dieser war um so mehr zum Vertrage mit Christian IV. geneigt, als ihm in Italien ein neuer Krieg drohte.

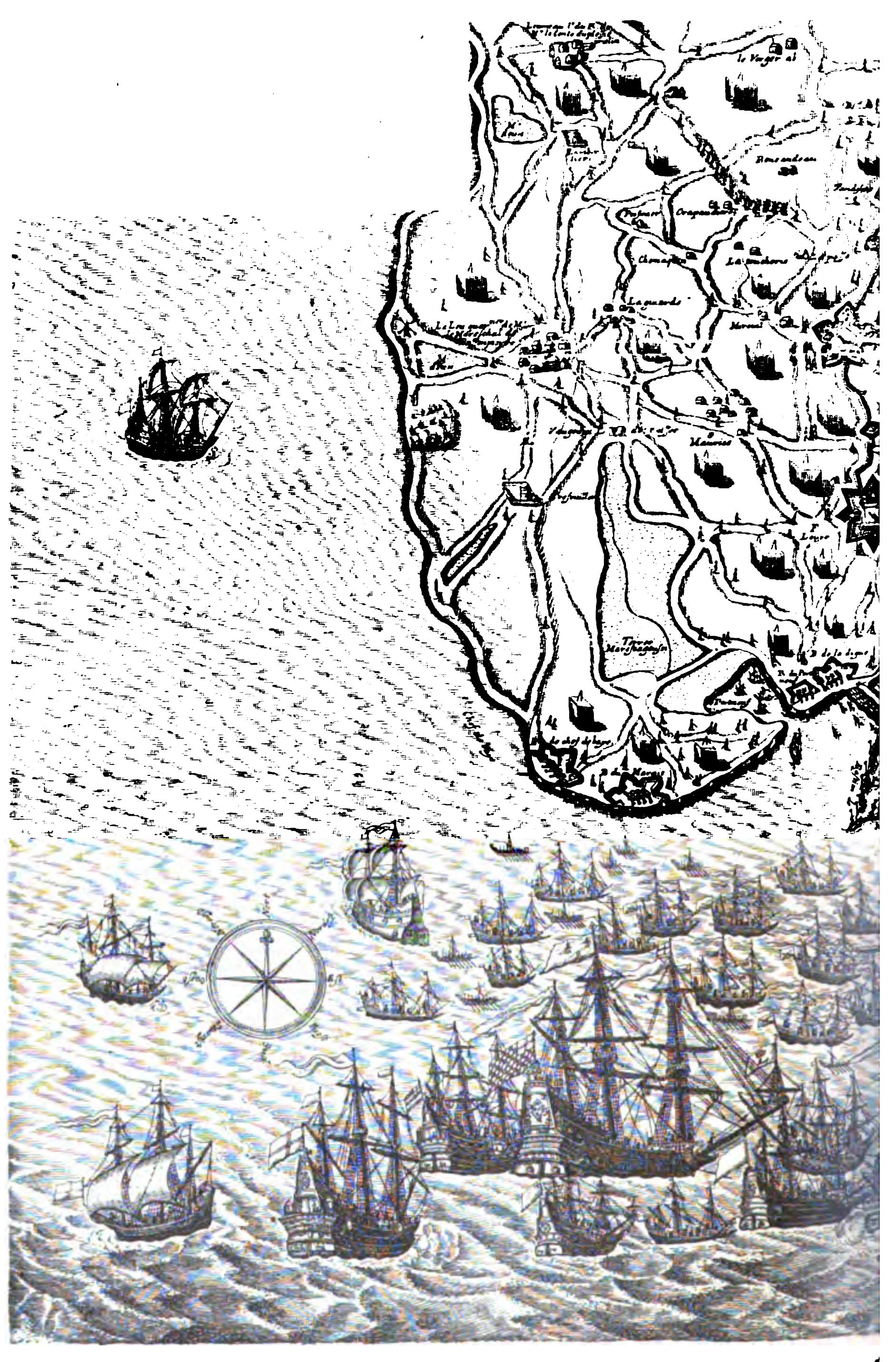
Am Weihnachtsfeste des Jahres 1627 war Herzog Vinzenz II. Gonzaga von Mantua kinderlos gestorben. Das nächste Erbrecht besaß Karl von Gonzaga, der aber durch seine Mutter zugleich Herzog von Nevers und damit französischer Vasall war. Einen solchen wollten die Spanier nicht in Italien dulden; und so veranlaßten sie den Kaiser, als Oberlehnsherrn von Mantua, dem

Karl von Nevers das Herzogtum einstweilen abzusprechen, unter dem Vorwande, er habe die Belehnung zu spät nachgesucht. Zur Ausführung dieses Entscheides griffen die Spanier, von Mailand aus, sowie der mit ihnen verbündete Savoyer Herzog Karl Emanuel das mantuanische Gebiet an. Nevers wandte sich mit dringenden Hilfegesuchen an Richelieu. Nicht sofort war dieser im stande, denselben nachzukommen.

Wir wissen, wie erbittert die englische Regierung wegen des Friedens von Monzon gegen Richelieu war. Überdies wurde sie von der öffentlichen Meinung in England dazu getrieben, ihr den Hugenotten zugefügtes Unrecht wieder gut zu machen. Buckingham war deshalb sehr zufrieden, als die französischen Reformierten seinen König, als vertragsmäßigen Garanten des im Januar 1626 abgeschlossenen Friedens, um Beistand gegen die Bedrückungen und Feindseligkeiten anriefen, welche die königlichen Beamten und Offiziere unausgesetzt gegen sie ausübten. Er verband sich mit den Herzogen von Savoyen und Lothringen und erschien dann persönlich mit einer starken Flotte (Juli 1627) vor der Insel Ré, um den Rochellern ihren Hafen zu öffnen. Es war wie ein Zweikampf zwischen den beiden leitenden Ministern: sie verwendeten beide ihr persönliches Vermögen, der eine zum Angriff, der andere zur Verteidigung. Allein Richelieu war seinem Gegner doch sehr überlegen: im November mußten die Engländer mit großem Verluste ihre Stellungen auf der Insel Ré räumen. Sie hatten nur das Unheil über die französischen Protestanten heraufbeschworen und zumal über La Rochelle, dessen Belagerung der Kardinal sofort, in Gegenwart des Königs, aber unter eigener Leitung begann.[1]) Mit offener Gewalt war die Stadt so gut wie uneinnehmbar: da beschloß Richelieu sie auszuhungern und baute nicht nur eine Circumvallation zu Lande, sondern auch, unter ungeheuren Schwierigkeiten, einen Damm quer über den Meerbusen, an dem jene liegt. Zu spät erschien eine große englische Flotte zum Entsatze, sie vermochte den befestigten Damm nicht zu durchbrechen. Die heldenmütigen glaubenseifrigen Rocheller unter ihrem Maire Johann Guiton hielten wacker Monat auf Monat aus, so schwer auch die Qualen des Hungers sie trafen. Endlich schien die Rettung nahe, als (Ende September 1628) eine neue englische Flotte vor dem Damme eintraf und denselben thatkräftig angriff. Fünf Tage lang dauerte der Kampf; jedoch die Maßregeln Richelieus waren zu gut getroffen: alle Bemühungen der Engländer, alle Ausfälle der Rocheller scheiterten an den Befestigungen der Königlichen. Die Herbststürme nötigten die Engländer zum Abzuge. Wenige Wochen später (30. Oktober 1628), nachdem der Hunger die eine Hälfte der Einwohner getötet, die andere kampfunfähig gemacht, mußte sich die glorreiche Feste des Protestantismus ergeben. Richelieu war milde genug, den Bürgern Religionsfreiheit und Besitztümer zu belassen, aber ihre Mauern wurden niedergerissen, ihre Privilegien vernichtet, katholischer Gottesdienst unter einem Bischof dort wieder

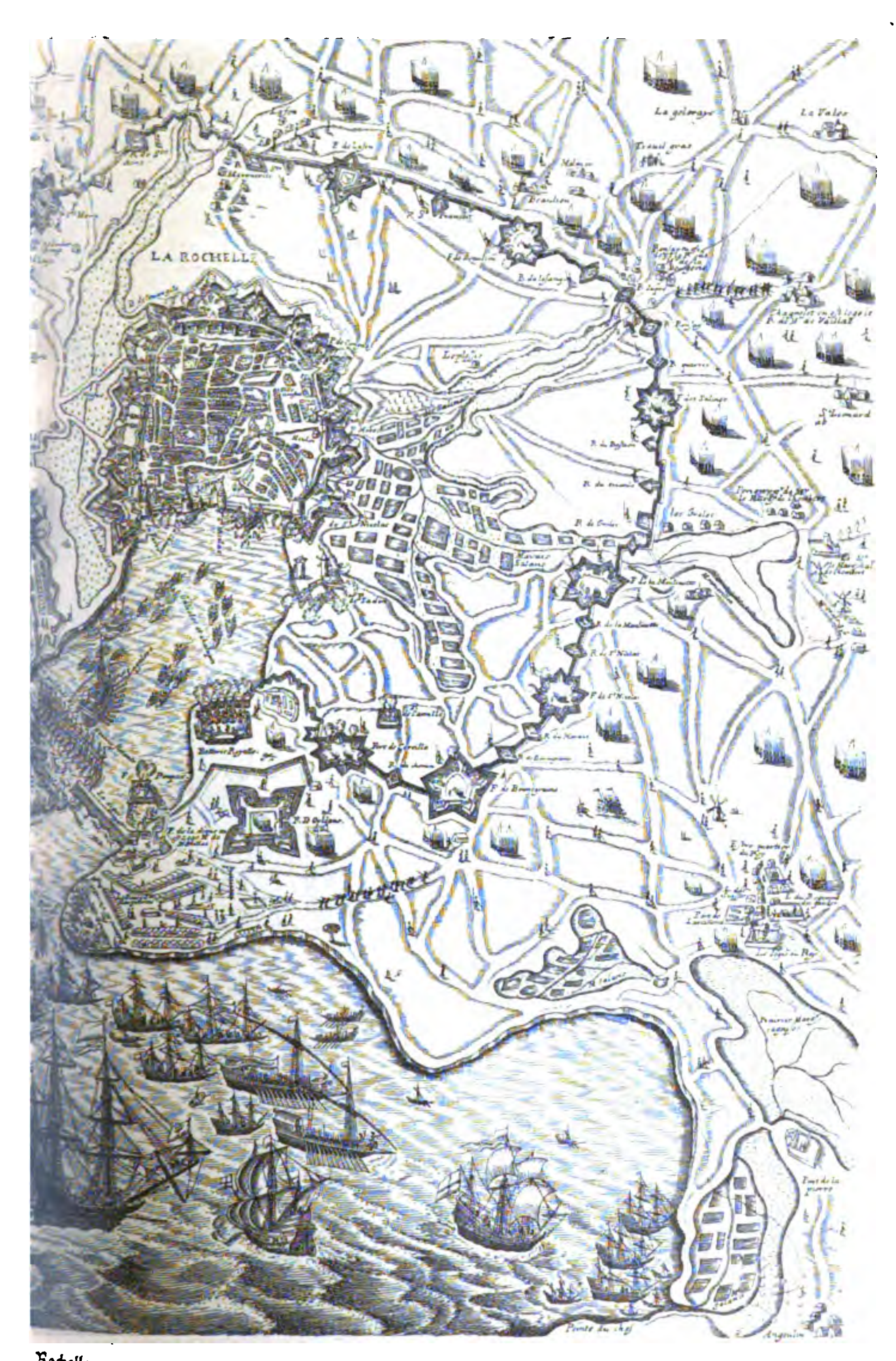
1) Le siége de La Rochelle, Journal contemporain; Paris u. La Rochelle, 1872.





Belagerung von

Verkleinertes Facsimile aus Joh. Valdor, Ludovici



Rochelle, 1628.
...sti XIII. triumphalia monumenta. Paris 1649.

eingeführt. Nach einigen Monaten unterwarfen sich auch die übrigen Hugenotten. Die Bedingungen, welche Richelieu ihnen gewährte, entsprachen völlig seiner stets gehegten Absicht: Vernichtung der politischen Macht der Hugenotten, aber Bewahrung ihrer religiösen Freiheit — wie er es selbst der evangelischen Geistlichkeit von Montauban ausdrückte: „Se. Majestät mache in der Eigenschaft von Unterthanen keinen Unterschied zwischen ihnen und den Katholiken.“ Die Befestigungen aller protestantischen Städte mußten zerstört werden, sonst aber beschwor König Ludwig XIII. von neuem das Edikt von Nantes. Falsch ist es dennoch, wie es so häufig geschieht, den verzweifelten Widerstand der Hugenotten als etwas durchaus Unberechtigtes und Verkehrtes zu bezeichnen Wie wenig Bürgschaften es damals für eine unbewaffnete Minderheit gab, ihre Rechte geachtet zu sehen, lehrte ein halbes Jahrhundert später die willkürliche Aufhebung des Ediktes von Nantes. Zu eng war damals die Kirche mit dem Staatsleben verquickt und verwachsen, als daß letzteres sich nicht bald zu ihrem Werkzeuge machen mußte — wenn eben nicht die Gegner der herrschenden Kirche selber staatliche Gewalt in ihrem Besitze hatten und ausübten.

Solange die Belagerung von La Rochelle gedauert, hatte Richelieu die Spanier und Savoyer im Mantuanischen schalten lassen müssen. Aber kaum war er mit jener Stadt fertig, so rüstete er sich, zur Aufrechterhaltung des französischen Einflusses in Italien den Nevers mit einem starken Heere zu unterstützen. Nicht nur Venedig, sondern auch der Papst standen aus Furcht vor dem stets wachsenden habsburgischen Übergewichte durchaus auf seiten Frankreichs. Urban VIII. (1623—1644) fühlte nämlich weit mehr als weltlicher Fürst, denn als Oberhaupt der Kirche.[1]) Er wollte vor allem Italien von der spanischen Knechtschaft befreien, wobei er freilich den religiösen Charakter verkannte, den in diesen ersten Epochen der dreißigjährige Krieg zweifellos trug. Das war eine bedrohliche Verbindung, und Ferdinand II. mußte geneigt sein, im Norden Frieden zu schließen, um seine Macht auf den Süden verwenden zu können. Er ernannte Wallenstein und Tilly zu seinen Bevollmächtigten auf dem Kongresse zu Lübeck.

Wallenstein hatte dabei einen dreifachen Gesichtspunkt: dem Kaiser schnell die Hände frei zu machen, die Liga gänzlich in den Hintergrund zu drängen und endlich sein junges Reichsfürstentum in Mecklenburg zu retten. Aus allen drei Gründen zeigte er sich den Dänen gegenüber sehr zuvorkommend, und ohne daß die ligistischen Kommissare auch nur gefragt wurden, schloß er im Anfang Juni 1629 zu Lübeck mit jenen ab. Der Lübecker Friede war anscheinend den Dänen außerordentlich günstig. Ohne Entgeld erhielten sie alles Verlorene zurück und brauchten nicht einmal die Kriegskosten zu zahlen. Zum Lohne für so viel Großmut verpflichtete sich ihr König, sich jeder fernern Einmischung in die deutsche Angelegenheit zu enthalten, d. h. die protestantische

1) Ferd. Gregorovius, Urban VIII. (Stuttgart 1879).

Sache im Reiche völlig aufzugeben. Damit ließ er auch die mecklenburgischen Herzoge im Stiche und erkannte indirekt Wallensteins Herrschaft in deren früherem Gebiete an. Der Liga war gar nicht gedacht als im allgemeinen unter dem Ausdruck „gehorsame Stände“. Nicht einen Heller von der dringend geforderten Erstattung ihrer Kriegskosten erhielt sie. Das war die Rache Wallensteins für ihre Klagen über ihn.

Es lag nun in des Kaisers Hand, Deutschland den lang ersehnten und so hoch benötigten Frieden zurück zu geben. Mochte er keine Ruhe halten, so bot sich ihm in Italien in dem Streit über die Mantuaner Erbschaft hinreichender Spielraum für seinen Ehrgeiz. In Deutschland hatte er durch seine Erfolge eine Macht erlangt, wie nur Karl V. in den glänzendsten Tagen seiner Herrschaft. Und wie in politischer, so konnte er auch in religiöser Hinsicht mit dem Erreichten zufrieden sein. Selbst die meisten ligistischen Fürsten, denen man doch Lauheit in Sachen des katholischen Glaubens nicht vorwerfen dürfte, wünschten Frieden und Entwaffnung. Allein die klerikale Partei in des Kaisers Umgebung scheute sich nicht, die Fackel abermals in das kaum beruhigte Reich zu schleudern und damit einen Brand hervorzurufen, der Deutschlands Wohlstand und Macht, endlich auch die kaiserliche Gewalt selbst verzehrte. Ihr ist es zu danken, daß dieser entsetzliche Krieg noch zwei Dezennien gewährt hat.

Besser noch, Ferdinand hätte Wallensteins Plänen nachgehandelt.

Diesen kümmerte der steigende Haß seiner Feinde wenig. Freilich hatten die katholischen Kurfürsten sich der vertriebenen protestantischen Herzoge von Mecklenburg warm angenommen und den gleichfalls protestantischen Herrschern von Brandenburg und Sachsen ein Bündnis angeboten gegen die Versuche, „daß ein neuer unhergekommener Dominat zu endlicher Eversion der löblichen uralten Reichsverfassung eingeführt werden wolle“ — also eventuell gegen den Kaiser selbst. Aber blieb nur dieser auf seiner Seite, war Wallenstein der stärkste in Deutschland. Seine Truppen standen von Pommern bis in die Eifel und nach Schwaben: bei dem geringsten Zeichen offener Feindseligkeit mochten sie die Kurfürsten aus ihren Ländern jagen. Da sein persönlicher Ehrgeiz für das erste befriedigt war, lebte und webte er in imperialistischen Entwürfen der umfassendsten Art. Überall wollte er zu kräftiger Offensive gegen die Feinde des Hauses Habsburg übergehen. Schweden gedachte er durch Unterstützung der Polen so zu beschäftigen, daß es auf jede Einmischung in die deutschen Angelegenheiten verzichten müsse. Mit 10 000 Mann schickte er seinen vertrautesten General, Arnim, nach Polen, wo derselbe zu dem Kronfeldherrn Koniecpolski stieß. Andere 10 000 unter Oktav Piccolomini sandte er der spanischen Regentin der Niederlande zu Hilfe. Am heftigsten zürnte Wallenstein den Franzosen.

In der That hatte Richelieu, seinen König mit sich führend, im März 1629 die Savoyer im Engpaß von Susa geschlagen, deren Herzog Karl Emanuel zu einem Friedens- und Freundschaftsvertrage genötigt, die Spanier



VRBANVS VIII. BARBERINVS PONT. MAX.

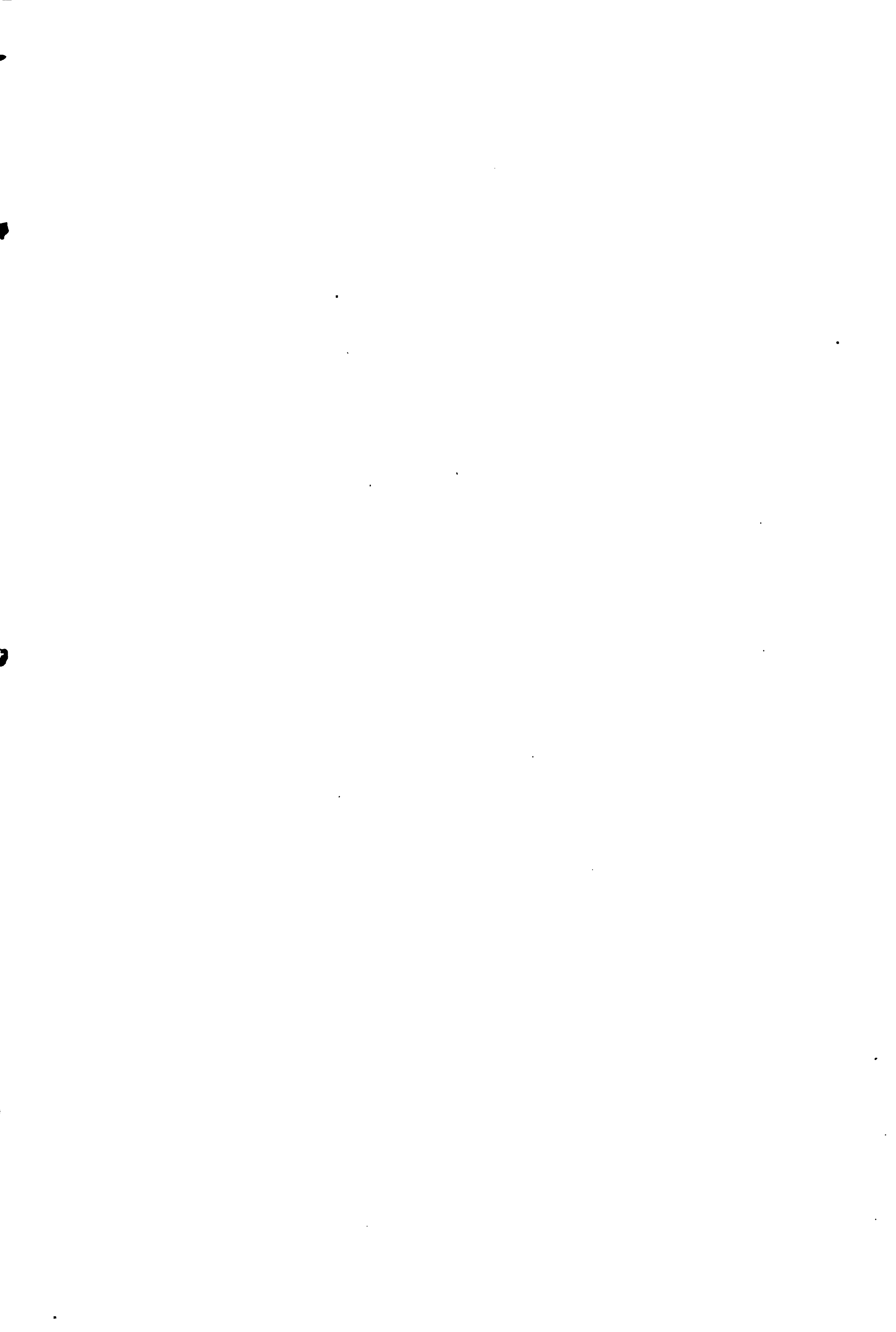
Papst Urban VIII.
Verkleinertes Facsimile eines gleichzeitigen anonymen Kupferstiches.

aus dem Montferrat vertrieben, mit Venedig ein Verteidigungsbündnis abgeschlossen, den Nevers in Mantua aufrecht erhalten. Wallenstein war außer sich vor Zorn: er hoffe noch sein Quartier in Paris zu nehmen, sagte er; jedenfalls sollten die drei lothringischen Bistümer Frankreich wieder entrissen werden. 20 000 Mann, lauter Protestanten, marschierten unter Collalto nach Italien, gegen Nevers, die Franzosen und den Papst. „Rom ist seit hundert Jahren nicht geplündert worden“, spottete der Friedländer, „seitdem muß es reich geworden sein.“ Überhaupt sollten diese Truppen die kaiserliche Autorität in ganz Ober- und Mittelitalien erneuern. Mit seinen andern 50 000 wollte Wallenstein Deutschland im Gehorsam erhalten, womöglich über den Rhein in Frankreich eindringen.

Das waren in der That großartige Pläne, so recht in dem duldsamen Sinne Wallensteins, welcher religiösen Hader und die weltliche Macht der Geistlichkeit bitter haßte. Der ganze Entwurf war auf konfessionellen Frieden in Deutschland begründet; nur wenn dieser bestand, vermochte man die Hälfte des Heeres in das Ausland zu entsenden. Waren doch gerade die katholischen Fürsten die entschiedensten Gegner der kaiserlichen Vollgewalt, während die lutherischen, wenn man sie nur in ihrem Glauben nicht belästigte, schon durch die monarchische Richtung ihrer Lehre zur willigen Unterwerfung unter die von Gott gesetzte Obrigkeit sich genötigt fühlten. Es läßt sich nicht verkennen, daß, schritt man folgerichtig auf diesem Wege voran, das geteilte, zerrüttete, ohnmächtige Deutschland, in engem Anschlusse an sein habsburgisches Kaiserhaus, noch einmal zu Einheit, Größe und Kraftentfaltung emporsteigen mochte.

Da war es aber die tragische Wendung für Deutschland und Wallenstein selbst, daß diesem die Grundlage seiner Stellung und seiner Pläne, die kaiserliche Autorität entzogen wurde, indem Ferdinand sich von fanatischen Räten und einigen Häuptern der Liga bereden ließ, den soeben erst beendeten Glaubenskrieg von neuem zu entzünden.

Seit den Erfolgen des Jahres 1626 war die Gegenreformation stetig aber langsam in Deutschland voran geschritten. Überall folgten den kaiserlichen und ligistischen Heeren eifrige Mönche und zumal Jesuiten, um sofort die Bekehrung, bezüglich Verfolgung und Bestrafung der Ketzer ins Werk zu setzen. Das genügte aber den katholischen Heißspornen nicht. Die ligistischen Kurfürsten hatten 1627 zu Mühlhausen die Forderung aufgestellt: man solle alles seit dem Passauer Vertrage des Jahres 1552 von den Protestanten der Kirche entrissene Gut — d. h. fast sämtliche norddeutsche Hochstifter — jener zurückstellen. Dieser Plan war so ungeheuerlich, es war so gewiß, er werde alle Protestanten zur Verzweiflung bringen, daß selbst Ferdinand II., obwohl er an seine Berechtigung glaubte, doch vor seiner thatsächlichen Ausführung zurückschreckte. Indes die ultramontane Partei ließ sich nicht abweisen und bestürmte den Kaiser mit der ganzen ihr stets eigenen Zähigkeit. Die Jesuiten, zumal Ferdinands Beichtvater Pater Lamormain, hielten mit Vor-





In Ersamer Rath thut hiemi[t]
von der Röm. Kays. May. FERDINANDO secundo. &c.
HErrn Bischoffens zu Augspurg Fürstl. Gna. ein absonderlich Erinner[ung]
nit allein das vilfältig raisen an benachbarte Vncatholische Orther zu[r]
vnd Anhörung deß Gottsdienst durch zimbliche Mittel anzuweisen v[…]
welche zu besserer Nachrichtung meniglichens hierbey gesetzt werden / v[…]

Ferdinand der Ander / von Gottes Gnaden / erwöhlter R[…]



Ehrsame / liebe / getrewe / wir seyn glaubwürdig in Erfahrung komme[n]
Catholischen Religion nit zugethan / nach Abschaffung der vnCatholischen Predican[ten]
als in das Vlmische vnd Oettingische Gebiet / Predig zuhören / Kinder zutauffen / H[…]
Einbildungen / vnd Geschöpfften Wohn / als ob wir wegen vorberierter Abschaff- v[…]
Demnach wir aber von vnserer / auff reyffe der Sachen Erwögung / erst angedeuter Abschaff- […]
vnsern dessentwegen an euch abgangnen Befelch vnd Verordnungen / obligender Schuldigkeit nach […]
zukommen / euch alles fleisses angelegen seyn lassen werdet / vnd diß Orths gantz vnbillich / daß durch o[…]
libus, einiger Eintrag vnd Schmälerung geschehe / oder verstattet werde.

Hierumben / so befelhen wir euch hiemit gnädigst / daß ihr auff Anhalten jetzgedachtes Bischoff[…]
allein ab- vnd einstellet / sonder auch dieselbige zu Hörung der Catholischen Predig vnd Catechismi […]

Solches / wie es ein sehr nutzliches / vnd Gott wolgefälliges Werck: Als erstattet ihr auch hiera[n]
in vnserer Statt Wien / den achzehenden Februarij / Anno sechzehenhundert vnnd dreyssig / vnserer […]
dreyzehenden.

Ferdinand.

V T

B. H. zu Stra[…]

Von Gottes Gnaden Hain[r…]

Nsern günstigen Gruß zuvor / Ehrsame / Veste liebe besondere. Wir […]
Ewerer vnCatholischen Burgerschafft halben / vnd daß wir nemblich sie in dem Relig[…]
billiches betauren vorkombt / vnd euch selbst zum besten wissent ist / daß sie solche vnsere g[…]
diß Orths geschöpffte bessere hoffnung vnd zuversicht / nit allein kein Catholische Kir[…]
Christenleuth von allen Sünd vnd Lastern / ab- vnd zu den Tugenten / auch allen gu[…]
tholischen Aegernus / vnd zu Schmäler- vnd Hindertreibung vnserer Pfarrlichen R[…]
chen / Gutschen- vnd Hauffenweiß sich begeben thun / wie wir diß von den Churbayrischen / vndand[…]
ein- für allemahl nit zu leyden / vnnd daß gemaine Volck letzlich / bey Vnderlassung der Predigen. […]
Derowegen / vnd ob wir zwar Ewerer / vnd Ihrer selbst / mit gegenwärtigem Ansinnen / gern v[…]
Gefahr / wie nit weniger der Keyserliche / in nechst verschinem Augusto, euch Communicierte / vnd a[…]
timieren / daß wir nemblich (wie die Formalia lauten) die nunmehr diser Gestalt habende Geistliche I[…]
die Handt zunemmen / vnd ehister Möglichkeit fortzusetzen haben / so dann das jetzig weiters von jhrer […]
vnd angetriben / nach Außweysung erst verstandner Key: Rechtmässiger Intention in allweg daran z[…]
cutoribus nachgesetzt / vnd weiters Vnheil / so sonst in widrigem Fahl zubefahren / verhüttet / auch v[…]
euch vnser G: vnd billichs Begehren vnd Ansuchen ist / ihr wöllen diß Orths / Ihrer Key: Mayst: e[…]
was in jeder Christlichen Gemain / von selbsten rechtbillich vnd nothwendig ist. Wie aber nur obmehrge[…]
rechter Erwögnus sich darab zubeschwären / einzigen Fug nicht haben / also sollen vnd werden sie verhof[…]
So wir euch der Erhaischung nach nit wöllen vorhalten / vnd habt vns euch darneben mit G: W[…]
Martij Anno 1630.

Hainrich.

Herauff erinnern / ermahnen / vnd gebieten wir allen Burgern / Burgerin / Innwohnern / vnd In[…]
Befelchen / in einem vnd anderm gehorsamblich nachsetzen / vnd darwider nit handlen / damit All[…]
den Ampts / auch auffgetragner Execution halben / andere vnbeliebte Mittel an die Hand zunem[…]

Facsimile eines Mandats von Kaiser Ferdinand II., in welchem den Nichtkatholike[n] […]
zu besuchen. Wien, 1[…]

kundt vnd zuwissen menigklichen/ wie daß
vnserm allergnädigsten Herrn ein ernstliches Mandatum, so dann vonn deß
schreiben/eingelangt/darinn allergnädigest befolhen/ vnd respectiuè gnädig begehrt wird/
hindern/ sondern auch die hiessige Burgerschaff zu Besuchung der Catholischen Kirchen/
anzuhalten/ alles mehreren Innhalts obangedeuter Kays. vnnd Bischöfflichen Schreiben/
lauten dieselb von Wort zu Wort also.

mischer Keyser zu allen Zeiten/ Mehrer deß Reichs/rc

/ waßmassen ewre vndergebene Burger/ so vnserer allein seeligmachenden
vnd eingestelltem Exercitio ihrer Confession/ an die nechstangrentzende Benachbarte Oerter/
heiten einzusegnen/ vnd was deme mehreres anhengig/ vnder aller Hand gefaßten vngleichen
Einstellung/ eine Verenderung vornemen wollen/ außzulassen sich vndersiehen vnd anmassen.
Einstellung halber/ genommener resolution keines wegs außzusetzen entschlossen/ ihr auch
von euch biß dato gantz rühmblich/ vnd zu vnserm gnädigsten Wolgefallen beschehen) nach-
tes/ vnbefugtes außlauffen/ deß Bischoffs zu Augspurg A. an seinen Iuribus Parochia-

zu Augspurg And. bey gedachter Burgerschafft/ mehrangezognes vnbefugtes außlauffen/ mit
Abwartung deß Gottsdiensts/ durch gezimmende Mittel anweiset vnd anhaltet.
vnsern gnädigst gefälligen Willen/ vnd seynd euch mit Kays. Gnaden wolgewogen. Geben
Reiche deß Römischen im eylfften/ deß Hungarischen im zwölfften/ vnnd deß Böhamischen im

dorff
Ad Mandatum Sac. Cæs. Mayst. proprium.

Johan. Söldner. D.

Bischoffe zu Augspurg/rc.

erinneren vns zu benügen/ was wir euch vor disem in guter wolmainung/
und Glaubenswesen nit gedencken zu vbereylen/ zugeschriben: Sintemal vns aber nit ohne
willigkeit/ gar mißverstendig/ vnnd so weit gantz vngleich arripiert/ daß sie wider all vnser
/ zu anhörung der Predigen/ warin das Wort Gottes vortragen würdet/ vnd darneben die
ermahnt werden/ besuchen/ sonder auch anderer Orthen/ mit grosser der benachbarten Ca-
Rechten vnd Gerechtigkeiten zu Augspurg/ an vn Catholische Orth/ vnd in vn Catholische Kir-
benachbarten Fürsten vnd Ständen/ Klagweiß hören vnd vernemmen müssen / welches
einen Atheismum vnd Ruhloß Wesen vnd Leben gerathen wurde.
/ hat vns vnser tragent Ampt vnd Obligenheit/ auch ob verstandne Aergernus vnd
vns abgangne Befelch/ darinn ihre Key: Meyst: vns bewöglich adhortieren, vnnd in-
diction, in acht/ auch die Wolbefugte vnd längst gewünschte Reformation alßbald für
Kays. May. deßhalben an euch erfolgte Schreiben/ daruon vns Copiæ zukommen/ instigiert
/ vnd zuverfügen/ damit derselben Innhalt von euch/ als hierinn verordneten Key: Exe-
Theyls an aller gebürender Schuldigkeit nichts vnderlassen werde. Innmassen hiemit an
gne Befelch/ vneingestellet in das Werck setzen/ wardurch das jenig volbracht würdet/
te ewere vn Catholische Burgerschafft/ bey sollicher der Sachen Beschaffenheit/ vnnd
lich vnd billich disem Key: Befelch der Schuldigkeit nach/ gehorsambisten volg laissen.
vnd zu allem Gutem forderist wol bewogen. Datum in vnser Statt Dillingen den 4.

wohnern/ Jung vnd Alt/ niemandt außgenommen/ daß sie obeinverleibten Keyserlichen
gedachte Röm: Key: Mey: nit zu schärpfferen Mandaten bewogen/ vnd wir obligen-
genödtiget werden. Darnach wisse sich Meniglich zurichten.

Decretum in Senatu 12. Martij Anno 1630.

Augsburgs untersagt wird, außerhalb der Stadt abgehaltenen Gottesdienst
Februar, 1630.

stellungen und Bitten nicht ein. Am wirksamsten aber war der Einfluß des päpstlichen Nuntius Caraffa, der monatelang unausgesetzt in diesem Sinne thätig war. Während das Papsttum die Habsburger in Italien bekämpfte, vernichtete es ihre Macht in Deutschland, indem es sie zur Einschlagung der schroffsten klerikalen Politik vermochte. Endlich, nach langen Sträuben seitens des Kaisers, hatte man ihn, wohin man ihn bringen wollte: im Frühjahr 1629 publizierte er das „Restitutionsedikt".

Das war der schwerste politische Fehler, den Ferdinand begehen konnte. Das Edikt war verfassungswidrig, denn es hätte nur mit Zustimmung des Reichstages gegeben werden dürfen. Es war friedensstörend, denn es flößte den Protestanten die Furcht gänzlicher Vernichtung ihrer Glaubensgenossenschaft, den evangelischen Fürsten im besonderen die Besorgnis unabsehbaren Gebietsverlustes ein. Es stellte nicht einmal die Liga zufrieden, sondern munterte dieselbe nur auf, um so mehr auf die Beseitigung Wallensteins und die Auflösung seines Heeres zu dringen. Es war endlich das Todesurteil für alle imperialistischen und patriotischen Pläne Wallensteins. Die umfassenden Offensiventwürfe nach außen mußten aufgegeben werden, damit man im Innern Deutschlands den hier unzweifelhaften Widerstand der Protestanten niederhalten könne. Wegen des letzteren mußte Ferdinand sich ferner in die Arme eben der katholischen Kurfürsten werfen, welche die vornehmsten Gegner seiner Gewalt waren. Kurz, der Friede und die Eintracht Deutschlands nach innen, seine Macht und sein Ansehen nach außen wurden einer blind fanatischen Reaktion zum Opfer gebracht. Selbst Tilly hatte abgeraten: vergebens. Wallenstein aber schreibt schmerzlich an Collalto: „Das ganze Reich wird wider uns sein, der Schwed, der Türk, und Bethlen auch."

Ein siebzigjähriger Rechtszustand sollte vernichtet, eine mehr als halbhundertjährige Entwickelung mit einem Streiche zerstört werden. Das Reichskammergericht erhielt die Weisung, prompte Justiz in Gemäßheit des Ediktes zu üben. Kaiserliche Kommissare wurden ernannt, um dessen Ausführung in den einzelnen Kreisen in die Hand zu nehmen. Vergebens protestierten alle evangelischen Stände, auch der bisher so gut kaiserliche Kurfürst von Sachsen. Ferdinand blieb unbeugsam. Johann Georg mochte jetzt den „Dank vom Hause Österreich" schmecken: sein Sohn August wurde der Administration des reichen Erzbistums Magdeburg beraubt, dasselbe vielmehr dem Erzherzog Leopold, zweitem Sohne des Kaisers, übertragen, der bereits Bischof von Halberstadt, Straßburg, Passau, auch Deutschmeister und Abt von Murbach war. Eben diesem sprach Ferdinand das Erzstift Bremen sowie die Abtei Hersfeld zu. Es wirft ein eigentümliches Licht auf den kirchlichen Eifer des Kaisers, daß dieser seinem Sohne, allen Kirchengesetzen zuwider, zwei Erz- und drei Hochstifte zuerteilte. Überall vertrieb man nun die protestantischen Dom- und Stiftsherren, gab den Katholiken die meisten Kirchen zurück. Binnen eines Jahres hatten die Kommissare nur im niedersächsischen Kreise fünfundvierzig Abteien, Klöster und Stifter katholisiert, dreizehn Kollegial- und drei Dom-

kirchen zurückverlangt, etliche dreißig Pfarreien dem katholischen Gottesdienste übermittelt.

In den niedersächsischen Gebieten widerstand Magdeburg mutig der Gegenreformation, wie achtzig Jahre zuvor. Zwar erschien Wallenstein vor der Stadt und forderte Aufnahme kaiserlicher Besatzung: allein dazu wollte die Bürgerschaft sich keineswegs verstehen. Monatelang dauerte das Scharmuzieren zwischen ihren und den kaiserlichen Söldnern, indes mit weit größerem Verluste der letzteren. Es sagten die Holländer jenen ihre Hilfe zu. Endlich willigte Wallenstein in eine sogenannte „Akkommodierung," indem er für karge zehntausend Thaler die Belagerung aufhob.

Das war ein neuer Schimpf für die kaiserlichen Waffen, eine abermalige Ermutigung für die Protestanten. Und dabei sahen sie nun, welche tyrannischen Absichten die Kaiserlichen hegten. „Alle warten auf den Schweden, wie die Juden auf den Messias," schrieb Wallenstein seufzend an Collalto. Ein allgemeiner Aufstand schien ihm bevor zu stehen. Nicht als Verräter, sondern im Interesse des Kaisers handelte er, wenn er die Norddeutschen versicherte, das Restitutionsedikt werde nicht ausgeführt werden.

Schon traten zu Lübeck (November 1629) die Hansastädte zusammen und beschlossen die Aufstellung eines Heeres von 20000 Mann zu gegenseitiger Verteidigung. Mit ihrer Hilfe wurde in Magdeburg der alte Rat gestürzt und eine volkstümliche Verfassung eingerichtet.

Während die protestantischen Elemente sich gegen des Kaisers Restitutionsedikt zusammenschlossen und in dem Schwedenkönige demselben ein neuer gefährlicher Feind entstand, konnte Ferdinand sich nicht einmal auf die Urheber und Beförderer jenes Werkes, die katholischen Kurfürsten, verlassen. Sie zürnten dem Kaiser wegen seines starken Heeres und dessen keckem Auftretens. Mit seinem gewöhnlichen Scharfblick erkannte das Richelieu, mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit beutete er es aus. Zuerst gewann er durch sein Geld den Kurfürsten von Trier, Philipp Christoph von Sötern, dann Ferdinand von Köln durch Unterstützung gegen dessen unruhige Lütticher Unterthanen. Am wichtigsten war dem Kardinal selbstverständlich Maximilian von Bayern. Die französischen Abgesandten, erst Charnacé, dann Marcheville, verhießen in München eine Unterstützung von im Notfalle 50000 Mann zum Sturze Wallensteins und zur Aufrechterhaltung der bayrischen Kurwürde, ja sie stellten dem ehrgeizigen Maximilian die Kaiserkrone in Aussicht. Und nun zeigte sich, wie viel desselben Freundschaft und Treue für den kaiserlichen Vetter wert war: er ging bereitwillig auf diese Anerbietungen ein, ja suchte, mit den Franzosen vereint, auch den Mainzer Kurfürsten, Anselm Kasimir von Umstadt, für diese Pläne zu gewinnen. Doch dieser lehnte entschieden ab, benachrichtigte vielmehr Ferdinand II. von den gegen ihn gepflogenen Umtrieben. Auch aus Spanien gelangten Warnungen nach Wien. Zu spät sah Ferdinand ein, auf welch gefährlichen Boden er sich begeben, wie er das in zwölfjährigem Ringen Erreichte mit einem Schlage wieder in Frage gestellt hatte.

Des französischen Beistandes gewiß, überzeugt, daß bei Gustav Adolfs bevorstehender Landung in Deutschland der Kaiser ihrer Hilfe nicht entraten könne, setzten die Häupter der Liga ihren Operationsplan eifrig ins Werk. Was soll man von ihrem Eifer für die Religion, was von ihrer vielgerühmten reichsständischen Gesinnung denken, wenn man sieht, daß sie bei Annäherung der drohendsten Gefahr ungestüm die Entlassung eines hoch befähigten Feldherrn und die Auflösung der kaiserlichen Armee forderten? Auf die Mitte des Juni 1630 hatte Ferdinand einen Kurfürstentag nach Regensburg einberufen, um hier die Wahl seines gleichnamigen ältesten Sohnes zum Römischen Könige durchzusetzen.[1]) Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg hielten sich unter Protest fern: so hatten die vier Ligisten die Hände frei. Vor dem Eintreten in jedes andere Geschäft verlangten sie die Übertragung des kaiserlichen Generalats an eine andere ihnen genehme Persönlichkeit. Noch immer gab es kaiserliche Räte, die darauf drangen, Wallenstein beizubehalten und seine Pläne unentwegt durchzuführen; wollten doch diese Kurfürsten den Kaiser einer Statue gleich machen, „die schreckhaft anzusehen sei, während ihr die Fliegen über die Nase liefen." Auch Spanien wirkte eifrig zu gunsten des Friedländers. Vergebens. Das seit achtzehn Monaten Geschehene ließ sich nicht mehr rückgängig machen, das Restitutionsedikt hatte Ferdinand hilflos den katholischen Partikularisten überliefert. Hat doch auch Urban VIII. dieselben in ihrem Widerstande gegen die Habsburger ermutigt und sogar finanziell unterstützt! Weder die Rücksicht auf seine eigene Würde noch die Dankbarkeit für Wallensteins Dienste noch endlich die Besorgnis, derselbe möchte sich zu den Feinden schlagen, konnten Ferdinand dem bestimmten Willen der Liga entziehen. Der Beichtvater Lamormain bedrängte, auf Befehl des römischen Hofes, des Kaisers Gewissen. Nach einigem Sträuben sprach er am 13. August 1630 Wallensteins Absetzung aus. Mit gekünsteltem Gleichmute nahm dieser, einen Monat später, die längst vorhergesehene Ankündigung entgegen und reiste sofort auf seine böhmischen Güter: im Grunde beschäftigte ihn nur der eine Gedanke, bald wieder zu Macht und Einfluß zu gelangen.

Es war die ausgesprochenste Niederlage des Kaisertums. Mit aller Kraft sträubte sich Ferdinand noch immer gegen die Unterordnung seiner Streitkräfte unter die Liga; aber man zwang sie ihm auf. Das kaiserliche Heer mußte in gefahrvollster Zeit auf 40 000 Mann reduziert und unter den Oberbefehl Tillys gestellt werden. Nicht allein in Deutschland, auch in Italien siegte die katholische Opposition gegen das Kaisertum. Richelieu hatte an der Spitze des französischen Heeres das zweideutige Benehmen Karl Emanuels von Savoyen durch Eroberung von dessen ganzem Gebiete bestraft, dann die savoyischen und spanischen Truppen bei Avigliano (Juli 1630) besiegt. Schon in Regensburg wurde wegen eines Friedens mit Frankreich unterhandelt, im Oktober unter Vermittelung des päpstlichen Diplomaten

---

1) O. Heyne, Der Kurfürstentag zu Regensburg von 1630 (Berlin 1866).

Julius Mazarini — hier erscheint derselbe zum erstenmale auf der politischen Bühne — ein Waffenstillstand unterzeichnet. Eine Folge desselben war (19. Juni 1631) der Friede von Chierasco, bei dem abermals Mazarini mitgewirkt hatte, und zwar ganz in französischem Sinne, wodurch der junge Staatsmann sich Richelieu sehr empfahl. Der Vertrag lautete auf Räumung der von den verschiedenen Mächten besetzten Gebiete. Der Kaiser und Spanien, im Gefühle ihrer Schwäche, führten ihn auch getreulich aus: nicht so Frankreich. Den ohnmächtigen jungen Herzog von Savoyen, Viktor Amadeus I (seit 1630) hatte es durch Drohungen und Versprechungen zur Abtretung der wichtigen Alpenfeste Pignerol vermocht und sich damit einen bedeutsamen Alpenpaß nach Italien gesichert. Bald sahen die Spanier, wie sie es gefürchtet hatten, den Nevers französische Truppen in seine Markgrafschaft Montferrat ziehen, während die Graubündner den hugenottischen Herzog von Rohan, der jetzt mit Richelieu im besten Einvernehmen stand, zu ihrem General erwählten. Das habsburgische Herzogtum Mailand war damit überall von Feinden umstellt.

Man hat vielfach den Protestanten im dreißigjährigen Kriege undeutsche Gesinnung vorgeworfen, in mancher Hinsicht mit Recht: aber waren die Katholiken besser?

Mit allen seinen Opfern hatte Ferdinand nicht einmal die Wahl seines Sohnes zum Römischen Könige erkaufen können. Nur die fanatische kirchliche Reaktion triumphierte im ganzen Reiche.

Indes die übermäßige Schärfe der Ultramontanen brachte ihnen selbst Verderben. Wir stehen an der Stelle, wo der Umschlag und die Wendung im Geschicke des ganzen Krieges eintritt.



ALBERTUS DEI GRATIA DUX FRIDLANDIÆ SACRÆ CÆSAREÆ MAIESTATIS CONSILIARIUS BELLICUS, CAMERARIUS, SUPREMUS COLONELLUS PRAGENSIS, ET EIUSDEM MILITIÆ GENERALIS.

Amstelodami sumptibus Henrici Hondij

Wallenstein.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Heinrich Hondius (1588—1658).

Drittes Kapitel.

Gustav Adolf und Wallenstein.[1])

Nicht zu den mächtigsten, wohl aber den angesehensten und einflußreichsten Männern seiner Zeit gehörte König Gustav Adolf von Schweden. Wir haben schon bemerkt, daß er vor allem mit Leib und Seele Krieger war; aber er war nicht bloß ein tapferer Soldat und geschickter Feldherr, sondern auch ein ausgezeichneter Organisator, schöpferischer Artillerist und Ingenieur. Er hatte in Schweden ein stehendes Heer gegründet, es in Brigaden, Regimenter, Schwadronen (bei der Infanterie gleich unsern Bataillonen) und Kompanien geteilt. Er gab den Musketieren ein leichteres Gewehr, so daß die schwere Gabel zur Stütze desselben in Wegfall kam. Ebenso vereinfachte er die Bewaffnung der Pikeniere, die immer noch die Hälfte des Fußvolkes ausmachten. Bei der Reiterei schaffte er die Schußwaffe ab und errichtete dafür Dragonerregimenter, Infanteristen, die zu schneller Bewegung sich der Pferde bedienten. In der Artillerie brachte er eine vollständige Umwälzung hervor, indem er, anstatt der langen, kurze, viel leichtere Rohre einführte, dann lederne Regimentsstücke ersann. Durch Erfindung der Kartuschen beschleunigte er das Feuer seiner Artillerie ungemein. Er hatte vorzügliche Ingenieure und Mineure und richtete alle seine Truppen zum Brücken- und Befestigungsbau ab.

Kaum minder schöpferisch war dieser König in der friedlichen Verwaltung seines Reiches. Gleichmäßige Verteilung der Steuern, strenge Ordnung in den Finanzen, verbesserte Rechtspflege, wohleingerichtetes Kirchenwesen, Anlage neuer Gymnasien, Hebung der Universität Upsala, geförderten Bergbau, vermehrte Land- und Wasserwege hatte man ihm, inmitten aller seiner Kriegssorgen, zu danken. Nur unter so umsichtiger und tüchtiger Leitung war das schwach bevölkerte Reich, das etwa 1 1/2 Millionen Bewohner zählte, im stande, eine hervorragende Rolle in Europa zu spielen.

---

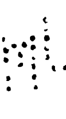
1) G. Droysen, Gustav Adolf (2 Bde., Leipzig 1869. 70). — Derselbe, Bernhard von Weimar (2 Bde., Leipzig 1885). — B. Röse, Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar (2 Bde., Weimar 1828. 29). — K. Wittich, Magdeburg, Gustav Adolf und Tilly (2 Bde., Berlin 1874). — E. G. Geijer, Geschichte Schwedens (Bd. III, Hamburg 1836).

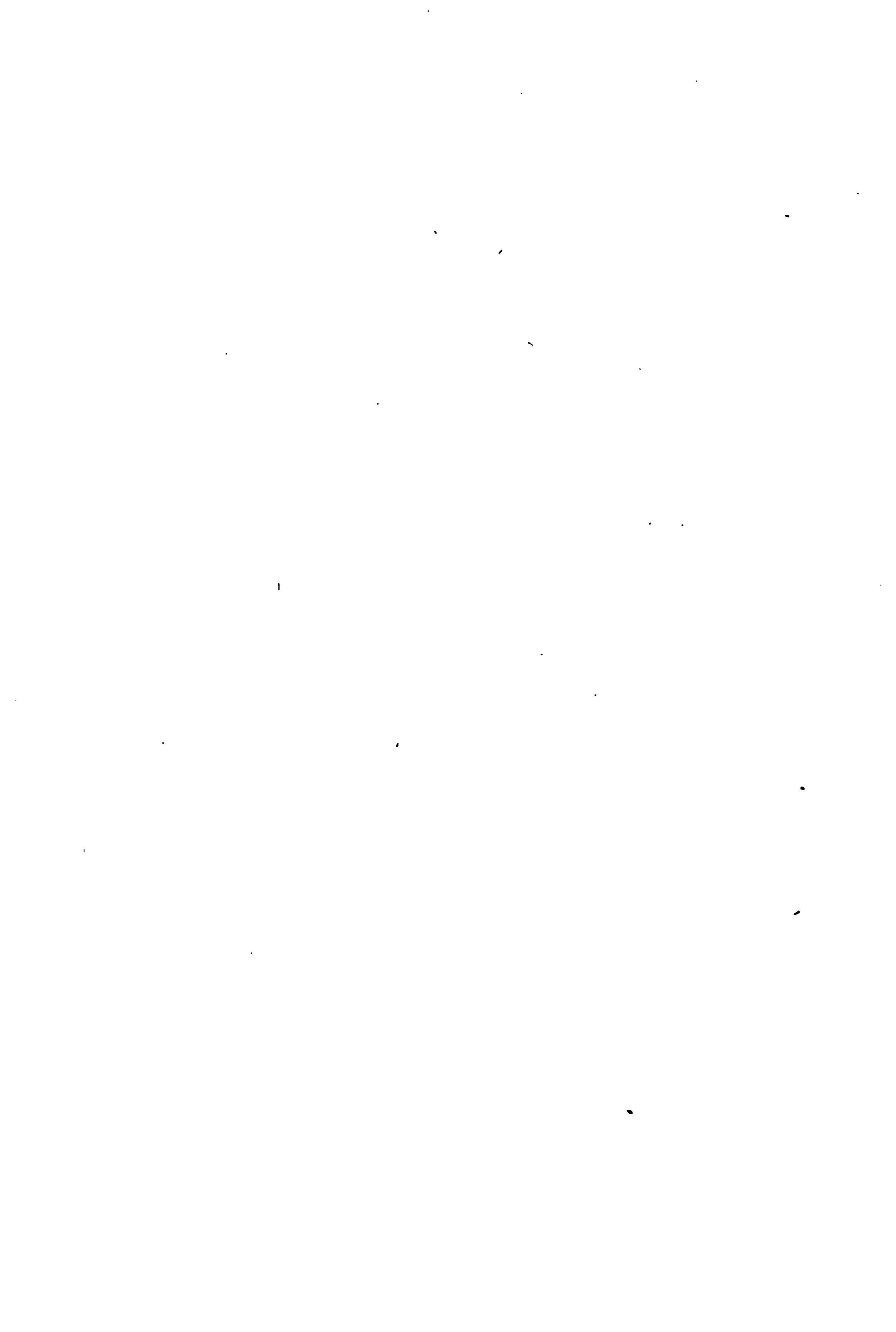
Sobald die habsburgischen Pläne auf Erlangung der Herrschaft im baltischen Meere hervortraten, hatte Gustav Adolf gegen den vorsichtigen Rat seines sonst gern gehörten Kanzlers Oxenstiern beschlossen, sich dem nach Kräften zu widersetzen. Und zwar wollte er nicht warten, bis die Kaiserlichen zum Angriff auf die schwedischen Küsten und Schiffe übergingen, sondern ihnen zuvorkommen, die Verteidigung in offensiver Weise führen. Die religiösen Erwägungen traten bei ihm erst in zweite Linie; sein Ziel war vielmehr die Unterwerfung der Ostsee unter schwedische Oberherrlichkeit. Aus diesem Gesichtspunkte war die Hilfe für Stralsund hervorgegangen. An entschiedenerem und umfassenderem Auftreten in Deutschland hatte ihn bisher der Krieg gegen die Polen, dann die Unterstützung der letzteren durch eine kaiserliche Heeresabteilung gehindert. Diese Feindseligkeit Wallensteins, die Zurückweisung der schwedischen Gesandten vom Lübecker Friedenskongresse, das Restitutionsedikt machten also zwar gern aufgegriffene Vorwände für des Königs deutsches Unternehmen aus und haben dasselbe beschleunigt — die eigentliche Ursache dessen sind sie nicht gewesen. Seine Absicht war vielmehr, den Kampf in den weiten, öden, für ihn unnützen Steppen Polens aufzugeben, den kaiserlichen Ostseeplänen durch einen kräftigen Offensivstoß für immer ein Ende zu machen, dabei einige fernere baltische Uferländer für Schweden zu gewinnen.

Hierin wurde er von Richelieu unterstützt, der nichts außer acht ließ, um den Habsburgern neue Verlegenheiten und Gefahren zu bereiten. In seinem Auftrage langte (Juli 1629) Baron Charnacé auf dem Kriegsschauplatze an, mit dem Auftrage, das schwierige Werk der Vermittelung zwischen den beiden stolzen und wider einander gereizten Kriegführenden zu übernehmen. Nach beträchtlichen Mühen gelang es. Am 26. September wurde zu Altmark bei Stuhm ein sechsjähriger Stillstand abgeschlossen, welcher den Schweden Livland sowie die wichtigsten Uferlandschaften und Häfen Preußens überließ; die sonstigen Eroberungen der Schweden erhielt Polen wieder.

Kaum in die Heimat zurückgekehrt, versammelte Gustav Adolf seine Reichsräte, um sie zu befragen, ob er den unvermeidlichen Krieg gegen den Kaiser nach Deutschland verlegen solle? Nach kurzem Bedenken antwortete die Mehrheit bejahend. Pommern und Mecklenburg wollte man erobern, als festeste Bollwerke nicht nur für Schwedens Sicherheit, sondern auch für seine Herrschaft über die Ostsee.

Freilich blieb dasselbe einstweilen ohne Bundesgenossen. Richelieu war nun sicher, daß es losschlagen werde; für weiteres wollte er zunächst das Benehmen und die Erfolge Gustav Adolfs abwarten. Dänemark sah in diesem Könige nur den Nebenbuhler, nicht den Glaubensgenossen. Holland hielt es für klug, die östlichen Mächte sich gegenseitig im Kampfe aufreiben zu lassen, um selber in vorteilhafter Neutralität den baltischen Handel an sich zu ziehen. Der einzige, welcher sich eifrig als Alliierter anbot, war Bethlen Gabor; doch der starb im November 1629 an der Wassersucht, und über seine Nachfolge kam es in Siebenbürgen zu Unruhen. So stand Gustav



Adolf bei seinem großen Unternehmen ganz allein. Wußte er doch nicht einmal, ob er bei den deutschen Protestanten freundliche Aufnahme und Förderung finden würde.

Aber er verzagte nicht. Der Haß gegen die Habsburger war zu allgemein, als daß er nicht nach den ersten Erfolgen zahlreiche Freunde gewinnen mußte. Im Frühjahr 1630 nahm sein Oberst Leslie die Insel Rügen weg. Dann erließ der König an sein Volk ein feuriges Manifest, in welchem er das religiöse Moment hervorkehrte, das ihm doch im Grunde das nebensächliche war. Die Regierung des Landes während seiner Abwesenheit, sowie seine sechsjährige Erbin Christine vertraute er dem Reichsrate an. Am 27. Juni 1630 lichtete seine Flotte die Anker; sie war nur mit 15000 Streitern besetzt. Aber die waren trefflich geübt, gut bewaffnet, streng diszipliniert, ihrem Könige mit vollem Vertrauen ergeben. Hier war endlich ein protestantischer Führer, geschickter als Tilly, energischer als Wallenstein; vor allem ein Mann, der sich stets genau einen praktischen Plan vorzeichnete, weder ins Blaue hinein operierend, noch überschwänglicher Entwürfe voll. Am 6. Juli neuen Stiles landete er an der Spitze der Insel Usedom, nahm diese wie das Nachbareiland Wollin.

Die Kaiserlichen in Pommern, an Zahl dem Gegner überlegen, waren von dem als Menschen ebenso grausamen wie als General unfähigen Torquato Conti sehr übel befehligt, überdies durch die Absetzung Wallensteins völlig demoralisiert. Während jener unthätig in seinem stark verschanzten Lager bei Garz sitzen blieb, räumten seine Soldaten unter gräßlichen Missethaten die ganze Meeresküste. Herzog Boguslaw XV. von Pommern, ein Fürst nach der schwächlichen Art Georg Wilhelms von Brandenburg, hätte gern Neutralität bewahrt; allein darauf ging Gustav Adolf nicht ein. Sollte doch Pommern ihm als Basis für seine Operationen in Deutschland dienen. Der Herzog mußte ein Bündnis mit dem Könige schließen und Beitrag zu den Kriegskosten verheißen. Stettin wurde ebenso wohl wie Rügen und Stralsund von den Schweden besetzt.

Diese Erfolge Gustavs übten dann auch ihre Wirkung auf die deutschen Protestanten, die sich bis dahin ganz still verhalten hatten, aus Furcht, die schwedische Einmischung werde einen ebenso kläglichen Verlauf nehmen, wie die dänische. Landgraf Wilhelm V., der Beständige, von Hessen-Kassel, begierig, die seinem Vater angethane Schmach und die seinem Lande zugefügte Unbill zu rächen, jagte die Ligisten aus seinem Gebiete und warb eine eigene Armee — wieder die erste deutsch-protestantische. Im Erzstifte Magdeburg erhielt der wegen seiner Verbindungen mit Mansfeld vertriebene frühere Administrator Christian Wilhelm von Brandenburg von neuem die Herrschaft, schaffte die katholischen Klöster ab und hob Mannschaften aus. Ihn zu unterstützen, kam der schwedische Oberst Dietrich von Falkenberg mit bedeutenden Geldmitteln und einigen Truppen in der Stadt Magdeburg an.

Die schlecht geführten, schlecht verpflegten, unzufriedenen und ungehor-

samen kaiserlichen Soldaten in Pommern hatten gehofft, daß nach damaligem Gebrauche der Winter ihnen Ruhe in ihren Quartieren bringen werde. Allein Gustav Adolf erklärte, die Schweden wären Krieger im Winter so gut wie im Sommer, und führte den Kampf ohne Rast weiter. Voll Verzweiflung legte Conti den ruhmlos geführten Oberbefehl nieder. Sein Nachfolger Schauenburg wußte freilich die Lage nicht zu bessern. Während die vorzüglich gepflegten und warm bekleideten Schweden wohlgemut in den Winterfeldzug — damals ein unerhörtes Unternehmen — gingen und untereinander, sowie gegen die Einwohner strengste Mannszucht übten, geriet die



Medaille von Kurfürst Georg Wilhelm mit seinem Sohne, dem späteren Großen Kurfürsten als Kurprinz. Silber. Kgl. Münz-Kabinet Berlin. Originalgröße.

Umschrift in Majuskeln in zwei konzentrischen Kreisen: Vorderseite: Numen quod stupeat vel prisca Georgius aetas sanguinis et Brenni spes Fridericus habent, et miremur adhuc hos Rhenus et Odera nec non Bregela si famulis noster adoret aquis. Im Felde der Kurfürst und der Kurprinz, gepanzert in einer offenen Halle vor einem Tische stehend.

geplagte kaiserliche Armee in volle Auflösung. Scharenweise fielen die hungrigen halbnackten Soldaten vor Ermattung auf die Straßen. Die schwedischen Reiter waren hinterdrein und machten große Beute an Wagen, Gerät und Gefangenen. Am Ende des Jahres 1630 waren ganz Pommern — mit Ausnahme von Demmin, Greifswald und Kolberg — sowie die Neumark in der Hand der Schweden. Das stattliche kaiserliche Heer, das mehr als drei Jahre lang diese Gegenden unter furchtbarem Drucke gehalten hatte, war vor dem bloßen Erscheinen der kleinen schwedischen Macht wie Schnee vor der Sonne zergangen.

Die unverhofften Erfolge des nordischen Monarchen erregten in ganz Europa das größte Aufsehen. In Deutschland zumal priesen die Protestanten seine Thaten als „Wunder über Wunder,“ während die Katholiken, nach der Redeweise der Zeit, „die Mäuler hingen.“

Tilly hatte den besten Willen gehabt, dem Schweden Abbruch zu thun, allein die Verhältnisse hatten ihn daran gehindert. Während des Sommers hatte er die Holländer beobachten müssen, die mit einem Einfalle in das Reich drohten. Erst spät im Herbste zum kaiserlichen Oberbefehlshaber ernannt, brach er sofort ostwärts auf, überall die zerstreuten Truppenabteilungen an sich ziehend.



Rückseite der Medaille von Kurfürst Georg Wilhelm mit seinem Sohne als Kurprinz.

Umschrift: Talis ego aureolam tranquilla Borussia pacem raro divorum munere nacta color. Im Felde: Landkartenartige Darstellung eines Teils von Ostpreußen, das frische Haff mit Königsberg und andern Städten. Vorn sitzt auf Waffen die Friedensgöttin. Auf einem Kanonenrohr steht 1639, auf einem andern S D, Name des Stempelschneiders S. Dadler.

Seine Fahne zeigte den kaiserlichen Adler, in den Fängen Wage und Schwert, mit der Umschrift: „Für Kirche und Reich.“ Zunächst wollte er Gustav Adolf sich mit den kaiserlichen Besatzungen im Nordosten herumschlagen lassen, selber aber an die Eroberung Magdeburgs gehen, als des Schlüssels des Elbstromes und Niedersachsens. Der Gewinn dieser wohl gelegenen, festen und leicht zu verproviantierenden Stadt würde ihm einen trefflichen Stützpunkt für seine Defensiv- wie Offensivoperationen verleihen und zugleich den Evangelischen eine nachdrückliche Warnung geben, sich nicht allzu tief mit den Schweden einzulassen.

Anderseits bestimmten aber die Erfolge Gustav Adolfs Frankreich, sich offen für ihn zu erklären. Schon bald nach seiner Landung in Pommern war Baron Charnacé wieder bei ihm erschienen und hatte ihm Geldunterstützung angeboten. Damals hatten die Unterhandlungen nicht zum Ziele geführt: allein Anfang 1631 zu Bärwalde wurden sie wieder aufgenommen, und dieses Mal meinte Richelieu es ernst. Am 23. Januar 1631 wurde dort auf fünf Jahre der Bündnisvertrag abgeschlossen. Alles im Reiche soll auf den Stand vor dem Kriege zurückgebracht werden. Zu diesem Behufe unterhält Schweden ein Heer von 36 000 Mann, zahlt Frankreich ihm jährlich 400 000 Reichsthaler. Sämtlichen deutschen Fürsten wird der Beitritt zu diesem Bündnis offen gelassen. Keiner der beiden Kontrahenten darf ohne den anderen Friedensverhandlungen beginnen.

So weit hatte es also der unselige Glaubenszwist in Deutschland gebracht, daß Fremde sich zu Schiedsrichtern über das Reich aufwarfen! Freilich hatte weder Frankreich noch selbst Schweden bei ihrem Kriege gegen die Habsburger die Religion im Auge; allein das Restitutionsedikt stempelte dennoch den Kampf zu einem Glaubensstreit.

Vernunft und Vaterlandsliebe waren nicht ganz aus Deutschland verschwunden, und so kam es noch einmal zu dem Versuche, der religiösen Bedrückung der Habsburger und zugleich der unliebsamen Einmischung der Fremden gegenüber eine dritte Partei zu bilden, welche beiden Richtungen Widerstand leisten und sich als Mittlerin zwischen sie stellen sollte. Die Gründung einer solchen Partei war eine große patriotische That, unter der Bedingung, daß sie kräftig und verheißungsvoll auftrat; dann hätte sie wohl auch die gemäßigten katholischen Fürsten zu sich herüber gezogen. Leider waren Johann Georg von Sachsen und Georg Wilhelm von Brandenburg, die zunächst zu diesem wichtigen Werke Berufenen, nicht die Männer, so schwieriges mit Einsicht und Kraft durchzuführen.

Mitte Februar 1631 versammelten sich die evangelischen Stände zu einem Konvente in Leipzig. Manche von ihnen, und zumal Wilhelm V. von Kassel, drangen auf innige Vereinigung und selbständiges entschiedenes Auftreten. Das wäre natürlich der einzig richtige Weg zu dem gewünschten Ziele gewesen, da man sich so bei dem Kaiser wie bei den Fremden Achtung erzwungen hätte. Allein Johann Georg übte hier wieder seinen verderblichen Einfluß. Man müsse vor allem in demütigem Gehorsam gegen den Kaiser verharren, ihn flehentlich um Abstellung der Religionsgravamina ersuchen; allerdings solle man rüsten, aber jeder für sich, zu gemeinsamer Abwehr erst zusammen treten, wenn die Augsburgische Konfession mit gänzlicher Ausrottung bedroht sei.

Die meisten Stände waren froh, daß so von mächtiger Seite ihrer Feigheit und ihrem Ruhebedürfnisse entgegen gekommen wurde. Die Beschlüsse des Konventes entsprachen also den sächsischen Ansichten. Kein Wunder, daß er bei Ferdinand nur Abweisung und Strenge fand. Vergebens riet selbst

Spanien dem Kaiser dringend, das Restitutionsedikt zu suspendieren, sich sowohl mit Sachsen wie mit Bayern gegen Frankreich und Schweden zu verbinden. Ferdinand II. war zu sehr in den Banden der bigotten Partei, um nicht die Bitten der Leipziger zurückzuweisen, bei strengster Strafe jede Verbindung der evangelischen Stände sowie ihre Truppenbewegungen zu untersagen. Von einer „deutschen Partei“ konnte die Rede nicht mehr sein. Der Habsburger, der Franzosen und der Schweden Schwert hatte über Deutschlands Geschicke zu entscheiden!

Während Tilly sich bemühte, durch persönliches Eingreifen die kaiserliche Armee an der Oder notdürftig zu reorganisieren und die dortigen festen Plätze zu hartnäckiger Verteidigung auszurüsten, hatte Gustav Adolf an seine Soldaten eine Ordonnanz erlassen, die leider im dreißigjährigen Kriege einzig dasteht. Darin wurde Offizieren und Soldaten die strengste Mannszucht anbefohlen; von ihren Quartiergebern hatten sie außer Lagerstatt, Essig und Salz absolut nichts zu fordern. Jede Erpressung oder Mißhandlung den Einwohnern gegenüber ist nicht nur auf dem Papier, sondern in Wirklichkeit scharf geahndet worden. So kam es, daß während unter der anderen Heere Fußtritt alles verödete, unter der Anwesenheit schwedischer Truppen zunächst Landbau, Handel und Wandel ungestörten Fortgang nahmen. Schon Anfang Februar 1631 brach der unermüdliche König mit der größeren Hälfte seiner Armee nach Mecklenburg auf. Hier kommandierte der Herzog von Savelli, ein hochgeborener Römer wie Conti, ebenso habgierig, ebenso feig und unfähig. Er lag mit überlegenen Streitkräften in dem festen Demmin; aber schon am dritten Tage der Berennung kapitulierte der ehrvergessene Mann: für freien Abzug und Mitnahme der zusammengeraubten Schätze überließ er dem Feinde die wichtige Stellung und unermeßliches Kriegsmaterial. Gustav Adolf konnte sich nicht enthalten, dem Savelli beim Auszuge zuzurufen: „Ich rate dem Herrn, dem Kaiser lieber am Hofe als bei der Armee zu dienen.“ Ferdinand aber bestrafte den vornehmen Feigling — indem er ihn zu seinem Gesandten am römischen Hofe ernannte! Tilly dagegen, der, abgesehen von dem dürren Grafentitel, nie eine Belohnung von Wien erhalten hatte, eroberte durch einen geschickten Zug das von den Schweden genommene Neubrandenburg wieder (März); die Besatzung von tausend Mann, die sich auf das tapferste gewehrt, wurde ebenso wie die männlichen Bewohner des Städtchens fast bis auf den letzten getötet. Dann jedoch brach Tilly zu seinem eigentlichen Ziele, der Belagerung Magdeburgs auf (Anfang April).

Gustav Adolf, der inzwischen die letzten pommerschen Festungen genommen, glaubte dem katholischen Feldherrn durch das von feindlichen Garnisonen bedeckte Land nicht folgen zu dürfen. Erst mußte er sich die Oderlinie sichern; er hoffte auch, durch Angriff auf die dortigen kaiserlichen Besatzungen Tilly von seinem Magdeburger Unternehmen abzuziehen. Er nahm schnell nacheinander Frankfurt an der Oder, Landsberg. Doch ohne weiteren Erfolg: Tilly blieb ruhig

vor Magdeburg, „dem Fundament und Zentrum des ganzen Krieges.“ Dringend wünschte der König dasselbe entsetzen zu können — allein einem solchen Unternehmen stellten sich ernste Schwierigkeiten entgegen. Von der Oder bis nach Magdeburg waren dreißig Meilen durch das Brandenburger Land, dessen Fürst bislang eher auf des Kaisers als auf Schwedens Seite stand. Südlich davon war des allzeit österreichischen Johann Georg Gebiet. Ein Vorstoß der Kaiserlichen von Schlesien aus konnte Gustav Adolf von Pommern, von der Meeresküste abschneiden. Dabei war sein Heer durch unaufhörliche Gefechte und Strapazen arg zusammen geschmolzen, durch Mangel an Lebensmitteln und Munition bedrängt und in übelster Stimmung, zum Teil sogar in offener Meuterei. Man sprach schon davon, daß der König demnächst nach Schweden werde zurückkehren müssen. Unter solchen Umständen würde eine Niederlage an der Elbe die Vernichtung seiner Armee bedeutet haben. Dennoch hätte er wahrscheinlich selbst das Äußerste zum Entsatze Magdeburgs gewagt, wäre er nicht der festen Überzeugung gewesen, die Stadt könne sich noch einige Monate lang halten.

Deshalb wollte er sich zuvor Küstrins und Spandaus als fester Stützpunkte für seine weit ausgedehnte Operationslinie bemächtigen. Unaufhörlich drängte er seinen Schwager Georg Wilhelm, ihm dieselben zum Besten der evangelischen Sache einzuräumen. Aber nicht eher setzte er es durch, als bis er den Kurfürsten in Berlin selbst belagerte. Georg Wilhelm mußte nunmehr notgedrungen zusagen (15. Mai); allein er erteilte wirklich den Befehl zur Überlieferung Küstrins erst, als es zur Rettung Magdeburgs bereits zu spät war.

Seitdem der schwedische Oberst Falkenberg in Magdeburg angelangt war, hatte er eifrig an der Befestigung der Stadt gearbeitet. Drei Monate ließen ihm die Kaiserlichen dazu Zeit. Außer den Bürgern und seinen Schweden hatte er etwa 3000 städtische Söldner unter seinem Befehle. Erst Anfang 1631 langte Pappenheim vor der Stadt an, aber nur mit 5000 Mann, mit denen sich nichts Ernsthaftes unternehmen ließ.[1] Drei weitere Monate später stieß dann Tilly mit seiner Hauptmacht zu dem Pappenheimschen Korps. Jetzt waren mehr als 27 000 Streiter mit 86 Geschützen vor der Stadt vereinigt. 4000 andere standen bei Dessau, den dortigen Elbübergang zu decken. Die Kaiserlichen begannen darauf sofort den Angriff. Der unermüdlich thätige Pappenheim nahm in wenigen Tagen die weite Kette detachierter Werke, die den Süden und Osten der Stadt schützten. Dem Befehle des Kaisers, zur Deckung seiner Erblande nach Schlesien zu ziehen, kam Tilly wohlweislich nicht nach; erst müsse mit Magdeburg ein Ende gemacht werden. Immer

1) Hoffmann, Chronik der Stadt Magdeburg (3 Bde., Magdeb. 1843—50). — H. W. Bensen, Das Verhängniß Magdeburgs (Schaffhausen 1858). — G. Droysen, Studien über die Belagerung und Zerstörung Magdeburgs; Forsch. z. d. Gesch. Bd. III. — Die Frage, wer den Brand Magdeburgs verschuldete, ist hauptsächlich durch das im Beginne dieses Kapitels citirte Werk Wittichs endgültig entschieden worden.


Flù:



härter bedrängte er die protestantische Burg. In den letzten Tagen des April eroberte er die Befestigungen auf den Elbinseln und die große Zollschanze auf dem rechten Stromufer. Trotz der trüben Lage aber harrten die Magdeburger aus, schwedischen Entsatz erhoffend. Sie brannten ihre Vorstädte nieder, zogen deren Besatzung und Bewohner in die eigentliche Stadt, wiesen alle Aufforderungen Tillys zur Kapitulation zurück. Der letztere sah ein, daß bei dem Herannahen der Schweden nur schnelles energisches Handeln ihn zum Ziele führen könne. Am 17. Mai begann er ein heftiges Bombardement, unter dessen Schutz die Belagerer bis in den Hauptgraben drangen, Bresche in den Stadtwall legten, Minen unter denselben führten. Dann täuschten sie die Gegner durch Unterhandlungen, durch teilweise Abführung der Geschütze und Truppenabteilungen. Als, hierdurch getäuscht, die ermatteten Bürger sich zur Ruhe begeben hatten, begann plötzlich am 20. Mai neuen Stiles, um sieben Uhr früh, der Sturm. Pappenheim drang auf der Nordseite in die Stadt; im erbitterten Kampfe fiel hier Falkenberg. Nach zweistündigem gegenseitigen Gemetzel behielten Wallonen und Kroaten die Oberhand und öffneten die Stadtthore. Dabei begannen bald einige Häuser zu brennen. Nicht Tilly, der aus Magdeburg seinen Hauptwaffenplatz hatte machen wollen, hat das Feuer angelegt, das seine Pläne vereitelte und das er vergeblich zu löschen suchte; es sind allem Anscheine nach die Verteidiger gewesen, welche, um den Feind aufzuhalten, die von ihm zunächst bedrohten Straßen in Brand steckten. Vom Winde angefacht, legte dasselbe fast die ganze reiche Stadt in Asche. Zwischen den Flammen wüteten die über ihre ungemeinen Verluste ergrimmten Soldaten, noch mehr in ihrem Zorn und ihrer Habgier gereizt durch die Feuersbrunst, die sie um ihre Beute zu betrügen drohte; plündernd, marternd, mordend, die Weiber schändend. An 20 000 Menschen wurden hier erschlagen; etwa halb so viele Einwohner blieben lebendig. Ein Tag vernichtete, was viele Jahrhunderte blühenden Gewerb- und Handelsfleißes aufgehäuft hatten.

Der schreckliche Fall dieser festen Burg des Protestantismus, die ihn so oft, wenn alle anderen verzagten, verteidigt hatte, erfüllte alle Evangelischen im Reiche mit Entsetzen. Gustav Adolfs Ansehen war mit einemmale dahin. Er sei ein neuer Christian IV., höhnten die Katholiken. Unzählige Spottlieder auf die endlich der Jungfrauschaft beraubte Magdeburg wurden gesungen. Tilly ließ dort eine starke Besatzung, besserte notdürftig die Wälle aus. Aber anstatt mit seinem siegreichen Heere gegen Gustav Adolf zu ziehen, ihn zurückzutreiben, Brandenburg auf der Seite des Kaisers festzuhalten, verlor er zwei kostbare Monate bei der leichten, aber nutzlosen Aufgabe, die thüringischen Fürsten für ihre vom Kaiser untersagten Rüstungen zu bestrafen. So erhielt Gustav Adolf wider Erwarten Zeit, die moralische Depression, welche die Folge des Magdeburger Trauerspiels war, zu überstehen, Georg Wilhelm zum Bündnis zu zwingen, in Mecklenburg der friedländischen Herrschaft ein Ende zu machen und die angestammten Herzoge dorthin zurückzuführen. Bei Werben an der Elbe schlug er dann ein festes Lager auf, in

welches täglich Verstärkungen strömten: national-schwedische Truppen, Deutsche, 8000 Engländer unter Hamilton. Nun eilte zwar Tilly herbei, um den König von der Elblinie zu verscheuchen. Es war jedoch zu spät. In den kleinen Gefechten, die stattfanden, erlitten die Ligisten beträchtliche Verluste. Einen Sturm auf das schwedische Lager mußte Tilly, nach einigen Kanonenschüssen, als aussichtslos aufgeben. Von Mecklenburg her drohte man ihn in seiner linken Flanke, von Hessen in seiner rechten anzugreifen. Er verließ (Ende August), südwärts ziehend, die niedersächsischen Gegenden, die er sechs Jahre hindurch behauptet hatte.

In seiner ganzen militärischen Laufbahn hatte Tilly keinen so schweren und verhängnisvollen Fehler begangen, wie den, nicht sofort nach der Einnahme Magdeburgs Gustav Adolf angegriffen zu haben. Nun hatte er eine strategische Niederlage erlitten, so gründlich, daß sie den Eindruck jenes Ereignisses völlig auslöschte. Der Landgraf von Kassel schloß sofort einen Angriffsbund mit dem Schweden. Weit wichtiger aber war, daß der sächsische Kurfürst jetzt Mut faßte, sich der Bedrängnis durch den Kaiser zu entziehen.

Seinen bisherigen Erfolgen gegen die Protestanten vertrauend, hatte Ferdinand gegen die Teilnehmer des Leipziger Konventes die schärfsten Maßregeln ergriffen, um jeder Regung der Selbständigkeit bei ihnen ein Ende zu machen. Die oberdeutschen evangelischen Stände hatten sich schnell unterwerfen müssen; ebenso die Thüringer. Nun ging es gegen Kursachsen. Von allen Seiten dirigierte Tilly auf dieses Land 60000 Mann kaiserlicher und ligistischer Truppen und ermahnte den Kurfürsten, sein ganzes Heer nebst einer beträchtlichen Kriegskontribution an ihn abzuliefern. Zugleich mußte man hören, daß der Kaiser die drei von Sachsen eingezogenen ehemaligen Hochstifter wieder herzustellen gedenke.

Mit der vermittelnden Stellung Sachsens, mit der Möglichkeit einer dritten Partei war es nun vorüber. Es blieb für Johann Georg nur ein doppelter Weg: entweder sich dem Kaiser zu unterwerfen, seine Religion ausrotten und sein Land zerstückeln zu lassen; oder aber sich zu entschiedener Abwehr mit Gustav Adolf zu verbinden. Er wählte das letztere. An Tilly richtete er die Aufforderung, sein Land nicht zu betreten, und rief gleichzeitig Gustav Adolf um Beistand an. Dieser zauderte keinen Augenblick, denn er sah ein, jetzt müsse es zu einer großen Schlacht kommen, welche für den ganzen Verlauf des Krieges entscheidend sein werde. Doch besonnen, wie immer, zog er nur mit seiner Hauptmacht nach Sachsen und ließ Horn im Brandenburgischen mit einem starken Armeekorps, Ake Tott mit einem anderen in Mecklenburg und Pommern. So hatte er sich auf alle Fälle den Rückzug gesichert.

Die vereinigten Truppen des Königs und des Kurfürsten erschienen gerade bei Breitenfeld, im Norden Leipzigs, als Tilly diese letztere Stadt zur Ergebung und zur Zahlung von 400000 Gulden gezwungen hatte. Der alte General konnte der Schlacht nicht mehr ausweichen. Er hatte unter seinem Befehle 35000 Mann, alles erprobte Veteranen. Die Gegner zählten

27000 Schweden und 18000 Sachsen, die letzteren fast alle junge und unzuverlässige Truppen. Am bedeutendsten war der Alliierten Überlegenheit an Geschützen, deren sie fast noch einmal so viele besaßen, als die Kaiserlichen. Es waren nicht nur religiös und politisch, sondern auch in taktischer Beziehung zwei entgegengesetzte Prinzipien, die am 17. September 1631 (neuen Stiles) bei Breitenfeld miteinander rangen: das altspanische der Massenwirkung und das von Gustav Adolf eingeführte der leicht beweglichen Truppenkörper. Unter veränderten Verhältnissen mag man doch sich an Römer und Macedonier bei Kynoskephalä und Pydna erinnern. Die Kaiserlichen waren im Vorteil durch ihre Stellung auf den Höhen, die Alliierten durch ihre numerische Übermacht und die von Gustav Adolf angeordnete Bildung eines zweiten Treffens. Tilly warf sich, den Schweden fast nur Reiterei gegenüber lassend, mit der ganzen Wucht seines trefflichen Fußvolkes auf den linken Flügel der Alliierten, die haltlosen Regimenter des neugebildeten sächsischen Heeres. Im Nu waren sie zersprengt, den Kurfürsten selbst in blinder Flucht mit sich fortreißend. Aber indem Gustav Adolf sein zweites Treffen den Kaiserlichen entgegenführte, stellte er die Schlacht wieder her; und nun zog er die Kavalleriemassen seines eigenen siegreichen rechten Flügels heran und vernichtete damit die ermüdete und gelichtete Tillysche Infanterie fast gänzlich. Nahe an 12000 Ligisten waren getötet oder verwundet, gefangen 7000, welche meistenteils die schwedische Armee verstärkten. 26 Geschütze, 90 Fahnen bildeten die Trophäen der Sieger. Tilly selbst war verwundet, nur mit Mühe der Gefangenschaft entgangen. Die kaiserlich-ligistische Armee, die noch fünfzehn Monate früher ganz Deutschland beherrscht, existierte einstweilen nicht mehr.

Gustav Adolf war nicht der Mann, dem geschlagenen Feinde goldene Brücken zu bauen. In schneller Verfolgung wurden Leipzig, Merseburg, Halle genommen. Das ganze östliche Norddeutschland war in der Gewalt der Schweden. Wie weit riß doch den König die siegreiche offensive Führung seines Krieges gegen die habsburgischen Ostseepläne über das ursprüngliche Ziel hinaus! Man durfte den Kaiser und die Liga nicht wieder zu Atem kommen lassen, mußte den mittel- und süddeutschen Freunden zu Hilfe eilen. Der Kurfürst von Sachsen sollte die Bekämpfung Ferdinands in Schlesien und Böhmen unternehmen, während Gustav Adolf den Marsch nach Westen begann. Sein Angriffsplan war umfassend angelegt. Tott sollte von Mecklenburg aus auf Bremen marschieren, Banér von Brandenburg aus Halberstadt einnehmen, der König selber sich an den Main wenden. Die Fürsten von Anhalt, die Herzoge von Weimar schlossen mit ihm Bündnisse. Ganz Thüringen unterwarf sich. Dann ging es nach Franken hinein gegen das Bistum Würzburg. In wenigen Tagen wurde das ganze Hochstift eingenommen. In dem Residenzschloß Marienburg machte der Sieger unermeßliche Beute; und wie einst Kurfürst Maximilian die Heidelberger Bibliothek nach Rom geschenkt hatte, so sandte Gustav Adolf die kostbare Büchersammlung von Würzburg nach Upsála, wo sie sich noch heute befindet.

Der arme Pilgrimirende Nimmer-Till.



Ich armer Nimmer-Till! ach was nenn ich mich Tillen?
Ach daß mein Nam vnd Ruhm/ mit meiner Geister willen
In tieffsten Lethe Fluß schon were diese Stund
Versencket/ wo nicht gar in tieffsten Hellen grund.
Ach leb ich/ oder nicht? O du verlognes Glücke!
Beweisest du mir so ein tückisch Meisterstücke?
Das hett ich nicht gedacht/ daß mir es solte thun
Zuvor/ an Tapfferigkeit/ ein kaltes Wasser-Hun.
Ich armer Nimmer-Gott! ich ließ mich heilig preisen!
Ich wolte meinen Arm der gantzen Welt beweisen!
Ich war ein JOSUA vnd GEDEON der Welt!
Da liget Arm vnd Gott im breiten Lerchen Feld.
Ich weis nicht/ wie ich es noch endlich sol verstehen?
Es wil kein Heiliger mehr hören auff mein flehen!
Der Teutschen Ketzer Gott der stehet langsam auff/
Vnd kömmet doch noch wol zum besten Jahrmarckts Kauff!
Ich armer Nimmer-Fürst! ich wolte Fürsten pochen!
So haben sie zuletzt das welsche Fett gerochen/
Jetzt pochen mich die Knecht vnd Bawren hinderm Pflug/
Vnd wischet' ihrer mir nicht einer einen Schuch.
Ich armer Nimmer-Starck! Ich wolt die Welt vmbkehren/
Jetzt kan ich mich der Leuß vnd Würme nicht erwehren!
Doch schreib ich billich mich noch hundert tausent starck
An Knechten/ die mir auß-gefressen Bein vnd Marck.
Ich armer Nimmer-Trew! O hett ich lassen wachsen
Den frommen Rauten-Stock vnd Lindenbaum in Sachsen!
So hett auch meine Till vnd Kimmel baß-gefeucht/
Die nun bekommen gar/ die Schwind-vnd Schwindel-sucht.
Ich armer Nimmer-Reich! ach was hab ich verlohren/
Daß ich so arm geleist/ was ich so reich geschworen!
O Meinayd! Meinayd du! du hast die Pestilentz!
Dein Nordwind treibet mich aus einer fetten Grentz.
Ich armer Nimmer-Gast/ ich wolte mich bezecken/
Vnd auch ein liebes Mahl Confect vnd Zucker lecken!
Vnd kauffen ohne Geld; so kom ich gleich zum Bad
Daß mir gekrawet wird mein altes Rückgerad.
Ich armer Nimmer-Mann/ ließ mich die VENUS reiten/
Vnd auff gezwungne Nöth vnd Ketzer-Liebe leiten/
O Magd! O werthe Magd! der Mägde Kron vnd Blum!
Mit deinem Blut hab ich verlohren Glück vnd Ruhm.
Da David auff Befehl Philister-Blut vergossen/
Ward Er zum Tempel-Baw vntüchtig außgeschlossen:
Vnd ich vergieß ohn noth/ aus lauter Frevelmuth
Getaufft vnd vngetaufft vnschuldig Christenblut.
Ich armer Nimmerklug/ hett ich gefolgt vor dessen
Dem seine Weißheit ich zum Schiefer zugemessen/
Vnd mich bey zeiten auch gemachet aus dem Staub!
So wer ich vnbestaubt vnd worden nicht zum Raub!
Ich armer Nimmerfromm! ich kunte meine Sachen
Mein Glück vnd meinen Sieg vnd mich selbst feste machen/
Durch meiner Geister Krafft vnd schönsten Engel-Glantz/.
Jetzt liget Glantz vnd Glück vnd feste machen gantz.
Sag ich/ mein alter Krumpff sey Jebusiter-Feste?
So schreyet Luthers Volck: sind das die frommen Gäste?
Ist das der beste Kern der Welschen Clerisey?
So sind sie hochgelehrt in Babels Zauberey.
Ich armer Nimmer-Fest/ ich halte meine Schande/
So fest ich immer halt/ an vnserm Ligz-Bande!
Das Ligen-Band zerreist; die Union ist ohn:
Des Luthers Teutsche Trew behelt die Ehren-Kron.
Vnd warlich/ wenn ich sol die Teutsche Warheit sagen/
Hat mich zum Lutherthumb mein Hertze nie getragen/.
Als seit dem ich befind/ daß es Gott vnd der Welt/
Was es gleubt vnd verspricht/ so Teutsch vnd redlich helt
Ich armer Nimmerstreng/ ach was sol ich nur sagen?
Daß man den Glauben doch den Leuten wil einschlagen!
Ich gleub es selber nicht/ daß einer gleub ein Ding/
Daß er vor Lügen helt/ wenn ich dazu jhn zwing.
Ich armer Nimmer-werth! wo sol ich mich henkehren?
Die Teutschen lassen sich von mir nicht mehr bethören!
Die Welschen schreyen schon/ weil ich nicht siege mehr/
Ich sey genommen ein mit Teutscher Ketzer-Lehr.
Die Knechte mahnen mich! die Jesuiter fliehen
Die Freunde lassen mich! die Feinde mir nachziehen!
Die Saren speyen mir ins vntrew Angesicht!
Die Todten schleppen mich vor Gottes Halsgericht!
Ich armer Nimmer-Till! vnd was nenn ich mich Tillen?
Ach daß mein Nam vnd Ruhm/ mit meiner Geister willen/
In tieffsten Lethe Fluß schon were diese Stund
Versencket! oder gar in tieffsten Hellen grund.

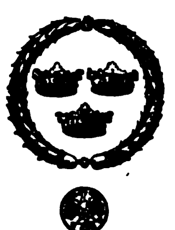
Gedruckt zu Heidelberg/ Anno 1632.

Facsimile eines Spott-Flugblattes vom Jahre 1632 auf Tilly.

Während Tilly langsam sein Heer reorganisierte, blieb der König einige Wochen hindurch in Würzburg. Hier zeigte sich recht deutlich, welch andere Stellung der „Befreier“ von Deutschland einzunehmen gedachte, als er es früher verkündigt. Er legte den protestantischen Fürsten wie ein Oberherr die Bedingungen auf, unter denen sie in seine Allianz eintreten mußten, nötigte sie zu förmlicher Huldigung. Das Würzburger Bistum ward als unter-

Wir Gustaff Adolph von Gottes Gnaden / der Schweden / Gothen vnd Wenden König / Groß Fürst in Finland / Hertzog zu Ehesten vnd Carelen / Herr über Ingermanland / ꝛc. Gebieten hiemit vnd in Krafft diß / Allen vnd Jeden Vnsern / wie auch Vnserer Confœderirten, Hohen vnnd Nidern Kriegs Officiern, als Generaln, Obristen / Obrist Leutenanten / Obrist Wacht: vnd Quartiermeistern / Rittmeistern / Capitainen / Leutenanten / Fendrichen / Quartirmeistern / Furiern / auch gemeinen Soldaten vnd angehörigen / zu Roß vnd Fuß / daß Sie die Ehrnveste / Fürsichtige vnd Weise / Burgermeister vnd Rath deß Heiligen Römischen Reichs Stadt Nürmberg / Vnsere besonders Liebe / dero Stadt vnd Landschafft / Städtlein / Märckte / Flecken / Dörffer / Schlösser vnd Häuser / so Jhnen oder den Jhrigen zugehören / wie auch alle vnd jede dero Bürger / Vnterthanen vnd Verwandten / in der Stadt vnd auff dem Land / von allen eigenthätlichen Einquartirungen / Musterplätzen / Durchzügen / Brandschatzungen / Geld Exactionen / Raub / Plünderung / Abnahm / vnd allen andern Kriegs Pressurn / wie die Namen haben mögen / nichts außgenommen / nicht allein gäntzlich befreyen / sondern auch auff allen Fall bedörffens / wider alle Feindliche Vergwaltigung / defendirn vnd schützen / die Commercia. Handlungen vnd Gewerb / von vnd zu der Stadt / aller vnd jeder Orten vngehindert vnd vnauffgehalten fortgehen / die Bürger / Inwohner / Vnterthanen vnd Verwandten / auff der Strassen von vnd zu der Stadt / jederzeit vnd an was Orten es seyn mag / frey / sicher vnd ohne Gefahr passirn vnd repassirn / vnd Sie also dieser Vnserer Salvæ Guardiæ, welche Wir Jhnen auff jhr vnterthänigstes anlangen / auß gewissen beweglichen Vrsachen / gnädigst ertheilt / würcklich geniessen lassen sollen / bey ernstlicher Straff Leibs vnd Lebens / so der oder die jenige / welche hierwider handeln würden / vnaußbleiblich sollen zu gewarten haben. Zu Vrkund vnd Bekräfftigung / haben Wir diese Salvam Guardiam, deren Vidimus nicht weniger / als das Original selbst gelten vnd in Acht genommen werden soll / mit eigner Hand vnterschrieben / vnd Vnserm Königlichen Insiegel beglaubigen lassen. Geschehen in Vnsern Haupt Quartier zu Würtzburg / den 20. Octobris deß 1631. Jahrs.

Gustavus Adolphus.



Facsimile eines Schutzbriefes, Salva guardia, von Gustav Adolf von Schweden für Nürnberg. Würzburg, 20. Oktober 1631.

thäniges Herzogtum Franken in direkte königliche Verwaltung genommen, soweit nicht von ihm Gebietsteile an schwedische Offiziere und kleine evangelische Reichsstände verteilt wurden. Dann ließ der König, dessen Heer durch Werbungen in Deutschland, durch die vorzüglichen hessischen, sowie anderweite protestantische Truppen bedeutend verstärkt war, Horn mit einem Korps im Würzburgischen zurück und brach selbst gegen den untern Main auf. Überall

7*

verließen hier die Kaiserlichen ihre Stellungen, nur die Hauptstadt eines der vornehmsten Führer der Liga, Mainz, wurde durch eine spanische Besatzung noch einige Wochen verteidigt. Aber am 23. Dezember mußte auch diese Stadt kapitulieren. Welch ein Umschwung des Kriegsglücks in den letzten achtzehn Monaten!

Gleich Würzburg hatte das Erzstift Mainz dem Könige zu huldigen, der dort eine regelmäßige Militär- und Zivilverwaltung einsetzte. Es war, als wolle er sich hier häuslich niederlassen, die fränkischen und rheinischen Gegenden nie wieder aufgeben.

Anstatt der 15000 Streiter, mit denen er in Pommern gelandet, zählte Gustav Adolf jetzt an eigenen Truppen schwedischer, deutscher und englischer Nationalität, sowie an Soldaten seiner Bundesgenossen — ganz abgesehen von der selbständigen sächsischen Armee — etwa 70000 Mann. Während des Winters gedachte er sie auf beinahe 200000 zu bringen — eine disziplinierte Heeresmasse, wie sie noch nie in Deutschland existiert hatte. Solche Truppenmassen waren selbstverständlich weder zum Schutze der Ostseeküsten, noch auch zur Aufrechterhaltung der evangelischen Religion bestimmt. Vielmehr ging nach den Erfolgen der letzten vier Monate Gustav Adolfs Absicht zweifellos auf völlige Umgestaltung der deutschen Verhältnisse, zu dem Zwecke hier seine eigene Herrschaft umfassend aufzurichten.

Inzwischen hatte Ake Tott die letzten mecklenburgischen Orte den Kaiserlichen abgenommen, hatte Banér das ganze Stift Halberstadt besetzt und Pappenheim aus den Trümmern Magdeburgs verscheucht.

Nur die Sachsen hatten Gustav Adolf Grund zu Besorgnissen gegeben. An der Spitze ihres Heeres stand General von Arnim, früher, wie wir wissen, Wallensteinscher Oberst. Er war ein aufrichtiger und ehrlicher Lutheraner, aber im Grunde kaiserlich gesinnt; darum hatte er auch früher kein Bedenken empfunden, unter dem duldsamen Friedländer zu dienen. Nach dessen Absetzung war er zu dem sächsischen Kurfürsten übergetreten, dessen Gesinnungen den seinen ungefähr entsprachen. Er war mehr Diplomat als Feldherr, den Fremden abgeneigt, der eigentliche Berater und Begründer der so schnell wieder verschwundenen „dritten Partei". Zu Gustav Adolf stand er deshalb in keineswegs freundlichem Verhältnisse. Doch winkte jetzt den Sachsen allzu großer und leichter Vorteil, als daß sie nicht auf eigene Hand vorangegangen wären. Sie trieben den kaiserlichen General Tiefenbach aus der Lausitz; dann wandten sie sich, während man allgemein ihren Einfall in Schlesien erwartete, nach Böhmen. Hier war Johann Georg dem Mittelpunkte der kaiserlichen Staaten näher; nach der Eroberung Böhmens fiel ihm Schlesien von selbst in die Hand; endlich herrschte in jenem Lande eine beträchtliche Gärung, da einesteils die ehemaligen Protestanten sehnlichst auf Gelegenheit warteten, zu ihrem alten Glauben zurückzukehren, anderseits das zuchtlose kaiserliche Kriegsvolk durch seine Greuelthaten alle Welt gegen sich empörte. Bei der Annäherung der Sachsen erhoben sich die Böhmen vielfach, verjagten die neuen Grundherren und die katholischen Geistlichen, er-

schlugen kaiserliche Kuriere und einzelne Soldaten. Ferdinands Regimenter zeigten sich hier ebenso unzuverlässig, wie in Pommern, eine Stadt nach der andern ließen sie im Stiche. Der Landeskommandierende, Marradas, wagte mit seiner schwachen Garnison nicht einmal Prag zu halten, dessen Bewohner sich schwierig zeigten. Er zog nach Tabor ab. Die kaiserlichen Beamten und alle katholisch Gesinnten flüchteten eiligst, zum Teil bis nach Wien. Selber über solche leichte Erfolge nicht wenig erstaunt, rückte Arnim ohne Schwertstreich in Prag ein, am zehnten Tage, nachdem er die böhmische Grenze überschritten hatte (15. November 1631). Ihm auf dem Fuße folgte sein Kurfürst, umgeben von vielen Verbannten des Jahres 1620, darunter auch dem greisen Matthias Thurn. In der nördlichen Hälfte des Königreiches bemächtigten sich die alten depossedierten Besitzer oder deren Erben ihrer Güter wieder. Tausende gezwungener Katholiken schworen den neuen





Thaler Albrechts von Wallenstein. Silber. Originalgröße. Berlin, kgl. Münz-Kabinet.
Auf der Vorderseite das Brustbild des Herzogs, unter demselben, als Zeichen der Münzstätte Gitschin, eine Sonne. Umschrift: ALBERTVS · D · G · DVX FRIDLANDIAE. Im Felde der Rückseite, mit dem Herzogshute bedeckt, ein Schild mit dem Friedländischen Adler, welcher auf der Brust das Wallensteinsche Wappen trägt. Umschrift: SAC · ROM · IMPERII PRINCEPS · 1627.

Glauben ab, um zu dem ihnen immer noch teuren protestantischen Bekenntnis zurückzukehren.

Die Bedrängnis Ferdinands war unermeßlich: nirgends war Hilfe. Bei den italienischen Staaten fanden seine Gesandten nur laue Aufnahme; die Schweizer zogen eine Allianz mit Gustav Adolf vor. Am auffallendsten war die Haltung Urbans VIII. Dieser Maffeo Barberini gehörte eigentlich nicht in seine Zeit; er war einer der politischen Päpste der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, die auf die religiösen Interessen gar keine Rücksicht nahmen. Schwächung der in Italien übermächtigen Habsburger war sein ganzes Ziel. In Rom sprach sich übrigens auch die Volksstimme laut und gebieterisch gegen eine Unterstützung des verhaßten Hauses Österreich aus. So verweigerte Urban dem Kaiser jede finanzielle Unterstützung. Allein er ging noch weiter. Er begünstigte nicht nur Frankreich, sondern auch das ketzerische Schweden. Er meinte, Gustav Adolf, den er in öffentlicher

Rede mit Alexander dem Großen verglich, werde in seiner toleranten Weise nichts gegen den katholischen Glauben unternehmen. Allein das war nur eine Ausflucht für sein Gewissen: im Grunde fürchtete er weniger die Fortschritte der Protestanten als die der Österreicher. Kaiserliche Staatsmänner bezeichneten ihn geradezu als Ketzer, als Freund der Lutheraner. Unter diesen Umständen wankten selbst die Fürsten der Liga. Bei der Hilflosigkeit ihrer Lage den Schweden gegenüber ließen sie sich verlocken von den französischen Vorspiegelungen, ihnen eine neutrale Stellung verschaffen zu wollen. Vor allem Maximilian stellte sich dem Schwager sehr kühl gegenüber. Im Mai 1631 hatte er schon mit Frankreich einen Bündnisvertrag abgeschlossen, der ihn dem Kaiser gegenüber mindestens unabhängig machte; der Papst hatte denselben vermittelt.

In dieser verzweifelten Lage schlug Ferdinand II. einen verzweifelten Ausweg ein. Er bat Wallenstein, das Generalat wieder zu übernehmen.

Wallenstein hatte in prunkvoller, mit wahrhaft königlicher Pracht umgebener Zurückgezogenheit die Stunde erwartet, wo ihn die Ereignisse in die öffentlichen Geschäfte zurückführen würden.[1]) Derselbe Mann, der nie einen Tropfen Wein genoß, der im Felde sich den größten Entbehrungen unterwarf, übertraf nunmehr an Pomp der Haushaltung und der Tafel alle Monarchen der Christenheit. Dabei sorgte er mit ebenso vieler Thatkraft wie Einsicht für das Wohl seiner Herzogtümer Friedland und Sagan. Seine Beamten wurden streng beaufsichtigt: sciunt mei ministri, schrieb er, me nugare non solere et quae volo serio velle. Dafür wurden sie aber auch reichlich und regelmäßig besoldet und, wenn sie es verdienten, freigebig belohnt. Man sieht, ganz die Grundsätze, die er auch bei der Heeresverwaltung bethätigte. Er bevölkerte seine Gebiete durch neue Kolonisten, sorgte für Hospitäler und Ärzte, ordnete Rechtspflege und Administration. Auch Landstände wurden eingeführt. Nicht minder begünstigte der Herzog den öffentlichen Unterricht: in der größten seiner Städte, Jitschin, errichtete er ein Kolleg (Gymnasium) in stattlichem Umfange, und er hatte schon Schritte gethan, um dort auch eine Universität anzulegen. Allerlei Kunsthandwerker wurden ansässig gemacht, Kaufleuten Vorschüsse zur Erweiterung ihrer Geschäfte gewährt. Überall sah man auf Wallensteinschem Gebiete reges blühendes Leben. Des Friedländers Dukaten, Thaler und Groschen, vollwichtig wie die weniger anderer Fürsten seiner Zeit, wurden in ganz Deutschland gern genommen.

Allein weder die Leitung einer fürstlichen Hofhaltung, noch die Regierung seiner Länder beschäftigten hauptsächlich den Feuergeist dieses Mannes. Pläne des Ehrgeizes, der Rache an seinen Gegnern, auch an seinem undankbaren

---

1) B. Dudik, Waldstein von seiner Enthebung bis zur abermaligen Uebernahme des Armee-Oberkommandos (Wien 1858). — Fr. Förster, Wallenstein in seinem öffentlichen und Privatleben (Potsdam 1834). — J. M. Schottky, Ueber Wallenstein's Privatleben (München 1832).

Der Jesuiten Monarchi.



Ich meynt'/es hetten nur vier Monarchien Zünffte
Auff Erden sollen seyn? Wo kömt denn her die
Fünffte?
Die fünffte/die nun gleich so hoch gestiegen ist/
Daß man der andern Macht vnd Grosseyn gar
vergist/
In dem sie stärcker viel vnd höher noch ist worden.
Vnd zwar ihr Vrsprung ist aus einem solchen Orden/
Der schlecht gnug kunte seyn. Jetzt/weil das Glücke lacht,
So haben sies so hoch/als wol am Tag ist/bracht.
Ihr ist die Monarchi. Der Keyser ist nicht Keyser/
Im fall von jhnen Er die werthen KeyserReiser
Erflehn vnd herschen mus. Er hat die meiste Macht
In ReichesSachen nicht. Er ist vor nichts geacht
Nur jhr Vasall ist er. Hat er wol ehe doch müssen
Von einem stoltzen Pabst sich treten lan mit Füssen/
Vnd mehr als hündisch seyn. Den Namen führt er zwar/
Was aber der jhn hilfft/das ist ja offenbar.
Kein König ist so hoch/Er mus sich jhnen beugen/
Vnd vor dem hohen Rom sein Knechtlichs Scepter neigen.
Dis Gantze wollen sie zu eigen haben gantz/
Vnd lies so mancher Printz sein Häupt vor jhrer Schantz.

Ihr Reich sol ewig seyn. Doch siht man wie es gangen/
Seyd diese Monarchi zu herrschen angefangen/
Wie mehr als Heydnisch noch. So mancher frommer
Fürst/
Hat müssen halten her/ nach dem sie hat gedürst.
Venedig weis es wol/ wie es die Herren karten/
Drümb heissen sie sie noch von jhnen seyn/ vnd warten/
Bis gar nichts werde draus. Wie wenig Oerter seyn/
Da sich das lose Volck nicht hat gedrungen ein.
Wir solten auch nun dran. Die Thür war schon verredet/
Ehe sie sie kriegten noch. Es ward vns auch verödet
So manches schönes Feld. Doch schickte Gott es so/
Daß sie geflohen sind / vnd wir noch frey vnd fro/
Ihr Steiffe in Augen/ wir sind doch/ Gott Lob/geblieben/
Wie nichtig man vns hielt / jhr wüten ist vertrieben.
Sie stürtzen Tag für Tag. Ihr Scepter neiget sich.
Die Monarchi geht ein/ gedencket nur an mich/
Vnd trawt auff vnsern Gott. Wie wird/wiewol zu späte/
Der fromme Keyser doch beseufftzen jhre Räthe/
Wie sies so falsch gemeynt. Wie wird er wündschen doch/
Daß er die nie gesehn/den'n er doch folget noch.

Gedruckt im Jahr M DC XXXII

Facsimile eines den Kaiser vor den Jesuiten warnenden Flugblattes.

Kaiser erfüllten ihn zu jeglicher Stunde.[1]) Vorzüglich den „Pfaffen und Jesuwidern", denen er seinen Sturz zuschrieb, wollte er es gedenken. Dabei

1) Das wertvolle, schon citierte Werk G. Droysens über Bernhard von Weimar, E. Hildebrands „Wallenstein und seine Verbindungen mit den Schweden" (Frank-

wurde er noch mehr angereizt und aufgestachelt von der Familie Trzka, einem überaus begüterten böhmischen Grafengeschlechte, das im geheimen protestantische Neigungen hegte. Graf Adam Trzka hatte eine Harrach geheiratet und war dadurch Wallensteins Schwager geworden. Aber das geistige Haupt der Familie war Graf Adams hochbetagte Mutter Maria Magdalena, ein ehrgeiziges, skrupelloses Weib, das den Kaiser grimmig haßte. Ihre Tochter hatte einen andern reichen lutherischen Kavalier geheiratet, den Grafen Wilhelm Kinsky. Alle diese Leute konspirierten gegen die in Böhmen seit 1621 bestehenden Verhältnisse. Gustav Adolfs neue Erfolge erfüllten sie mit den kühnsten Hoffnungen und veranlaßten sie, sich mit ihren verbannten Standesgenossen, zumal mit dem alten Grafen Thurn, in Verbindung zu setzen. Sie verwickelten auch Wallenstein (Juni 1631) in die Unterhandlungen mit Thurn und durch ihn mit Gustav Adolf selbst. Der General verlangte, der König möge zehn- bis zwölftausend Schweden unter Thurn nach Böhmen senden, dann wolle er selber mit seinen Freunden sich erheben, auch verschiedene kaiserliche Regimenter zum Abfalle bewegen. Immer wieder hat Wallenstein auf Verwirklichung dieses Planes gedrungen. Eine Aufforderung an ihn von seiten des durch die Breitenfelder Schlacht höchlichst erschreckten kaiserlichen Hofes, durch seinen Freund, den nunmehr sächsischen Feldmarschall Arnim, mit Johann Georg über den Frieden zu unterhandeln, kam ihm sehr gelegen, da er seitdem mit Arnim anscheinend im kaiserlichen Auftrage und Interesse korrespondieren konnte. Allein schließlich scheiterte der Plan an der Weigerung des Königs, sich nach Böhmen zu begeben, da er lieber im Reiche Eroberungen machte, die er festzuhalten beabsichtigte. Dafür veranlaßte Wallenstein seinen Freund Arnim zu dessen für Freund und Feind gleich überraschendem Einfall in Böhmen. Indes die jämmerliche Beschaffenheit der sächsischen Truppen, die Kühle, welche Gustav Adolf ihm zeigte, und dessen immer weitere Entfernung von Böhmen ließen den Herzog andern Sinnes werden. Da inzwischen seine Verbindungen mit den Feinden durch die Ungeschicklichkeit Thurns in Wien bekannt geworden waren, mußte er einen entgültigen Entschluß fassen. Nach langem Zögern nahm er im Dezember 1631 das Anerbieten des Kaisers an.

---

furt a. M. 1885), sowie A. Gädekes „Wallensteins Verhandlungen mit den Schweden und Sachsen" (ebendas. 1885) haben die Wirklichkeit der geheimen Verhandlungen Wallensteins mit dem Schwedenkönige vor seiner Wiederannahme des Generalats endgültig bewiesen. Die entgegengesetzten Behauptungen in Matthias' v. Thurn „Defensionsschrift", welcher ihr Herausgeber H. Hallwich so unbedingten Glauben schenkt (Heinr. Matth. Thurn als Zeuge im Prozeß Wallenstein, Leipzig 1883), sind damit der Unwahrheit aktenmäßig überführt. Im Gegenteil ist der Wallenstein belastende Bericht Raschins, dessen Glaubwürdigkeit man so oft angefochten hat, an vielen Stellen urkundlich vollkommen bestätigt. Damit fallen u. a. E. Schebeks umfangreiche Bücher: „Die Lösung der Wallensteinfrage (Berlin 1881)" u. „Kinsky u. Feuquières (Berlin 1882)" mit ihrem Versuche, Wallenstein überhaupt rein zu waschen, gänzlich dahin. Dasselbe ist von Hallwichs Aufsatz „Wallenstein und die Sachsen in Böhmen" (Forsch. z. deutsch. Gesch. Bd. XXI) zu sagen.



GVSTAVVS ADOLPHVS D.G. REX SVEC.GOTH:
ET VAND. MAGNVS PRINCEPS FINLANDIÆ DVX.ETC,

Paul Pontius sculp — Ant. van Dyck pinxit — G. H. — Cum privilegio

Gustav Adolph von Schweden.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Paul du Pont (1603—1658); Originalgemälde von A. van Dyck (1599—1641).

Es war nur Berechnung, die ihn dazu bewog, keineswegs Anhänglichkeit oder nur das Gefühl der Unterordnung. Er betrachtete sich ebensowenig als Unterthan, wie dies etwa die großen Reichsfürsten thaten. Als Gleicher trat er zu dem Kaiser, weil es seine eigenen Interessen gerade so erheischten. Diesen Umstand, der mit den heutigen Verhältnissen allerdings in krassem Widerspruche steht, dürfen wir bei der Beurteilung von Wallensteins weiteren Verfahren nicht außer acht lassen. Er beabsichtigte, seine politischen und persönlichen Pläne mit einigen Modifikationen da wieder aufzunehmen, wo er sie sechzehn Monate früher hatte fallen lassen müssen. Freilich geriet er so in eine eigentümliche Stellung zum Kaiser. Da nur dessen Name ihn zu den Werbungen autorisierte, nur dessen Ansehen ihn gegenüber den von ihm mißhandelten Land- und Reichsständen deckte, so mochte Ferdinand im Grunde seines Obergenerals Selbständigkeit nicht anerkennen. Dieses zweifelhafte Verhältnis mußte notwendig Quelle zahlreicher Konflikte werden.

Der Unabhängigkeit, die Wallenstein sich und seinen Entwürfen zu bewahren gedachte, entsprachen auch die von ihm gestellten und vom Kaiser angenommenen Bedingungen. Die Grundlage, von der aus allein eine gedeihliche Entwickelung möglich war, wurde wieder hergestellt, indem der Kaiser, durch die politische Notwendigkeit gezwungen und über die Feindschaft des Papstes ergrimmt, auf die Durchführung des Restitutionsediktes verzichtete. In Wallensteins Hand ward die politische ebenso wohl wie die strategische Entscheidung gelegt, er wurde gewissermaßen zum alter ego des Kaisers eingesetzt. Er durfte selber alle Offiziere ernennen; nur die Bestätigung der Generale behielt sich Ferdinand vor. Reiche Belohnungen verhieß man dem Herzoge, auch für Mecklenburg ein hinreichendes Äquivalent.

Wallenstein hatte seinem kaiserlichen Herrn harte Bedingungen auferlegt, aber er bewährte sich auch. Er ging von dem richtigen Grundsatze aus, nur ein schon komplettes und gut ausgerüstetes Heer gegen den Feind zu führen. Kaum ertönten seine Werbetrommeln, so fand sich eine gewaltige Masse Kriegsleute zusammen. Aber was schwieriger war, in vier Monaten hatte er sie organisiert, diszipliniert, mit allen Einrichtungen für Mund- und Schießbedarf sowie für Krankenpflege versehen. Mit dem April 1632 stand dieses wie hervorgezauberte Heer von 60 000 Mann schlagfertig da, und nun griff Wallenstein in die Operationen mit einer Thatkraft ein, deren er, wenn er nur wollte, durchaus fähig war.

Mit den langen, bequemen Winterquartieren der früheren Zeiten war es nichts mehr, seitdem die Schweden in Deutschland hausten. Gustav Adolf hatte in den ersten Monaten des Jahres 1632 die Orte den Rhein hinab bis nach Bacharach eingenommen, dann den entscheidenden Plan gefaßt, Bayern, das Haupt der Liga, zu unterwerfen. Tilly zog sich vor ihm zurück, räumte Bamberg, Nürnberg, selbst die Oberpfalz. Der ligistische General wollte nur das eigentliche Bayern verteidigen und nahm deshalb am Lech, bei Rain, eine stark befestigte Stellung ein. Gustav Adolf versuchte den Übergang zu

forcieren. Es gelang (15. April 1632) nach zweitägiger starker Beschießung. Dem greisen Tilly ward durch eine Kanonenkugel der rechte Schenkel zerschmettert. Am 30. April erlag er seinen Wunden — einer der befähigtsten und sicher der treueste und uneigennützigste unter den katholischen Generalen.





Medaille mit dem Bildnis Tillys. Silber; geprägt. Originalgröße. Berlin, kgl. Münz-Kabinet. Umschrift der Vorderseite: IO · TS(erclas) C(omes) DE · TYLLI · B(aro) MAR(baiensis) D(ominus) BAL(lastensis) ET · MO(ntigny) CAP(itaneus) GEN(eralis). Auf der Rückseite eine Landschaft, darüber eine geflügelte Erdkugel schwebend, auf dieser ein Kreuz und ein Kranz; Umschrift: SIC SORTEM VINCO FERENDO · CM = Name des Stempelschneiders: Christian Maler aus Nürnberg. Im Abschnitt C(um) PRIVI(legio) CAE(saris). (Nach Friedlaender.)

Maximilian verzweifelte an fernerem Widerstande. Flehentlich bat er Wallenstein um Rettung, denselben Mann, den er zwei Jahre früher für seinen Feind erklärt und zum Falle gebracht hatte. Nur mit grimmiger Schadenfreude vernahm derselbe jetzt solche Bitte. Von ihm nicht gehindert, setzte Gustav Adolf seine Siegeslaufbahn fort. Am 16. Mai zog er in München ein, welches Adel und Beamten in Menge verlassen hatten, und machte dort eine beträchtliche Kriegsbeute. Alle bayrischen Städte mußten schwere Kontributionen entrichten. Es war der Höhepunkt von Gustavs Ruhm. Schon stand der schwedische König drohend an Österreichs Westgrenze.

Und doch lagen die Dinge im Grunde nicht so glänzend für ihn, wie es den Anschein hatte. Indem die herrschsüchtigen Pläne des fremden Monarchen immer deutlicher hervortraten, wurden dessen deutsche Verbündete lässiger in ihrem Beistande. Die Katholiken dagegen, eine Zeitlang niedergebeugt von den mächtigen Schlägen, die Gustav Adolf gegen sie geführt, erhoben an vielen Stellen wieder das Haupt. Der mutige, unerschütterliche Pappenheim hatte sich nach Abzug der größeren feindlichen Abteilungen aus Niedersachsen mit dem kaiserlichen General Gronsfeld verbunden, die Hessen und Schweden unter Baudissin mehrfach geschlagen, Hildesheim und das Eichsfeld erobert.[1]) In Schwaben organisierte Oberst Ossa vom Breisgau her einen umfassenden Aufstand der katholischen Bauern. Ihn zu dämpfen, eilte der König von München

1) Heß, Graf zu Pappenheim (Leipzig 1855).

nach Memmingen, aber da trafen ihn üble Nachrichten und zwangen ihn zur Umkehr.

Anstatt den gewonnenen Vorteil energisch zu verfolgen, den entmutigten Feind überall aufzustöbern, die Protestanten in Böhmen und Mähren zu bewaffnen, blieben der Kurfürst Johann Georg und sein Feldmarschall Arnim ruhig in Prag sitzen. Das kurfürstliche Kriegsvolk verwilderte und verlüderlichte inzwischen in gänzlicher Zuchtlosigkeit, dem von ihm „befreiten" Lande eine unerträgliche Last. Ende April hatte nun Wallenstein seine Vorbereitungen abgeschlossen. Ohne Schwertstreich trieb er die Sachsen vor sich her, bis zur Grenze; Böhmen war dem Kaiser wieder gewonnen.

Allein nicht das Verderben der protestantischen Reichsstände, sondern ein billiger und patriotischer Friede war das Ziel des kaiserlichen Oberfeldherrn. Er nahm sofort seine Verhandlungen mit Arnim wieder auf, um Sachsen und Brandenburg von dem schwedischen Bündnis zu trennen und einen allgemeinen Frieden auf Grundlage der Religionsgleichheit für die nicht-österreichischen Länder zu schließen. Johann Georg neigte einer solchen Lösung längst zu. Er berief die kurbrandenburgischen Räte zu einem Konvent nach Torgau, wo er ihnen vorschlug, man solle sich mit den Katholischen verständigen, dann vereinigt den König von Schweden aus Deutschland schaffen, ihn höchstens mit einer Geldsumme abfinden. An sich war das ja ganz löblich gedacht; nur vergaß der Kurfürst seiner Gelöbnisse an Gustav Adolf, sowie der Rettung, die dieser ihm gebracht; und endlich besaß er weder die nötigen Fähigkeiten noch Charaktereigenschaften, um eine große politische Partei zu leiten. Georg Wilhelm von Brandenburg indes war zu ehrlich oder zu schwach, um den Entschluß gemeinsamer Trennung von dem schwedischen Bündnisse zu fassen. Darauf brachen Wallensteins Scharen erobernd in die Lausitz ein.

Diese Nachrichten waren es, welche den König von Schweden zurückriefen. Er fand es für durchaus notwendig, sich dem sächsischen Kurfürsten zu nähern, um ihn gegen Wallenstein zu unterstützen und zugleich in seiner eigenen Devotion zu erhalten. Indem er Banér in Bayern, Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar in Schwaben mit angemessenen Korps zurückließ, brach er selber (Mitte Juni) mit 20 000 Mann nach Norden auf. Nürnberg machte er einstweilen zum Mittelpunkte seiner Operationen und legte dort ein großes befestigtes Lager an. Er erging sich in den stolzesten Entwürfen: die protestantischen Reichsstände sollten sich zu einem besonderen Corpus evangelicorum zusammenschließen, dessen Leitung er selbst übernehmen wollte, um stärker im Reiche zu werden als der Kaiser.

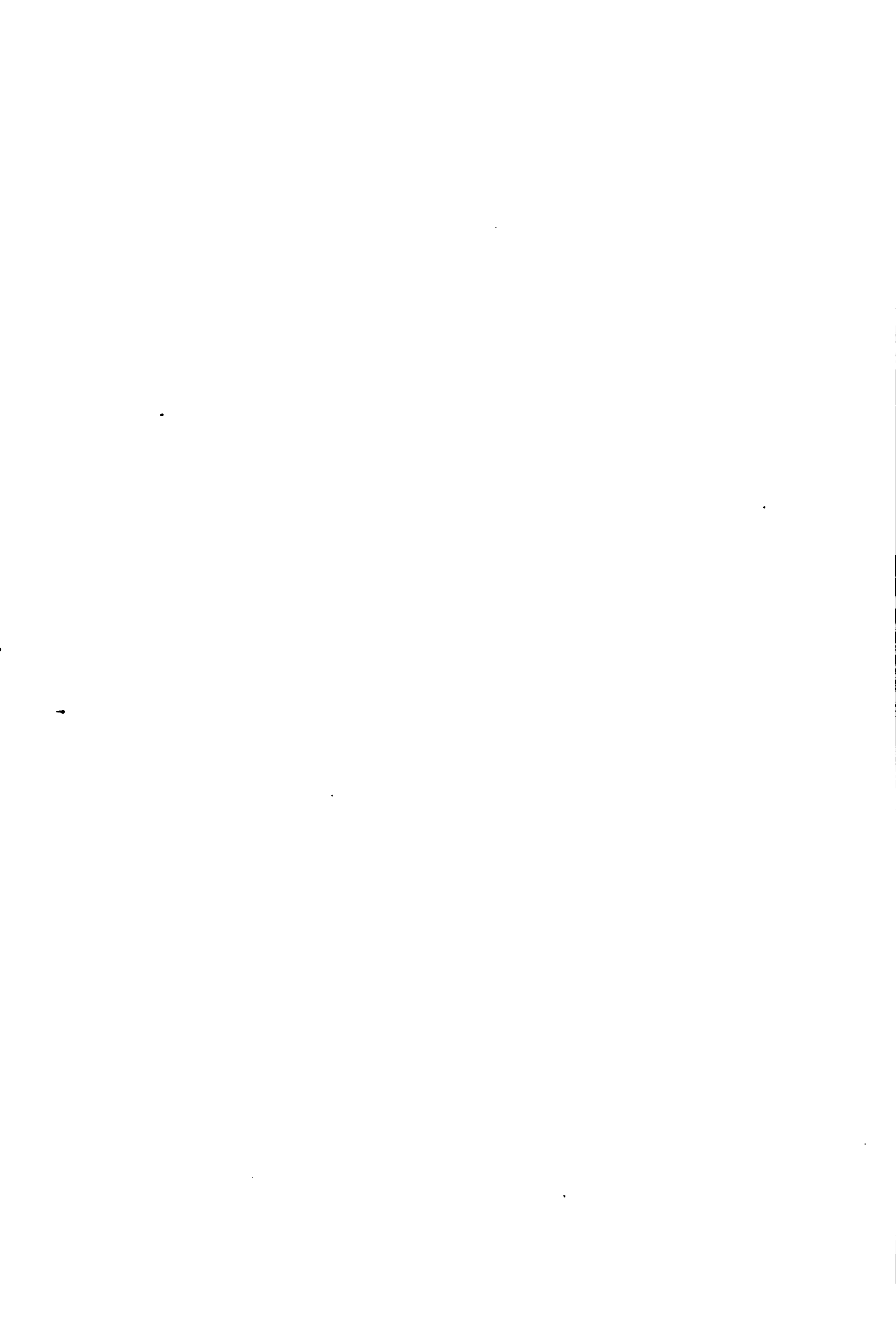
Indes man kann sagen, es war schon zu spät für solche Pläne. In Wallenstein hatte Gustav Adolf endlich einen ebenbürtigen Gegner gefunden. Versuche, mit demselben wieder Verhandlungen anzuknüpfen, führten, obwohl Wallenstein sie nach seiner Weise nicht geradezu von der Hand wies, zu keinem Ergebnisse. Im Gegenteil ließ der kaiserliche General von dem kläglichen Johann Georg ab, vereinigte sich mit dem Kurfürsten von Bayern, so sehr

er ihn auch haßte, und rückte dann an der Spitze von 60 000 Streitern gegen die Schweden. Seiner ganzen strategischen Richtung entsprechend, wollte er diese Übermacht nicht zu einem entscheidenden Schlage, sondern zur Aushungerung Gustav Adolfs benutzen. „Ich will dem Könige eine neue Art Kriegsführung zeigen," sagte er. Der Schwede aber wollte nicht weichen. In ihren befestigten Lagern dicht bei Nürnberg standen beide Heere einander wochenlang gegenüber.

Gustav Adolfs Annäherung hatte bewirkt, daß der sächsische Kurfürst einstweilen wieder an ihm festhielt. Ende Juli drang Arnim in Niederschlesien ein und nahm es in Besitz. Dafür fielen dann der unmenschliche Holck — ein Däne in Ferdinands Dienste — mit 20 000 Mann, ein anderer kaiserlicher General, Gallas, mit 12 000 auf das südliche Sachsen und verübten dort unsagbare Greuel. So wurde ein deutsches Land nach dem andern in eine Wüstenei verwandelt. Nicht minder herrschte am Rhein buntes Treiben; französische, schwedische, deutsche und spanische Soldaten schlugen sich in jenen schönen Gauen miteinander herum. Der Kurfürst von Trier hatte sich den Franzosen in die Arme geworfen, seine Domherren den Spaniern. Schließlich wurden mit schwedischer Hilfe die Franzosen des ganzen Erzstiftes Meister. Am Oberrhein besiegte Horn den kaiserlichen General Montecuccoli, schloß mit Straßburg ein Bündnis und eroberte fast das gesamte Elsaß und den Breisgau mit Freiburg. Nur am Unterrhein behauptete das Erzstift Köln sich auf kaiserlich-ligistischer Seite. Das ganze Reich drohte aus den Fugen zu gehen.

Die Entscheidung aber lag an keinem andern Orte, als da, wo Gustav Adolf und Wallenstein sich gegenüber standen. Der erstere hatte bis zum August schwedische und deutsche Verstärkungen an sich gezogen und musterte nun eine der friedländischen gleiche Macht. Indes um so dringender wurde es, dies zahlreiche Heer aus dem rings von den Wallensteinern umschwärmten, aller Zufuhren beraubten, von Hunger und Krankheiten heimgesuchten Lager bei Nürnberg zu befreien. Der König beschloß, koste es was es wolle, seinen Gegner aus dessen fester Stellung bei der Burg von Zirndorf zu werfen. Nach mehrtägiger Beschießung wurde am 3. September der Sturm unternommen. Es waren meist deutsche Regimenter, mit denen Gustav Adolf, selbst stets im dichtesten Getümmel, dreimal die Zirndorfer Burg, den Mittelpunkt der feindlichen Stellung, nahm, um sie dreimal wieder zu verlieren. Am nächsten Morgen mußte er sich endgültig zurückziehen, nachdem seine Truppen arg dezimiert waren. Aber nicht ihr materieller Verlust wog am schwersten, sondern der Umstand, daß bei dem ersten Zusammentreffen mit Wallenstein der Schwedenkönig den kürzern gezogen hatte — zum erstenmale, seitdem er den deutschen Boden betreten hatte. Überall im Reiche ermutigte das die kaiserlich und ligistisch Gesinnten.

Noch vierzehn Tage hielt der König in dem Hungerlager bei Nürnberg aus. Dann sah er sich gezwungen, wohl oder übel seine Stellung zu räumen.





Er Königl. Majest. zue Schweden xc. Verhalt vnd V

GENERAL Statthaltere in den Crayßen, bey der Ne

zuordn

Vff die Cavallerie alle 10. Tag.

1.	Einem Regiment zu Pferd/ von 12. Compagnien/ Vff den Obristen vnd seinen gantzen Staab.	80 Reichsth
2.	Einem Obristen vber 8. Compagnien ebener gestalt für sich vnd die Staabs Personen.	60. Reichsth
3.	Also auch einem Obristen vber 4. Compagnien.	50. Reichstha
4.	Einem Rittmeister über 125. Pferd/ für sich vnd das erste blat.	38. Reichstha
5.	Vff jedes Servis Pferd/ so dem Obristen vnd Officirern in der bestallung ausser der Compagnie bewilliget.	2.
6.	Vnd dann einem jeden Reutter vnder der Compagnie/ so praesent/ gleichsfalls alle zehen Tag/ vber deß Haußmans Cost/ oder die verordnete Proviant.	1.

Vff die Infanterie alle 10. Tag.

Einem Obristen vber ein Regiment zu Fueß/ vff Ihn vnd seinen gantzen Staab.	80. Reichsthal

BElangend die Cost/ Proviant/ oder vivers vnd getränck/ für die So
auß Kön: Gn: zu der *Soldatesca* besserer *Mundirung*/ vnd keiner Schuldigkeit/
Retirens vnd Vberfluß durchauß abgestelt/ allein auff die Notturfft gesehen/ vnd der a
dero *sub dato* Franckfurt/ den 23. Febr: instehenden 1632. Jahrs/ vnd hierbey gelegten
gleiche vnterschiedliche Maß beym Getränck/ wie auch bey den Habern/ der vngleichen
vnd klagen bey der *Soldatesca* vorgefallen. Als wollen vnd bevehlen Ihre Kön: Maje
halten/ vnd im Getränck dero verordnete Feldmaß gebraucht/ im Weinlandt der *Solat*
ein maaß Wein/ geliefert werde.

Ingleichen soll auch in außtheilung deß Habers nicht dem Gewicht/ sondern de
so viel deren in bestallung zugelassen/ halb so viel/ vnd an den Orten/ wo der Haber nich

An Hew/ vff jedes in der bestallung zugelassenes *Servis* vnd *Pagagi* Roß/ tag vnd

An Strohe/ vff jedtliches *Servis* Roß/ alle 10. tag vier Bischel/ vnd da es beschw

Wider diese verordnete Verpflegung/ haben die Ständte vnd deren Vnderthan
walt/ oder vff einigerley weiß noch weg treiben zulassen/ da dergleichen auch durch Offi
ret werden wolte/ haben sie gute Macht vnd erlaubnuß/ wie nicht weniger auch diejeni
andere wider den Articulsbrieff lauffende vnbefügnussen anfangen/ so gut sie können v
ben/ oder andern zur abstraffung zuliefern. Wie dann hiermit vnd zu desto füglicher a
offerlegt vnd anbefohlen wird/ zu Roß oder Fuß keine Soldaten ohne Paßzettel auß ihre
schehe/ einer oder der andere dergestalt ohn richtigen Paßzettel/ vnd sonderlich unschuldig
befelch/ in sein *assignirtes* Quartir gefallen/ geplündert/ Viehe oder *fourrage* abgenomme
seynd/ nicht allein die abnahm vnd den schaden den nechsten *restituiren*, sondern auch na
werden. Wornach man sich zurichten/ vnd vor vnaußbleibenden bestraffung zuhüte

Gustaff Adolph.

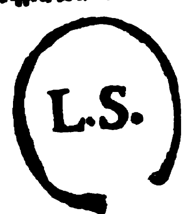
Facsimile einer Ordonnanz Gustav Adolph's von Schweden b

[Ver]pflegungs ORDONNANZ, Wie es hinfüro dero Verordnete [ge]worbenen Soldatesca, auff den Lauff: Sammel vnd Musterplätzen an[…]en vnd zuverhalten.

	Einem Capitain.						4½ Reichsth.	24 Kr.
	Einem Leütenant.						3½ Reichsth.	3
	Einem Fendrich.						3½ Reichsth.	3
2	Sergeanten/einem	à	1½ Reichsth.	27 Kr.		thut	3½ Reichsth.	4 Kr.
4	Under Befelchshabern		1	49			6	16
6	Corporalen	à	1	7			6	42
3	Spilleüth	à	—	84			2½	22
	Uff nachfolgende, so schon geworben und präsent.							
25	Rottmeister	à	—	77			12½	25
21	Under Rottmeistern	à	—	63			24½	3
90	Gemeine Soldaten	à	—	56			56	
4	Muster Jungen	à	—	42			1½	18
24	Passevolanten	à	—	42			6	48

[S]oldatesca zu Roß vnd Fuß/ soll hieriñen diese ohnfehlbare verordnung geschehen/ weiln […]o. tägliche Gelder bewilligt/ daß hierinnen/ sonderlich bey den Officirern/ aller Mißbrauch/ Pan[…] Mann zur *rain*, vber vermögen nicht getrieben werde/ zu dem Ende dann Ihr Kön: Mayestät es bey *Ordonnanz*, biß vff anderwertliche Verordnung/ bewenden lassen wollen. Vnd nach deme so gar vn[…] Ihrgäng/ da solcher theils Orten nach/ bald leicht oder schwer befunden worden/ allerhand *difficultäten* […] daß hinfüro/ welcher Orten dero *Soldatesca* sich befinden / hierinnen ein durchgehende gleichheit ge[…] […]sse Wein/ vnd im Bierlande/ oder da der Weinsetze thewer vnd übel zubekommen/ zwo maaß Bier von

[…]verordneten maaß nachgegangen/ vff ein *Servis* Pferde tag vnd nacht ein Metz/ vff ein *Pagagi* Pferde/ […]zubekommen/ halb so viel Gersten geliefert werden.
[…]nacht zehen Pfunde.
[…] zubekommen// vff das zugelassene Wagen oder *Pagagi* Pferde halb so viel.
[…] weder von dem Obristen / noch von deren Officiren/ oder vntergebener *Soldatesca*, durch Ge[…] […] oder gemeine Soldaten ihnen zugemuhtet/ oder durch betrohung vnd würckliche thätigkeiten behan[…] […]fertige Gesellen/ so inn oder ausserhalb der Quartiren/ vnd vff den Strassen rauben/ plündern/ vnd […]digen/ in verhafft zunehmen/ vnd solche dem *General*-Stadthalter nach gelegenheit an Leib vnnd Le[…] […]stellung aller *exorbitantien* dem Obristen / vnd dero nachgesetzten hohen vnd nidern Officirn ernstlich […] Quartiren mit Ober oder Vnterwehr abzureisen oder außlauffen zulassen/ Dann da dergleichen be[…] […]funden/ wie auch nicht weniger/ davon eines Regiments oder *Compagnie* Volck einem andern ohne […]weder in andere wege *ruinirt* vnd geschwächt/ da soll der jenige Officirer/ vnter welchem solche Soldaten […] beschaffenheit der Sachen die Thäter am Leib vnd Leben / oder in andere weg *Exemplariter* abgestrafft […] wissen wird. *Datum* im Haupt-Quartier Wolfsperg/ den 5. May/ Anno 1638.



[B]etreffs des Verhaltens seiner Truppen und ihrer Verpflegung.



Er ließ den Nürnbergern 5000 Mann zu ihrem Schutze und zog südwärts ab. Mit Recht mochte Wallenstein in diesem Zweikampfe der Geduld und Entbehrung als Sieger gelten. Er folgte dem Könige nicht, sondern beschloß nach Sachsen zu gehen, um Johann Georg zu züchtigen und zugleich seinem Heere in unversehrtem Lande Unterhalt und reiche Beute zu schaffen.

Gustav Adolf schwankte, welchen Weg er zunächst einschlagen sollte. Alles schien ihn zu einem ernstlichen Einfall in die kaiserlichen Erblande zu veranlassen. Im Hausruck- und Mühlviertel waren die oberösterreichischen Bauern, die treuesten Bekenner des Protestantismus, abermals aufgestanden, hauptsächlich im Vertrauen auf schwedische Hilfe, die sie nun dringend anriefen. Ward sie ihnen zu teil, so mußte Wallenstein in die Erblande zurück, sahen Mitteldeutschland und zumal Sachsen sich von selbst von den Kaiserlichen befreit. Die Initiative hätte wieder den Schweden gehört, ihr Ansehen sich von neuem gehoben. Da faßte in übler Stunde Gustav Adolf den Beschluß, vor jedem weiteren Unternehmen erst Schwaben von den kaiserlichen Parteigängern zu säubern. Mehrfache Umstände hielten ihn dabei auf. Anfang Oktober war er bis Biberach vorgedrungen, als ihn abermals, wie im Frühjahre, üble Nachrichten aus dem Osten dahin zurückriefen.

Wallenstein hatte des Königs Abzug nach Westen benutzt, um, mit Rücklassung Maximilians in Franken, selber zur Bezwingung Sachsens aufzubrechen. Bei Altenburg vereinigte er sich mit Holcks und Gallas' räuberischen Scharen. Leipzig, Merseburg, Halle wurden genommen, das ganze blühende Land zwischen Elbe und Saale von den Kroaten zu Grunde gerichtet. Zugleich rückte Pappenheim von den niedersächsisch-hessischen Gegenden heran und vereinigte sich bei Leipzig mit Wallenstein.

Oxenstiern gab seinem Könige den Rat, den Kaiserlichen nicht in das verödete Sachsen zu folgen, sondern kühn die Donau hinunter gegen Linz und Wien zu ziehen. Damit werde man am schnellsten und vorteilhaftesten Sachsen von seinen schlimmen Gästen befreien, die ganze gespannte Lage zu gunsten Schwedens verändern. Der Monarch glaubte, diesen Weg nicht einschlagen zu dürfen. Er fürchtete, der wankelmütige Johann Georg werde sich durch die Verwüstung seines Landes zum Übertritt zum Kaiser schrecken lassen. Dann werde, wenn Wallenstein auch mit einem Teile seines Heeres nach Österreich aufbreche, der andere Norddeutschland wieder unterwerfen, die Schweden von der See abschneiden. Dazu kam mancher andere peinliche Umstand. Der Bauernaufstand in Oberösterreich war, bei dem Ausbleiben schwedischer Hilfe, im Oktober völlig erstickt worden. Die fremden Mächte rechneten offenbar auf den Untergang Gustavs in Deutschland, so keck traten sie gegen Schweden auf. Deshalb meinte der König, vor allem sein Heer und seine Verbindungen mit der Ostsee wahren zu müssen. Das Vaterland und seine eigenen baltischen Pläne lagen ihm doch vor allem am Herzen. Außerdem drängte es ihn, die bei Zirndorf erhaltene Scharte wieder auszuwetzen, seine Überlegenheit über Wallenstein noch in diesem Jahre



Plünderung im Innern eines Hauses; Qualen seiner Bewohner.
Radierung von Jacques Callot; aus der Folge: Les misères et malheures de la guerre.

unwiderleglich darzuthun. Er beschloß also, nach Sachsen zu marschieren. — Oxenstiern ward zu seinem „Legaten“ im oberen Deutschland ernannt und mit der Organisierung eines regelmäßigen Verteidigungswerkes in diesen Kreisen betraut. Nachdem er den Thüringer Wald überschritten, legte Gustav, wie früher bei Nürnberg, so jetzt bei Naumburg, ein verschanztes Lager an, um die kursächsische Armee abzuwarten. Ungeduldig harrte er ihrer, denn es drängte ihn, zu schlagen und dadurch Klarheit in die verworrene Situation zu bringen.

Doch die sächsische Hilfe kam nicht. Gleichmütig sah Johann Georg die Leiden seiner unglücklichen Unterthanen, den eilenden Anzug des Schwedenkönigs zu seiner und deren Rettung mit an. Er wollte nicht durch sein Heer Gustav Adolf allzu mächtig machen. Von Arnim verleitet, sandte er demselben

nur zwei Reiterregimenter, 1500 Mann. Allein ehe sie ankamen, war die Entscheidung schon gefallen, in einer überraschenden, das Schicksal des ganzen Krieges bestimmenden Weise.

Wallenstein hatte Gallas zum Schutze Böhmens gegen den von Schlesien her drohenden Einfall der Sachsen zurückgeschickt. Er schwächte sich abermals, indem er Pappenheim nach Westen detachierte. Um demselben so lange wie möglich nahe zu sein, zog er sich von Weißenfels auf Lützen zurück. Sein Heer war noch etwa 20000 Mann stark (15. November). Diesen Augenblick wollte Gustav Adolf benutzen. Er zweifelte nicht, mit seinem ebenso starken Korps den Feind zu besiegen. Seine Absicht war, sich zwischen Wallenstein und Pappenheim zu werfen, so ihre Wiedervereinigung zu hindern, ersteren allein zu schlagen.



Die Rache der Bauern. Radierung von Jaques Callot, aus der Folge: Les misères et malheures de la guerre.
Vom Beutezuge zurückkehrende Soldaten werden am Rande eines Waldes von im Hinterhalte liegenden Bauern überfallen und niedergemacht.

Der kaiserliche Feldherr erkannte den Plan seines Gegners und war entschlossen, denselben auf jeden Fall zu verhindern. Während er zum sofortigen Kampfe sich anschickte, sandte er Boten an Pappenheim: „Der Herr lasse alles stehen und liegen und inkaminiere sich herzu mit allem Volk und Stucken, auf daß er morgen früh bei Uns sich befinden könne.“

So sollte es im Herzen Deutschlands zum entscheidenden Kampfe kommen zwischen zwei unbesiegten Feldherren, zwei unbesiegten Heeren, endlich zwei religiösen Prinzipien, die nun schon vier Menschenalter hindurch miteinander rangen. Es waren verhältnismäßig geringfügige Streitkräfte, die sich bei Lützen gegenüberstanden; und doch ist der Ausgang dieser Schlacht bestimmend und gleichsam eine Vorbedeutung gewesen für den Abschluß des dreißigjährigen Krieges und überhaupt des gewaltigen Kampfes zwischen der alten und der neuen Lehre. Er blieb unentschieden, nachdem er auf beiden Seiten die schmerzlichsten Opfer gefordert hatte.

Wallensteins Stellung war in der Front durch den von ihm sorgfältig ausgetieften, mit Brustwehren versehenen und mit Musketieren besetzten Graben der Weißenfels-Leipziger Chaussee gedeckt. Hin und her über diesen Graben wogte seit dem Morgen des 16. November (n. St.) 1632 der erbitterte Kampf. Hier fiel Gustav Adolf, nicht durch die Hand eines Verräters, wie man behauptet, sondern im ehrlichen Gefechte. Auf kaiserlicher Seite wurde Oktav Piccolomini schwer, Pappenheim, der nur noch seine Reiter rechtzeitig hatte zur Stelle bringen können, tödlich verwundet. Die Nacht machte dem unentschiedenen Streiten ein Ende. Die Kaiserlichen mußten weichen, weil durch das Auffliegen einiger Munitionswagen ihnen der Schießbedarf ausgegangen war. Pappenheims endlich nahende Infanterie nahm die Weichenden auf. Die Schweden erbeuteten einundzwanzig von den Kaiserlichen verlassene Geschütze und brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu. Aber sie konnten ihren angeblichen Sieg nicht benutzen; des anderen Tages zogen auch sie sich nach Weißenfels zurück. An 7000 Mann, mehr als ein Drittel der ganzen Stärke, hatte jede der beiden Armeen an Toten und Verwundeten eingebüßt.

Schmerzlich genug mußte den Kaiserlichen der Tod des erst achtunddreißigjährigen Pappenheim sein, ihres schneidigsten und in mancher Beziehung ausgezeichnetsten Generals. Aber wie der sterbende Held selber sich über sein Schicksal mit der Kunde von Gustav Adolfs Hinscheiden tröstete, so vergaßen auch sonst die deutschen Katholiken jenen Verlust gern über den Fall ihres gefürchteten Feindes. Nicht als ob lauter Jubel erschollen wäre; hatten doch Gustav Adolfs unbezweifelte Milde, Gerechtigkeit und Duldsamkeit selbst das Herz seiner religiösen und politischen Gegner gefunden. Papst Urban VIII. hat sogar eine Trauermesse für den verstorbenen Bekämpfer der habsburgischen Weltmacht gefeiert. Dagegen war Gustavs Verbündeter, Richelieu, froh, des allzu mächtigen Freundes entledigt zu sein, der sich von ihm nicht als bloßes Werkzeug hatte gebrauchen lassen wollen. „Es ist Zeit, den Fortschritten dieses Goten ein Ziel zu setzen,“ hatte der Kardinal früher ausgerufen; jetzt





Lützen. Verkleinertes Facsimil



des Kupferstiches von Matthäu



meinte er, durch dessen Tod sei die Christenheit von großem Übel befreit. So muß es sehr fraglich sein, ob bei der Lauheit der Franzosen, bei dem zunehmenden Mißtrauen und Abfall der deutschen Protestanten Gustav die großen Vorteile, die er errungen, auch würde haben behaupten können. Für seinen Ruhm ist er rechtzeitig gestorben, da seine eigennützigen Pläne noch nicht zur Verwirklichung gekommen waren. So strahlt sein Name in unbeflecktem Glanze als der des heldenhaften Erretters und Beschützers seiner schwer gefährdeten Glaubensgenossen. In der That, seine Dazwischenkunft hat den Triumph der Gegenreformation in Deutschland, den dieselbe schon in Händen zu haben glaubte, für immer unmöglich gemacht.



Das Koller Gustav Adolfs von Schweden, in welchem er bei Lützen fiel.
Wien, kaiserl. Artillerie-Arsenal-Museum.

Gustav Adolfs Leiche wurde ausgeplündert und gräßlich verstümmelt in der Nähe eines großen Feldsteines gefunden. Man führte sie selbstverständlich nach Schweden hinüber. —

Ist es an und für sich schon eine undankbare Aufgabe, das Erbe eines großen Mannes anzutreten und sich dadurch mißliebigen Vergleichungen auszusetzen, so kam nach dem Tode Gustav Adolfs noch die ganze Mißlichkeit der Lage hinzu, um den Mut der schwedischen Staatsmänner und Generale auf die Probe zu stellen.[1]) Der König hinterließ keinen männlichen Erben, und sein erst achtjähriges Töchterchen Christine konnte selbstverständlich nicht in Betracht kommen.

1) B. Ph. v. Chemnitz, Königlich schwedischer in Deutschland geführter Krieg (2 Bde. Stettin 1648, Stockholm 1653; Bd. 3 u. 4 Stockholm 1855. 59). — F. W. Barthold, Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolfs ab (2 Tle., Stuttgart 1842. 43).

Die Führung des nur noch 12 000 Mann starken Hauptheeres übernahm Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. Geboren 1604, war er der elfte Sohn Herzog Johanns III., besaß also von dem kleinen Herzogtume nichts als den leeren Titel, elende 5000 Gulden jährlicher Pension und das stolze reichsfürstliche Bewußtsein. Das Studium auf der Hochschule Jena hatte der junge, in Frömmigkeit und gründlicher Unterweisung auferzogene Prinz bald aufgegeben, um die ihm durch die Ungunst der Geburt versagte Bedeutung im Kriegsleben zu erstreiten. Frühzeitig der Eltern durch den Tod beraubt, hatten die weimarschen Brüder sich die harte Vormundschaft des Kurfürsten Johann Georg gefallen lassen müssen und ihre Ansprüche auf die reiche klevesche Erbschaft gänzlich mißachtet gesehen. So faßten sie bitteren Haß gegen den Kurfürsten und gegen den Kaiser. Unter ihnen zeichnete Bernhard sich bald nicht nur durch Geist und Entschlossenheit, sondern auch durch Ehrgeiz aus. Allein so groß derselbe auch war, der junge Fürst widerstand allen Drohungen und Lockungen des Kaisers, ihn in seine Kriegsdienste zu ziehen. Überall kämpfte er auf protestantischer Seite, unter dem Markgrafen von Durlach wie unter Christian von Braunschweig, bei den Niederländern, unter dem dänischen Könige. Bei der Landung Gustav Adolfs hatte er, wenn auch vergeblich, sofort ein Bündnis der evangelischen Fürsten mit demselben betrieben, sich hierauf dem wackeren Landgrafen von Hessen und dessen mutigem Widerstande gegen Tilly angeschlossen und war endlich in schwedische Dienste getreten, in denen er sich so auszeichnete, daß er bald einen gesonderten Oberbefehl erhielt, den er in Schwaben, Bayern und Franken mit vielem Erfolge führte. Als dann der König bei Lützen gefallen war, hatte Bernhard das Kommando übernommen und die Schlacht siegreich bis zu Ende geleitet. Er faßte jetzt seine neue größere Aufgabe mit vieler Thatkraft an. Ohne seinen Truppen Winterquartiere zu gönnen, trieb er die Feinde bis zum Jahresende völlig aus dem Kurstaate heraus.

Noch schwieriger als die Leitung der militärischen war die der politischen Angelegenheiten. Oxenstiern, der sie übernahm, war entschlossen, nur mit Ehren aus dem großen Kriege hervorzugehen. Nichts von feigem Frieden, lieber solle man mit Gewalt sich aus Deutschland herausschlagen. Aber er verhehlte sich nicht die Gefahren, die bei der Fortführung des Kampfes drohten. Viele Fürsten, die schon widerwillig der Leitung des großen Königs gefolgt waren, wollten sich einem Geringeren, als sie selbst, nicht unterordnen. Vor allen kam bei Johann Georg jetzt, nach Vernichtung der katholischen Übermacht, das reichsständische Gefühl wieder völlig zum Durchbruch, vereint mit dem patriotischen Vorsatz, nicht die Fremden in Deutschland die Meister spielen zu lassen. „Es sei zu beklagen," sagte man auf sächsischer Seite, „daß das römische Reich das theatrum sein müsse, darauf Auswärtige die tragoedia spielten, und daß sich robur imperii in anderen Händen befinde." In Leitmeritz ließ der Kurfürst mit kaiserlichen Bevollmächtigten Separatverhandlungen über den Frieden pflegen. Und auf französischer Seite zeigte sich Richelieu

zwar jetzt zu größeren Opfern als bisher bereit, um die antikaiserliche Partei im Reiche nicht völlig zerfallen zu sehen; allein der Kardinal hatte doch seine besonderen Absichten: Schweden wollte er möglichst beiseite schieben, selber die Leitung jener Faktoren in die Hand nehmen, das Elsaß und womöglich das gesamte linke Rheinufer für Frankreich gewinnen. Eine Fülle französischer Sendlinge überflutete die deutschen Höfe.

Auf Mitte März 1633 berief Oxenstiern eine Versammlung der nichtkatholischen Stände Deutschlands nach Heilbronn ein, um das protestantische Bündnis auf sicheren Grundlagen zu erneuen. Sie gestaltete sich überaus glänzend. Auch englische, holländische, französische Gesandte wohnten ihr bei, Unterstützung verheißend. Freilich verlangten, wie Schweden und Franzosen, auch die Holländer ihr Teil: sie wünschten das für ihre maritimen Zwecke so günstig gelegene Erzstift Bremen zu erwerben. Ohne Scheu schalteten die Fremden mit deutschem Land und Volk. Aber war das Reichsoberhaupt, war der Kaiser daran ohne Schuld? hatte er das Reich minder als rechtloses Objekt seiner Willkür betrachtet?

Oxenstiern drang in Heilbronn endlich durch. Sämtliche evangelische Stände der vier oberen Kreise verbanden sich von neuem (13. April) unter der Leitung des schwedischen Reichskanzlers, den man als „Direktor“ der Allianz anerkannte, sowie eines „Bundesrates“ von drei schwedischen und vier ständischen Mitgliedern. Eine Bundeskasse wurde gegründet, in welche die Stände jährlich $2^1/_2$ Millionen Thaler zahlen sollten. Die Unterpfalz wurde den Erben des im vergangenen November gestorbenen Friedrich V. zurückgegeben. Indes mußte es bereits Bedenken erregen, daß weder kursächsische noch kurbrandenburgische Gesandte der Versammlung beigewohnt hatten, so erklärte sich bald hernach Johann Georg vollends gegen die ganze Richtung der Heilbronner Versammlung. In einer Sprache, die man patriotisch nennen könnte, wenn man nicht wüßte, daß sie hauptsächlich aus Mißgunst und Schwäche hervorgegangen war, eiferte er gegen die Verbindung mit den Fremden und ermahnte vielmehr zur Herstellung des inneren Friedens in Deutschland. Damit fand er bei den oberdeutschen Fürsten und Städten wenig Anklang, die sich freilich ihrerseits hauptsächlich durch Gier nach dem reichlich gespendeten französischen Golde und nach den von Schweden nicht minder freigebig in Aussicht gestellten territorialen Vergrößerungen auf Kosten der katholischen Stände leiten ließen. Der Kampf hörte immer mehr auf, um der Religion oder überhaupt um innerer deutscher Prinzipien willen geführt zu werden; er wurde immer mehr ein Krieg des mit den unbotmäßigen Reichsfürsten verbundenen Auslandes gegen Deutschlands Selbständigkeit und den Rest kaiserlicher Herrschergewalt.

Die Lage der Katholiken war einstweilen nicht gerade hoffnungsvoll. Von den ligistischen Fürsten stand nur noch Maximilian in Waffen, Wallenstein hatte sich nach Böhmen zurückgezogen. In Schwaben behauptete sich der kaiserliche General Aldringer, ein Belgier wie so viele seiner Kameraden.

Dagegen hatten die Protestanten nicht weniger als sieben Heere zu ihrer Verfügung. Arnim hielt Schlesien besetzt. Herzog Georg von Lüneburg vernichtete mit Schweden, Hessen und Hannoveranern das kaiserliche Korps Gronsfelds bei Hessisch-Oldendorf (Juli 1633); der Wallone Johann Merode, einer der tapfersten, wenn auch wildesten kaiserlichen Generale, fand in dieser Schlacht den Heldentod.[1]) Mit der schwedischen Hauptarmee bemächtigte Bernhard von Weimar sich von Sachsen aus ganz Frankens, schlug den unternehmenden bayrischen Reitergeneral Johann von Werth, einen Bauernsohn vom Niederrhein, und fiel dann plündernd und verwüstend in die Oberpfalz und in Bayern selbst ein. An weiteren Fortschritten hemmte ihn eine Meuterei seiner hohen Offiziere, die seit lange unbezahlt geblieben waren und dafür auch einen Anteil an der allgemeinen Beute haben wollten; nur durch Güteranweisungen in Deutschland konnten sie zufrieden gestellt werden. Schweden führte seine Kriege, wie mit deutschem Blute, so auch mit deutschem Besitze! Bei dieser Gelegenheit vergaß Bernhard gleichfalls nicht seinen eigenen Vorteil. Einer angeblichen Schenkung Gustav Adolfs gemäß ließ er sich vom schwedischen Reichskanzler die fetten Bistümer Würzburg und Bamberg als Herzogtum Franken übergeben, freilich nur in der Form eines schwedischen Lehens.

Diese Herrschaftsgelüste der Fremden verstärkten mehr und mehr die Friedensliebe unter den deutschen Machthabern selbst. Mit dem Kurfürsten von Sachsen begegnete sich da hauptsächlich Wallenstein.[2]) Der Gesichtspunkt, den letzterer hierbei inne hielt, war glücklich, großartig. Man müsse, sprach er aus, den Frieden so einrichten, daß die Fremden völlig aus Deutschland entfernt würden. Die Franzosen und Spanier von der einen, die Schweden von der andern Seite sollten das Reich räumen. Dazu sollten Katholiken und Protestanten einmütig zusammen wirken. Höchstens sollte Schweden zur Entschädigung eine Geldsumme bekommen, aber keinen Fuß breit deutscher Erde. Während des Friedländers Verwandter Kinsky mit dem französischen Gesandten Feuquières in Dresden trügerische Verhandlungen pflog, betrieb jener vielmehr die Unterstützung des Herzogs von Lothringen und Gastons von Orleans, des aufrührerischen Bruders Ludwigs XIII., gegen die französische Regierung. Solche umfassende Pläne hoffte der Generalissimus mit Zustimmung des Kaisers selbst durchzuführen, der ja bereits das Restitutionsedikt außer Kraft gesetzt hatte. Von Rachegedanken Wallensteins gegen Ferdinand ist einstweilen nicht mehr die Rede.

Freilich, die böhmischen Exulanten, mit dem wirren Feuerkopfe Thurn an der Spitze, hegten andere Pläne. In ihrem Auftrage begab sich einer von

---

1) H. Hallwich, Johann Merode (Leipzig 1885).

2) Vgl. Herm. Hallwich, Wallensteins Ende (2 Bde., Leipzig 1879). Dies Werk enthält sehr schätzenswerte Aktenstücke; die „Einleitung“, welche Hallwich dem zweiten Bande vorausschickt, ist freilich ebenso einseitig zu gunsten Wallensteins gefärbt, wie Gädekes S. 104 Note citiertes Werk zu dessen ungunsten.

ihnen, der in schwedischen Diensten zum Generalmajor aufgestiegene Bubna, im Mai 1633 zu Wallenstein, um ihn zum Verrat am Kaiser zu bewegen und ihm als äußeres Zeichen sowie zur Belohnung des Abfalles die böhmische Königskrone anzubieten. Indes darauf ging der Fürst nicht ein. Er wollte wohl schlimmsten Falles Zwangsmaßregeln anwenden, um Ferdinand zum Frieden zu bewegen; allein die Beseitigung des Kaisers oder auch nur seine eigene Annahme der böhmischen Krone wies er durchaus zurück. „Das wäre ein groß Schelmenstück," sagte er. Und doch wollte Oxenstiern, als er von diesen Unterhandlungen Kunde erhielt, nur den Plänen der böhmischen Emigrantenpartei beistimmen. Wallenstein solle mit Ausschluß des Kaisers und der Liga, also mit offenem Verrat, zu Schweden übertreten, sich von den böhmischen Ständen die Wenzelkrone aufsetzen lassen und die religiösen und politischen Freiheiten des Landes herstellen; ein allgemeiner Friede sei einstweilen kaum möglich. Auf solche Zumutungen hat der Friedländer die Beziehungen zu Oxenstiern überhaupt abgebrochen. Vielmehr rückte er in Schlesien ein, um sich dem dort kommandierenden sächsischen Generalfeldmarschall Arnim zu nähern. Bald schloß er mit ihm einen Waffenstillstand und schlug ihm eine Kooporation der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg sowie der kaiserlichen Armee zur Verjagung der Schweden und der Herbeiführung eines billigen Friedens vor. Dabei kam es ihm dann nicht darauf an, auch nötigenfalls einen Zwang dem Kaiser gegenüber in Aussicht zu stellen. Allein die beiden Kurfürsten wollten doch von offener Feindseligkeit gegen ihre bisherigen Verbündeten, die Schweden, nicht geradezu reden hören. So zerschlugen sich auch diese Verhandlungen und ließen nur bei allen Teilen große Mißstimmung zurück. Übrigens hatte Wallenstein dem Kaiser Kunde von diesen Dingen gegeben, soweit es ihm eben paßte; auch wurde er von Ferdinand und dessen Ministern vollkommen dazu instruiert, die selber mit dem Jahre 1618 als dem Datum, auf welchen alles in Deutschland wieder zurückgeführt werden sollte, sich zufrieden erklärten. Man sieht, daß Wallenstein hier im großen und ganzen nur nach den Intentionen seines Hofes handelte. Im August und September nahm der unermüdliche Arnim die Negotiationen noch einmal auf — sie scheiterten wiederum an Wallensteins bestimmter Forderung, die Evangelischen möchten mit ihm vereint zuerst die Schweden „herausschmeißen". Freilich hatte Arnim inzwischen auch den Schweden allgemeine Friedensvorschläge gemacht, angeblich im Auftrage des kaiserlichen Generalissimus, allein nichts beweist, daß er dazu von demselben veranlaßt war; keinenfalls waren sie von dem Friedländer ernsthaft gemeint, der ja den Fremden gegenüber ganz andere Pläne hegte. Alle diese Negotiationen führten zu keinem Ergebnisse. Es ist klar, Wallenstein war damals kein Verräter. Die Schweden, die Sachsen, die Brandenburger, die böhmischen Emigranten, alle schalten laut, er habe sie nur schwächen, veruneinigen, benachteiligen wollen.

Der Feldherr getraute sich auch so, die Schweden „herauszuschmeißen". Anfang Oktober überfiel er ihr schlesisches Korps bei Steinau und nahm es

gefangen; in wenigen Tagen eroberte er ganz Schlesien sowie die Lausitz und streifte verwüstend nach Brandenburg und Pommern. In Süddeutschland sollten die zur Unterstützung Schwabens und Bayerns herangekommenen Spanier unter Feria sich seinen Generalen unterordnen. So waren die Schweden geschwächt, Sachsen selbst bedroht; ein abermaliger Schritt zur Durchführung von Wallensteins patriotischem Plane war geschehen. Sofort fing er wieder mit Sachsen und Brandenburg Unterhandlungen an.

Allein denselben stellten sich doch die ernstesten Schwierigkeiten entgegen. Zunächst waren Georg Wilhelm und Johann Georg durchaus nicht zu Feindseligkeiten gegen die Schweden zu bewegen. Der erstere zog es vor, den kaiserlichen Scharen in der Kurmark nach Preußen auszuweichen. Aber auch von katholischer Seite billigte man nicht des Feldherrn Entwürfe. Der spanische König, Philipp IV., des Kaisers Verwandter und treuester Verbündeter, forderte für sich die Unterpfalz, um eine Verbindung zwischen Belgien und der burgundischen Freigrafschaft herzustellen. Das lief geradezu gegen die Entwürfe Friedlands, der ja keinen Fremden auf dem Reichsboden wollte; und wie er persönliche Vorteile nur allzu gern mit den allgemeinen verknüpfte, gedachte er die Unterpfalz mit der Kurwürde als glänzende Entschädigung für das verlorene Mecklenburg selber in Anspruch zu nehmen. Dergestalt machte er sich die Spanier, die ihn bis dahin am kaiserlichen Hofe am treuesten unterstützt hatten, zu erbitterten Feinden.

Während seiner weit ausgesponnenen Entwürfe, die auf seine militärische Aktion lähmend einwirkten und ihn die schwedische Armee in Süddeutschland über Gebühr vernachlässigen ließen, war Bernhard von Weimar nicht unthätig geblieben. Indem er die Gegner glauben machte, er wolle den Sachsen Luft dadurch schaffen, daß er bei Eger Böhmen angreife, fiel er plötzlich auf das nordöstliche Bayern und nahm dann (5. November 1633) die Reichsstadt Regensburg, „das Bollwerk des Bayerlandes.“ Straubing, Deggendorf, Cham mußten sich nun gleichfalls ergeben, Oberösterreich lag den schwedischen Truppen offen.

Dem Friedländer war es nicht so unlieb, daß der Bayer gedemütigt, geschwächt und dadurch auch seinen eigenen Plänen gegenüber wehrloser geworden war. Auf der anderen Seite aber durfte er die Schweden nicht allzu gewaltig werden lassen. Er eilte also mit einem kleinen auserlesenen Truppenkorps von Böhmen nach Bayern, alle Welt glaubte, er werde mit den Schweden schlagen. Jedoch er fand die ostbayrischen Festungen schon in deren Händen, der Winter war frühzeitig mit scharfer Kälte eingetreten, Arnim bedrohte die kaiserlichen Korps in der Mark und der Lausitz — nach seiner vorsichtigen Art glaubte er nichts unternehmen zu können und führte seine Truppen nach Böhmen zurück.

Dies Verfahren aber mußte das Mißtrauen, das man ohnehin schon lange am kaiserlichen Hofe gegen ihn hegte, auf das äußerste steigern. Von den katholischen Fürsten des bayerschen und fränkischen Kreises trafen laute

Klagen in Wien ein, daß man sie geflissentlich dem Feinde überlasse; während die böhmischen und oberösterreichischen Landschaften über die Last der unaufhörlichen Einquartierung der Wallensteinschen Armee jammerten. Die Verstimmung am Hofe gegen Friedland wuchs; schon begann man von dort aus, den Bedingungen des mit dem Feldherrn geschlossenen Vertrages zuwider, sich mit einzelnen von dessen Generalen und Obersten in unmittelbaren Verkehr zu setzen. Hierzu kam noch die Differenz mit den Spaniern. Ferdinand II. war durch Erziehung und Umgebung, durch dynastisches Interesse und spanische Hilfsgelder sowie durch seine von Spanien bestochenen Räte ganz an dasselbe gebunden. Graf Oñate, der thätige, unskrupulös energische spanische Gesandte in Wien, war dort der Meister. Der Thronfolger Ferdinand stand ganz auf dessen Seite; er war ferner gegen Wallenstein erbittert, weil sein Wunsch, mit demselben den Oberbefehl zu teilen, von dem Generale schroff zurückgewiesen worden.

Wallenstein erkannte sehr wohl die feindselige Stimmung, die sich immer mehr des Wiener Hofes gegen ihn bemächtigte. Er wußte, daß man mit seiner Absetzung umgehe. Der wollte er sich aber nicht unterwerfen, auch die Armee sich nicht abspenstig machen lassen. Er sammelte diejenigen um sich, die er für seine Getreuen hielt: seinen Schwager Trzka, den Italiener Oktav Piccolomini, den Brandenburger Christian Ilow, den Böhmen Kinsky — sie alle suchte er ebenso wie mehrere thatkräftige Obersten, wie den Iren Butler und den Schotten Gordon, durch Beförderung um so sicherer zu gewinnen. Zugleich begann er mit den Sachsen, mit Oxenstiern und Bernhard von Weimar, mit dem schlauen und unternehmenden französischen Gesandten in Dresden Feuquières Unterhandlungen, die bald, bei wachsendem Zerwürfnisse zwischen dem Hauptquartiere und dem Hofe, auf offene Rebellion gegen den abermals undankbaren Kaiser abzielten. Unglücklicherweise für Wallenstein glaubten sich jene alle schon so oft von ihm hinters Licht geführt, daß sich einstweilen keiner mit rechtem Nachdruck der Sache annahm (Dezember 1633).

Inzwischen hatte sich im Heere das Gerücht von des Feldherrn Ungnade am kaiserlichen Hofe verbreitet. Die Unzufriedenheit darüber war allgemein, besonders unter den Obersten, die dann um ihre großen Geldforderungen zu kommen fürchteten, für die sie den Obergeneral als den einzigen Bürgen betrachteten. Wallenstein benutzte diese Sachlage auf das geschickteste. Er stellte seine Abdankung in nahe Aussicht. Um jene zu verhüten, versprachen die Obersten, welchen die Größe des politischen Gegensatzes zwischen ihrem Führer und dem Kaiser meist nicht klar war, bei einem Bankette zu Pilsen (12. Januar 1634) durch ihren Revers mehr, als sie im Grunde wohl beabsichtigt hatten: sich unter keiner Bedingung vom Generalissimus zu trennen, für ihn den letzten Blutstropfen zu wagen.

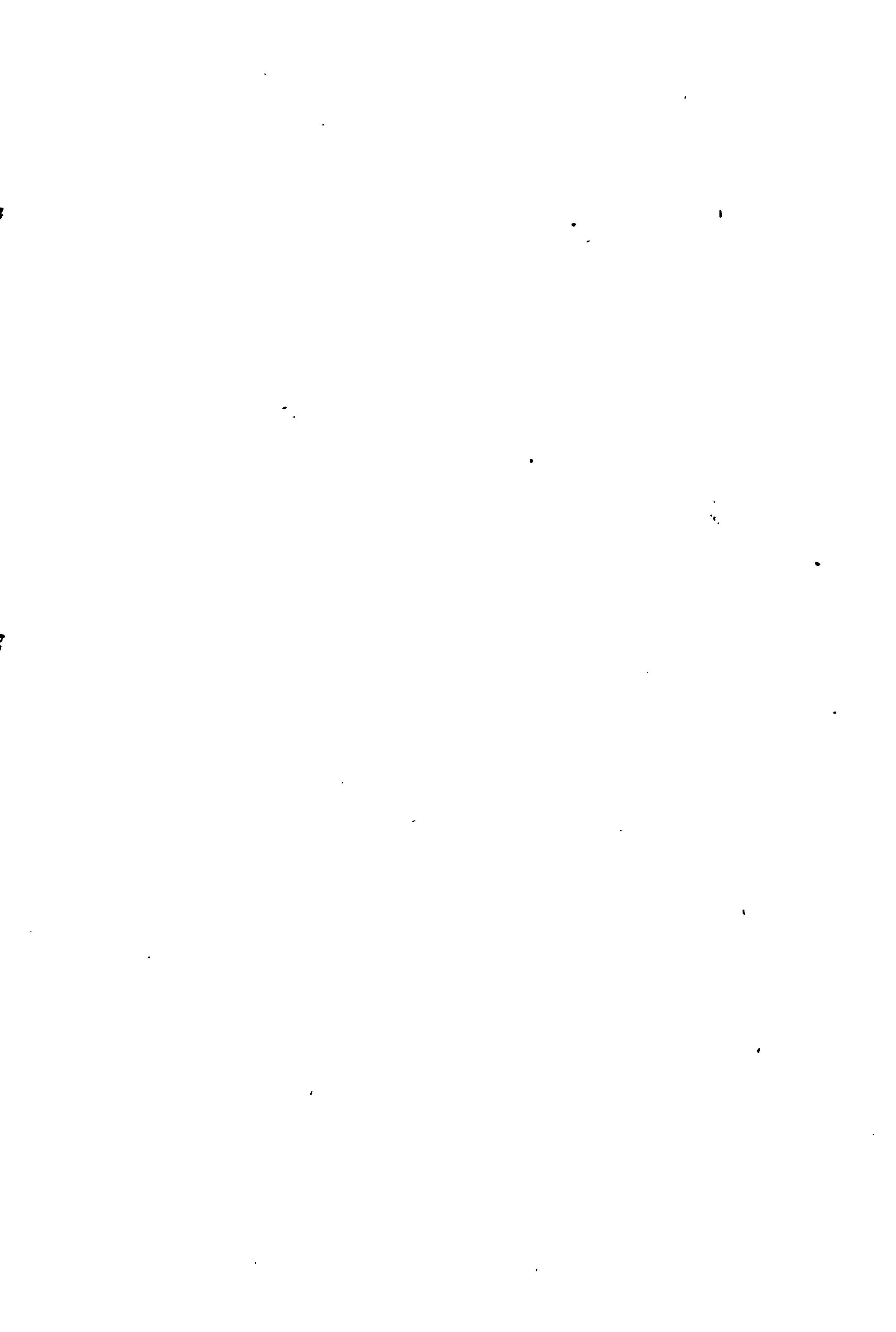
Ein Akt offenen Aufstandes gegen den Kaiser! Es fragte sich nun, wer der stärkere sein werde: die alt überkommene, durch Erbe und Ansehn geheiligte kaiserliche Gewalt, oder das junge, durch eine geniale Persönlichkeit getragene Kriegsfürstentum Wallensteins.

Noch immer sträubten sich der Kaiser und Eggenberg, offen gegen Wallenstein vorzugehen. Sie blieben mit demselben durch den Hofkriegsrat Questenberg in dem Hauptquartier, durch des Feldherrn Lieblingsvetter Max Wallenstein in Wien in beständiger Verbindung. Allein der junge König Ferdinand, die spanische Partei arbeiteten unausgesetzt gegen ihn; Oñate drohte mit Entziehung der spanischen Hilfsgelder, der Kurfürst von Bayern mit Übertritt zu Frankreich. Eine starke Partei unter den kaiserlichen Generalen suchte den Friedländer zu verdrängen, um sich in seinen Nachlaß zu teilen. So vielseitig bestürmt, mit Wallensteins ganzer politischer Auffassung im Zwiespalte, an dessen Treue zweifelnd, ließ der Kaiser ihn fallen, erklärte ihn im geheimen für abgesetzt und ernannte König Ferdinand III. zu dessen Nachfolger (24. Januar 1634). Es gelang, die Anhänglichkeit des Heeres an den Fürsten in weiten Kreisen zu erschüttern. Obwohl die meisten Generale und Obersten dem Feldherrn in einem abermaligen „Schlusse“ zu Pilsen verhießen, ihm zur Herbeiführung des Friedens selbst gegen den Kaiser beizustehen, zeigte sich doch bald, auf wie schwachen Füßen, kaiserlicher Autorität gegenüber, die Macht Wallensteins stand. Sowie der Hof den Heerführern teils durch bares Geld, teils durch Anweisungen Befriedigung ihrer Ansprüche, ferner Beförderung und Anteil an des Friedländers zu konfiszierenden Gütern in Aussicht stellte, wirkte die Scheu vor dem kaiserlichen Namen, sowie vor dem Bruche des dem Kaiser geleisteten Soldateneides. Die ersten, die abfielen, waren die Generale Piccolomini und Aldringer; die meisten übrigen folgten nach. Nun endlich schritt man dazu, am 18. Februar durch öffentlichen Befehl dem Heere die Verräterei Wallensteins sowie seine und seiner nächsten Freunde und Anhänger Absetzung zu verkünden.

Nur notgedrungen, im Gegensatze zu allen seinen Ansichten und Bestrebungen hatte Friedland sich den verhaßten Fremden in die Arme geworfen. Sie wußten es wohl und mißtrauten ihm bis zum letzten Augenblicke: er wolle sie nur in eine Falle locken. Als endlich Bernhard von Weimar wirklich von Weiden aufbrach, um in Eger zu Wallenstein zu stoßen, war es zu spät. Der Feldherr selber war durch seinen Bruch mit dem Kaiser, dessen Gewalt er bis dahin stets mit systematischem Eifer verfochten hatte, wie gelähmt. Ohne Widerstand ließ er den Abfall fast seines ganzen Heeres vor sich gehen. Mit nur zehn Reiterkompanieen traf er in Eger ein. Hier haben Butler, Gordon und der Oberstwachtmeister Leslie mit den Dragonern des ersteren am Abend des 25. Februar 1634 zunächst Ilow, Trzka, Kinsky und den Rittmeister Niemann, dann den Fürsten selbst getötet.

Der Kaiser hatte ohne Zweifel die Ermordung Wallensteins nicht geradezu anbefohlen; doch war seine Anweisung, den Verräter lebendig oder tot einzuliefern, derart, daß sie auch einem solchen Unternehmen Billigung versprach. Nachträglich hat Ferdinand der „Exekution“ sicherlich beigestimmt.

Recht eigentlich an dem übermächtigen Prinzipe, das er bekämpfte, ist Wallenstein zu Grunde gegangen. Auf wen schien er sich mehr verlassen zu



Eigentliche Vorbildung vnd Bericht, welcher gestalt der
anderen Obristen vnd Officieren zu Eger Hing



ALBERTI DVCIS FRIDLANDINI, MILITIÆ CÆSAREANÆ GENERALISS
cædes. Egræ die 15 Februar



Wallensteins Ermordung. Verkleinertes Facsimile

…er Keÿserische General, Hertzog von Friedland, beneben etlich…
…ngerichtet worden, den 15. Febr: 1634.



…SIMI. ET ALIORVM QVORVNDAM DVCVM ET OFFICIARIORVM
…r anni 1.6 3 4. patrata.



…es Kupferstiches von Matthaeus Merian (1593—1650).

dürfen, als auf die beiden Schotten Gordon und Leslie, die in Eger befehligten? Es waren Fremde, Ausländer, Calvinisten, die überdies ihm alles verdankten. Aber wie er ihnen die unzweideutige Wahl vorlegte, sich gegen ihn oder gegen ihren kaiserlichen Kriegsherrn, gegen die geweihte cäsarische Majestät zu erklären: da zögerten sie keinen Augenblick. Ihr Schwur, ihre militärische Ehre, das monarchische Ansehen galten ihnen mehr als Dankbarkeit und religiöses Interesse, und sie fielen von dem Empörer ab. Furcht vor Wallensteins Strafe hat sie dann zur Mordthat bestimmt. Nicht der Katholik Butler, welcher schon vorher durch den Kaiser gewonnen war, der Calvinist Leslie war es, der zuerst von der Tötung des Feldherrn sprach. Wallensteins reiche Güter wurden eingezogen; doch beließ man seiner Gemahlin und seiner noch im Kindesalter stehenden einzigen Tochter Marie Elisabeth einige Besitzungen. Von seinen sonstigen Anhängern wurde nur der lutherische Oberst Graf Ulrich Schaffgotsch hingerichtet, die anderen nach einjähriger Haft begnadigt.

Nach Wallensteins Tode hatte der Kaiser niemand, den er Feldherren, wie Bernhard von Weimar, Banér, Horn, entgegen stellen konnte. Der junge böhmisch-ungarische König Ferdinand wurde dem Namen, der That nach der höchst mittelmäßige Matthias Graf Gallas, ein Trienter, den man aus des Ermordeten Beute die Herrschaft Friedland gegeben hatte, Befehlshaber des kaiserlichen Heeres.

Da kamen Ferdinand die Zerwürfnisse zu gute, die immer mehr unter seinen Gegnern einrissen. Die im Grunde schwache schwedische Macht war durch elfjährigen Krieg erschöpft. Oxenstiern begünstigte seinen eigenen Schwiegersohn, Feldmarschall Horn, mißtraute dem Herzoge Bernhard und unterstützte ihn so wenig, daß derselbe unthätig zusehen mußte, wie Regensburg nach tapferer Verteidigung, die den Kaiserlichen mehr als 12000 Mann gekostet, wieder in deren Gewalt fiel. Die Einnahme von Regensburg durch den König von Ungarn raubte den protestantischen Waffen das Übergewicht, das sie bis dahin in Deutschland behauptet hatten. Wie ein Strom ergossen sich die Sieger in die oberen Kreise. Nun stieß zwar Horn endlich zu Herzog Bernhard; aber beide zusammen hatten kaum 10000 schlecht genährte und gekleidete Krieger. Dagegen zogen den 30000 des Königs noch 15000 spanische Veteranen unter dem Kardinalinfanten zu Hilfe. Vor so überlegenen Kräften mußte die Handvoll Schweden die Donau hinauf zurückweichen, von den Kaiserlichen verfolgt. Endlich aber beschloß Bernhard, der schnell die nächsten Truppenteile der Protestanten an sich gezogen und sein Heer auf etwa 20000 Mann gebracht hatte, den steten Fortschritten der Feinde, koste es was es wolle, ein Ziel zu setzen und durch eine Hauptschlacht das von jenen belagerte Nördlingen zu befreien. Nach einem für die Schweden erfolgreichen Scharmützel am 5. erfolgte der entscheidende Kampf am 6. September 1634 n. St.[1]) Aber trotz der Tapferkeit der Deutsch-Schweden

1) John Fuchs, Schlacht bei Nördlingen (Weimar 1868). — O. Fraas, Die Nördlinger Schlacht (Nördlingen 1869).

wurden sie von der feindlichen Übermacht, aus der immer frische Truppen vorgehen konnten, schließlich in die Flucht geschlagen. Außer 6000 Toten und Verwundeten verlor das protestantische Heer 200 Fahnen, 3000 Gefangene, unter diesen auch den Feldmarschall Horn.

Die Schlacht bei Nördlingen ist, von dem Lützener Kampfe abgesehen, vielleicht das wichtigste Ereignis des ganzen Krieges; wenigstens hat kein anderes unmittelbar so bedeutende Folgen gehabt. Erinnern wir uns, in wie mißlicher Lage sich schon vorher das schwedische Wesen in Deutschland befand. Die eigenen Kräfte nach der Anspannung einiger Jahre schwach und erschöpft, die Bundesgenossen unzufrieden und zum Teil geradezu feindlich gestimmt. Nur die Furcht auf der einen, die Hoffnung, durch der Schweden Hilfe Landerwerb zu erlangen, auf der anderen Seite hatte die protestantischen Stände noch bei jenen festgehalten. Indem aber durch die entscheidende Niederlage bei Nördlingen beides dahinschwand, war der Abfall der meisten deutschen Verbündeten von den Fremden entschieden. Hierzu kam noch ein anderes Moment. Nach der fast völligen Vernichtung seines Heeres hatte Schweden nicht die Macht, aus eigenen Mitteln eine neue Armee aufzustellen. Es wurde dadurch gezwungen, sich Frankreich in die Arme zu werfen. Damit verlor der Kampf völlig den Charakter eines Glaubenskrieges. Das geschickte Betragen der Kaiserlichen trug hierzu vieles bei. Der streng katholische Eifer Ferdinands war nach den trüben Erfahrungen, die er an der Treue der Liga gemacht, und nach der langen Dauer des Kampfes einigermaßen verraucht: weder in Regensburg noch jetzt in Nördlingen wurde das mindeste an der religiösen Verfassung geändert.

Der Rückschlag der Nördlinger Schlacht machte sich auch auf der Versammlung zu Frankfurt am Main bemerkbar, die Oxenstiern bereits im April 1634 eröffnet hatte, um die protestantischen Stände der drei niederdeutschen Kreise zum Anschlusse an den Heilbronner Bund zu bewegen. Zunächst hatten die Verhandlungen sich fünf Monate hindurch unentschieden hingezogen. Dann kam die Schreckensnachricht der Niederlage. Nun schloß man zwar schnell ab, allein es war klar, daß die Bestimmungen über die weitere Fortführung des Bundeskrieges mit Hilfe der beiden sächsischen Kreise nur auf dem Papiere zu existieren bestimmt waren. Gegen Oxenstiern äußerten sich laut Unzufriedenheit und Mißtrauen; man erörterte die Frage, ob man ihm als einem zugleich Unfähigen und gefährlich Ehrgeizigen nicht das Direktorium entziehen solle. Um so eifriger drängte man sich um Feuquières, den französischen Gesandten, um diese anscheinend unerschöpfliche Quelle von Geld und Machtverheißung. Frankreich beherrschte die Lage. Mit Recht riet Richelieu seinem Könige, jetzt weder Truppen noch Geld zu sparen: wenn man nur Hand ans Werk lege, sei die reichste Ernte gewiß. Am 1. November 1634 unterzeichneten die Abgeordneten der Heilbronner Verbündeten in Paris mit Richelieu einen Vertrag, der ganz im Sinne des Kardinals ausfiel. Frankreich versprach, mit 12 000 Mann unter einem deutschen Fürsten und 500 000 Livres

Subsidien die Heilbronner zu unterstützen. Dafür erhielt es Sitz und Stimme im Bundesrate, das Versprechen, keinen Frieden ohne seine Zustimmung abzuschließen, das ganze Elsaß nebst Philippsburg und einigen anderen rechtsrheinischen Festungen eingeräumt — wahrlich ein reicher Preis für geringe Hilfe, nur erklärlich aus der völlig wehrlosen Lage der oberdeutschen Protestanten. Dabei weigerte sich Richelieu entschieden, offen mit Österreich zu brechen. Er wollte nicht als Bundesgenosse der Ketzer den Entscheidungskampf mit den Habsburgern beginnen, den er freilich als unvermeidlich erkannte. Machte doch schon wegen des Pariser Vertrages der Frankreich sonst so freundliche Papst Urban VIII. ihm die bittersten Vorwürfe.

Der Pariser Vertrag ist die erste Ursache des Verlustes des Elsaß für Deutschland geworden. Trotzdem waren die Heilbronner sehr eilig, ihn zu ratifizieren. Anders Oxenstiern; er weigerte sich dessen durchaus, da das Abkommen nicht allein Schweden wichtige von ihm besetzte Gebiete entriß, sondern überhaupt die erste Rolle im Kriege an Frankreich übertrug, das sich nur so geringe Opfer für denselben auferlegte. Und doch, wie lange würde der Kanzler sich dieser Unterwerfung unter das französische Belieben entziehen können? Die Kaiserlichen machten beständige Fortschritte, unbehindert von dem völlig zuchtlosen Heere der Gegner. Sie nahmen Württemberg, das obere Schwaben. Im Oktober ging auch Bernhard von Weimars Herzogtum Franken völlig an die Kaiserlichen verloren. Süddeutschland war in deren Händen; nur das Elsaß und einen Teil der Unterpfalz hielten die Franzosen. Überhaupt, so sehr im Grunde der Kaiser des Krieges müde war, er sah doch ein, daß gerade zu dessen Beendigung eine außerordentliche Anstrengung nötig sei. Der Bund mit Spanien wurde erneuert; weit über 100 000 Mann hatte der Kaiser mit Beginn des Jahres 1635 unter den Waffen. Alle Völker, von Andalusien bis nach Lappland, von Irland bis Polen, schienen sich in Deutschland ein Stelldichein gegeben zu haben, um es zu verwüsten.

Wer möchte es da deutschen Reichsfürsten verdenken, wenn sie nicht länger ein Spielball all der Fremden sein wollten, wenn sie es versuchten, nach Kräften der greulichen Verheerung ein Ziel zu setzen, dem Ruine des Vaterlandes vorzubeugen? Schon seit dem Juni 1634 unterhandelten sächsische Bevollmächtigte mit den Kaiserlichen, erst zu Leitmeritz, dann zu Pirna.[1] Die einzige Schwierigkeit bildete der Punkt der Religion, da Johann Georg für seine Glaubensgenossen nicht nur im Reiche, sondern auch in den österreichischen Erblanden die weitestgehenden Forderungen stellte. Allein der Tag von Nördlingen machte den Sachsen bescheidener; und so wurden am 24. November 1634 zu Pirna im tiefsten Geheimnis Präliminarien unterzeichnet, als Grundlagen für einen demnächst abzuschließenden endgültigen Frieden. Vergebens waren die Abmahnungen Frankreichs, Schwedens und der westdeutschen Evangelischen; vergebens streuten die französischen

1) K. G. Helbig, Der Prager Friede (Hist. Taschenb. 1859).

Abgesandten in Dresden den „Weizen von Peru" aus. Johann Georg blieb seinen versöhnlichen Absichten getreu. Am 30. Mai 1635 machte er zu Prag seinen definitiven Frieden mit dem Kaiser. Letzterer gestand den Protestanten diejenigen geistlichen Besitzungen zu, die sie 1627 inne gehabt hatten, aber ohne daß sie für dieselben reichsständische Rechte ausüben dürften. Das Erzstift Magdeburg wurde des Kurfürsten zweitem Sohne, August, übertragen, vier Ämter jenes Gebietes ganz an Sachsen abgetreten. Reichsstädte und Reichsritterschaft behalten Religionsfreiheit, doch bleibt Donauwörth dem Kurfürsten von Bayern. Die Herzoge von Mecklenburg sind wieder als solche anerkannt. Wegen der erbländischen Unterthanen sowie des pfälzer Kurfürsten ließ sich der Kaiser zu keinem Zugeständnis herbei. Die Schweden sollten mit vereinter Macht, unter kaiserlicher Oberleitung, aus Deutschland vertrieben werden.

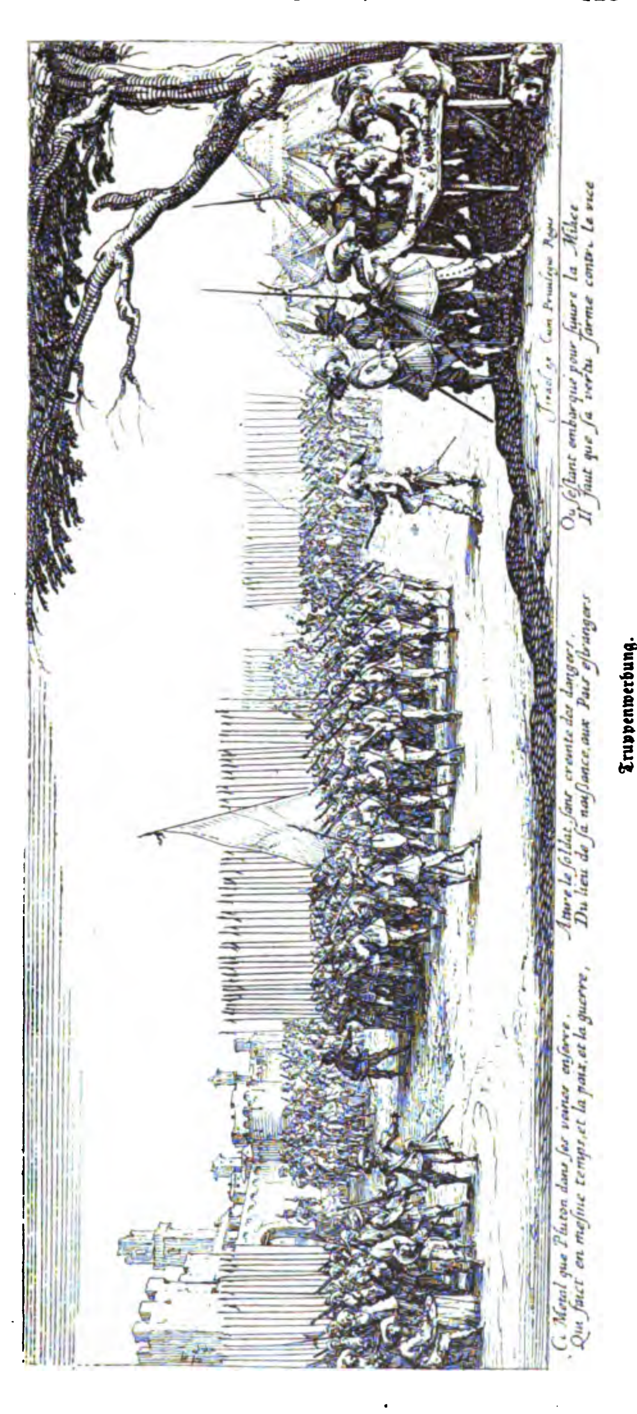
So löblich die friedfertigen Absichten Johann Georgs an sich waren, diese Prager Bestimmungen boten den aufrichtigen Protestanten vielen Grund zur Klage. Der Kaiser hatte den Evangelischen gerade nur so viele Konzessionen gemacht, wie sich gar nicht vermeiden ließ, aber deren Lage war doch weit ungünstiger als vor dem Kriege. Das Normaljahr 1627 war unvorteilhaft für sie; das Recht der Reichsstandschaft, auf den früheren Reichstagen ein Gegenstand des Streits, sollte den evangelischen Stiftsadministratoren endgültig entzogen werden; der pfälzer Kurfürst und Donauwörth waren nicht minder geopfert als die protestantischen Österreicher, Böhmen und Mähren; die katholische Mehrheit im Kurfürstenkolleg war stillschweigend anerkannt. Und dafür verpflichtete sich Sachsen zur Bekämpfung seiner bisherigen protestantischen Bundesgenossen! Für seinen eigenen Vorteil hatte freilich der Kurfürst besser gesorgt; außer den vier magdeburgischen Ämtern erhielt er nunmehr definitiv die beiden Lausitz. Selbst Arnim, der beständige Förderer des Friedens, war mit dessen Inhalt durchaus unzufrieden; als eifriger, überzeugter Lutheraner nahm er den Abschied.

Und doch folgten, aus Schwäche, Überredung, Furcht vor den Fortschritten der kaiserlichen Waffen bald andere protestantische Fürsten dem Beispiele Sachsens. Zunächst Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg.[1])

Am 23. Dezember 1619 war dessen Vater Johann Sigismund gestorben, nach einer entscheidungsreichen Regierung, während deren Brandenburg sich einen Anteil an der kleveschen Erbschaft gesichert und das herzogliche Preußen endgültig erworben hatte. Sein Nachfolger Georg Wilhelm war ein wohlwollender, mit den redlichsten Absichten erfüllter Herr, aber sehr beschränkten Geistes, von heilloser Unentschlossenheit und Ängstlichkeit. Er fand einen Minister nach seinem Herzen in dem Reichsgrafen Adam zu Schwarzenberg, der, obwohl katholisch, seit 1610 in brandenburgischen Diensten stand und in Kleve mit Erfolg thätig gewesen war. Über alle eingeborenen und protestantischen Räte hinweg erhob ihn nun der Kurfürst zum Präsidenten des Ge-

1) J. G. Droysen, Der Staat des Großen Kurfürsten, Bd. I (Berlin 1861).

heimen Rates, das heißt zum ersten Minister. In den laufenden Geschäften außerordentlich gewandt, wußte Schwarzenberg, der selber jeder entscheidenden That abgeneigt war, durch halbe Maßregeln scheinbar den Bedürfnissen zu genügen und dadurch seinem Herrn jeden großen Entschluß zu ersparen. Man bewahrte in dem furchtbaren Kampfe so lange wie möglich eine schwächliche Neutralität, die nicht einmal durch ein beträchtliches Truppenkorps geschützt wurde und so Georg Wilhelm und sein Land lediglich zum Opfer aller Kriegführenden machte. Die Schweden bemächtigten sich Preußens, die Holländer Kleves; die Kurmark selber wurde von Kaiserlichen, Ligisten, Dänen u. s. w. nach Belieben ausgeplündert und verheert. Endlich, gegen seinen Willen, mußte Georg Wilhelm 1631 sich den



Truppenwerbung.

Radierung von Jacques Callot, aus der Folge: Les misères et malheurs de la guerre.

Schweden anschließen. Nach dem Prager Frieden aber riet ihm Schwarzenberg, den sein Bekenntnis und sein reichsgräflicher Stand zum Kaiser hinzogen, immer wiederholt, jenem Übereinkommen beizutreten, obwohl Georg Wilhelms reformierte Glaubensgenossen gar nicht in demselben erwähnt waren, Magdeburg, das früher seinem Bruder gehört, an Sachsen ausgeliefert, überhaupt nur des letztern Vorteil wahrgenommen wurde. Georg Wilhelm folgte seinem Rate.

Das Beispiel der beiden Kurfürsten zog Kulmbach, Anhalt, Weimar, viele oberdeutschen Stände, die fränkische und schwäbische Reichsritterschaft nach sich. Nicht allein das Frankfurter, auch das Heilbronner Bündnis hatten aufgehört zu existieren.

Der Prager Friede veränderte die ganze Sachlage, zunächst mehr noch zu ungunsten Frankreichs als Schwedens. Ohne Zweifel war Richelieu die Niederlage der Schweden bei Nördlingen ganz genehm gewesen; wir haben gesehen, wie gut er dieselbe auszubeuten verstanden hatte. Aber nun drohten alle Protestanten zu Österreich überzugehen, machte selbst Schweden Miene, dem sächsischen Vergleiche beizutreten. Damit war der ganze schöne Plan Richelieus vereitelt, der soeben erst gewonnene Erfolg völlig in Frage gestellt. Wollte Frankreich nicht alles verlieren, so mußte es sich zu größeren Opfern verstehen und mit minderem Danke zufrieden geben. Zunächst setzte Oxenstiern in dem Vertrage zu Compiègne im April 1635 wesentliche Einschränkungen des Pariser Abkommens zu gunsten Schwedens durch. 24 000 anstatt 12 000 Mann versprach Ludwig XIII. den Verbündeten zu Hilfe zu senden. Dem Herzoge Bernhard von Weimar, der soeben zu Worms zum Oberfeldherrn des schwedisch-protestantischen Bundes ernannt worden, wurde auch das Oberkommando über die französischen Hilfstruppen angeboten, mit der Nutznießung des Elsasses, allerdings unter französischer Hoheit. Darauf ging freilich Bernhard nicht ein.

Die größte Liebenswürdigkeit trug Frankreich jetzt für Schweden zur Schau. Eine französische Gesandtschaft unter Leitung eines vorzüglichen Diplomaten, des klassisch und gesellschaftlich gleich fein gebildeten Grafen Klaudius von Avaux, suchte die Dänen zum Anschluß zu bewegen und begab sich dann nach Stockholm. Hier bezeichnete man ihr als wichtigste Angelegenheit die Beendigung des inzwischen wieder ausgebrochenen Krieges mit den Polen, die allein es ermöglichen werde, die gesamte schwedische Macht in Deutschland zu verwenden. Sofort eilte d'Avaux auf den Kampfplatz, und nach unsäglichen Mühen gelang es ihm, im September 1635 zwischen beiden Mächten zu Stuhmsdorf einen sechsundzwanzigjährigen Waffenstillstand zu vermitteln. Das war ein glänzender Sieg der Diplomatie d'Avaux'! Nun brachen die gegen Polen bestimmten schwedischen Truppen unter Torstenson und Wrangel in Deutschland ein — das so aller gehofften Früchte des Prager Friedens verlustig ging. Oxenstiern, der bei dem fortdauernden Glücke der Kaiserlichen daran verzweifelte, das innere Deutschland zu halten, begab sich der neuen Armee entgegen an die Ostseeküste.

Nicht mehr die Religionsparteien sind es, die von dieser Zeit an gegeneinander fechten. Auf beiden Seiten vielmehr, der kaiserlichen wie der schwedisch-französischen, kämpfen katholische und protestantische Mächte ohne Unterschied, wenn auch auf jener Seite die Färbung eine mehr klerikale, auf dieser eine mehr neuernde ist. Im kaiserlichen Heerlager ist von nun an Deutschland, im entgegengesetzten sind die Fremden, welche sich auf Deutschlands Kosten bereichern wollen, allerdings, wie gewöhnlich, von einigen Reichsfürsten unterstützt. Es wäre ungerecht, die letzteren ohne weiteres verdammen zu wollen. Des Kaisers Rachgier, des Sachsen Beschränktheit und Selbstsucht hatten den Prager Frieden derart geschlossen, daß kein eifriger Protestant demselben beistimmen konnte. Durfte doch Ferdinand eine ganze Anzahl Fürsten, wie die kurpfälzische Familie, den Herzog von Württemberg, den Kasseler Landgrafen, von der im Frieden verheißenen Amnestie namentlich ausschließen. Allein im ganzen bedeutete ohne Zweifel der Sieg der Kaiserlichen fürder Deutschlands Einheit und Macht, der der Gegner seinen Zerfall und seine Beraubung.

Der Kampf blieb jedoch nicht mehr auf Deutschland beschränkt. Gerade die Siege der Habsburger haben den französischen Prinzipalminister gezwungen, ihn über das ganze westliche Europa auszudehnen.

Viertes Kapitel.

Die Regierung Richelieus.

Unsere Gegenwart ist die Zeit historischer „Rettungen"; auch mit Ludwig XIII. hat man neuerdings eine solche versucht [1]) und sich bestrebt, nachzuweisen, daß derselbe mit Geist und Herz seinem großen Minister zugethan gewesen sei. Das ist nicht geglückt. Ludwig besaß genug gesunden Verstand, um den unermeßlichen Nutzen zu erkennen, den Richelieus gewaltiger Genius dem Königtume brachte. Aber gerade des Mannes unendlich überlegene Größe drückte des Königs beschränkte Intelligenz, seinen furchtsamen, kleinlichen und schwachen Charakter nieder; er fühlte den Diener als seinen Herrn und fügte sich nur widerstrebend in dieses Verhältnis. [2]) „Richelieu", berichtet ein venezianischer Diplomat seinem Dogen, „weiß sehr wohl in seinem Innern (ich werde da eine Sache sagen, die dem allgemeinen Glauben widerspricht und vielleicht nicht einmal Eurer Hoheit ganz bekannt ist), daß er die aufrichtige und herzliche Zuneigung Sr. Majestät nicht besitzt und von derselben mehr geachtet als geliebt ist. Er wird gehalten von der Notwendigkeit, der Achtung und, wenn ich so sagen darf, von der Furcht viel mehr als von dem guten Willen des Königs ihm gegenüber." Ludwig übte streng alle Zeremonien der Kirche und lag mit unermüdlichem Eifer, auch in der schlimmsten Jahreszeit, der Jagd ob. Er arbeitete unter Leitung des

---

1) M. Topin, Louis XIII et Richelieu (Paris 1874; seitdem in mehrfachen Auflagen).

2) Selbst Saint-Simon, der den Schöpfer der Größe seines Hauses in Ludwig XIII. liebt und bei jeder Gelegenheit preist, sagt in der „Parallele zwischen den drei ersten Königen des Hauses Bourbon": Admirons donc la justesse de tact de Louis XIII auquel seul ce choix si excellent est dû, puisque le goût n'y entra pour rien. Die beiden venezianischen Gesandten Alvise Contarini (1637) und Angelo Correr (1641) sind hierin einstimmig; Barozzi und Berchet, Relazioni venete al Senato nel secolo XVII°, Serie II, Bd. II). Der erstere sagt: Non mediocre è la gelosia che ha bene spesso il Cardinale degli andamenti del re conoscendolo coperto e simulato, sospettoso e geloso della sua autorità. Conoscendo sua Maestà esser inviluppato in gravissimi negozii e congiunture molto ardue, ni amando di affaticarsi col pensiero e la mente, non sapendo dove zivolgersi o a chi confidare le cose sue, difficilmente può privarsene riputandolo necessario (S. 305 f.). — Den zweiten (S. 332) citiere ich oben im Texte.



König Ludwig XIII. von Frankreich.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Jean Morin (1612—1660);
Originalgemälde von Philipp de Champaigne (1602—1674).

Kardinals fleißig und nicht ohne Geschick an dem Detail der Heeresverwaltung: der Souverän wurde ein guter Büreauchef im Kriegsministerium. Ein Glück für Richelieu, daß Ludwig ihn fürchtete; er wagte nicht die Kette zu brechen, aber er haßte den Gebieter, dessen er sich doch nicht entledigen durfte noch konnte.[1])

In dieser schwankenden Stellung wurde der Kardinal auf das heftigste von allen Schattierungen der Opposition angegriffen. Die Hugenotten hatte er besiegt, die Klerikalen durch Zugeständnisse einstweilen besänftigt: da erhoben sich, kühn gemacht durch ihre ungestraften Aufstände unter der Regentin und Luynes, seine hocharistokratischen Gegner zu offener Widersetzlichkeit, indem sie sich um den jüngeren Bruder des Königs, Herzog Gaston von Orleans scharten. Zum großen Vorteile des Ministers war Gaston ein zwar liebenswürdiger, fein gebildeter, aber im Grunde unfähiger Fürst, dabei von kraftlosem egoistischen Wesen, stets einem Günstlinge unterthan, aber auch stets bereit, denselben zu opfern und zu verraten. Schon im Jahre 1626 verlangten die Großen für Gaston, der bei der einstweiligen Kinderlosigkeit des Königs präsumptiver Thronerbe war, den Eintritt in den Geheimen Rat, um durch seinen Einfluß Richelieu zu beseitigen. Setzte man dies nicht gutwillig durch, so war man entschlossen, zur Gewalt zu greifen. Außer Gaston waren von der königlichen Familie noch zwei natürliche Brüder Ludwigs, des Namens Vendôme, Teilnehmer des Komplotts. Aber der Kardinal ließ sich von diesem furchtbaren Bunde nicht einschüchtern. Er unternahm es, die Autorität des Königtumes auch gegen des Königs nächste Blutsverwandte aufrecht zu erhalten. Die beiden illegitimen Söhne Heinrichs IV. wurden ohne weitere Umstände wie ganz gewöhnliche Sterbliche verhaftet. Gaston, aufgestachelt von dem jungen Grafen Chalais, einem begeisterten Verfechter der Adelsprivilegien, wollte sich nun, gestützt auf die unzufriedene Aristokratie, in offener Empörung erheben; aber seine Schwäche und Feigheit ließen ihn zögern, bis Richelieu diese Pläne entdeckt hatte. Der Prinz war niederträchtig genug, für seine Verzeihung und reiche Ausstattung seine Freunde dem Kardinal zu verraten, ihm alle ihre Entwürfe zu offenbaren. Chalais wurde hingerichtet, Gastons Erzieher und Günstling, der alte Marschall Ornano, starb im Kerker. Orleans tröstete sich darüber, indem er die reichste Erbin von Frankreich, die Prinzessin von Montpensier, heiratete und so sein Einkommen auf mehr als eine Million Livres jährlich brachte. Wie hätte der König noch zwischen einem solchen Menschen und einem Richelieu schwanken können. Aber niemals seit den Zeiten Ludwigs XI. war mit so grausamer Energie gegen die erlauchtesten Namen Frankreichs verfahren worden.

Eine allgemeine Reaktion gegen den hohen Adel folgte dieser seiner Niederlage; es zeigte sich klärlich, wie vollständig er jede Achtung und Liebe

---

3) Richelieu beurteilte seine eigene Lage ganz richtig; Maximes d'Estat du Cdl de Richelieu, éd. Hanotaux, p. 793.

bei der Nation verscherzt hatte. Einem oft geäußerten Wunsche des dritten Standes entsprechend wurde durch Ordonnanz vom 31. Juli 1626 vorgeschrieben, alle Befestigungen, die nicht der Sicherheit der Reichsgrenzen dienten, niederzureißen: ein Befehl von ungeheurer Tragweite, der die Axt an die Wurzel aller feudalen Selbständigkeit legte. Unter dem Klange der Musik arbeiteten die Gemeinden eifrigst an der Zerstörung jener trotzigen Mauern, von denen aus so oft Brand, Plünderung und Mord über sie gekommen war. Die feudalen Erbämter eines Großadmirals und eines Connetable von Frankreich wurden für immer abgeschafft. Gegen die Duelle, welche häufig wahren Schlachten glichen, schritt Richelieu mit unerbittlicher Strenge ein. „Man muß entweder den Duellen oder den Edikten Eurer Majestät den Garaus machen," sagte er, als Ludwig zögerte, das Todesurteil gegen mehrere vornehme Duellanten zu unterzeichnen. Erst jetzt ging es für Frankreich mit dem Mittelalter völlig zu Ende.

Die Wirren der Bürgerkriege, durch die seit sechzig Jahren fast unaufhörlich die Ruhe des Reiches gestört, Bürger und Bauer verarmt waren, hatten die ungeheure Mehrheit des französischen Volkes mit begeistertem Royalismus erfüllt. Selbst die Aufständischen wagten nicht mehr gegen die Krone zu kämpfen; „Für den König gegen den Kardinal", schrieben sie auf ihre Fahnen. Wie zu den Zeiten Ludwigs VI. und Philipp Augusts stand die Nation zum Monarchen gegen den Hochadel. Ohne diese mächtige Bundesgenossin wäre es selbst dem gewaltigen Geiste Richelieus nicht möglich gewesen, in achtzehnjähriger Herrschaft eine so bedeutsame Umwälzung durchzuführen. Durch Flugblätter und Zeitungsartikel suchte er deshalb fortwährend die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten zu bearbeiten. Aber von den Gegnern durfte niemand, so hoch er auch stand, auf Schonung hoffen, wenn er die Gesetze übertrat: ohne Rücksicht auf Fürbitten der ersten Männer des Reiches erlagen für verhältnismäßig unbedeutende Vergehen gerade Vornehme dem Richtschwert.

Richelieu konnte es wagen, zur Förderung seiner Zwecke eine Notablenversammlung einzuberufen. Sie zeigte sich in der That durchaus dem Königtume und den Plänen des großen Ministers ergeben. Gegen alle Majestätsverbrecher — und die grausame Rechtspflege der Zeit gab diesem Begriffe eine sehr weite Ausdehnung — wurden die strengsten Strafen festgesetzt. Das stehende Heer sollte auf die Stärke von fast 30000 Mann, die Flotte auf 45 Kriegsschiffe und eine beträchtliche Anzahl von Galeeren gebracht werden: nicht nur um die äußeren Feinde zu besiegen, sondern auch um jede Rebellion im Innern nieder zu halten. Zugleich wurden, als Basis aller staatlichen Macht, die Finanzen aus grenzenloser Unordnung wieder hergestellt. Frankreich begann in politischer und sozialer Beziehung eine neue Gestalt anzunehmen.

Noch hatte aber Richelieu den ersten Teil seiner selbstgewählten Aufgabe: die Niederwerfung aller im Innern des Reiches dem absoluten Königtume

widerstrebenden Elemente, nicht vollbracht, als ihm Veranlassung wurde, auch an der Ausführung des zweiten Teiles zu arbeiten: Erhebung Frankreichs über alle anderen Staaten, vorzüglich Demütigung des Gesamthauses Österreich. Zugleich galt es ihm, die damals noch völlig ungedeckten, jedem feindlichen Angriffe offen stehenden Grenzen Frankreichs zu sichern. Lothringen und die Freigrafschaft drückten auf den Nordosten; im Norden standen die Spanier dicht an der Somme, nur drei Tagemärsche von Paris entfernt. Im Süden überschritt Spanien die Pyrenäen durch Okkupierung der Grafschaft Roussillon. Die Festungen, die von allen Seiten Frankreich einschlossen und bedrohten, fortzunehmen und somit zu Bollwerken des eigenen Staates umzuschaffen, war eines der hauptsächlichsten Ziele Richelieus. Wir wissen ferner, wie er in Graubünden, in Italien gegen die alles verschlingende Macht Spaniens intervenierte. Er selbst hatte den Krieg geführt. Dieser unvergleichliche Geist war jeder Aufgabe gewachsen: Kirchenfürst, Litterat, Leiter der auswärtigen, der inneren wie der Marineangelegenheiten, war er nicht weniger ein ausgezeichneter Feldherr. In den Panzer gehüllt, gleich so manchem mittelalterlichen Kirchenfürsten, das Schwert an der Seite und die Pistole am Sattel, erschien er zweimal in Italien. Die Unterwerfung Savoyens, die Besitznahme Pignerols, die Erhaltung des Nevers in Mantua waren die glänzenden Ergebnisse der Feldzüge von 1629 und 1630. Zugleich unterstützte Richelieu Gustav Adolf in seinem Kampfe gegen die Habsburger, unbekümmert um den Schaden, den er derart den katholischen Interessen zufügte.

So erstreckten sich die Fäden seiner Politik, mannigfach verschlungen und doch nach einheitlichem, klar erkanntem und rücksichtslos verfolgtem Plane geordnet, über ganz Europa. Aber gerade diese Politik erweckte ihm im Innern Frankreichs neue Schwierigkeiten, die beinahe seinen Sturz herbeigeführt hätten. Marie von Medici, ursprünglich die eifrige Gönnerin des Kardinals, war über dessen wenig kirchliches Verfahren entrüstet und machte mehrfache Versuche, durch heftige persönliche Einwirkung auf ihren Sohn den Minister zu beseitigen. Indes wie die Brüder des Königs, so mußte auch dessen Mutter die furchtbare Macht Richelieus über den Geist des liebeleeren Monarchen kennen lernen. Als Marie in leidenschaftlichen Worten dem letztern nur die Wahl zwischen seiner Mutter und seinem Minister ließ, war der König einsichtig und kühl genug, nach kurzem Zögern — während dessen Marie und ihre Anhänger schon alles gewonnen glaubten — einen Richelieu dieser Medici vorzuziehen. Das ist der berühmte „Tag der Betrogenen" (Journée des dupes, 11. November 1630). Indes unentschuldbar ist es, daß Ludwig seine Mutter aus seiner Gegenwart verbannte, sie zwang, zu den Feinden Frankreichs, nach den spanischen Niederlanden, nach Brüssel zu fliehen (Juli 1631). Sie hat Frankreich nicht wieder gesehen. Richelieu, der nie einem Gegner verziehen hat, rächte sich an Marie, indem er ihr jede Unterstützung aus der Heimat versagte; arm und verlassen lebte und starb die Witwe Heinrichs IV.,

die einstige Regentin Frankreichs, in Köln, weil sie es gewagt hatte, sich dem monarchischen Prinzipe entgegen zu stellen. Auch der präsumptive Thronerbe Gaston, der mit Marien im Bunde gewesen, hielt sich in Orleans nicht mehr sicher und floh zu einem der unversöhnlichsten Gegner seines Landes, dem Herzoge Karl von Lothringen. Der Kanzler Marillac, mit jenen befreundet, wurde abgesetzt, dessen Bruder, der Marschall, obwohl eines Vergehens nicht überführt, mußte das Haupt auf den Richtblock legen — ein wahrer Justizmord. Niemals ist das Königtum mit ähnlichen Gewaltmitteln gegen seine ersten Angehörigen und Diener selbst verfochten worden!

Indes so tief war der Freiheits- und Unabhängigkeitssinn in Frankreich noch nicht gedemütigt, daß diese extremen Maßregeln ganz ruhig ertragen worden wären. Es bildete sich eine große nicht ungefährliche Koalition aller Mißvergnügten. Die Parlamente — d. h. die höchsten Gerichtshöfe des Landes — sowie die Magistrate der größeren Städte wollten sich nicht widerstandslos dem Despotismus unterwerfen, und eifrig schloß sich der Adel ihnen an. Selbst die loyalsten wurden schwankend; denn nach dem Verfahren des Kardinals gegen des Königs Mutter und Bruder glaubte man in ihm nicht mehr den Diener der Krone zu sehen, sondern einen Wahnwitzigen, der in verruchtem Ehrgeize auf den Trümmern des königlichen und jedes vornehmen Hauses nur seine eigene Herrschaft begründen wolle. Kräftigen Beistandes von außen waren die Unzufriedenen sicher, da Gaston sich auf das engste mit dem unruhigen, allezeit dem Kaiser und Spanien ergebenen Karl IV. von Lothringen verbunden hatte. Jenem schloß sich auch der Gouverneur der wohlbevölkerten und noch unabhängig gesinnten Provinz Languedoc an, Herzog Heinrich von Montmorency. Das war um so gefährlicher, als der Herzog aus dem erlauchtesten, mit dem königlichen Hause nächst verschwägerten Geschlechte Frankreichs stammte, selber ein ritterlicher, tapferer, glänzender und allbeliebter Kavalier war. Er sah eben kein Verbrechen darin, mit den Ständen seiner Provinz, mit der Mutter und dem Bruder seines Königs eng vereint, dem anmaßenden Despotismus eines kleinadligen Emporkömmlings entgegenzutreten. Während er im Süden des Reiches die Fahne des Aufstandes entfaltete, brach (Juni 1632) Gaston von Orleans in dessen Osten ein, an der Spitze spanischer und lothringischer Truppen.

Richelieu geriet in die gefährlichste Lage. Kein Zweifel, daß dieser heftige Widerstand altberechtigter geschichtlicher Gewalten gegen die aufstrebende Allmacht des Staates und seines Repräsentanten, des Königtums, ebensowenig der moralischen wie der materiellen Begründung entbehrte. Allein der große Revolutionär, der damals an der Spitze Frankreichs stand, entfaltete eben eine wahrhaft revolutionäre Thatkraft. Rings von Gefahren umgeben, denen er bei dem mindesten erschreckten Zögern zum Opfer gefallen wäre, griff er unverzüglich überall mit Entschiedenheit ein, aber auch mit dem festen Entschlusse, jeden Feind, der ihm in die Hände geraten würde, unnachsichtlich zu vernichten. Ein Glück für ihn und damit für die Autorität des Königtums, daß die



CHARLES IIII DVC DE LORRAINE [...] Marchis Duc de Cal. Bar &c. Fils de François Comte de Vaudemont et de Chresti[...]enne de Salm. ses prem.^res armes furent employées au secours de la Religion et de l'Empereur Ferdin. II a la Bataille de Prague, contre le Roy de Boheme ou il mena 4500. hōmes. Apres la 1.re Bataille de Leipsic ce Duc passa le Rhin, et arresta le cours des progrez des Suedois, cōmandant l'armee Imperiale confederée contr'eux. Il contribua beaucoup au gain de la batail. de Nortlinguen, et prit les Generaux Horn et Gratz prisonniers. Deffit le Wirtemberg, cōbattit le Duc de Weimar aux bords du Mein, l'empescha d'assieger Besancon, fit leuer le siege de Dole, cōbattit 7 heures aux ataques de Poligny, et de Brisac; et mit en route l'armee Françoise a Dutlinguen. Ayant cōmandé en Allemagne et en Flandre diuerses armées pour l'Emp.^r et le Roy d'Espagne auec beaucoup de valeur. Il a espousé la Duchesse Nicole de Lorraine sa cousine germaine, Fille aisnée de Henry Duc de Lorraine et de Bar, et de Marguerite de Gonzague.

A Paris chez Daret auec priui. du Roy 1652

Herzog Karl IV von Lothringen.

Verkleinertes Facsimile eines gleichzeitigen anonymen Kupferstiches.

verschiedenen Richtungen der Opposition sich so wenig verständigen konnten. Hatten die Großen die Hugenotten früher im Stiche gelassen, so wollten jetzt diese wieder nichts von dem Unternehmen jener wissen. Der hohe Adel selbst war durch Koterien und kleinliche Interessen gespalten, und ein Teil seiner Häupter hielt zum Kardinal.

Dennoch, nach einigen Erfolgen der Aufständischen würde die Empörung sehr weit um sich gegriffen haben. Allein die königlichen Truppen waren überall zur Hand. Ein französisches Heer brach in das Herzogtum Lothringen ein, eroberte es in acht Tagen und zwang Karl IV. zu dem Frieden von Liverdun, der ihm wenig mehr als den Namen seines Herzogtums übrig ließ; es griff dann die Spanier im Kurfürstentum Trier an und hinderte sie damit an jeder direkten Unterstützung der Aufständischen. Inzwischen hatte Gaston in Burgund eine so große Furcht vor der königlichen Autorität gefunden, daß er die Provinz räumen und sich zu Montmorency begeben mußte, für den allerdings die Miliz von Languedoc unter Waffen getreten war. Bei guter vorsichtiger Führung hätten diese zahlreichen Scharen etwas ausrichten können; der königliche Marschall Schomberg mit seinen geringen Streitkräften mußte sich in einer festen Stellung bei Castelnaudari verschanzen. Als am 1. September 1632 die Aufständischen vor derselben eintrafen, wartete der ritterlich verwegene Montmorency die Einwirkung seiner Artillerie nicht ab, sondern warf sich mit seiner adligen Umgebung tollkühn auf die wohlverwahrten Gegner. Bald stürzte er schwer verwundet nieder und wurde gefangen genommen.

Die wahnwitzige Attacke von Castelnaudari entschied das Schicksal des Aufstandes. Nach dem Falle des volkstümlichen Gouverneurs löste sich die Partei der Widersetzlichkeit in Languedoc von selbst auf, die Milizen warfen eilig die Waffen fort. Gaston hatte keinen andern Gedanken mehr, als sich bis auf bessere Zeiten mit dem Könige zu versöhnen; und so machte er Frieden mit seinem Bruder, indem er ausdrücklich seine unglücklichen Gefährten der Strenge der Gesetze preisgab, um nur sich und seine reiche Apanage zu retten. Selten hat ein feigerer und niederträchtigerer Egoismus eine immerhin große Sache verunziert. Richelieu war entschlossen, dem Adel ein furchtbares und abschreckendes Beispiel der Strenge zu geben: von dem Parlamente von Toulouse zum Tode verurteilt, endete der letzte Sprößling der Montmorency auf dem Blutgerüst (30. Oktober 1632). Weitere Maßregeln der Rache folgten. Außerordentliche Gerichtskommissionen durchreisten die Provinzen und verbreiteten Furcht nach allen Seiten; ohne jede prozessualische Form, ja ohne nur die Angeklagten zu hören, sprach man zahlreiche Todesurteile aus. Der Widerstand der Parlamente, der rechtmäßigen Obergerichte, gegen diese gesetz- und verfassungswidrige Justiz wurde mit brutaler Gewalt gebrochen. Alle Beamten, die dem Kardinal nicht durchaus ergeben waren, wurden durch dessen Geschöpfe ersetzt. Die Autorität des Staates schien gewissermaßen mit der Richelieus identifiziert. Diejenigen, die es wagten, sich nicht sowohl um seine Gunst als um die des Herrschers zu bewerben, sahen sich von dem

Minister geradezu verfolgt.[1]) Der König war ganz in des letztern Gewalt; der Monarch arbeitete selber für die kürzlich entstandene „Gazette de France“ Artikel aus, in denen er die Entwürfe und Maßregeln seines Ministers verteidigte. Eine andere Presse, als die offizielle, wurde überhaupt nicht geduldet.

Doch so leicht sollte die Begründung der unbestrittenen Macht des französischen Königtumes mit Umwälzung aller bisherigen Einrichtungen und Anschauungen nicht werden. Die beständigen Kämpfe im Innern und nach außen hatten die Steuerkraft des Volkes auf das höchste angespannt. Jährlich mußte dasselbe über 170 Millionen Livres (etwa gleich 820 Mill. Mark nach heutigem Geldwerte) für Staats- und Provinzialausgaben entrichten. Wiederholte nicht unbedenkliche Aufstände erschütterten die Regierungsgewalt und konnten nur unter furchtbarem Blutvergießen unterdrückt werden. Der gefährlichste war (1639) die Revolte der „Barfüßer“ in der Normandie, wo das „Heer des Leidens“ Hunderte königlicher Beamten tötete und deren Häuser zerstörte. 1640 brachen in zahlreichen Provinzen Rebellionen gegen die Steuer des „zwanzigsten Pfennigs“ aus; man warf die Steuerempfänger in Kessel mit siedendem Kalk. Die Parlamente stellten sich auf die Seite der Unzufriedenen gegen den Minister.

Auch nach außen hin begegnete dessen vordringende Politik großen Schwierigkeiten.

Wir wissen, daß er es bei seiner Einmischung in die deutschen Angelegenheiten hauptsächlich auf die Erwerbung des linken Rheinufers abgesehen hatte, die schon seit Karl VII. das stete Ziel der französischen Eroberungsgelüste war. Im Jahre 1632 hatte der Kardinal durch einen bezahlten Lohnschreiber, Cassan, ein Buch verfertigen lassen[2]), das des Königs Ansprüche auf jene Gegenden verfocht. Es wurde in vier Auflagen verbreitet und erregte ungemeines Aufsehen. Allein so leicht war dieses Ziel nicht zu erreichen. Die Habsburger wehrten sich mit Entschlossenheit. Nachdem sie sich ihrer deutschen Gegner durch den Prager Frieden entledigt hatten, kämpften sie gegen ihre andern Widersacher, die Holländer, ohne allzu großen Verlust.

König Philipp III. von Spanien war am 31. März 1621 gestorben, nach einer Regierung, die den Verfall seines Staatswesens auf allen Gebieten gefördert hatte. Sein unwürdiger Günstling Lerma war durch den allgemeinen Unwillen aller Stände des Volkes schon 1618 gestürzt worden, mit Hilfe des eigenen Sohnes, des Herzogs von Uzeda, der sein Nachfolger wurde, aber noch kläglicher und geistloser wirtschaftete, als sein Vater. Der neue

---

1) Zahlreiche Beispiele bei Bourelly, Le Maréchal de Fabert, Th. I (3. Aufl. Paris 1885).

2) Recherche des droits du Roy et de la Couronne de France sur les royaumes, duchez, comtez, villes et païs occupez par les princes étrangers; Paris 1632, 4°. — Der Verfasser erhielt zur Belohnung nicht weniger als 16 000 Livres; für so wichtig hielt der Kardinal das Werk (Rahlenbeck, Metz et Thionville, Brüssel 1881; S. 35 Note).

König, Philipps III. Sohn Philipp IV., erst sechzehn Jahre alt, wurde von allen Bewohnern des weiten Reiches mit lautem Jubel begrüßt, da man von ihm segensreiche Reformen, ein milderes und einsichtigeres Regiment und eine gemäßigtere, besonnenere Politik erwartete. Philipp IV., ein Fürst von zartem Äußeren, freundlich und milde in seinem Auftreten, wenn auch nicht gerade freigebig und großherzig in seinen Thaten[1]), war nicht ohne Begabung, allein doch nur für die privaten Beschäftigungen der Musik, Poesie und Kunst, für welche alle er sich lebhaft interessierte. Seiner Königspflicht glaubte er durch strenge Aufrechterhaltung der Herrscherwürde, durch ernstes, gemessenes und schweigsames Wesen zu genügen. Die Last der Geschäfte überließ er dagegen einem ersten Minister. Freilich Uzeda und dessen unwürdige Helfer wurden entfernt und bestraft. Lerma mußte seine Veruntreuungen durch eine hohe Geldstrafe büßen und starb in der Zurückgezogenheit 1625. Dafür trat an die Spitze des Reiches ein neuer Günstling, Gaspar Guzman Graf von Olivares, der, bald mit dem Herzogstitel ausgerüstet, gewöhnlich als der Graf-Herzog (conde-duque) bezeichnet wurde.

Olivares (geboren 1587) war seiner hohen Stellung nicht unwürdig. Er zeichnete sich vor seinen Vorgängern aus durch persönliche Uneigennützigkeit, Verschmähung jegliches materiellen Vorteiles, durch Einfachheit in den Sitten und durch aufopfernde unermüdliche Thätigkeit für die öffentlichen Angelegenheiten. Von starkem Leibesumfange und schwankender Gesundheit, lag er doch von morgens bis spät in die Nacht den Staatsgeschäften ob.[2]) Auch suchte er nicht ohne Einsicht den tiefen Schäden des spanischen Volks- und Staatslebens abzuhelfen. Er setzte die übermäßige Zahl der königlichen Beamten, welche das Mark der Nation verzehrten, auf den dritten Teil herunter. Die Lust an prahlerischer Verschwendung, welche alle Stände ergriffen hatte, bekämpfte er durch Luxusgesetze sowie durch Entfernung der Großen aus der Hauptstadt. Er ermutigte die Zunahme der Population durch Prämien auf frühe Verheiratung und auf Kinderzeugung. Er suchte katholische Fremde in das Land zu ziehen, dabei aber von der Beherrschung des spanischen Seehandels zu entfernen. Allein zwei Umstände waren es, die alle seine Bemühungen zunichte machten: einmal daß er es nicht wagen durfte, die Unduldsamkeit und den maßlosen Reichtum der spanischen Kirche zu beschränken, und dann die Fortdauer der aggressiven Politik, welcher doch die Kräfte Spaniens nicht mehr entsprachen.

Philipp IV. hegte den Ehrgeiz, sein Königshaus an der Spitze Europas zu erhalten, Spanien die alte Suprematie zu bewahren. So wenig kriegerisch er selber war, er liebte es, daß seine Heere beständig Lorbeeren ernteten. In phantastischer Eitelkeit legte er sich den Beinamen des Großen bei. Die

1) Siehe Relation des venetianischen Gesandten Francesco Corner (1634, bei Barozzi und Berchet, Relazioni venete al Senato nel secolo XVII°, Serie I, Bd. II, S. 10 f.

2) Ebendas. S. 12 f.

Folge davon war, daß Spaniens Menschen- und Geldarmut durch die ununterbrochenen Kriege in erschreckendem Maße zunahm. Keine Reformmaßregel konnte dagegen helfen. Man kämpfte zu gleicher Zeit in Italien, in Deutschland, in den Niederlanden.

Hier hatte der Krieg sofort nach der Thronbesteigung Philipps IV. wieder begonnen, da der zwölfjährige Waffenstillstand abgelaufen war. Auf spanischer Seite befehligte der erprobte Marchese Ambrosio Spinola, jener merkwürdige genuesische Bankier, der zwanzig Jahre früher auf eigene Kosten ein Heer für den Dienst des katholischen Königs angeworben und sich sofort aus dem Kaufmann in den vorzüglichsten Feldherrn der Zeit verwandelt hatte. Auch jetzt zeigte er sich, obwohl kränkelnd und von unbezahlten und deshalb meuternden Truppen umgeben, seinem Gegner Moritz von Oranien überlegen. Er nahm den Holländern Jülich ab, dann nach einer langwierigen Belagerung, auf welche die Augen ganz Europas gerichtet waren, das feste Breda. Im nächsten Jahre (1625) traten beide Feldherren vom Schauplatze ab: Spinola mußte sich wegen seiner zunehmenden Kränklichkeit von der militärischen Thätigkeit zurückziehen — er ist 1629 gestorben; Moritz von Oranien wurde schon damals vom Tode ereilt. Da er unvermählt gestorben, folgte ihm in der Statthalterschaft fast aller Provinzen und in der Leitung des Heeres sein Bruder Friedrich Heinrich. Wenige Monate vor der Ermordung seines großen Vaters (1584) zu Delft geboren, hatte Friedrich Heinrich unter der Leitung des älteren Bruders deu Krieg erlernt und sich frühzeitig durch Mut und militärisches Geschick ausgezeichnet. Ein tapferer Kriegsmann, ein umsichtiger und gewandter Politiker, war er zugleich von milder und versöhnlicher Gesinnung und bemühte sich, die Remonstranten möglichst gegen die Verfolgungswut der Gomaristen zu schützen. Unter ihm haben die Vereinigten Provinzen den Höhepunkt ihrer Blüte und Macht erreicht.

Er gab sofort den kriegerischen Operationen einen neuen Schwung, zumal er auch von Frankreich und England Unterstützung erhielt. Sein Admiral Peter Hein lähmte die militärischen Kräfte der Spanier, indem er 1628 die amerikanische Silberflotte erbeutete. Hierdurch ermutigt, belagerte er selber die wichtige Festung Herzogenbusch, das Bollwerk von Nordbrabant; vergebens suchten spanische und kaiserliche Generale die Stadt zu entsetzen: im September 1629 mußte sie kapitulieren. Die Belagerung von Herzogenbusch war die erste jener zahlreichen methodischen Berennungen, in denen sich Friedrich Heinrich auszeichnete, und zu denen aus ganz Europa die Jünger der Kriegskunst lerneifrig herzuströmten. Da wurde das Lager der Angreifer selbst in eine Festung verwandelt, um sich sowohl der Ausfälle aus der Stadt, wie der Versuche der Entsatzarmeen erwehren zu können; Schritt für Schritt rückten dann die Laufgräben und Batterien gegen die feindlichen Verschanzungen vor, bis Bresche in den Hauptwall geschossen und so die Übergabe herbeigeführt war: ein Schachspiel mit lebendigen Figuren. Begünstigt wurden des Prinzen Bemühungen durch den Umstand, daß nach dem Tode des Erzherzogs Albrecht

(1621) dessen Gemahlin Isabella — die Tochter Philipps II. — allein die Regierung der spanischen Niederlande führte, ein Weib, das immer mehr in beschränkte und abergläubische Bigotterie versank. So konnte Friedrich Heinrich die Spanier, obwohl die Kaiserlichen ihnen wiederholt zu Hilfe kamen, immer weiter zurückdrängen, ihnen Venlo und, im August 1632, das überaus wichtige Mastricht wegnehmen. Entscheidendes freilich vermochte auch er nicht zu erreichen.

Inzwischen hatte Richelieu seine Eroberungspläne auf eigene Faust weitergeführt. Unter gewissen Vorwänden bemächtigte er sich 1633 des ganzen Herzogtums Lothringen. Trier war schon in französischer Gewalt. Der Herzog von Württemberg ließ in seiner Grafschaft Mömpelgard (Montpellier) französische Truppen ein, und nicht minder thaten dies die meisten Städte des Elsaß, um sich vor dem Angriffe der Kaiserlichen zu schützen. Die Verbindung der drei lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun mit dem Römischen Reiche wurde endgültig beseitigt durch Einsetzung eines souveränen Parlamentes für diese Gegenden in Metz. Auch der Kurfürst von Köln mußte sich in den Schutz Frankreichs begeben. Man sieht, Richelieu machte Ernst mit seinen Plänen auf Besitznahme des linken Rheinufers.

Allein nun erhoben sich die Spanier zu erfolgreichem Widerstande, nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Niederlanden und am Unterrhein. In den ersteren übernahm, nach dem Tode Isabellens (1633), der energische Kardinalinfant Ferdinand, der Bruder Philipps IV., die Regierung. Wiederum wußte derselbe sich die Bundesgenossenschaft des wankelmütigen Gastons von Orleans zu verschaffen, der zum drittenmale in Brüssel erschien und von hier die französische Grenze bedrohte. Karl IV. von Lothringen hatte der Regierung seines von den Franzosen besetzten Landes zu gunsten seines Bruders, des Kardinals Franz, entsagt, der sich nun selber von den kirchlichen Gelübden dispensierte und verheiratete; Karl aber sammelte ein Heer, mit dem er zu den Spaniern stieß. Diese wiederum verbündeten sich (Anfang 1635) aufs engste mit dem Kaiser. Die Schweden waren in Deutschland durch den Abfall ihrer dortigen Alliierten aufs äußerste geschwächt. Endlich brach von Belgien ein spanisches Armeekorps in das Erzstift Trier ein und nahm es den Franzosen ab — ein äußerst empfindlicher Schlag für Richelieus Entwürfe.

Der Kardinal sah ein, daß es an der Zeit sei, thatkräftig und entschlossen gegen die Habsburger aufzutreten, um weitere Verluste zu vermeiden. Schon im Februar 1635 schloß er mit den Generalstaaten ein Angriffsbündnis zur Eroberung Belgiens, das zwischen beiden Mächten geteilt werden sollte, so daß Frankreich die südliche, Holland die nördliche Hälfte erhalte. Der Angriff der Spanier auf den Kurfürsten von Trier, seinen Verbündeten, gab dann Frankreich den Vorwand, am 19. Mai 1635 den Spaniern förmlich den Krieg zu erklären.

An 132 000 Mann wollte Richelieu aufbieten, allerorten zugleich den Kampf beginnen. Mit 7000 Mann wurde Rohan zu den Graubündnern



Bernhard von Weimar.

Verkleinertes Facsimile eines Kupferstiches von Johannes Dürr.

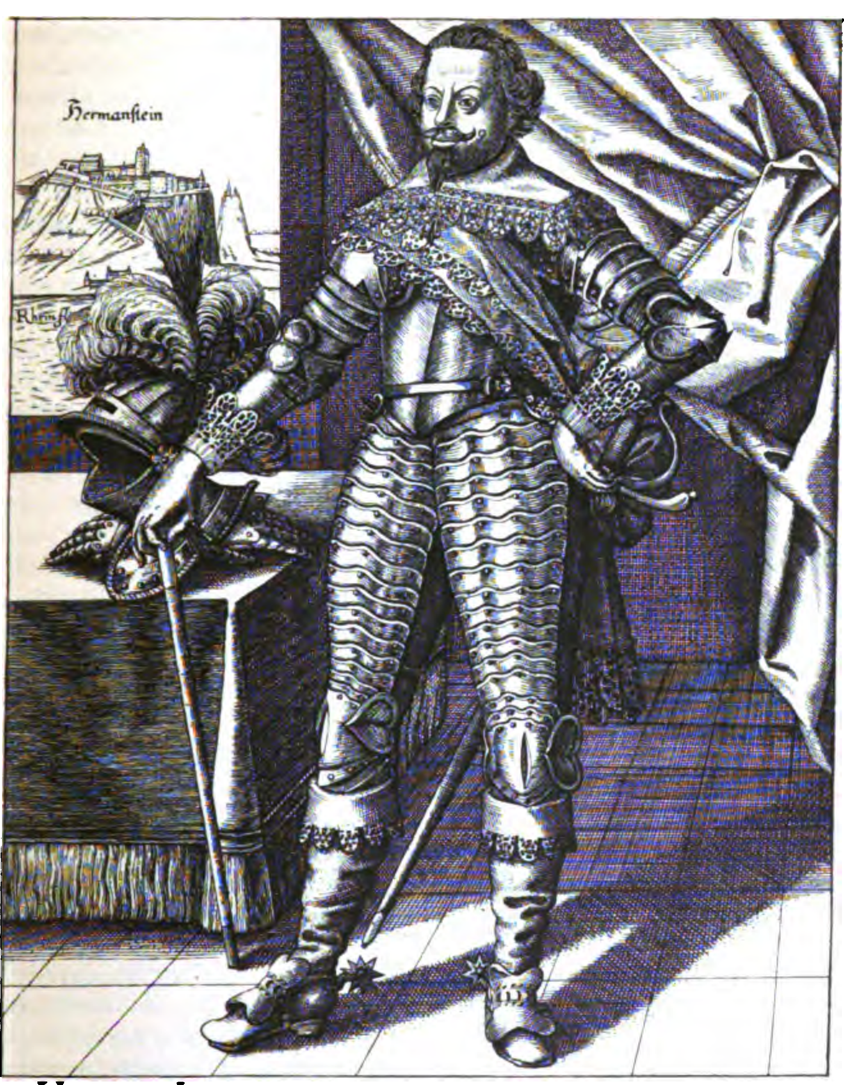
geschickt, um das Veltlin zu sichern und das Mailändische von Norden her anzugreifen. Am Oberrhein hatte La Force Lothringen zu verteidigen, der Kardinal von La Valette sich mit Bernhard von Weimar zu vereinigen, den Rhein zu überschreiten, die weitere Ausdehnung des Prager Friedenswerkes zu verhüten. Die Hauptmacht, 35 000 Mann stark, unter den Marschällen Chatillon und Brezé, sollte in die spanischen Niederlande eindringen, wo man mit unzufriedenen Großen und Ständen Verbindungen angeknüpft hatte, und sich hier mit den von Norden kommenden Holländern verbinden.

Keiner dieser Angriffe glückte. Die französische Armee, des Kampfes entwöhnt, meist aus frisch ausgehobenen Truppen bestehend, zeigte sich durchaus unkriegerisch, feig und räuberisch; die Oberbefehlshaber unfähig, geld- und streitsüchtig.

In den Niederlanden verscherzten die Franzosen durch ihre Greuelthaten alle Sympathien der Einwohner; und nachdem sie sich mit den Holländern vereint, wurden sie von den Kaiserlichen unter Oktav Piccolomini zum Rückzug auf Holland genötigt und so von der Heimat abgeschnitten. Keinen bessern Ausgang hatten die Unternehmungen in Deutschland. Der Kurfürst von Sachsen hatte die Schweden bis an die Ostseeküste zurückgedrängt. Dadurch war die ganze kaiserliche und ligistische Macht — denn bei günstigeren Aussichten war Maximilian von Bayern wieder zu Ferdinand II. übergetreten — in den Stand gesetzt worden, sich auf die Heere La Valettes und Bernhards zu werfen. Nichts kläglicher als die Führung La Valettes und das Benehmen seiner Truppen. Hätte nicht Bernhards tapferes kleines Korps sie geschützt, sie würden nicht wieder über den Rhein zurückgekommen sein, und auch so mußten sie sich bis unter die Kanonen von Metz flüchten. Gleichzeitig erschien Karl IV. in Lothringen, wo er von der Bevölkerung mit Jubel aufgenommen wurde und sich unbezwinglich festsetzte. Am Ende des Jahres 1635 war Deutschland von den Fremden gereinigt bis auf einige baltische und elsässische Festungen.

Nicht günstiger für die Partei Richelieus sah es in Italien und den bündner Gegenden aus. Auf allen Seiten war der französische Angriff zurückgeschlagen; und nunmehr rüsteten sich die Habsburger ihrerseits zur Offensive gegen das französische Gebiet (1636). Ein spanisches Truppenkorps landete in der Bretagne, ein anderes brach in die Gascogne ein und nahm hier einige feste Plätze. Das Entscheidenste geschah im Norden. Noch einmal bewährten die habsburgischen Waffen ihr seit mehr denn einem Jahrhundert behauptetes Übergewicht über die französischen Heere. Eine spanisch-kaiserliche Armee, etwa 30 000 Mann stark, fiel unter dem Kardinal-Infanten in die Picardie ein. La Capelle, le Catelet wurden erobert; der gefürchtete Reiterführer Johann von Werth streifte mit seinen Kroaten und Polen dicht bis vor die Thore von Paris (Juli 1636).

Dieses Mißgeschick, das die Hauptstadt selbst bedrohende Unheil erschütterte von neuem die Stellung des ersten Ministers. Ihm vor allen legte man diese Vorgänge, die falsche Verteilung der französischen Streitkräfte,



HIC EST IOANNES DE WERTH VIR CVIVS VIRTVS
NVLLOS TITVLOS AMBIT. OMNES MERETVR. MAR.
TI MILES, HOSTI TERROR, EXEMPLVM MAGNIS DVCIBVS.

Pulchrior est miles duro in Certamine cæsus,
Quam salvus, Voluit qui dare terga fugæ.

Paulus Fürst Excudit. A.° 1637.

General Johann von Werth.
Verkleinertes Facsimile eines Kupferstiches, 1687, von P. Fürst.

die schlechte Auswahl der Führer zur Last. Das Volk war gegen ihn erbittert, der König selber bereit, ihn fallen zu lassen. Allein Richelieu und seine Schöpfung zeigten sich dieser furchtbaren Probe gewachsen. Fünfzig Jahre früher würden Adel und Volk sich erhoben, den Minister vertrieben oder gar ermordet, den Herrscher zum augenblicklichen Frieden mit dem siegreichen Feinde genötigt haben. Aber dank der Regierung Heinrichs IV. und Richelieus selbst hatten Nationalgefühl und politischer Verstand bei den Franzosen beträchtliche Fortschritte gemacht. Als der Kardinal nach einem Augenblicke der Furcht und des Zögerns, die in so bedrohlicher Lage auch dem kraftvollsten Geiste zu verzeihen sind, sich unmittelbar an die Bevölkerung der Hauptstadt wandte mit der Aufforderung, diese und damit ganz Frankreich zu verteidigen — machte die momentane Verzagtheit und Mißstimmung bald einmütiger Begeisterung Platz. Alle richterlichen, gelehrten und bürgerlichen Korporationen boten freigebig Geld dar, und zahlreiche Freiwillige drängten sich in die neu gebildeten Regimenter. So ging die nächste Gefahr vorüber, und da die Feinde ihren Vorteil nicht ausnutzten, wurden sie wenigstens aus der unmittelbaren Nachbarschaft der Hauptstadt verdrängt. Im Kampfe mit den äußern Gegnern besiegt, mit zerrütteten Finanzen, von den höchsten Gerichtshöfen eifrig befehdet, von Hofintrigen umgeben, von Volksaufständen umtost, harrte Richelieu in diesen trüben ersten Kriegsjahren unerschütterlich aus.

Denn noch war des Mißerfolges kein Ende. Inzwischen hatte ein starkes kaiserliches Heer fast ganz Lothringen erobert und war dann (Oktober 1636) in das Herzogtum Burgund eingefallen. Diese Provinz wurde nur durch Bernhard von Weimar gerettet.

So lange wie möglich hatte dieser wackere Fürst sich dagegen gesträubt, zum Diener der Franzosen herabzusinken. Allein da er endlich sowohl von den Schweden, die sich an die Ostseeküste zurückgezogen, als auch von den vaterländischen Protestanten, die mit dem Kaiser Frieden gemacht hatten, im Stiche gelassen wurde, blieb ihm keine andere Wahl, wenn er sich nicht dem gehaßten Habsburger unterwerfen wollte. So schloß er notgedrungen im Oktober 1635 durch einen Abgesandten in Paris mit den Franzosen ab. Der König zahlte ihm jährlich vier Millionen Livres, für die er ein Heer von 18 000 Mann zu unterhalten versprach. Er sollte den alleinigen Befehl über dasselbe führen, jedoch unter des Königs Autorität und nach dessen Weisungen. Als Belohnung für seine Dienste wurde ihm nicht nur ein beträchtliches Jahrgeld, sondern auch die bisher österreichische Landgrafschaft Elsaß versprochen — und zwar diese nicht unter französischer Oberhoheit. Die Bedingungen sind so vorteilhaft für den Herzog, daß sie sich eben nur aus der bedrängten Lage Frankreichs erklären lassen. Bernhard in seinem stolzen, reichsfürstlichen Bewußtsein war von vornherein entschlossen, sich von den Fremden so unabhängig wie möglich zu stellen.

Der Herzog, in den besten Mannesjahren stehend, mit seiner schlanken

Gestalt, dem feingeschnittenen bleichen Antlitz, den großen leuchtenden Augen, dem wallenden braunen Haupthaar, war eine ebenso imponierende wie fesselnde Erscheinung. Sein liebenswürdiges und dabei wahrhaft adliges Benehmen, seine gediegene Bildung, seine anmutige Rede bestrickten alle, die mit ihm in Verbindung traten. Inmitten des Kriegtreibens vernachlässigte er ernste Studien nicht; aber der Grundzug seines Wesens war echte und tiefe Frömmigkeit und Gottesfurcht, verbunden mit aufrichtiger Sittlichkeit und ungezwungener Einfachheit. So fest er auf seine Würde hielt, so leutselig und freundlich war er doch gegen jedermann, auch gegen den Geringsten. Soldat mit Leib und Seele, aber nicht ein blinder Draufgänger, ein verwegener Haudegen, sondern ein besonnener und umsichtiger Stratege, der seine Pläne langsam reifte, um sie dann mit klarer Einsicht nnd unerschütterlicher Zähigkeit, aber auch mit schneller, kühner Benutzung der Umstände auszuführen. Wie trefflich wußte er sein ungestümes Temperament durch festen Willen und strenges Pflichtgefühl zu zügeln!

Der Beginn seiner Laufbahn als französischer Söldner war freilich kein sehr glücklicher. Die Übermacht der Gegner, sowie die klägliche Unfähigkeit der französischen Feldherren nötigten ihn, Elsaß und Lothringen zu räumen. Nur mit Mühe, durch bewundernswerte Kriegskunst vermochte er die weit zahlreicheren Kaiserlichen aus Burgund hinaus zu manövrieren, die Linie der Saone zu behaupten (Herbst 1636).

Das neue Kriegsjahr, 1637, war durch abermalige Unfälle Frankreichs bezeichnet. In Italien hatten die Spanier so sehr die Überhand, daß sie den Herzog von Parma zum Aufgeben der französischen Allianz zwangen. Noch schlimmer war ein anderer Mißerfolg. Die Graubündner, Frankreichs alte Freunde, waren entrüstet über den Umstand, daß auf Befehl des Kardinals der Herzog von Rohan sich geradeswegs zum Herrn des von ihm angeblich verteidigten Veltlin machte. Die Kaiserlichen und Spanier schürten heimlich diesen Unwillen: im April 1637 kam er zum Ausbruch. Rohan, in einem kleinen Fort bei Chur belagert, mußte sofortige Räumung des Bündnerlandes versprechen. Auch in Mantua, in Savoyen triumphierte die habsburgische Partei. So waren Italien und die wichtigen bündnerischen Pässe für Frankreich verloren.

Ebensowenig Erfolg vermochte dieses im Osten zu gewinnen. Zwar nahm Herzog Bernhard den nördlichen Teil der Freigrafschaft ein, aber für sich, nicht für Frankreich; er wollte jenes Gebiet zu seiner zukünftigen Landgrafschaft Elsaß schlagen. In glänzendem Feldzuge drang dann Bernhard bis über den Rhein vor: allein die unglaubliche Feigheit seiner französischen Truppen — verächtlich schickten die Kaiserlichen ihre Gefangenen mit weißen Stäben in der Hand nach Hause — nötigte Weimar schließlich, das Elsaß aufzugeben und auf dem neutralen Boden der Schweiz Stellung zu nehmen.

Etwas günstiger lagen die Dinge im Süden und Norden des Reiches. Dort wurde der Einbruch der Spanier in das Languedoc durch den Sieg



WIR Friderich / Hertzog von Savello etc.
Römischer Baro, Röm: Kays: May: Hoff Kriegß Rath / Cämmerer / General Veldt Marschall und bestellter Obrister, geben hiemit zuvernehmen: Demnach mit sonderbahrem schaden / der Röm: Kays: May: unsers Allergnädigsten Herrns etc. und deß gantzen H. Röm: Reichß diensten / im Werck leyder nur zuviel erfahren müssen / daß von unterschiedlichen Regimentern deß Herrn General Veldt Marschall / Graven von Götz etc. unterhabender Armada, an vielen Orten uff deß H. Reichß boden starcke partiten sich vernehmen lassen / die Strassen unsicher machen / berauben / und die Leuth / zwar ohne ansehen plündern / die nothwendigen Commercien, gentzlich verhindern und uffheben / Auch sonsten alle abschrälliche insolentien, wider alle ware Kriegßdiscipliu, in dem schwang treiben:

Wird derowegen hiemit diesem / allen deß H. Röm: Reichß / und andern Stätten / Märckhen / Schlössern / Dörffern / und dergleichen / wie die Namen haben / Auch derselben Commendanten und Soldatesca unter unserm Commando, im Schwaben / Francken und Würtenberg / auch andern Orten und Landen / zu einer Nachrichtung angefügt / und zwar alles ernstes anbefohlen / andere aber gebührlich hiemit ermahnet / Alle die Jenige / von obbesagter Armada, so uff der Strassen / oder sonsten andern Orten betretten würden / und von den Herrn General Veldt Marschall / Graven von Götz etc. von den Herrn Gen: Wachtmeistern / Horst / und Schnetter / oder von Uns keinen frischen Paß / Als nach dem Achten diß Monats datirt, fürzuweisen haben / verarrestirt, eingezogen / Die Widerspänstige aber hierinnen abgestrafft / und sonsten für Vogelfrey gehalten und tractirt werden. Warnach man sich zu richten. Sig: Hellbronn / den Zwölfften Junij, Anno 1638.

Friderich / Hertzog von Savello L. S.

Ernst Constantin Sattler.

Facsimile eines Mandats des kaiserl. Feldmarschalls, Herzog von Savello, gegen marodierende Soldaten, 1638.

von Leucate (September 1637) abgewehrt, hier La Capelle zurück- und eine Anzahl luxemburgischer Plätze dazugewonnen. Das waren zwar nur kleine Erfolge, aber doch immerhin ermutigend unter all dem innern und äußern Elend. Stolz wies Richelieu das Anerbieten der Gegner zurück, auf Grund des Besitzstandes vor dem Kriege Frieden zu schließen. Mit dem Scharfblicke des Genius erkannte er, daß der Stern Frankreichs im Steigen, der seiner Feinde im Sinken war. Eine nahe Zukunft sollte seine Voraussicht bestätigen.

Einstweilen freilich ernteten nur die deutschen Truppen unter Bernhard Lorbeern. Noch im Winter umging derselbe die kaiserliche Verteidigungsstellung am Oberrhein, mitten durch schweizer Gebiet marschierend, und zersprengte dann das kaiserliche Heer durch den kecken Überfall bei Rheinfelden (3. März 1638). Der kaiserliche Obergeneral, der von Mecklenburg her berüchtigte Savelli, sowie jener Johann von Werth, der anderthalb Jahre früher Paris in höchsten Schrecken versetzt hatte, wurden gefangen, Werth den neugierig staunenden Parisern wie ein Wundertier vorgeführt. Der Verlust der Weimarer war gering, doch war der Führer der französischen Reformierten, der aus dem Bündnerlande geflüchtete Herzog von Rohan, gefallen. Im Nu eroberte Bernhard den Breisgau, dann belagerte er Breisach, damals eine der stärksten Festungen Europas und eines der vornehmsten Bollwerke Deutschlands gegen Westen. Vergebens bot der Wiener Hof alles auf, um diese Schutzwehr der vorderösterreichischen Lande zu retten. Nachdem Bernhard ein zweites ihm überlegenes kaiserliches Heer bei Wittenweier besiegt (August 1638), ein lothringisches Korps zersprengt, schließlich eine dritte kaiserliche Armee, die schon in seine Verschanzungen eingedrungen war, wieder herausgeworfen hatte, zwang er durch Hunger die tapfern Verteidiger Breisachs zur Ergebung (Dezember 1638). Der Weimarer Held und seine braven deutschen Truppen hatten sich hier unsterblichen Ruhm erworben. Nur 15000 Mann stark, hatten sie vier Heere geschlagen und zum Teil vernichtet, eine für unüberwindlich gehaltene Festung genommen. Damit waren der Oberrhein und das österreichische Schwaben endgültig in Bernhards Händen: welch Unglück für Deutschland, daß diese deutsche Genialität und Tapferkeit schließlich nur dessen habgierigen Feinden zu gute kamen!

An allen andern Punkten sah es keineswegs so erfreulich für Frankreich aus als da, wo die Deutschen für dasselbe stritten. In Italien erlitt es neue Niederlagen. In den Niederlanden erwehrte sich der Kardinal-Infant mit vielem Geschicke der Holländer, welche Antwerpen angriffen, und dreier französischer Heere, und schlug sie schließlich alle mit großem Verluste aus dem Lande heraus. Noch schmachvoller endigte der Feldzug, den Richelieu mit bedeutenden Kräften gegen Spanien unternommen hatte, um es für seine letztjährigen Einfälle in Frankreich zu bestrafen. Nicht einmal die kleine schwache Grenzfestung Fuenterrabia vermochte man zu nehmen, und schließlich stoben die Franzosen vor einem Angriffe schnell zusammengeraffter spanischer Provinzialmilizen in kläglicher Flucht auseinander.

Um so größern Nachdruck legte der Kardinal auf den Gewinn Breisachs, der ihn mit hoher Freude erfüllte. Es schien ihm dies die schönste Feier für ein anderes freudiges Ereignis, das ihn und den König von der übergroßen Rücksicht auf Gaston von Orleans befreite: die Geburt eines Dauphins — Ludwigs XIV. (5. September 1638)! Richelieu meinte hierin die Aussicht auf Fortdauer seiner Herrschaft auch über das Leben des schwächlichen Königs hinaus zu finden.

Allein, wie verdroß es den Kardinal, als Herzog Bernhard sich auf das bestimmteste weigerte, seine stolze Eroberung an Frankreich auszuliefern. Nicht für die Fremden, für sich selbst wollte er gearbeitet haben, wie der Vertrag von 1635 ihm dazu das Recht gab. Er setzte im Elsaß und Breisgau eine eigene, nur von ihm abhängige Regierung ein, auf die er den Franzosen nicht die mindeste Einwirkung gestattete. Richelieu dagegen wollte sich nicht seinen Plan auf Erwerbung des linken Rheinufers für Frankreich zerstören lassen. Die Verhandlungen zwischen ihm und dem Herzoge wurden immer gereizter. Als die Franzosen diesem mit Entziehung der vertragsmäßigen Subsidien drohten, erklärte er, nicht eher werde er ihnen seine Eroberungen in der Freigrafschaft einräumen, bis sie ihm Genüge gethan und ihn als souveränen Fürsten des Elsaß und Breisgau anerkannt hätten: „niemals werde er den Vorwurf ertragen, der erste gewesen zu sein, der das Reich zerstückelte.“ Schließlich entschied sich der Herzog dafür, ganz mit Frankreich zu brechen und den Schweden und Hessen zu Hilfe mit eigener Kraft im rechtsrheinischen Deutschland gegen die Katholiken zu kämpfen.

Aber während Richelieu sich rüstete, Bernhard nötigenfalls mit Gewalt entgegen zu treten, starb dieser plötzlich am 18. Juli 1639 zu Neuenburg am Rhein: nicht, wie man damals fälschlich meinte, an Gift, das ihm die Franzosen beigebracht, vielmehr an der Aufreibung seiner stets zarten Körperkonstitution durch die Anstrengungen und Aufregungen der letzten Jahre; schon lange hatte er gekränkelt. Freilich war es Frankreich, das aus seinem Tode Nutzen zog. Dieses Ereignis hat den Gewinn des Elsasses für den Allerchristlichsten König entschieden. „Gehe nun hin, du armes Deutschland, und weine bitterlich,“ rief mit Recht Bernhards Hofprediger in seiner Leichenrede aus.

Der Herzog hatte seine Eroberungen seinen Brüdern vermacht; allein diese zögerten, die gefährliche Erbschaft anzutreten und waren auch, wegen ihres Anschlusses an den Prager Frieden, bei der Armee wenig beliebt. So geschah, was leicht voraus zu sehen war. Die drei „Direktoren,“ denen Bernhard vor seinem Tode die Leitung des Heeres anvertraut hatte, und unter denen der Berner Hans Ludwig von Erlach als Generalmajor der höchststehende war, mußten schließlich durch Vertrag vom 9. Oktober 1639 die Armee und ihre Eroberungen dem Kriegs- und Soldherrn, dem Könige von Frankreich, ausliefern. Freilich hat sich Erlach besondere Vorteile dabei ausbedungen, doch als Verräter dürfte er nicht geradezu bezeichnet werden. Wem

sollten sich die verwaisten Truppen eher anschließen, als ihrem vertragsmäßigen Kriegsherrn?[1]) Es ruhte eben ein Fluch auf jeder Verbindung der Deutschen mit den habgierigen Fremden, die bei ihrer Einmischung in die deutschen Verhältnisse ja nur ihren eigenen Vorteil vor Augen hatten. So ging das durch deutsche Truppen eroberte Elsaß an die Franzosen über!

Und wie Frankreich hier mühelos die wichtigste Erwerbung gewann, wandte auch anderwärts sich mehr und mehr das Geschick des Krieges zu seinen Gunsten. Das Genie seines großen Leiters zeigte sich stärker als die Verhältnisse, die es zu erdrücken gedroht hatten.

Zur See wurde damals die spanische Macht völlig gebrochen. Mit Anstrengung seiner letzten maritimen Kräfte hatte Spanien eine Flotte von siebzig Linienschiffen hergestellt, die unter Antonio Oquendo 12000 Soldaten zum Angriff auf Flandern nach den Niederlanden führen sollte — eine neue unbesiegbare Armada! Allein der heldenmütige Admiral Martin van Tromp vernichtete in vierstündigem Gefechte im Kanale fast vollständig dieses große Geschwader (1639): seitdem hörte Spanien auf, eine Großmacht zur See zu sein.

Besser widerstand Spanien einige Zeit noch zu Lande. Während alles abwärts ging, Wohlstand, Bevölkerungszahl, Intelligenz, physische Kraft, bewahrte doch das vorzüglich organisierte, mit lebhaftem Ehrgefühl und der stolzen Erinnerung an tausend Siege erfüllte spanische Heer zäh seine alte Trefflichkeit. Nichts konnte für Frankreich unglücklicher sein als der Feldzug des Jahres 1639 in Flandern. Feuquières, tüchtiger als Diplomat denn als General, wurde bei der Belagerung Diedenhofens durch eine spanisch-kaiserliche Armee unter Piccolomini total geschlagen, die ganze Infanterie seines Heeres getötet, verwundet oder gefangen (Juni). Noch größer waren die Erfolge der Spanier in Italien. Der junge Viktor Amadeus I. von Savoyen war 1637 gestorben, und für seinen unmündigen Sohn Karl Emanuel II. führte dessen Mutter Christine die Regentschaft. Diese Tochter Heinrichs IV. von Frankreich war mit Herz und Seele ihrem Geburtslande ergeben, in dessen ausschließlichem Interesse, zum großen Unwillen ihrer Unterthanen und der herzoglichen Familie, sie das Herzogtum verwaltete. Zwei Prinzen von Savoyen, der kecke Soldat Thomas und der Kardinal Moritz, gingen lieber geradeswegs zu den Spaniern über.[2]) Mit Hilfe des tüchtigen Gouverneurs von Mailand, Leganez, eroberten jene fast ganz Piemont, und Ende Juli 1639 auch die Hauptstadt Turin. Bevölkerung und Garnison von Nizza erhoben sich gegen die Franzosen und eröffneten diesen wichtigen Hafenort den Spaniern.

---

1) Die von Röse u. a. gegen Erlach vorgebrachten Beschuldigungen eines an dem Andenken seines Wohlthäters Bernhard und an Deutschland geübten Verrats sind durch A. von Gonzenbach, H. L. von Erlach (3 Bde., Bern 1880—82), Bd. I S. 520 ff. und Bd. II Vorrede, im wesentlichen widerlegt worden.

2) G. Claretta, Storia del regno di Carlo Emanuele II. (3 Bde., Genua 1877—79).

Allein das war auch das Ende von deren Erfolgen. Mit dem Jahre 1640 begann der entscheidende Umschwung: die Zersetzung, welche schon längst im Körper des spanischen Reiches sich verbreitet hatte, drohte nunmehr dessen Auflösung herbeizuführen.

Unerträglich drückten die Lasten des Krieges auf das verarmte Volk der Pyrenäenhalbinsel. Kein entscheidender Sieg, nicht weltbeherrschende Größe entschädigte mehr für die sich steigernden Leiden. Dabei sahen die nicht-kastilischen Provinzen auf die Kastilier, die allein sie beherrschten und ausbeuteten, als auf Fremde und Gegner, wider die sie oft bittrern Zorn hegten als gegen den Reichsfeind. Zumal Portugal konnte es nicht verschmerzen, daß es seit sechzig Jahren seine glorreiche Vergangenheit hatte verleugnen und ein Unterthanenland des rivalisierenden und an Volkscharakter so andersgearteten Kastilien hatte werden müssen. Und auch die betriebsamen, kräftigen, den Südfranzosen vielfach verwandten Katalanen haßten von Herzen den trägen, schweigsamen, despotischen, anmaßenden Kastilier, der als ihr Herr aufzutreten liebte. Solange Spanien in siegreichem Vordringen seinen Unterthanen das stolze Bewußtsein des civis Romanus sum gegeben hatte, war dieser Unterschied einigermaßen zurückgetreten; jetzt, da jenes fortfiel, kannten die Nebenlandschaften keinen innigern Wunsch, als sich einem so erdrückenden und bankrotten Staatswesen zu entziehen.

Noch im Jahre 1639 hatten die Katalanen mit großem Mute den französischen Angriff auf Roussillon zurückgeschlagen. Der Dank des Madrider Hofes dafür bestand in dem Versuche, die kriegerischen Umstände zu gänzlicher Vernichtung der provinziellen Vorrechte zu benutzen, in Bedrückung der Einwohner durch ungesetzliche Einquartierung, in Einführung der gleichfalls ungesetzlichen allgemeinen Dienstpflicht. Alle Klagen, jeder Widerstand wurden mit Hohn und Grausamkeit zurückgewiesen. Darüber wuchs der Unwille, die Erbitterung der Katalanen aufs höchste, und binnen kurzem kam es zu blutigen Kämpfen zwischen dem Landvolke und den königlichen Beamten und Soldaten. Bei solcher Stimmung der Geister fand sich bald ein zufälliges Ereignis, welches den Brand verallgemeinerte. Die Verhaftung eines widersetzlichen Landmannes in Barcelona bei einer Gelegenheit, wo Tausende seinesgleichen in dieser Hauptstadt zugegen waren, gab das Zeichen zu einem Aufstande, an welchem die ganze Provinz, mit Ausnahme einiger von den Truppen beherrschter Festungen, teilnahm (Juni 1640). Die Generaldeputation von Katalonien trat zusammen und beschloß, Hilfe von Frankreich zu erbitten: die Sache der Freiheit und provinziellen Selbständigkeit sollte durch eine despotische und zentralisierende Regierung verteidigt werden!

Richelieu kümmerte ein solcher innerer Widerspruch ebensowenig, wie einst Franz I. und Heinrich II., als sie, die daheim die Neuerer dem Scheiterhaufen überlieferten, in Deutschland die Sache der Protestanten zu verteidigen unternahmen. Begünstigte der Kardinal doch auch, weil Karl I. von England sich ihm stets feindselig gezeigt hatte, die aufrührerischen Schotten und das

„Lange Parlament." Überallhin erstreckte sich die gewaltige, unermüdliche Thätigkeit des großen Ministers; jedes Mittel war ihm recht, um allerseits Frankreich zur herrschenden Macht zu erheben. In ganz Europa war seine Partei im Fortschreiten begriffen. Noch wurde seine Sache zum großen Teile von der öffentlichen Meinung begünstigt; noch hatten die europäischen Völker nicht den wahren Wert der schönen Worte erkennen gelernt, mit welchen Frankreich seine Herrschsucht zu umkleiden verstand.

Ein französisches Armeekorps unter Marschall Schomberg rückte in Katalonien ein, das bald zu Barcelona mit Ludwig XIII. einen förmlichen Bündnisvertrag abschloß (Dezember 1640). Gleichzeitig war das Feuer des Aufstandes auch an dem entgegengesetzten Ende der Halbinsel ausgebrochen.

In Portugal hatte man stets nur mit Unwillen die kastilische Herrschaft ertragen. Richelieu unterhielt dort seit lange mit der nationalen Partei heimliche Unterhandlungen, die sich bis in die höchsten Kreise erstreckten; der Kanzler von Portugal selber war mit ihm im Einverständnisse.[1]) Schon im Jahre 1637 hatten ernsthafte Unruhen stattgefunden, die unter dem Namen der „Tumulte von Evora" bekannt sind. Nunmehr aber wurde die schon herrschende Gärung durch die Nachrichten aus Katalonien bedeutend gesteigert. Die Revolution lag hier gewissermaßen in der Luft und vollzog sich in dem von Truppen entblößten Lande gleichsam von selbst. Den Herzog Johann von Braganza, dessen ungeheure Besitzungen fast den dritten Teil des portugiesischen Bodens umfaßten, und der von weiblicher Seite mit dem frühern heimischen Königshause verwandt war, hatte man allgemein zum nationalen Herrscher auserſehen. Sowie er einwilligte, es zu werden, rief man ihn überall als König Johann IV. aus (1. Dezember 1640). Die schwachen spanischen Truppenabteilungen wurden von dem einmütig begeisterten Volke überwältigt.[2]) England und Schweden, Frankreich und Holland erkannten jenen sofort an, die beiden letztern Mächte versprachen ihm Beistand.

Mochten nun diese Empörungen ein Schicksal haben, welches sie wollten: so viel war gewiß, daß die Kräfte der spanischen Monarchie dadurch von neuem bedeutend vermindert und in sich geteilt wurden, daß Frankreich festen Fuß auf der bisher unverletzlichen Pyrenäenhalbinsel gefaßt hatte.

Auf allen Kriegsschauplätzen machte sich das sofort geltend. Es begann die Unterwerfung des südlichen Belgien durch Frankreich, die dann Ludwig XIV. so eifrig fortgesetzt hat, durch die Eroberung der starken und volkreichen Hauptstadt der Provinz Artois, Arras, im August 1640. Der Tod des Kardinal-Infanten (November 1640), der durch Francisco de Melos nur sehr ungenügend ersetzt wurde, befreite hier die Franzosen von einem gefährlichen

---

1) de Caix de Saint-Aymour, Recueil des Instructions, Bd. III, Portugal (Paris 1886), Introduction.

2) F. Denis, Portugal (Paris 1846).

Gegner. In Italien wurden die Spanier aus Piemont gänzlich vertrieben, auch der Südwesten des Herzogtums Mailand eingenommen. In Deutschland trug der treffliche französische General Guébriant an der Spitze der Weimarer wiederholte Siege davon und besetzte das Erzstift Köln. Portugal gegenüber vermochten die Spanier kaum die eigenen Grenzen zu verteidigen. Die Katalanen erwählten durch ihre versammelten Stände im Januar 1641 König Ludwig XIII. geradezu zum Grafen von Barcelona. Freilich wogte nunmehr in dieser Provinz der Kampf unentschieden hin und her; dafür eroberten aber die Franzosen die Grafschaft Roussillon mit ihrer Hauptstadt Perpignan (1642), die 150 Jahre lang in spanischem Besitze gewesen war. Unwiderstehlich erschien Frankreichs Macht.

Und doch konnten selbst diese mannigfachen Erfolge die Stellung Richelieus im Innern nicht sichern. Ein neuer Aufstand mächtiger Großer fand im Jahre 1641 statt, geführt von einem Prinzen von Geblüt, dem Grafen von Soissons. Sie besiegten das königliche Heer vollständig beim Walde Marsée. Diese Niederlage hätte leicht die übelsten Folgen haben können, da die über den Steuerdruck erbitterten Landleute und städtischen Arbeiter nur auf ein Signal zur Empörung warteten. Aber auch im Mißgeschicke blieb das Glück dem Kardinal treu; der Graf von Soissons fiel in diesem Gefechte, und mit ihm verschwand jede Aussicht der Verschworenen auf einen Erfolg ihrer Sache.

Da wurde Richelieu in der eigentlichen Grundlage seiner Macht, in dem Vertrauen des Königs bedroht.

Wir wissen, daß Ludwig seinen Prinzipalminister nur widerwillig ertrug. Derselbe glaubte geschickt zu handeln, indem er dem schwachen Monarchen in dem jungen Heinrich von Cinqmars, dem Sprößling der dem Kardinal befreundeten Familie Effiat, einem jungen Manne von liebenswürdigsten geistigen und körperlichen Anlagen, einen Gefährten gab, der in der That die Neigung des Königs völlig für sich zu gewinnen wußte, und zu der höchsten Hofcharge, dem Großstallmeisteramte, emporstieg. Indes Cinqmars, ein lebendiger, feuriger, ehrgeiziger Jüngling, wollte sich mit dieser glänzenden Rolle nicht begnügen; er, das Geschöpf, der Diener, wollte selber den Meister spielen. Er forderte ungestüm politischen und militärischen Einfluß, den Richelieu ihm rundweg verweigerte. Darüber auf das höchste ergrimmt, suchte Cinqmars den Kardinal bei dem Könige zu Grunde zu richten, und getäuscht durch die Beweise persönlicher Abneigung, die Ludwig oft genug gegen den Minister äußerte, hielt er seine Sache für gewonnen, und glaubte zu den kühnsten Maßregeln schreiten zu können. Durch den Parlamentsrat de Thou, den Sohn des berühmten Historikers, setzte er sich mit den unzufriedenen Großen und mit Gaston von Orleans in Verbindung. Nichts Minderes als die Ermordung Richelieus bezweckten sie. Um auf alle Fälle der Hilfe sicher zu sein, schloß Cinqmars' Abgeordneter sogar mit den Reichsfeinden, den Spaniern, im März 1642 einen geheimen Vertrag, durch welchen letztere den Verschworenen Geld und Truppen, diese ihnen eine freundliche Politik und Rückgabe aller Er-

oberungen verhießen. Bedarf es eines sprechendern Beweises, daß die Sache Richelieus die Sache der Monarchie, die Sache Frankreichs war? Genug, der Kardinal wußte sich den Wortlaut dieses Vertrages zu verschaffen; indem er ihn dem Könige vorlegte — schon war Richelieu schwer erkrankt — zog er den Monarchen nicht nur völlig auf seine Seite, sondern bewog ihn auch zur Auslieferung des nichts ahnenden Günstlings und seiner Freunde (Juni 1642). Die Nähe des eigenen Todes milderte nicht die Schrecken von Richelieus Rache: Cinqmars und de Thou, welche selbst ihre Richter durch ihre Jugend, ihre Talente und ihre Standhaftigkeit gewonnen hatten, endeten als Hochverräter auf dem Blutgerüste; der Herzog von Bouillon, den man gleichfalls gefangen gesetzt hatte, erhielt seine Freiheit nur wieder, indem er sein unabhängiges Besitztum Sedan an Frankreich abtrat, eine Beute, die dieses schon lange begehrt hatte.

Der Triumph Richelieus war vollständig. Er hatte, nach den Worten der Frau von Motteville, „aus seinem Herrn einen Sklaven und aus diesem Sklaven den größten König der Welt gemacht." Wer von den Vornehmen nicht hingerichtet worden, lebte im Auslande oder sah sich auf entlegene Güter verbannt. Klerus und Parlament behielten ihre frühern Vorrechte nur insoweit, als diese dem königlichen Absolutismus nicht unbequem waren. Der niedere Adel gab allmählich die bis dahin noch immer bewahrte persönliche Unabhängigkeit und Ungebundenheit auf, in der er gleich kleinen Fürsten auf seinen Gütern gelebt hatte, um sich mit Eifer und Ehrgeiz dem Dienste des Monarchen im Heere und auf der Flotte zu widmen. Indem Richelieu die Privilegien der höhern Stände nach unten hin eifrigst wahrte, glaubte er ohne Zweifel die Gefahren abzuwenden, die sein scharfer, durchdringender Blick aus einem alles gleichmäßig umfassenden Absolutismus des Königtums für dieses letztere selbst erwachsen sah. Aber seine Vorkehrungen erwiesen sich hier als zu schwach. Seitdem die Edelleute keine eigene Macht bewahrten, fast keine obrigkeitliche Gewalt mehr ausübten, erschienen ihre nutzbaren Privilegien dem Volke um so willkürlicher, unnatürlicher und drückender, um so mehr als Anmaßungen, die jedes Grundes, jeder entsprechenden Pflicht entbehrten. Eine solche Aristokratie, deren Vorzug nur noch auf dem Belieben des Königtums beruhte, ließ das letztere um nichts weniger unmittelbar der geknechteten Masse des Volkes gegenüber stehen, ohne die mildernden Zwischenglieder, die sonst in unfreien Staatswesen den direkten Zusammenstoß der höchsten Obrigkeit und der Volksmenge verhindern oder doch abschwächen. Schon waren die Aufstände der letzten Jahre nicht mehr, wie früher, gegen den Adel, oder eine am Hof herrschende Faktion, sondern gegen des Königs Anordnungen und Beamte gerichtet. Auch in einer andern Beziehung hat Richelieu die Solidität des monarchischen Gebäudes untergraben: durch rapides Wachstum der Staatsschuld. Als er Minister wurde, war das Budget nur mit zwei Millionen Livres Rente belastet, bei seinem Tode aber mit 21 Millionen (gleich 130 Millionen Franken Rente oder etwa 3250 Millionen Kapital nach heutigem Geldwerte). Insofern hat man Richelieu nicht mit

Unrecht als den Vorbereiter und gewissermaßen ersten Urheber der Revolution von 1789 bezeichnet. Der Adel war entartet, das Bürgertum, noch nicht reif zur Freiheit — deshalb war ein gleichmäßig autokratisches Königtum notwendig; aber es erwuchsen aus dieser Regierungsform innerhalb eines beweglichen, intelligenten, lebhaft fühlenden Volkes dem Staate und der Gesellschaft schlimme Gefahren.

Die Kirche wurde nicht minder eng an das Königtum gefesselt.[1] So tyrannisch Richelieu in administrativer Beziehung war, so freisinnig war er in religiöser. Er hat geradezu die Gewissensfreiheit verteidigt. Aber damals war die Kirche durchaus mit dem Staatswesen verknüpft; diesem lieh sie einen guten Teil ihrer moralischen und materiellen Machtmittel, um wieder von ihm gestützt zu werden und von ihm, dem „weltlichen Arme," die Ausführung ihrer Beschlüsse und Urteile zu erwarten. Bei solchem Stande der Dinge wollte der Kardinal, daß in dem Bündnisse der Staat den Löwenanteil davontrage und seine Partnerin beherrsche. Nicht zum Schaden der Kirche hat er seine Gewalt über sie verwendet. Sie besaß den vierten Teil des Grundes und Bodens des ganzen Königreiches; ihre gesamten Einkünfte betrugen jährlich mehr als hundert Millionen Livres. Richelieu suchte so viel möglich zu verhindern, daß dieser ungeheure Besitz sie zu moralischer Entartung führe. Durch königliches Edikt machte er dem unerträglichen Mißbrauche ein Ende, daß die höhern kirchlichen Würdenträger in Reichtum schwelgten, während die Pfarrer, zumal auf dem Lande, in bitterer Armut verkamen: fürder sollte jeder Pfarrer nördlich von der Loire mindestens 300 Livres (= 1800 Francs), in den südlichen, wohlfeilern Provinzen wenigstens 200 Livres (= 1200 Francs) an festem Gehalte beziehen. Der greulichen Verwirrung in den Mönchsorden suchte die königliche Autorität durch wiederholte Reformedikte abzuhelfen. Richelieu sandte in die einzelnen Klöster königliche Kommissare, welche dort Zucht, Frieden und Gehorsam gegen die Ordensregeln wieder herstellten. Freilich wurde er dabei mächtig unterstützt von einer Reaktion der Frömmigkeit und Tugend in dem Klerus selbst, die sich weniger auf unnütze Kontemplation als auf Werke der Barmherzigkeit, Wohlthätigkeit, Krankenpflege und des Unterrichts wandte, unter der Leitung und nach dem Beispiele zweier Männer von höchster Moralität und edelster Gesinnung: Franz von Sales und Vincenz von Paula. Andere, wie der Kardinal Berulle — trotz seiner mystischen Ideen —, Olier, Bourdoise, schufen die Kongregationen der Oratorier und von Saint-Sulpice, die segensreich auf Reinigung der Sitten und Hebung der Intelligenz unter den Geistlichen wirkten, und gründeten, nach Vorschrift des Trienter Konzils, Seminarien zum Unterricht der jungen Kleriker. In-

---

1) G. d'Avenel, Le clergé français et la liberté de conscience sous Louis XIII; Revue historique, XXXII 312 ff.; XXXIII 1 ff. — Auf Grund archivalischer Quellen, aber im Sinne glühender Kirchlichkeit und bitterer Abneigung gegen Richelieu geschrieben. Wiederholt im 3. Bande seines Richelieu et la monarchie absolue.



Cardinal Richelieu.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches, 1657, von Robert Nanteuil (1630—1678); Originalgemälde von Philipp de Champaigne (1602—1674).

zwischen rief die reformierte Benediktinerkongregation von St. Maur die diplomatische und paläographische Wissenschaft und damit eine gründliche Geschichtsforschung überhaupt ins Leben. An allen diesen Dingen beteiligte sich Richelieu fördernd und begünstigend. Dafür beanspruchte er aber auch volle Herrschaft über die französische Kirche. Die stolzen Bischöfe, die früher Empörungen gegen den König hervorrufen konnten und durften, zittern jetzt vor dem Minister, der sie bestraft, ihrer weltlichen Einkünfte beraubt, sie interniert und verbannt. Nur mit staatlicher Erlaubnis halten sie ihre Versammlungen; und wenn sich in denselben eine gelinde Opposition gegen die Wünsche des Kardinals zu erheben wagt, wird sie durch unbedenkliche Gewaltmaßregeln gebrochen. So mußte freilich anderseits jede Unzufriedenheit mit der offiziellen Kirche sich in letzter Instanz wieder gegen den Staat, dessen Zentralverwaltung, das Königtum selbst richten.

Eben die Verwaltung führte Richelieu weiter der schroffsten Zentralisation, jenem Ideal der Büreaukratie zu, wo einige Minister, unter dem Namen des Königs, nach freier Willkür die Geschicke vieler Millionen unmittelbar entscheiden. Ob zum endlichen Heile des Staates und Volkes? Im großen und ganzen sicher nicht. Vielmehr ist Richelieu der Schöpfer jener Allmacht des Beamtentums — schon lange vor der Revolution — welche als der hauptsächlichste Krebsschaden an dem politischen und sozialen Leben des französischen Volkes nagt. Er hat die Selbständigkeit der Provinzen vernichtet und das politische Leben Frankreichs in Paris zusammengefaßt, dessen unruhige, leidenschaftliche Bevölkerung damit allmählich zur Beherrscherin des ganzen Landes wurde.

Die Provinzen wurden nämlich unumschränkt von Richelieus „Intendanten" verwaltet. Diese Einrichtung datiert schon aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, von der Regierung Karls IX. her.[1]) Aber erst in der zweiten Hälfte von Richelieus Verwaltung, seit dem Jahre 1635 wurde sie permanent. Die Intendanten waren mit polizeilichen, gerichtlichen und finanziellen Befugnissen ausgerüstet, dabei von jeder Verantwortung außer gegen den Prinzipalminister frei und an keine andere Regel als dessen und ihr eigenes Belieben gebunden. Man sieht, das war nicht mehr eine absolute, sondern eine despotische Macht. Sie erstreckte sich selbst über den hochgeborenen Gouverneur der Provinz, nunmehr ein bloßes Schattenbild, das nur noch bei feierlichen Gelegenheiten figurierte. Mit Absicht wählten Richelieu und seine Nachfolger zu jenen furchtbaren Beamten ausschließlich nur jüngere Leute aus dem Bürgerstande, die eben keine andere Macht und Stütze hatten als das Wohlwollen des allgewaltigen Ministers. Ihnen gegenüber wurde systematisch die Machtsphäre der ordentlichen Gerichtshöfe, zumal der Parlamente, beschränkt. Ein Gesetz untersagte denselben ausdrücklich jede Einmischung in die diplomatischen

1) G. Hanotaux, Les premiers Intendants de justice; Revue hist. XIX 1 ff., 308 ff., XX 73 ff., XXI 59 ff.

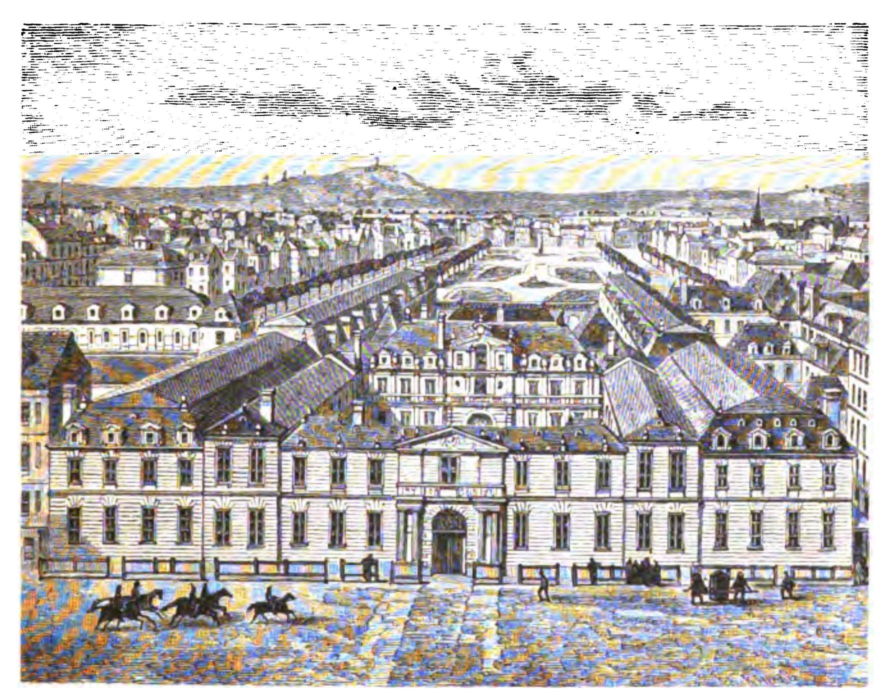
und administrativen Fragen und wies sie lediglich auf das privat- und kriminalrechtliche Gebiet hin. So gab es in Frankreich keinen Schutz mehr gegen das Belieben der Verwaltung. Daß die Presse ihn nicht biete, dafür wurde durch Verfolgung jedes freien Wortes mittels der Bastille, des Galgens und Henkerbeiles gesorgt.

Nicht allein auf politischem, auch auf geistigem Gebiete wollte Richelieu die Größe Frankreichs begründen. Selbst den Werken der Litteratur in hohem Grade zugethan, hielt er deren Blüte in seinem Vaterlande für durchaus notwendig zu dessen alles überstrahlendem Glanze. Er hegte die Idee, die sich dann überraschend schnell verwirklicht hat, das Lateinische als Weltsprache durch das Französische zu beseitigen und zu ersetzen. Um letzteres hierzu geeignet zu machen, es zu reinigen und zu glätten, gründete er mit der ihm auf allen Gebieten eigenen Originalität und Folgerichtigkeit im Jahre 1635 die französische Akademie, die bestimmt war, die Form der Sprache zu fixieren und zu entwickeln und daneben von Staats wegen Rhetorik und Poetik zu lehren. Gewiß hat diese obrigkeitlich approbierte Litteraturbehörde ermutigend und anregend auf das französische Schrifttum gewirkt und dazu beigetragen, daß selbst dessen minder bedeutende Werke nicht unter ein gewisses Niveau äußerer Vollendung herabsinken; zugleich aber auch Ursprünglichkeit und Eigenart erstickt, der sogenannten „klassischen Periode“ eine Uniformität und Schablonenhaftigkeit verliehen, die von der frischen, genialen, volkstümlichen Kraft, wie sie sich in der französischen Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts offenbart, sehr weit entfernt sind.

Neben die staatliche Bildungs- und Überwachungsanstalt für die Litteratur tritt auch bereits die gesellschaftliche. Schon in den letzten Jahren Heinrichs IV. bildete sich der erste jener vornehmen Zirkel, die zwei Jahrhunderte hindurch einen so großen Einfluß auf die gebildete Gesellschaft ausüben sollten: in dem Salon der Marquise von Rambouillet fanden sich neben den großen Herren, die Anspruch auf Schöngeisterei machten, auch die hervorragenden Schriftsteller ein, um zum erstenmale jenen gleichberechtigt an die Seite zu treten. Das war dann ein neues wichtiges Mittel zur Bildung, aber nur zu einer ganz einseitigen Bildung der Litteraten. Der „gute Ton“ der feinern Geselligkeit rettete vor Roheit und Geschmacklosigkeit, machte aber auch zugleich Originalität und Eigenart unmöglich. Richelieu hielt gleichfalls in seinem Palaste, dem Palais-Cardinal — dem heutigen Palais royal — lebhaft besuchte litterarische Zirkel, in denen unter andern Peter Corneille und Voiture zu erscheinen pflegten, letzterer in seinen feinen und eleganten „Briefen“ ein Muster der naturwidrigen Galanterie und falschen Ziererei, die in jenen Salons herrschten, der ausschließlich formalistischen Richtung auf die Rhetorik (éloquence), die in Richelieus Patent zur Errichtung der französischen Akademie als Inbegriff der Schrift- und Wortkünste gepriesen wird.

In dieser Welt des höfischen Zwanges war für einen so originellen und tiefen Geist, wie den des großen Philosophen René Descartes (1596—1650)

kein Platz.[1]) Gleich so vielen Zeitgenossen, war dieser kühne Forscher durch die große Mangelhaftigkeit und Unzuverlässigkeit der damaligen Wissenschaft tief betroffen. Er suchte aber nicht, wie Montaigne, Charron und so viele andere, seine Zuflucht in unfruchtbarer Skepsis, sondern in einem festen, über alle Zweifel erhabenen aprioristischen Prinzipe, von dem aus man mit Sicherheit zur Reorganisierung des gesamten menschlichen Wissens zu schreiten vermöge. Erst nach langen Lehr- und Wanderjahren, nachdem er sich dann aus den Fesseln der französischen Verhältnisse nach den freien Niederlanden zurück-



Der Palast Richelieus (Palais Cardinal) zu Paris.

gezogen, veröffentlichte er seine ersten philosophischen Werke. Den Ausgangspunkt zur positiven philosophischen Schöpfung fand er in der Gewißheit des Seins im Bewußtsein — „ich denke, also bin ich“ — und darauf baute er sein System auf. Es ist nicht herrschend geblieben, aber die von Descartes gefundene Methode und die von ihm aufgestellten Probleme blieben in Geltung und in Wirksamkeit, führten überhaupt die gesamte neuere Philosophie ein und wiesen ihr die Bahn. In der nächsten Folgezeit fühlten sich die ausgezeichnetsten Geister tief ergriffen und mit sich fortgerissen durch Descartes'

1) K. Fischer, Geschichte der neuern Philosophie, I, I (2 Aufl. Mannheim 1865).

Proklamierung der ausschließlichen Souveränität der Vernunft, aller Überlieferung und Autorität gegenüber. Die besten Metaphysiker, Religionsphilosophen und Ästhetiker des siebzehnten Jahrhunderts folgten mit Begeisterung dem von ihm vorgeschriebenen Wege: Pascal, Arnauld, Bossuet, Fénelon, Boileau, Lafontaine. Aber auch auf die Entwickelung der französischen Sprache hat Descartes einen bedeutenden Einfluß geübt. Er verlieh ihr die Klarheit, die genaue Bezeichnung jedes Begriffes durch ein für immer dazu bestimmtes Wort — Eigenschaften, durch welche sich gerade die französischen Schriftsteller der unmittelbar folgenden Epoche auszeichnen.

Wenigstens in dieser letztern Richtung unterstützte ihn Johann Ludwig von Balzac (gest. 1655). Seine im Grunde inhaltsleeren Briefe wirkten durch ihre prächtigen Phrasen, ihre sorgfältig gefeilte Form, die Verbannung jeglicher Roheit oder Pedanterie. So erwarb auch er sich große Verdienste um die französische Prosa, der er ohne Zweifel einen edlen und anziehenden Charakter verliehen hat.

Dieser Stempel der Anmut, Feinheit, Glätte und Zierlichkeit wurde nun auch, nach dem Vorbilde Malherbes, der Dichtkunst aufgedrückt, die dadurch freilich immer mehr auf die Bahn des Gezwungenen, Unnatürlichen, Konventionellen geriet. Was für die nüchterne Prosa ein Vorzug, ist für das freie Spiel der dichterischen Phantasie und Intuition eine niederdrückende Fessel. Alle Poeten der Zeit Richelieus sind denn auch herzlich unbedeutend, mit Ausnahme der dramatischen. Aber auch hier erklärten sich die Trauerspieldichter Rotrou und Mairet für die antiken Vorbilder, die für die französische Sprache und Denkweise so wenig geeignet sind; das maßgebende Wort sprach der große Kardinal selber, welcher sich für das Altertum und sogar für die berühmten „drei Einheiten" des Aristoteles erklärte. Sein Wille war Gesetz, in der Litteratur ebenso gut, wie in der Politik. Die „Klassizität" des französischen Dramas war entschieden, nicht zu dessen Heile! Die Form war ein für allemal bestimmt, sowohl in Bezug auf die Gestaltung des Dramas selbst als in betreff der Sprache; und die unbedingte Herrschaft, die sie über den Inhalt ausübte, beschränkte auch Peter Corneille (geb. zu Rouen 1606, gest. 1684), einen Dichter von kräftigem und energischem Geiste, von vielem Verständnisse und feinem Urteile, der aber dennoch dem unvermeidlichen Zwange einer falsch verstandenen Antike und der naturwidrigen „Eloquenz" huldigte. Was er hätte leisten können unter günstigeren Verhältnissen, das erkennt man mit schmerzlicher Bewunderung an den „Horaziern", „Cinna", „Polyeucte", seinen Meisterwerken, denen der „Cid" weit nachsteht. Aber auch hier verwischen sich die Unterschiede der Charaktere in der Gleichmäßigkeit der Auffassung, verfällt die kraftvolle Sprache des Genius oft in Geschraubtheit und kühle Rhetorik. Es war unmöglich, die wahre Stimme des Gefühls unter Leuten hören zu lassen, die als Römer, Griechen, Araber sich Madame und Seigneur titulierten und miteinander in den schönsten Redewendungen des Palais-Cardinal und des Salons Rambouillet verkehrten; unmöglich wahres



Peter Corneille.

Nach dem Stiche von Troyer. Originalgemälde von Charles Le Brun (1619—1690).

dramatisches Leben mit dem Zwange der „drei Einheiten“ zu verbinden. An dieser verzweifelten Aufgabe ist Corneilles Genie bald völlig erlahmt.

Und nicht anders die Kunst.

Durch das Beispiel Nikolaus Poussins (1594—1665), der bei hoher Gestaltungskraft und großartiger Auffassung doch der gekünstelten Nachahmung der Antike allzusehr anhing, wurde die Malerei in eine ähnliche Richtung gelenkt, wie die Poesie. So unwiderstehlich machte sich der auf das Schematische, die trockene Vernünftigkeit, die ausschließliche Regelmäßigkeit gerichtete Volkscharakter überall geltend. Eustach Le Sueur (1617—1655) ist ein recht lebhaftes Beispiel von dessen üblem Einfluß. Dieser trefflich begabte Künstler, von vorzüglicher Korrektheit der Zeichnung und gutem Ausdruck, giebt sich einem kränklichen Idealismus hin, der seine Gemälde aller Kraft und alles Feuers beraubt und ihn ein wahrhaft trauriges, einförmig blasses Kolorit überall durchführen läßt. Noch mehr verfällt die Skulptur, die schon beginnt, der mehr malerischen, ausschließlich auf kraftlose Anmut bedachten Richtung zu huldigen, die dann unter Ludwig XIV. die herrschende wird. Und auch in der Baukunst ertötet falsche Formenstrenge und übertriebene Einfachheit die geniale Mannigfaltigkeit, das geistvolle Leben der Renaissance.

Dies waren die Folgen davon, daß der königliche Absolutismus in Frankreich, zunächst durch einen großen Minister begründet, von Beginn an ausnahmslos alle Richtungen des Volkslebens sich dienstbar zu machen versuchte und wirklich vermochte. Überall geistige Regsamkeit und hohes Talent, Nachwirkungen einer freiern Zeit; aber überall von dem das ganze Volkstum beherrschenden Zentralismus und Despotismus in kalte, einförmige Regeln gebannt, die bald als Selbstzweck erscheinen und darüber den Inhalt, die geistige Mannigfaltigkeit und Eigentümlichkeit einschränken und verflachen.

Trotz Richelieus unendlicher Verdienste um Frankreich und dessen Machtstellung entzogen ihm dennoch die Höhe der Steuern, die Härte und Unbarmherzigkeit seines Auftretens, sowie der schroffe Gegensatz zu allen volkstümlichen Regungen durchaus die anfängliche Popularität. Solange er lebte, hielt man aus Furcht mit dem Ausdrucke dieser Meinung zurück. Kaum aber war er am 4. Dezember 1642 seiner langwierigen Brustkrankheit erlegen, bis zum letzten Augenblicke mit ungebrochener Energie den Staatsgeschäften obliegend, so brach der Unwille über ihn in Spottreden und Versen und in Beleidigung seiner von ihm mit Gunstbeweisen überschütteten Verwandten aus. Der König that nichts, um das Andenken seines großen Ministers zu verteidigen. Bei der Nachricht von dessen Tode sagte er kühl: „Da ist ein großer Staatsmann gestorben.“ Das ist das Los des Genies, das nur für politische Zwecke arbeitet, ohne dabei der Menschlichkeit und Liberalität zu gedenken; es wird nicht einmal von denen betrauert, in deren Dienst es gewirkt hat.

Fünftes Kapitel.

Das Ende des Dreißigjährigen Krieges.[1]

Je länger der Kampf dauerte, der seit 1618 Deutschland verheerte, desto mehr wuchs die Verwilderung, desto selbstverständlicher fand es der Soldat, sich als Herr alles dessen zu betrachten, was in sein Bereich kam. Des Kaisers Krieger zumal waren von Beginn an gewohnt, ihre Gegner als verabscheuungswürdige Rebellen und Ketzer zu betrachten, gegen die man sich alles erlauben dürfe. Die Schweden, unter Gustav Adolf strenger Mannszucht unterworfen, trieben es nach dessen Tode nicht besser. Damals sang man im Volke das traurige Lied:

„Der Schwed ist kumme,
„Hat alles mitg'numme,
„Hat d'Fenster neing'schlage,
„Hat's Blei davontrage,
„Hat Kugle draus 'gosse,
„Und d'Bauern verschosse."

Weimarer, Franzosen und Spanier sahen sich durch Mangel an Sold und Verpflegung meist geradezu auf das Plündern angewiesen. Entsetzlich war das Elend in dem Winter 1635—36, der nach schlechter Ernte sehr streng und langdauernd war. Ehemals blühende rheinische Dörfer zählten, anstatt sechs- bis siebenhundert, nur noch zwanzig armselige kraftlose Bewohner; in Lothringen kostete ein Pfund Brot eine Livre (sechs Francs nach heutigem Geldwert). Aber auch die französische Armee in Deutschland verlor durch Kälte und Mangel über die Hälfte ihres Bestandes. Nicht nur Hunde, auch Menschen verzehrte man.

Unter diesen Umständen wurde es von hoher Bedeutung, daß nach dem polnischen Frieden den Schweden ganz frische Truppen zu Hilfe kamen; jetzt waren sie den mit dem Kaiser verbündeten Sachsen an Zahl ebenso sehr überlegen, wie es an Kriegskunst dem Kurfürsten Johann Georg ihr neuer Obergeneral Banér war. Banér, selber schwedischer Nationalität, war eine

---

1) Außer den schon citierten Werken sehe man: M. Koch, Geschichte des deutschen Reiches unter der Regierung Ferdinands III. (2 Bde., Wien 1865—66). — J. Heilmann, Das Kriegswesen zur Zeit des 30jährigen Krieges (Meißen 1850). — Derselbe, Die Feldzüge der Bayern unter Mercy (Leipzig und Meißen 1851).

den darmstädter Vetter aus ihrem Lande zu jagen. Im Februar 1640 schloß sie für reiche Subsidien mit den Franzosen ein Schutz- und Trutzbündnis. Da faßte Banér mit ausgezeichneter Einsicht den Plan, sich anstatt nach den verwüsteten Gebieten der Kurmark und Pommerns vielmehr nach Nordwesten zu wenden, zur Vereinigung mit den Weimarern und Hessen. Seine Annäherung vermochte auch Georg von Lüneburg, sich wieder den Schweden anzuschließen. Mit einem Schlage waren die Verhältnisse auf dem deutschen Kriegstheater verändert, die politischen wie die militärischen. Jene, indem doch nun wieder zwei mächtige deutsche protestantische Fürsten mit den Fremden vereint den Krieg gegen den Kaiser führten; diese, indem die geschwächten und entmutigten Schweden sich durch 16000 Weimarer, Hessen, Lüneburger unterstützt sahen. Es waren fast nur deutsche Truppen, die unter dem Befehle eines Schweden und eines Franzosen gegen das Heer des deutschen Kaisers zogen. Das Verfahren der Landgräfin und des lüneburger Herzogs war um so beklagenswerter, als in der That kein höheres, zumal kein religiöses Interesse ihnen damals die Waffen in die Hand drückte. Ihr Bekenntnis war nach dem Prager Frieden und bei dem dringenden Friedensbedürfnis Ferdinands III. hinreichend gesichert. Es waren nur der partikularistische Oppositionsgeist und die Gier nach französischem Golde, welche beide Fürsten zur Erneuerung des Krieges trieben. Ohne ihre zehn- bis zwölftausend Soldaten aber wären Longuevilles und Banérs Truppen, mitten in Deutschland stehend, sicher von dem überlegenen kaiserlichen Heere vernichtet worden. Ein so großes, von einem so kräftigen und tüchtigen Volk bewohntes Reich, wie Deutschland, konnte eben nicht durch den äußeren Feind, sondern nur durch innere Zwietracht und Verblendung besiegt werden.

Einstweilen brachte die Vereinigung mit den Fremden jenen Fürsten ebensowenig Glück, wie dem Herzoge von Weimar. Uneinigkeit über Zweck und Art der Fortführung des Kampfes trennte die Führer. Man mußte sich an die Werra zurückziehen, während die kaiserlichen Avocatorien zahlreiche Soldaten zum Verlassen der geächteten Fahnen bestimmten. Dabei meuterten die Weimarer, die nicht länger unter einem französischen Führer stehen wollten. Hessen wurde nun der Schauplatz des von seiner Fürstin wieder herauf beschworenen Krieges. Piccolomini, der kaiserliche Obergeneral, verwüstete es nach Kräften. Dann brach er in das wohlhabende Land Georgs von Lüneburg ein. So wurde auch dieser für seinen treulosen Bruch des Prager Friedens bestraft.

Allein diese Erfolge der Kaiserlichen in Deutschland wurden mehr als aufgewogen durch das Unheil, welches damals die spanischen Habsburger auf allen Seiten traf. Je inniger die Solidarität der Interessen unter den beiden Zweigen des habsburgischen Hauses war, desto mehr mußten die Niederlagen des Katholischen Königs auch dem Kaiser bedrohlich erscheinen. Schon wagte man in Deutschland, offen auf Beseitigung der kaiserlichen Gewalt zu dringen. Im Jahre 1640 veröffentlichte der bekannte Publizist Chemnitz unter dem



Feldmarschall Banér.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Lucas Schnitzer.

Namen Hippolitus de Lapide eine Streitschrift De ratione status in Imperio Romano-Germano, die gegenüber den jüngsten, unter Ferdinand II. stattgefundenen Versuchen, dem militärischen Cäsarismus in Deutschland den Sieg zu verschaffen, mit Leidenschaft und Bitterkeit das entgegengesetzte System der Sondergewalten, der partikularen Entwickelung, der kaiserlichen Ohnmacht aufstellt. Anknüpfend an die allerdings herben Erfahrungen der zwanziger Jahre des Säkulums, richtet sie eine heftige Anklage wider das Haus Habsburg, deren Spitze nicht allein die Dynastie, sondern das Kaisertum selbst trifft.

Wie sehr alles Einheitsgefühl, aller Patriotismus, ja alle politische Einsicht aus den Deutschen gewichen war, zeigte sich deutlich auf dem im September 1640 nach Regensburg zum Zwecke der Wiederherstellung des Friedens berufenen Reichstage. Obwohl Ferdinand sich in der That äußerst nachgiebig benahm, weit über kaiserliche Würde hinaus: kamen die Gesandten doch über Förmlichkeiten und Bedenklichkeiten aller Art nicht zu ernsten Verhandlungen. Bald sollte dieser leitenden Versammlung Deutschlands, Kaiser und Ständen von den kecken Fremden eine derbe Lektion erteilt werden, bis zu wie demütigender Lage ihre Uneinigkeit, Selbstsucht und Thorheit sie gebracht hätten.

Um die Feinde von dem nordwestlichen Deutschland abzuziehen, beschloß Banér einen kecken Handstreich gegen Regensburg zu wagen. Wirklich drang er, obwohl bereits von tödlicher Krankheit ergriffen, mit einem Teile seiner Truppen und einigen weimarischen Regimentern bis zu der Stadt vor. Er fand sie freilich gut verwahrt, hatte aber die Genugthuung gegen den Sitz der deutschen Reichsversammlung einige hundert Kanonenschüsse abfeuern zu können. So verhöhnten deutsche Soldaten das Ansehen des eignen Vaterlandes, des im Grunde mächtigsten, waffenstärksten Reiches der Christenheit.

Indes die Bravade blieb nicht ungestraft. Vor den von allen Seiten herbeieilenden kaiserlichen und bayrischen Truppen mußte Banér sich schleunigst unter großen Verlusten bis nach Halberstadt zurückziehen. Diese schnellen Märsche, die qualvolle Ungewißheit über das endliche Schicksal seines Heeres, die Teilnahme an den unaufhörlichen Kämpfen beschleunigten das Ende Banérs, der in Halberstadt am 20. Mai 1641 verschied. Seine Sitten möge ein einziger Zug charakterisieren. Den Prinzen Christian von Hessen zwang er auf einem Bankette in Hildesheim so unmäßig mit anderen Herren um die Wette zu saufen, daß der achtzehnjährige Jüngling daran, nach wenigen Tagen, verschied.[1]) Als General jedoch besaß er hohe Gaben. Wie in seinem ganzen Heere nur noch fünfhundert Schweden, alle anderen deutsche Söldner waren, war auch er schließlich ganz Deutscher geworden, ging am liebsten mit Deutschen um und korrespondierte ausschließlich in deren Sprache, selbst mit der heimischen Regierung in Stockholm. Es ist indes bei allen seinen glänzenden Eigenschaften fraglich, ob eine so abenteuerliche und rohe Natur, wie die seine, auf die Länge die schwedische Sache in Deutschland würde haben behaupten können.

---

1) Ernst von Hessen-Rheinfels, Deutsche Rundschau, Juli 1887, S. 46.

Dieselbe wurde unterstützt, indem die Kronen Frankreich und Schweden am 29. Juni 1641 ihr Bündnis vom Jahre 1638 erneuerten, das nunmehr bis zur Herbeiführung eines allgemeinen, „ehrenvollen“ d. h. für Deutschland verlustreichen Friedens währen sollte. Die französischen Hilfsgelder an Schweden wurden auf jährlich 1 200 000 Livres festgesetzt.

So waren die fremden Gegner des Kaisertums fest miteinander verbunden; und es traten an die Spitze ihrer Heere Persönlichkeiten von genialer Begabung, während auf kaiserlicher Seite immer mehr die Talente versiegten. Das ursprüngliche Verhältnis im Beginne des Krieges, wo das geistige Übergewicht so durchaus auf seiten der kaiserlich-ligistischen Feldherren gewesen, war nun völlig umgekehrt.

Ferdinand III. fühlte dies wohl, und die gleichzeitigen Niederlagen der Spanier erhöhten seine Friedenssehnsucht. Die deutschen Gegner suchte er zur Niederlegung der Waffen zu bestimmen, indem er die Regensburger Verhandlungen im Oktober 1641 durch ein allgemeines Amnestiegesetz abschloß, von dem nur seine Erblande, der Administrator von Magdeburg und das pfälzische Haus ausgenommen wurden, während es auch die deutschen Verbündeten der Schweden umfaßte. Mit den Gesandten der letzteren und Frankreichs ließ der Kaiser am 25. Dezember 1641 zu Hamburg einen Präliminarvertrag unterzeichnen, nach welchem im März des nächsten Jahres die Friedensverhandlungen mit den Franzosen in Münster, mit den Schweden in Osnabrück beginnen sollten. Auch hier zeigte der Kaiser Nachgiebigkeit, indem er zuließ, daß die aufrührerischen Reichsstände ganz gleichberechtigt an den Negoziationen teilnähmen. Das gepeinigte Deutschland gab sich nun der Hoffnung auf baldiges Ende seiner Leiden hin — aber noch sieben schreckliche Jahre hindurch sollte sie getäuscht werden. Zu keck und übermütig waren die Forderungen der Fremden: erst die völlige Besiegung und Entwaffnung des Kaisers konnten ihn zur Annahme derselben zwingen.

An die Spitze des schwedischen Heeres trat damals, im Oktober 1641, Leonhard Torstenson. Geboren 1603, nahm er als fünfzehnjähriger Jüngling unter seinem Könige Gustav Adolf Dienst und zeichnete sich derart aus, daß er bereits 1628 Oberst ward. Während der deutschen Feldzüge erhielt er die Stellung eines Großmeisters der Artillerie, ein um so glänzenderer Beweis des königlichen Vertrauens, je mehr Gewicht Gustav gerade auf diese Waffe legte. Torstenson hatte dasselbe in der That vollkommen gerechtfertigt; zumal trug die geschickte Verwendung seiner Geschütze im April 1632 zur Erzwingung des Überganges über den Lech das meiste bei. Bei Nürnberg geriet er bald darauf in feindliche Gefangenschaft und wurde von dem Kurfürsten von Bayern sechs Monate lang in engem, feuchten Kerker gehalten, wo er den Keim unheilbarer Kränklichkeit empfing; Ausschweifungen aller Art haben denselben freilich weiter entwickelt. Nach seiner Auslösung hatte er bald im Felde, bald daheim gelebt. Jetzt übernahm er die schwierige Aufgabe, ein geschwächtes, entmutigtes, meuterndes Heer zum

Siege zu leiten, die wankenden deutschen Verbündeten festzuhalten, und zwar ohne viel Zuschuß von der Heimat. Allein er war jener völlig gewachsen. Genialer Feldherrnblick zeichnete ihn aus; ähnlich wie Gustav Adolf, verzichtete er auf die alte Kriegsweise, langsam und bedächtig von Festung zu Festung vorzuschreiten; in großen Schlachten und kühn entworfenen Zügen suchte und fand er die Entscheidung. Trotz aller körperlichen Leiden und Schwächen war er von unermüdlicher Thätigkeit, sein starker Geist tyrannisierte gleichsam den siechen Körper. Von seiner Sänfte aus leitete er Eilmärsche und den Gang der Schlachten.

Aus Schweden brachte er sechs- bis siebentausend Landsleute mit, einen trefflichen Zuwachs, welcher dem neuen Generalfeldmarschall eine zuverlässige Mannschaft in die Hand gab. Mit dieser hielt er die unbotmäßigen deutschen Söldner nieder; die unzufriedenen Obersten beruhigte er durch Geldzahlungen, durch Versprechen, endlich auch durch Enthauptung eines der Rädelsführer.

Mit nicht minderem Geschicke hatte der wackere General Guébriant seine wilden Weimarer endgültig gezähmt.[1]) Ihre patriotische Weigerung, noch länger unter einem fremden Heerführer zu dienen, wurde durch reiche Geldzahlungen und Beförderungen völlig zum Schweigen gebracht. Nun willigten sie sogar ein, ihre Einrichtung deutscher Heeresdirektoren ganz fallen zu lassen, sich bedingungslos dem französischen Oberbefehl zu unterwerfen. Damit hörte das weimarsche Heer auf, als solches zu existieren — das letzte Andenken an den glorreichen Herzog Bernhard verschwand unter dessen pflichtvergessenen Kriegern. Guébriant, seiner Truppen mächtig, zog die Hessen an sich und fiel mit ihnen vereint in die vom Kriege noch ganz verschonten niederrheinischen Gegenden ein. Zwar trat ihm der kaiserliche General Lamboy entgegen, aber in dem ruhmvollen Siege bei Kempen (Januar 1642) vernichtete Guébriant dessen ganzes Heer. Von Neuß bis Euskirchen besetzten Hessen und Franzosen das wohlhabende kurkölner Land sowie Jülich.

Diesen Erfolgen des französischen Verbündeten wollte Torstenson nicht nachstehen. Obwohl soeben erst von einem neuen furchtbaren Krankheitsanfalle erstanden, an Händen und Füßen gelähmt, beschloß er, dem Kriege eine ganz neue Wendung zu geben. Das durch siebzehnjährige Heereszüge ausgesogene Norddeutschland sollte verlassen, der Kampf vielmehr dauernd dorthin getragen werden, wo allein die Entscheidung lag, in die reichen österreichischen Erblande. Die Erfolge Guébriants kamen ihm dabei zu statten, da die Bayern sich nun, auf die dringenden Hilferufe des Kölner Kurfürsten, gegen die Franzosen wandten. Den kaiserlichen Feldherrn Piccolomini aber täuschte Torstenson, indem er ihn glauben machte, er wolle gleichfalls nach dem Niederrhein aufbrechen. Dafür wandte er sich nach der Lausitz, vereinigte sich dort mit dem schlesischen Korps der Schweden unter dem wackern Stålhandske. Piccolomini meinte, Torstenson werde jetzt Meißen und Thüringen angreifen: allein plötzlich fielen dessen Truppen, zwanzigtausend stark, wie ein verheerender Strom

---

1) Le Laboureur, Histoire du maréchal de Guébriant (Paris 1656).

in Schlesien ein. Die dort stehenden Kaiserlichen wurden bei Schweidnitz geschlagen (6. Juni 1642); ihr Anführer, Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, der früher bei den Schweden gedient hatte und fälschlich als Mörder Gustav Adolfs bezeichnet wurde, endigte bald darauf in schwedischer Gefangenschaft sein viel bescholtenes Leben. Nachdem eine Anzahl schlesischer Festungen genommen war, drang Torstenson tief in Mähren ein und nahm selbst Olmütz; seine Reiter streiften bis wenige Meilen vor Wien. Mit überraschender Leichtigkeit und Schnelligkeit war er bis in das Herz der österreichischen Länder gelangt. Als die Kaiserlichen mit überlegenen Kräften, unter Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini, von Sachsen aus seine Rückzugslinie bedrohten, eilte der Unermüdliche zu ihrer Bekämpfung herbei. Eine Meile nördlich von Leipzig, auf der für die Schweden so rühmlichen Walstatt von Breitenfeld, kam es zur Schlacht (2. November 1642). Die Feigheit der kaiserlichen Reiterei, die gleich im Anfange davonjagte, lieferte das tapfer kämpfende kaiserliche Fußvolk den Schweden aus; es wurde nach verzweifeltem Widerstande gänzlich vernichtet. Freilich hatten auch die Schweden starken Verlust. Da kam ihnen willkommene Unterstützung. Guébriant, am Niederrhein von allen Seiten durch überlegene Kräfte bedroht, brach im Herbst 1642 zur Vereinigung mit den Schweden nach Osten auf. Er hatte die Hessen bei sich, das letzte protestantisch-deutsche Kontingent, das noch unter Waffen stand. Nach dem Tode Herzog Georgs von Lüneburg hatte nämlich dessen Witwe, welche die Regentschaft führte, wegen völliger Erschöpfung des Landes auf weitere Teilnahme am Kampfe verzichten müssen; und selbst der Kurfürst von Sachsen vermochte kein Heer mehr ins Feld zu stellen. — Mit Torstenson, der soeben Leipzig zur Kapitulation gezwungen, traf Guébriant zu Buttstädt bei Weimar zusammen. Sie verabredeten einen gemeinsamen Feldzug gegen Bayern; indes der aussichtsreiche Plan scheiterte an der Abneigung Torstensons gegen die Franzosen. Anstatt sich der Verabredung gemäß von Sachsen nach Franken und der Oberpfalz zu wenden, begann er in den ersten Tagen des Jahres 1643 die Belagerung von Freiberg im Erzgebirge, einer Stadt, die schon dem wilden Banér erfolgreich Widerstand geleistet hatte. Hier vergeudete Torstenson Woche auf Woche hindurch seine Kräfte, während Piccolomini in Mähren sein Heer wieder herstellte, die Reiterregimenter, die sich bei Leipzig so feige gezeigt, unerbittlich dezimierte. Nachdem er 15000 Mann zusammengebracht, beschloß er Freiberg zu entsetzen. Wohlweislich vermied er jede Schlacht gegen den bessern Feldherrn und die bessern Truppen; aber indem er auf den benachbarten Bergen ein festes Lager bezog und die Schweden an Fouragierung verhinderte, erreichte er dasselbe, als wenn er einen förmlichen Sieg davon getragen hätte. Mitte Februar mußte Torstenson die Belagerung von Freiberg aufheben und sich mißmutig, von den Kaiserlichen umschwärmt, nach der Niederlausitz zurückziehen.

Unter solchen Umständen vermochte Marschall Guébriant bei dem besten Willen nicht, den Buttstädter Verabredungen nachzukommen. Er hatte die

vorzüglichsten Generale der katholisch-habsburgischen Partei sich gegenüber: den aus französischer Gefangenschaft ausgelösten Johann von Werth, und zumal den Belgier Franz von Mercy, einem außerordentlich fähigen und umsichtigen Strategen, der soeben zum Anführer der bayrischen und Reichsarmee ernannt worden war. Solchen Feldherren und ihrer überlegenen Macht konnte Guébriant keinen genügenden Widerstand leisten. Er wurde immer weiter von den Schweden abgedrängt, nach Württemberg, nach Baden, unter fortwährenden Verlusten. Während tiefer Schnee rings die Gefilde bedeckte, irrte Guébriant zwei Monate hindurch hilflos umher, bis er endlich so gut wie ohne Fußvolk am rechten Rheinufer anlangte (März 1643). Nur eine Unterstützung von 5000 Franzosen gab ihm die Möglichkeit, sich auf demselben zu behaupten. So waren die Buttstädter Verhandlungen gänzlich gescheitert, ja durch eine eigentümliche Ironie des Schicksals in das gerade Gegenteil ausgelaufen. Anstatt zusammen in der Oberpfalz und Bayern Krieg zu führen, war der eine der beiden Feldherren in den fernsten östlichen, der andere in den äußersten südwestlichen Winkel Deutschlands gedrängt worden. Zwischen ihnen lag das ganze Reich, standen zwei starke feindliche Heere. Das war die Folge von Torstensons Eigensinn und schlechtem Willen gegen die Franzosen! Abermals beherrschten der Kaiser und die Bayern fast ganz Deutschland. Beide rüsteten mit Eifer. Zumal Maximilian stellte eine starke Streitmacht ins Feld: siebenundzwanzig Regimenter zu Fuß und zu Roß.

Damit waren Mercy und Werth dem bis auf sechstausend Streiter geschmolzenen und von den Hessen verlassenen Korps Guébriants weit überlegen. Nun mußte letzterer auf das linke Rheinufer in das Unterelsaß zurück. Auch hier ließen ihm die Bayern keine Ruhe, sondern eilten ihm dorthin nach, so alle Ergebnisse der langjährigen französischen Anstrengungen in Frage stellend. Die Kabalen und Unruhen, die in Frankreich dem Tode Ludwigs XIII. (14. Mai 1643) gefolgt waren, hinderten jede ausgiebige Unterstützung Guébriants. Erst als Mazarin in Paris vollständig den Sieg davon getragen, sandte er ihm 6000 Mann zu Hilfe unter dem Generalleutnant Josias Grafen von Ranzau, unter den vielen merkwürdigen Persönlichkeiten jener Zeit einer der merkwürdigsten. Geborener Holsteiner, hatte Ranzau sich wechselnd in dänischen, kaiserlichen, schwedischen, dann — seit 1635 — in französischen Diensten versucht. In letzteren hatte der schöne, kühne Mann bald hohe Gunst gefunden, und war besonders auch durch die Freundschaft der Damen protegiert worden. Er avancierte zum Generalleutnant, zum Danke dafür trat er zum Katholizismus über. Gewiß verdiente er in vieler Beziehung die ihm gewordene Auszeichnung durch den tollen Mut, den er allerorten bewies, und der ihm zu sechzig Wunden, zum Verluste eines Armes, Beines, Ohres und Auges verholfen hatte. Von strategischer Begabung war bei diesem Haudegen nicht die Rede. Seinen Mut feuerte er übrigens noch durch ein so maßloses Trinken an, daß er selbst unter seinen sauflustigen Zeitgenossen auffiel. Auch jetzt meinte er alles durch ungebändigten Trotz, durch ungestüme Wut aus-

richten zu können: er wolle seinen Halskragen in bayerischem Blute waschen, in einem Zuge bis nach München reiten.

Ein solcher Helfer konnte dem feinen, besonnenen Guébriant nicht lieb sein. Aber da allmählich sein Heer auf 20000 angewachsen war, mußte er auch mit diesem rohen Gefährten noch im Spätjahre einen neuen Feldzug beginnen. Anfangs November ging es über den Rhein, dann durch den Schwarzwald dem oberen Neckar zu. Man beschloß vor allem die starke Feste Rottweil zu nehmen, die im Sommer allen Angriffen Guébriants getrotzt hatte. Dieses Mal sollte sie ihm noch verderblicher werden. Bei der Besichtigung der in die Mauern von Rottweil gelegten Bresche wurde Guébriant selber durch eine Kanonenkugel der Arm zerschmettert; freilich konnte er noch als Sieger nach Rottweil hineingetragen werden, aber fünf Tage darauf war er eine Leiche (24. November 1643).

Guébriants Verlust wirkte auf das französische Heer geradezu zerstörend Ranzau war keineswegs befähigt, ihn zu ersetzen. Gerade damals stießen zu den Bayern kaiserliche und lothringische Scharen, so daß sie den Franzosen weit überlegen wurden. Unter solchen Umständen hätten die letzteren sich ohne Zögern an den Rhein ziehen müssen. Allein Ranzau wollte seine Feldherrnschaft nicht mit einer Flucht beginnen, rückte vielmehr, dem Rate aller seiner Generale zuwider, nach Südosten auf Tuttlingen vor. Zu dieser Unvorsichtigkeit fügte er mit kecker Verachtung der Gegner die andere, seine Truppen weit über die Dörfer in der Nähe Tuttlingens zu zerstreuen. Mercy nutzte den thörichten Übermut des Gegners trefflich aus, indem er dessen Sicherheit noch durch List steigerte, dann plötzlich, in einem ausgezeichnet kombinierten Angriffe, die französischen Truppen überfiel. Es war eben der Tag, an dem Guébriant in Rottweil sein Leben beschloß. Ehe nur die Franzosen gehörige Gegenmaßregeln ergreifen konnten, waren sie ihres Geschützes beraubt, in Tuttlingen und Möringen eingeschlossen. Die Reiterei, die auf Fouragierung ausgegangen war, rettete sich zum größten Teile, wenn auch in völliger Auflösung. Das Fußvolk aber, Weimarer und französische Veteranenregimenter, mußte am 25. die Waffen strecken, 7000 an der Zahl, nachdem schon 4000 gefallen waren. Die Beute an Geschütz, Heergerät, Geld und Kostbarkeiten war unermeßlich. Fast die ganze französische Generalität, Ranzau an der Spitze, ward gefangen. Dieser glänzende Sieg von Tuttlingen war vor allem wieder der Umsicht und Entschlossenheit Johanns von Werth zu danken.

Sofort benutzten die bayrischen und kaiserlichen Generale den Erfolg, indem sie die 2500 Mann starke Besatzung von Rottweil zur Ergebung zwangen — fast die letzten Reste der Armee Bernhards von Weimar. Außer Freiburg fielen im Winter alle Eroberungen der Franzosen am rechten Rheinufer den Deutschen wieder in die Hände.

Wie kam es aber, daß Torstenson während dieser ganzen Zeit den Franzosen nicht den mindesten Beistand leistete?

Treu seinem Plane, den Krieg in des Kaisers Erblande zu spielen, war

er zum zweitenmale tief in Mähren eingedrungen. Obwohl Gallas ihm eine um das doppelte stärkere Armee entgegenführte, hatte dieser unfähige General doch Torstenson nicht verhindern können, wenigstens Schlesien zu halten. Da erhielt der schwedische Feldherr von seiner Regierung den überraschenden Befehl, unverzüglich nach Holstein abzurücken.

Dänemark hatte bereits zu den Erfolgen Gustav Adolfs scheel gesehen, besonders aber seit dem Prager Frieden allerorten gegen das Nachbarreich intrigiert, dasselbe beleidigt und geschädigt. Der schwedische Reichstag beschloß, diesem Treiben ein für allemal ein Ende zu machen. Im September 1643 erklärte er Dänemark den Krieg, ohne ein anderes Heer zu besitzen, als das, welches fern in Schlesien gegen den Kaiser focht. Ein kühnes Unternehmen, freilich zu gleicher Zeit furchtbar rücksichtslos gegen den französischen Bundesgenossen, der einmal auf Torstensons Mitwirkung in Süddeutschland gezählt hatte und anderseits zu Dänemark in freundschaftlichstem Verhältnisse stand.

Es war für Torstenson wahrlich keine leichte Aufgabe, einen Marsch von hundert Meilen zurückzulegen, im Spätherbst, durch ausgesogene Gegenden, einen überlegenen Feind im Rücken — er löst sie mit virtuosenhaftem Geschick. Durch gewandte Quermärsche täuscht er Gallas über seine eigentlichen Ziele, spiegelt ihm dann die Aussicht auf Waffenstillstand und Friedensverhandlungen vor, wirft während dieser Zeit Garnisonen und Vorräte in seine schlesischen Festungen und bricht endlich (18. Oktober) ernstlich nach Holstein auf: aber keineswegs direkt, sondern in weitem Bogen nach Westen, um so den Schein zu verbreiten, als habe er es auf Bayern gemünzt, und zugleich, um fruchtbarere Gegenden zu durchziehen. Plötzlich wendet er dann scharf nach Norden und rückt am rechten Elbufer hinunter auf das überraschte Holstein. Südwestlich von der Elbe bleibt nur Königsmarck mit etwa 7000 Mann zurück.

Noch einmal lächelte die Glückssonne den Habsburgern. Noch einmal waren sie in der Lage, den Krieg durch einige kräftige Schachzüge zu beenden. Rhein und Niederelbe trennten das eigentliche Deutschland von jeder irgendwie beträchtlichen feindlichen Armee. Indes dieser günstige Augenblick ging ungenützt vorüber. Anstatt die erlangten Vorteile zu energischer Verfolgung des Gegners oder doch zur Bezwingung der von ihm zurückgelassenen Festungen zu benutzen, gingen die Heere des Kaisers und seiner Verbündeten träge in die Winterquartiere, als ob im nächsten Frühjahre die politische und militärische Lage noch ganz die gleiche sein werde. Diese mehrmonatlichen Winterquartiere (1643—44) haben das Unterliegen des Kaisertums im dreißigjährigen Kriege zum guten Teile verschuldet.

Torstenson wußte die Zeit besser auszunutzen. Wie Sturmwind fuhren die Scharen des von Gicht schwer gelähmten Feldmarschalls über die reichen Fluren des seit fünfzehn Jahren befriedeten Holstein. Weihnachten feierten sie bereits in Kiel; nur Glückstadt widerstand noch. Nichtsdestoweniger ging es sofort nach Schleswig und Jütland hinein. Bei Kolding hieb Torstenson 1500 dänische Reiter nieder, nahm 4500 Infanteristen gefangen. Ende

Februar 1644 war die jütische Halbinsel erobert. Inzwischen war Horn mit einigen schnell gesammelten Truppen in das damals dänische Schonen eingefallen, beschäftigte Flemming mit schwedischen Orlogsschiffen die dänische



General Torstenson.
Verkleinertes Facsimile eines gleichzeitigen anonymen Kupferstiches.

Flotte, die von dem siebzigjährigen König Christian IV., einem Manne von untadelig persönlichem Mute, selbst befehligt wurde.

Während Torstenson mit bewundernswerter Thatkraft zwei Feldzüge in

weit entfernten Gegenden nacheinander glücklich erledigte, hatte der französische Hof sich von dem ersten Schrecken der tuttlinger Niederlage erholt. Es galt nicht mehr, in Deutschland neue Eroberungen zu machen, sondern das bedrohte Elsaß zu retten. Zu diesem Zwecke beorderte Mazarin einen Kriegsführer aus Italien nach Deutschland, der sich trotz seiner Jugend — er zählte erst zweiunddreißig Jahre — auf das trefflichste bewährt hatte: Heinrich de la Tour d'Auvergne, Vicomte von Turenne.

Der fand zunächst sein Heer in Auflösung, zum Teil in Meuterei. Aber nachdem er es mit Mühe wieder auf 12 000 Streiter gebracht, ging er kühn nach dem Breisgau hinüber, wo Mercy soeben die Belagerung von Freiburg begonnen. Die Besatzung, unter einem Weimarer, wehrte sich mit Heldenmut; indes Ende Juli 1644 mußte sie kapitulieren.

Es war für die Bayern höchste Zeit gewesen, denn zwei Tage nach dem Falle Freiburgs stieß Herzog Ludwig von Enghien, der ruhmvolle Sieger von Rocroy[1]), mit 10 000 Streitern zu Turenne. Zwei solchen Generalen gegenüber hatte Mercy mit seinem, durch die Freiburger Belagerung sehr geschwächten Heere einen schweren Stand. Er benahm sich mit viel Einsicht und Geschick und sicherte seine Truppen durch eine überaus feste Stellung auf den verschanzten Vorhöhen des Schwarzwaldes südlich von Freiburg. Am 3. August ließ Enghien seine Franzosen Sturm laufen, in der Absicht, die feindlichen Werke zu nehmen, es koste was es wolle. Wirklich eroberte er, mit einem Verluste von 3000 Mann, den Schönberg auf Mercys rechtem Flügel. Es ist wahrlich ebenso rühmlich für die bayrische Armee wie für den bayrischen General, daß letzterer in der Nacht nach einem solchen Tage seine Truppen ohne Unordnung aus der durchbrochenen Stellung ziehen und sie sofort dichter bei der Stadt Freiburg wiederum sich verschanzen lassen konnte. Als früh am 4. August sich die Sonne erhob, sahen die französischen Feldherren mit Erstaunen die Bayern in neuer furchtbarer Stellung vor sich. Erst am 5. vermochten sie abermals zum Angriff überzugehen. Mercy hatte die Frist benutzt, um sich so gut wie unüberwindlich zu befestigen. Acht Stunden liefen die Franzosen Sturm auf Sturm, aber nachdem sie nutzlos 4000 Mann verloren, mußte der starrsinnige Enghien von dem Beginne abstehen.

Die Schlacht war unentschieden oder eigentlich für die Bayern gewonnen, die hier ein viel zahlreicheres Heer rühmlich bestanden hatten. Allein Mercy hatte keine Verstärkungen zu erwarten und mochte höchstens noch 11 000 Mann zählen, während Enghien bald wieder auf 16 000 Mann verstärkt war und dem Gegner alle Zufuhren aus der fruchtbaren Ebene abschnitt. Da mußte Mercy seine Stellungen im Angesichte der Franzosen räumen und sich, von den letzteren eifrig, und nicht ohne große Verluste für ihn, verfolgt, hinter die schützende Mauer des Gebirges flüchten. Er hatte wenigstens die Ehre der deutschen Waffen gerettet.

Aber der Erfolg war eben für die Franzosen. Der ganze Rhein stand

---

1) S. Buch V, Kapitel 1. Es ist der spätere Ludwig von Condé, der „große Condé".



Henricus de la Tour d Avvergne, Vice-Comes de Turenne Mareschalus Franciæ.

Marschall Turenne.

Verkleinertes Facsimile eines gleichzeitigen anonymen Kupferstiches.

ihnen offen. Speier, Germersheim, selbst das überaus feste Philippsburg, dann Mannheim, die Rheinpfalz fielen in ihre Hände. Noch schmählicher war, daß bei ihrer Annäherung der Kurfürst von Mainz eiligst seine Hauptstadt räumte, die sich trotz ihrer Volkszahl und ihrer starken Werke ohne jeden Widerstand ergab (September 1644). Es ging hier wie später in den Kriegen gegen Ludwig XIV. und die französische Republik: die geistlichen Herrschaften, denen ein widriges Geschick die Verteidigung des linksrheinischen Deutschlands vorzugsweise anvertraut hatte, zeigten sich zu derselben durchaus unfähig, entweder verräterisch oder unglaublich feige. Mit einem Schlage war die ganze Sachlage verändert, der Oberrhein völlig in der Gewalt der Franzosen, für sie eine treffliche Operationsbasis zum weiteren Vordringen in das Herz Deutschlands!

Freilich gab der wackere Mercy, nach Erlangung der notdürftigsten Verstärkungen, das Spiel nicht verloren und suchte den Feinden ihre Eroberungen wieder abzunehmen. Allein sein Kurfürst Maximilian begann des Krieges, der ihm nur noch Kosten und Verluste bringen konnte, überdrüssig zu werden und trat in Verhandlungen mit der französischen Regierung.

Und doch wäre seine Hilfe jetzt dem Kaiser notwendiger als je gewesen, da dessen Heerwesen sich im jämmerlichsten Zustande befand. Die stets sich erneuernde Finanznot des Wiener Hofes bewirkte, daß nur die unzuverlässigsten Leute, nichtsnutzige Abenteurer, sich unter seine Fahnen begaben. Wie stachen diese kläglichen Scharen ab gegen die tapfern Regimenter Wallensteins oder selbst gegen die Truppen, die bei Nördlingen die Schweden besiegt hatten. Ebenso aber stand es mit den Feldherren. An Stelle eines Bouquoy, Wallenstein, selbst Piccolomini führte nun ein unfähiger Trunkenbold, Gallas, das Kommando, ein Mensch, den nur die an seinem früheren Obergeneral — Friedland — geübte Verräterei empfahl!

Langsam setzte er sich im Frühjahre 1644 mit der kaiserlichen Hauptarmee in Bewegung. Seine Absicht war, Dänemark vor gänzlichem Untergange zu retten, Torstenson auf der jütischen Halbinsel einzuschließen und zu vernichten. Wirklich verhinderte zunächst die Nachricht von seiner Ankunft den Feldmarschall, mit seinem Heere auf der schwedischen Flotte nach den dänischen Inseln überzusetzen und den letzten entscheidenden Schlag gegen Christian IV. zu führen. Ohne Widerstand zu finden, legte Gallas seinen Marsch von Böhmen bis an die untere Elbe zurück. Ja Torstenson mußte mit seinen schwächeren und zersplitterten Kräften Kiel räumen und sich auf Schleswig zurückziehen. Voll Freude hoffte Gallas ihn zwischen sich und dem Meere zu erdrücken. Da er aber furchtsam jede Entscheidungsschlacht vermied, scheiterte sein ganzer Plan. Torstenson, gewandter als er, machte das feste Rendsburg zum Angelpunkte seiner Bewegungen, zog dorthin alle seine zerstreuten Abteilungen und Garnisonen und rückte dann gemächlich, dicht an dem verschanzten Lager der Kaiserlichen vorbei, nach Lauenburg (Aug. 1644). Gallas folgte ihm: er hatte freilich durch seine Dazwischenkunft Dänemark gerettet, dafür aber den Krieg wieder nach Deutschland gezogen.

In Niedersachsen ließ sich der kaiserliche Feldherr zwei Monate lang beständig von den Schweden angreifen, beunruhigen, schwächen, und flüchtete endlich, da er in freiem Felde Torstenson nicht zu bestehen hoffte, hinter die Mauern von Magdeburg. Das Einschließen einer Feldarmee in eine enge Festung hat immer die verderblichste Wirkung geübt — man vergleiche das Schicksal Macks in Ulm und Bazaines in Metz! Torstenson umlagerte Magdeburg, wohin er auch Königsmarck und die Hessen berief.

Das war der Ruin des kaiserlichen Heeres. Die Reiterei suchte sich dem drohenden Verderben zu entziehen und schlich sich in der Nacht des 1. Dezember aus den Wällen, um Böhmen zu erreichen. Torstenson eilte ihr nach, obwohl von furchtbaren Schmerzen gepeinigt, holte sie nach fünfzehnmeiligem Ritte bei Jüterbogk ein und vernichtete ihr an 4000 Mann: nur wenige zersprengte Scharen vermochten Böhmen zu erreichen. Während Königsmarck und die Hessen die Einschließung Magdeburgs fortsetzten, streifte Torstenson — zum viertenmale — plündernd und verwüstend in dem unglücklichen Sachsenlande. Inzwischen wurde durch Hunger und außerordentliche Desertion das kaiserliche Fußvolk in der zu drei Vierteilen zerstörten Stadt auf 3000 Mann vermindert. Wohl vermochte mit ihnen Gallas am 2. Januar 1645 aus den verderblichen Wällen ins Freie zu gelangen; aber unterwegs von Königsmarck gepackt, konnte er kaum 2000 entkräftete und entmutigte Krieger nach Böhmen zurückbringen. Die österreichischen Generale haben es zu allen Zeiten meisterhaft verstanden, durch Unentschlossenheit und verkehrte Maßregeln ihre schönen, tapferen Armeen zu opfern — keiner aber besser als der Heerverderber Gallas, der nun schon zum drittenmale einer kaiserlichen Armada den Untergang gebracht hatte. Freilich, wo gab es noch einen Hof, an dem Indolenz und Koterienwesen im Bunde so unumschränkt herrschten, daß einem derartigen trunkenen Feiglinge zum drittenmale eine Armee anvertraut worden wäre?

Nun konnte Torstenson mit 16 500 erprobten Veteranen abermals in Böhmen einbrechen. Aus Garnisonen und allen noch verfügbaren Truppen sowie 3000 Bayern hatte der Kaiser schleunig ein neues Heer gebildet, das, an Zahl dem schwedischen etwas überlegen, ihm an Qualität freilich weit nachstand. Die Aufgabe der Kaiserlichen wäre es ohne Zweifel gewesen, zu temporisieren, durch unablässige Werbungen in der Heimat sich zu verstärken, abzuwarten, bis die Schweden durch Belagerungen ihre Kräfte vermindert, durch den Aufenthalt in dem verödeten Nordböhmen an Zahl eingebüßt hätten, und dann erst über sie herzufallen. Indes wie Gallas durch Zögern, so fehlte der neue kaiserliche General Hatzfeld durch Übereilung. Dazu war Ferdinand III. die Jungfrau Maria im Traume erschienen und hatte ihm völligen Sieg über die Feinde verheißen. So führte Hatzfeld seine Truppen gegen die Schweden. Am 5. März 1645 kam es bei Jankau zur Schlacht, die trotz einiger rühmlicher Thaten der Hatzfeldschen Armee abermals mit deren völliger Auflösung endigte. Feldmarschall Hatzfeld selber war unter den Gefangenen. Wiederum lagen die österreichischen Staaten wehrlos dem siegreichen Gegner offen.

Während Prag vor demselben zitterte, wandte er sich doch ostwärts nach Mähren. Torstensons Absicht war, diese Provinz zu bezwingen und dann von ihr aus einen Stoß gegen das Herz der österreichischen Monarchie, gegen Wien, zu führen. Die Gefahr kam wirklich dem Kaiserhofe nahe genug. Iglau fiel ohne Schuß in die Gewalt der Schweden, die von den früheren Feldzügen noch Olmütz und viele andere Städte besaßen. Bis an die Donau streifte Torstenson, ja er eroberte die Schanze an der Wiener Brücke. Auch setzte er sich mit dem siebenbürgischen Fürsten Georg I. Rakoczy, dem Nachfolger Bethlen Gabors, in Verbindung. Derselbe drang bis Preßburg vor.[1])

Indes hier zeigten sich wiederum die Unerschöpflichkeit der Hilfsmittel, welche die weite, an kräftigen Männern so reiche österreichische Monarchie bietet. Ein fähiger General, der trotz seines geistlichen Amtes kriegerische Erzherzog Leopold Wilhelm, ward mit der Organisation des Landsturmes beauftragt. Von allen Seiten wurden Besatzungstruppen sowie die Ausreißer von Jankau in Prag gesammelt. Während so zahlreiche Streitkräfte gegen Torstenson sich bildeten, lag dieser Monat auf Monat vor Brünn, das sich mit der größten Entschiedenheit wehrte, sah er den veränderlichen und unfähigen Rakoczy mit dem Kaiser Frieden machen, endlich im eigenen Heere Pest und Ruhr ausbrechen. Da erkannte er, daß er auf seine weittragenden Entwürfe verzichten müsse. Er sicherte also die in Mähren und Österreich eroberten Orte durch Besatzungen und zog sich, nur noch 10000 Mann stark, in das nördliche Böhmen zurück. Im großen und ganzen war, trotz einzelner Erfolge, sein Versuch völliger Demütigung des österreichischen Staates mißlungen. Das schmerzte den Ehrgeizigen tief; und dazu kam, daß seine Kränklichkeit sich fortwährend steigerte, ihn schließlich trotz der heldenmütigen Entschlossenheit seines Willens an kriegerischen Unternehmungen ernstlich hinderte. So faßte er den Entschluß, das Oberkommando nieder zu legen, und führte denselben Ende 1645 aus.

Torstenson hat mehr als irgend ein anderer Feldherr nach Gustav Adolf zur Entscheidung des dreißigjährigen Krieges beigetragen. Indem er wiederholt die Heere des Kaisers aufrieb, zwang er denselben, zu schlecht geübten, kriegsunkundigen Neulingen seine Zuflucht zu nehmen. Für jeden künftigen Offensivstoß gegen Österreich hatte er eine furchtbare Stellung geschaffen, welche sich in einer Reihe eroberter Festungen durch Schlesien, die Lausitz und Mähren bis dicht vor Wien erstreckte. Dabei hatte er den Kaiser aller Verbündeten, mit Ausnahme des Bayern, beraubt. Schon 1641 hatte er mit dem jungen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, einen Neutralitätsvertrag abgeschlossen. Sein schneller, blitzähnlicher Zug nach Jütland nötigte die Dänen zu dem Frieden von Brömsebro (Juli 1645), in dem sie die norwegischen Landschaften Jemtland und Herjedalen, die Insel Gotland und das livische Eiland Oesel an Schweden abtraten. Zwei Monate später

---

1) A. Szilághyi, Actes et documents pour servir à l'histoire de George Rákóczy prince de Transsylvanie (Pest 1874).

(September 1645) hatte sein unternehmender Gehilfe Königsmarck den sächsischen Kurfürsten durch furchtbare Verheerung und schließlich fast gänzliche Eroberung von dessen Landen gezwungen, einen Waffenstillstand einzugehen, der militärisch Sachsen an Schweden auslieferte. Österreich mußte vereinsamt, den Keil feindlicher Festen im Herzen, dem nächsten Feldzuge entgegen sehen.

Glücklicher hatten zunächst die Bayern gefochten. Als Turenne in Franken eingebrochen war, aber sein kleines Heer in übermütiger Sorglosigkeit im Tauberthale bei Mergentheim zersplittert hatte, benutzten dies Mercy und Werth, um die Ereignisse von Tuttlingen zu erneuern. Am 5. Mai 1645 überfielen sie die Franzosen; binnen einer Stunde war die französische Infanterie gänzlich, die Reiterei teilweise vernichtet. Mehr als 5000 waren tot oder gefangen; kaum 2000 von der ganzen französischen Schar erreichten den Rhein. Es ist die schlimmste Niederlage, die Turenne jemals erlitten hat.

Wieder haben Deutsche Frankreich vor den üblen Folgen der Mergentheimer Niederlage gerettet. Turenne begab sich nach Oberhessen, wo Landgräfin Amalia Elisabeth ihre tapferen Truppen ihm zur Verfügung stellte, bald auch Königsmarck mit seinen deutschen Söldnern erschien. Ja, kurze Zeit darauf drohte eine neue furchtbare Gefahr den Bayern: Enghien führte von den Niederlanden ein zahlreiches und treffliches Armeekorps herbei, so daß er mit jenen deutschen Kontingenten 30 000 Mann unter seinem Befehle vereinigte. Hartnäckig setzte Mercy sich gegen die Überzahl zur Wehr und lieferte endlich den verbündeten Gegnern bei Allersheim, nicht weit von Nördlingen, am 3. August 1645 eine Schlacht. Schon waren die Bayern im Vorteil: als der wackere Mercy zum Tode getroffen wurde und damit jede einheitliche Führung seiner Truppen aufhörte. Da trugen endlich die Hessen und die ehemals weimarischen Söldner — wieder Deutsche! — den viel umstrittenen Sieg davon.

Auf bayrischer Seite empfand man am schmerzlichsten den Verlust Mercys, des mindestens ebenbürtigen Gegners eines Turenne und Enghien. Sonst zogen die übel zugerichteten Franzosen aus der Schlacht keinen Nutzen. Sie kehrten vielmehr in eiligem Rückmarsche, der bald einer Flucht glich, nach Philippsburg an den Rhein zurück. So standen am Ende des oberdeutschen Feldzuges die Dinge wieder ziemlich ebenso wie bei seinem Beginne; all das Blut war umsonst geflossen. Das einzige Ergebnis war erhöhter Glanz der deutschen Waffenehre, leider gewonnen in verderblichem, selbstmörderischem Bruderzwiste.

Mit diesen Ereignissen und mit der Abdankung Torstensons endigt der Krieg in größerem Stile. Die Friedensunterhandlungen, die endlich einen rascheren Gang genommen hatten — wir werden auf dieselben zurückkommen — fesselten die Aufmerksamkeit der Welt und selbst der Feldherren mehr, als die Thaten der Heere. Auch stand der neue schwedische Oberbefehlshaber, Karl Gustav von Wrangel, obwohl im Waffenhandwerk aufgewachsen und ein tüchtiger Soldat, doch einem Banér und Torstenson bedeutend nach. Er

ließ sich von Erzherzog Leopold Wilhelm, dem Werth 8000 Bayern zugeführt hatte, aus Österreich, einem Teile Mährens, sowie Böhmen vertreiben und zog sich nach Thüringen.

Augenscheinlich war es die Aufgabe der schwedischen und französischen Generale, einem Zustand ein Ende zu machen, der trotz ihrer numerischen Überlegenheit sie zu keinem entscheidenden Erfolge kommen ließ: nämlich ihrer Vereinzelung, gegenüber der konzentrischen Stellung ihrer Widersacher. Wrangel, durch Torstensons Rat geleitet, hat hierzu in selbstloser Weise die Hand geboten, welche die Franzosen nur zögernd annahmen. Er beschloß, den Angriff auf die östlichen Erbländer des Kaisers einstweilen ganz aufzugeben und an den Rhein zu ziehen, sich dort mit den Franzosen zu vereinigen und gemeinsam mit diesen zunächst den bayrischen Kurfürsten endgültig zur Unterwerfung zu zwingen.

Mit den gesamten schwedischen Streitkräften rückte er im Frühjahre 1646 nach Hessen. Mazarin wollte zuerst den Schweden nicht Vorschub leisten, um allein die Leitung der deutschen Verhältnisse zu bewahren, und suchte durch Güte Maximilian an Frankreich zu fesseln; als dies aber doch nicht gelang, ließ er wenigstens 10 000 Franzosen unter Turenne bei Fritzlar (August 1646) zu Wrangel stoßen. Dieser beschloß, mit seinem nunmehr 40 000 Streiter zählenden Heere direkt auf Bayern los zu marschieren. Er umging geschickt das feindliche Lager und stand, ehe man sich dessen versah, an der bayrischen Westgrenze, wo er die wichtigsten Pässe und Festungen eroberte.

Mit Schrecken sah Maximilian nun abermals, wie vor fünfzehn Jahren, die Kriegsfurie sich seinem Lande nähern. Er brachte zunächst seine eigene Person nach Braunau in Sicherheit. Erzherzog Leopold Wilhelm, der kaiserliche Feldherr, zeigte bei der versuchten Rettung Bayerns weder Eifer noch Geschick; während er sich mit den tapferen Garnisonen der von dem Wrangelschen Heere eroberten Grenzfestungen herumschlug, drang dieses plündernd und sengend bis zu den Thoren Münchens vor. Man mißhandelte das unglückliche Land systematisch, eben um dessen Herrscher zur Unterwerfung zu zwingen.

Die Franzosen und Schweden erreichten ihren Zweck. Maximilian war tief erschüttert von dem traurigen Schicksale seines treuen und mit ihm so einträchtigen Volkes, nicht minder entrüstet über die Weise, in welcher der Erzherzog ihn zweimal den Feinden überlassen hatte. Er beschloß, nicht länger bei einer, sei es so selbstsüchtigen sei es so unfähigen Partei zu verbleiben; jedoch machte er den höchst löblichen Versuch, einen allgemeinen, nicht bloß einen bayrisch-partikularen Waffenstillstand herbeizuführen.

Einen solchen durchzusetzen, hatte er freilich weder bei den Franzosen noch bei den Schweden Aussicht, so verschieden auch sonst der Standpunkt der beiden Verbündeten war. Die Schweden hatten es ganz einfach darauf abgesehen, den Bayern gänzlich nieder zu werfen, für seine beharrliche Feindschaft gegen die Protestanten zu strafen, zur Rückgabe der Kurwürde und der Oberpfalz an das pfälzische Haus zu nötigen. Den Franzosen dagegen lag



General Karl Gustav Wrangel.
Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Matthäus Merian d. J. (1621—1687).

begreiflicherweise nichts an dem protestantischen Interesse, und ebensowenig Veranlassung hatten sie, sich für die Pfälzer zu erwärmen. Ihr einziger Zweck war: Schwächung Habsburgs. Deshalb wollten sie Bayern zwingen, sich von Österreich zu trennen, zugleich aber den Kurfürsten derart schonen, daß er allmählich zur französischen Partei herübergezogen und als wichtiger Bundesgenosse Frankreichs an den österreichischen Marken verwendet werden könne: ein Plan, der ihnen später ja auch geglückt ist. Aus der Verschiedenheit dieser Gesichtspunkte erklärt es sich, daß Turenne sofort nach Beginn der Unterhandlungen auf das linke Lechufer zurückgehen, Wrangel hingegen die Verwüstung und Eroberung des Bayernlandes fortsetzen wollte. Bei diesem Streite mußte aber Turenne siegen, da Wrangel allein nicht stark genug war, sich in dem feindlichen Gebiete gegen das vereinte bayrisch-kaiserliche Heer zu halten. Indem die Schweden ihren Grimm an dem unglücklichen Kurfürstentume ausließen, zogen sie doch mit den Franzosen (November 1646) wieder nach Schwaben zurück. Hier konnten sie erfahren, mit welcher naiven Unbefangenheit, als verstände es sich von selbst, die Pariser Regierung die aufopfernden Dienste ihrer Verbündeten anzunehmen pflegte. Wrangel hatte seine Operationsbasis, alle schwedischen Sonderinteressen aufgegeben, um das kleine französische Heer mit einer dreimal größeren Macht zu verstärken, hatte monatelang thatenlos auf jenes warten müssen: und dafür erntete jetzt Frankreich ganz allein die Früchte des Sieges. Ja, ein anderes schwedisches Korps hatte noch Mähren bedrohen müssen, damit Bayern nicht vom Kaiser Unterstützung erhalte, damit es ganz sicher der französischen Politik in die Arme getrieben werde!

Die Bevollmächtigten der kriegführenden Länder — auch des Kaisers, Kassels und Kurkölns — traten im Januar 1647 in Ulm zusammen, um über den Abschluß eines allgemeinen Waffenstillstandes zu beraten. Indes ein solcher konnte nicht zu stande kommen. Nicht nur Schweden und Franzosen widerstrebten ihm, sondern im Grunde auch der Kaiser, der seine Erbländer vom Feinde fast völlig frei sah und den Krieg in Hoffnung auf irgend welche glückliche politische Wendung fortzusetzen wünschte. Die kaiserliche Diplomatie beging die Ungeschicklichkeit, ihren Widerwillen gegen das Abkommen zuerst und auf das unzweideutigste kund zu geben. Die Folge davon war, daß Kurfürst Maximilian ganz und gar gegen Ferdinand III. aufgebracht wurde. So ließ er endlich jede Rücksicht auf ihn fallen und erklärte sich zu einem besondern Stillstande geneigt. Ebenso mußten schließlich die Schweden sich dem Wunsche Mazarins nach einem solchen fügen, um nicht allein der Feindschaft des Kaisers und Bayerns ausgesetzt zu bleiben. Am 14. März 1647 wurde der Vertrag unterzeichnet, welcher Österreich seines letzten Bundesgenossen beraubte. Für den Preis der Befreiung seines Landes von den feindlichen Kriegsvölkern verhieß Maximilian nicht nur völlige Neutralität, sondern sogar einige Vorteile für die Alliierten, wie die Überlieferung der schwäbischen Reichsstädte, in welchen zu deren Sicherung bayrische Besatzungen

standen — eine völlig rechtswidrige Maßregel. Keine Bitten Ferdinands vermochten den Kurfürsten an der Vollziehung eines Vertrages zu hindern, in dem allein er die Rettung seines Landes erblickte. Auch der Kölner Kurfürst schloß sich diesem Abkommen an. Voll Zorn gingen Johann von Werth und sein tapferer Freund Sporck zum Kaiser über; allein ihr Versuch, auch die bayrischen Truppen zum Abfall zu bewegen, mißlang, wie einst derjenige, den Wallenstein gegen den Kaiser unternommen hatte.

Das österreichische Heer stand jetzt unter dem Oberbefehle eines andern Überläufers. Nach dem im Frühjahre 1647 erfolgten Tode Gallas' war dessen Nachfolger Melander von Holzapfel geworden, der früher die Truppen des hessischen Landgrafen geführt, aber allmählich zu den Kaiserlichen abgeschwenkt hatte. Es ist bezeichnend für das völlige Erlöschen der religiösen Beweggründe am Ende des Dreißigjährigen Krieges, daß ein Protestant der Obergeneral Ferdinands III. wurde. Melander war ein wohlmeinender Mann



Schwarze Reiterrüstung des kaiserl. Generals der Kavallerie Johann Graf Sporck. (Wien, Artillerie-Museum.)
Als Beispiel der Rüstungen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

von strenger Sittlichkeit und guten Kenntnissen in der Kriegswissenschaft: aber in der Praxis ließen ihn letztere nur allzu häufig im Stiche.

Die Franzosen verhielten sich zunächst völlig still. Durch den Ulmer Waffenstillstand hatten sie ihren Zweck, Bayern vom Kaiser zu trennen, erreicht; den Schweden zu weiteren Fortschritten zu verhelfen, lag durchaus nicht in ihrer Absicht. Ferner mußte Mazarin sein Augenmerk von den obern Gegenden ab nach den Niederlanden richten, wo die Spanier, von den Holländern so gut wie unbelästigt, Fortschritte machten. Turenne selber ging dorthin ab. Inzwischen beabsichtigte Wrangel, den Krieg wiederum in die kaiserlichen Erbländer zu verlegen, und griff (Juni 1647) Eger, den Schlüssel des böhmischen Landes an. Obwohl Melander, der Kaiser selber zum Entsatze der Festung herbei kamen, kapitulierte sie im Angesicht der nahen Hilfe — eine wahre Schande für Ferdinand, da die Schweden kaum 20000 zählten.

Indessen noch einmal leuchtete den Habsburgern die Glückssonne. Die beiden wittelsbachischen Kurfürsten, von Bayern und von Köln, sahen sich in ihren in den Waffenstillstand gesetzten Hoffnungen arg enttäuscht. Dem Kölner wurde das Land von Schweden und Hessen geplündert, als ob es keinen Stillstand gäbe. Maximilians Unterthanen, denen man alles genommen, mußten nun auch noch die zahlreiche eigene Armee ernähren, die bisher auf Kosten anderer Gebiete gelebt hatte. Auch schmerzte den greisen bayrischen Fürsten der täglich wachsende Übermut der Fremden in Münster und Osnabrück. So kündigten beide im Sommer 1647 den Ulmer Vertrag. Vielmehr schloß Maximilian im September ein neues Bündnis mit dem Kaiser ab, der ihn als unumschränkt gebietenden Reichsfeldherrn anerkannte. Durch diesen abermaligen Umschlag in den politischen und militärischen Verhältnissen geriet Wrangel in die übelste Lage. Das bayrische Heer, 10000 auserwählte Streiter, vereinigte sich mit dem kaiserlichen: beide zusammen waren den Schweden fast um das Doppelte überlegen. So sah der schwedische General keinen andern Ausweg, als mit völliger Aufgabe der in den letzten Jahren erfochtenen Stellung nach Norddeutschland zurückzuweichen, um sich einerseits der rettenden Ostseeküste und anderseits Königsmarck und den Hessen zu nähern. Nicht allein Mähren, auch Schlesien wurde nunmehr von den Kaiserlichen ganz und gar zurückerobert. Wrangel zog nach Corvey, an die Weser.

Seit der Nördlinger Schlacht hatten die Schweden in Deutschland sich nicht in so schlimmer Lage befunden. Wenn jetzt die bayrisch-kaiserliche Armee kräftig den Gegner angriff, war derselbe verloren. Doch das eben unterblieb. Mehrere Gründe wirkten dabei zusammen. Kurfürst Maximilian, seiner treulosen Zwitterpolitik getreu, verbot seinem Feldherrn Gronsfeld, die Bayern über die Weser zu führen, und der Kaiser seinerseits wünschte zunächst seine einzige deutsche Widersacherin, die Landgräfin von Kassel, zu züchtigen; auch Melander sah es nicht ungern, sich an seiner frühern Landesherrin rächen zu können. So blieb Wrangel unverfolgt und konnte ruhig seine Truppen wieder erfrischen und verstärken.

Die Kaiserlichen und Bayern fielen in Hessen ein. Indes hier vermochten sie nichts Wesentliches auszurichten. Das flache Land war öde, von unwirtlichen Wäldern und Gebirgen durchzogen, spärlich von kräftigen Bauern bewohnt, die ihrer Gebieterin treu ergeben und zur Selbsthilfe gegen die feindliche Soldateska entschlossen waren; auch hemmten zahlreiche feste Burgen und Städte deren Bewegungen. So oft Melander über Hessen hinaus nach Norden vordringen wollte, weigerte sich Gronsfeld zu folgen, und endlich trennte er sich gänzlich von den Kaiserlichen, um in den fränkischen Bistümern vorzeitig Winterquartiere zu nehmen. Nur Eifersucht gegen den Kaiser konnte dem Kurfürsten ein so zweideutiges Verfahren vorschreiben; wenn er dadurch sein Land vor neuem Angriffe seitens der Franzosen gesichert zu haben wähnte, hatte er sich bitter getäuscht.

Mazarin hatte eingesehen, daß er, um nicht alle seit zwölf Jahren mit ungeheuren Opfern in Deutschland erlangten Vorteile einzubüßen, den Schweden dort Luft schaffen müsse. „Die Kaiserlichen wollen alles in den Sack stecken, was wir am Unterrhein besitzen," schrieb er damals.[1]) Turenne wurde mit 8000 Mann den Schweden zu Hilfe gesandt. Damit war der günstige Augenblick für Österreich auf immer verabsäumt. Wrangel erhielt nun Gelegenheit, die Übermacht seines Talentes, ebenso wie der Mittel der Koalition gegen den Kaiser und Bayern wieder zu bewähren; sein Heer hatte er inzwischen durch französische Hilfsgelder und lüneburgische Kontributionen trefflich in stand gesetzt. Sein Plan war, alle schwedischen und verbündeten Truppen an sich zu ziehen und Maximilian für seinen Vertragsbruch gründlich zu strafen. Man kann dem Schweden seinen Zorn gegen den Kurfürsten wahrlich nicht verdenken, dessen Wankelmut ihm fast den Untergang gebracht, der sich den Franzosen freundlich und nur ihm feindlich gezeigt hatte. Diese feine Unterscheidung zwischen den beiden Verbündeten ließ sich natürlich nicht aufrecht erhalten: noch im Herbste 1647 kam es in Schwaben zum Kampfe zwischen Bayern und Franzosen, welche letztere den Waffenstillstand ausdrücklich für aufgehoben erklärten.

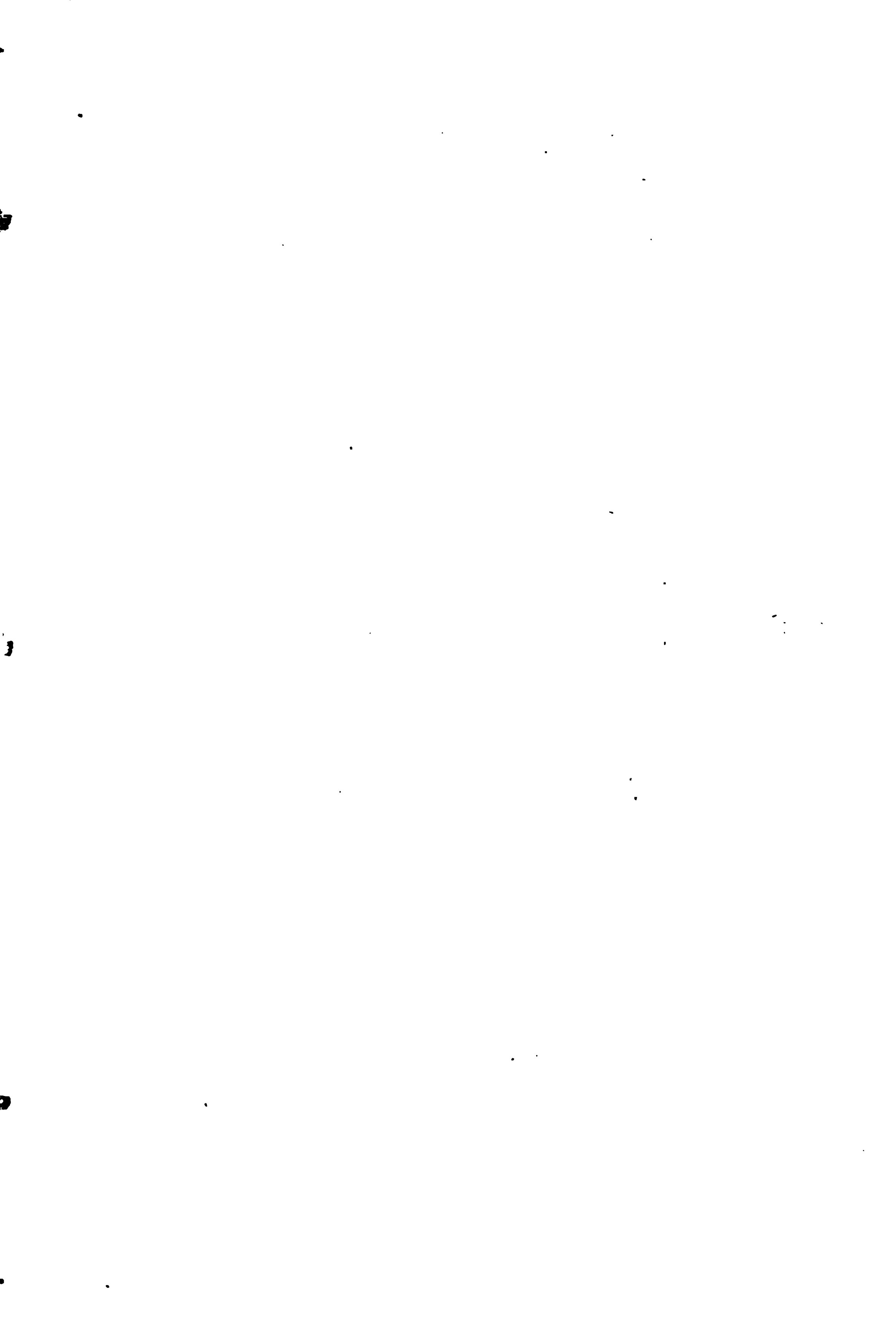
Am Beginne des neuen Jahres, 1648, trieb der Feldmarschall zunächst mit leichter Mühe die Kaiserlichen aus dem Hessenlande, wo dieselben in beständigem Kampfe mit der unermüdlichen Guerilla der Bewohner an Zahl und Disziplin beträchtlich eingebüßt hatten. Dann stieß er zu den Franzosen und plünderte mit ihnen im Verein Franken und Schwaben. Mitte Mai rückte er hierauf in Bayern ein, mit fast 30 000 Mann, den um die Hälfte schwächern Gegner hilflos vor sich hertreibend. In dem Rückzugsgefechte bei Zusmarshausen erhielt der kaiserliche Feldherr Melander selbst eine tödtliche Wunde. Seine Nachfolger waren völlig unfähig, wagten nicht einmal die Linie des hoch angeschwollenen Lech zu verteidigen. So hielten Wrangel und Turenne sich des Sieges derart für gewiß, daß sie Königsmarck

1) Lettres de Mazarin, II 493.

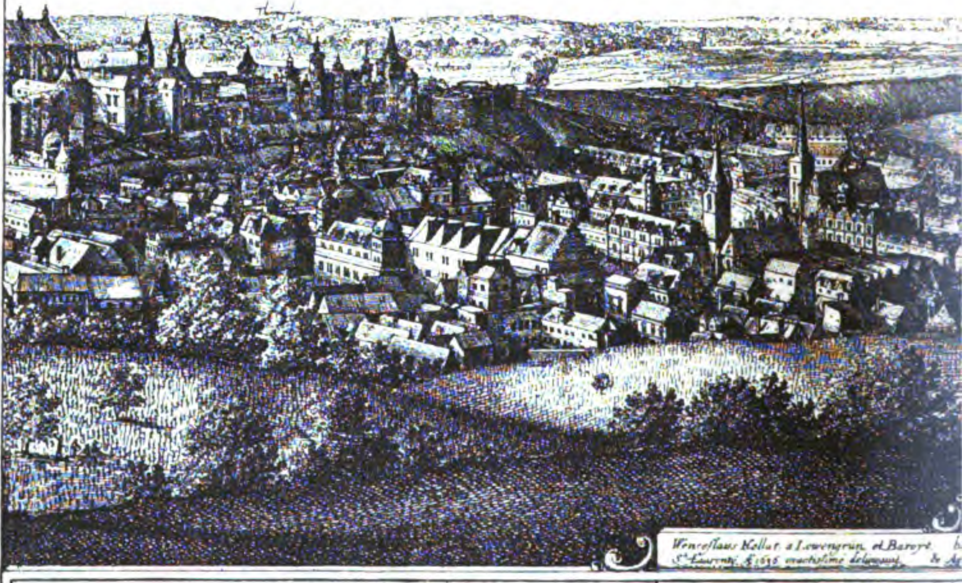
mit einem beträchtlichen Teile der schwedischen Armee zu einem Zuge nach der Oberpfalz und Böhmen entsandten. Inzwischen drangen sie selber in Bayern ein, das schutzlos vor ihnen lag. Unter ihren Gegnern herrschte unglaubliche Verwirrung und Kopflosigkeit. Seinen Feldmarschall Gronsfeld hatte der Kurfürst wegen dessen unsinniger und feiger Heerführung in den Kerker geworfen — allein es wurde nachher auch nicht besser. Ohne Schuß oder Schwertstreich wich man vom Lech zur Isar, von der Isar zum Inn. Es war, als ob der lange Krieg alle Springfedern des Geistes und Charakters erschlafft hätte. Maximilian rettete sich nach Salzburg; scharenweise wanderte sein Volk aus Land und Städten nach den Gegenden jenseit des Inn. Wie im tiefen Frieden, verbreiteten die Franzosen und Schweden sich über das entwaffnete Bayern.

Dadurch gaben sie freilich den katholischen Truppen Zeit, sich hinter dem von ununterbrochenen Regengüssen hoch angeschwollenen Inn zu sammeln und allmählich wieder Mut zu fassen. Es kam zu zahlreichen kleinen Gefechten zwischen beiden Heeren. Allein nicht hier lag die Entscheidung, auch nicht am Niederrhein, wo die Hessen das kurkölnische Land eroberten — sondern in Böhmen, wo Königsmarck den Ruhm gewann, endlich den Frieden erzwungen zu haben.

Johann Christian von Königsmarck war ein Brandenburger aus alter aber verarmter Adelsfamilie. Er war liederlich, keck, verwegen, abenteuernd: Eigenschaften, die auch auf seine Söhne und Enkel — Männer, welche gleich Landsknechten den verschiedensten Herren auf allen Schlachtfeldern Europas dienten — sowie auf seine Enkelin Aurora, die bekannte Geliebte August des Starken von Sachsen, übergegangen sind. Durchaus kein großer Feldherr, war er doch ein kühner, glücklicher Freibeuter, dem es dabei weniger auf kriegerischen Ruhm, als auf Macht, Reichtum und Sinnenlust ankam. Im Juni 1648 hatte er, vom Hauptheere getrennt, die Oberpfalz durchzogen: da stellte sich ihm ein in kaiserlichen Diensten schuldlos zurückgesetzter Offizier, mit Namen Ernst Odowalski, vor und riet dringend, Prag an einer schwachen Stelle, die er ihm bezeichnete, anzugreifen. Obwohl Königsmarck über nur 800 Mann Infanterie verfügte, entschloß er sich doch zu dem kühnen Unternehmen. Indem er auf geschickte Weise die Gegner über seine eigentlichen Absichten täuschte, erschien er plötzlich am späten Abend des 25. Juli vor Prags auf dem rechten Moldauufer liegender Vorstadt, der „Kleinseite,“ da er sich zum Angriffe auf die eigentliche Stadt, am linken Moldauufer, noch nicht für stark genug hielt. Am frühen Morgen des 26. geriet jener Stadtteil ohne Widerstand in seine Gewalt, und mit demselben die kaiserliche Burg, der Hradschin, sowie unendliche Kostbarkeiten. Man schätzt die gesamte Beute auf zwölf Millionen Gulden. Indes mit seinen 3000 Mann konnte Königsmarck die Altstadt nicht erobern, wo die ganze Bevölkerung — ein anders gesinntes Geschlecht als das von 1620! — sich einmütig zur Abwehr erhob. Beide Teile zogen Verstärkungen an sich, und so







Ansicht von Prag. Teil der Radiru



ig von Wenzel Hollar (1607—1677).

dauerte der Kampf Woche auf Woche, obwohl die Schweden von den Bergen der Kleinseite hinab die tiefer liegende Altstadt wirksam beschießen konnten.

Der Verlust seiner Königsburg, der drohende Untergang der böhmischen Hauptstadt waren es vor allem, die Ferdinand III. bestimmten, seine Gesandten in Münster und Osnabrück zur schleunigen Unterzeichnung des Friedens auf jede Bedingung hin anzuweisen. Und doch, hätte er noch ein weniges ausgeharrt, so würde der abermals langsam sich vollziehende Umschwung auf sämtlichen Kriegstheatern und in der allgemeinen politischen Lage Deutschland vor manchem Verluste an die Fremden bewahrt haben.

Im September brachen in Frankreich die Unruhen der Fronde aus, welche auf fünf Jahre hin diesen Staat nach außen hin völlig brach legen sollten. Freilich, wer konnte das ahnen! Aber hätte Ferdinand III. dieses Mal noch ein wenig ausgeharrt, das Elsaß wäre wahrscheinlich Deutschland erhalten geblieben.

Um so mehr, als allerorten die militärischen Ereignisse eine dem Kaiser sehr günstige Wendung nahmen. Ein Entsatzheer von 8000 Mann, das sich bei Budweis gebildet hatte, nötigte den General Königsmarck, im Oktober von Prag abzulassen und über die Elbe zurückzugehen. Im westlichen Deutschland hatte der kaiserliche Befehlshaber Lamboy, durch lothringische Truppen verstärkt, wieder die Oberhand gewonnen. Und auch in Bayern war das Aussehen der Dinge völlig verändert. Bessere Feldherren waren an die Spitze der Armeen gestellt worden: an die der Kaiserlichen Piccolomini und Johann von Werth, an die der Bayern ein wackerer Niederländer, Adrian von Enkevort. 22000 Mann vereinten die drei Generale unter ihrem Befehle. Zumal durch Werths kühne Angriffe sahen Wrangel und Turenne sich anfangs Oktober genötigt, Bayern zu räumen, das sie freilich als schauerliche Wüste zurückließen. Der Weiterzug des katholischen Heeres nach Westen zu wurde dann durch die Kunde des Friedens unterbrochen, der endlich, nach dreißigjährigem grenzenlosen Unheil, Deutschland zu teil wurde.

— — — —

Die Hamburger Friedenspräliminarien von 1641 hatten den Beginn der eigentlichen Unterhandlungen auf den 11. Juli 1643 festgesetzt. Die Franzosen und Spanier sollten in Münster, die Schweden und ihre protestantischen Verbündeten in Osnabrück mit den Vertretern des Kaisers negoziieren.[1]) Wirklich waren diese letzteren rechtzeitig eingetroffen, allein es

1) K. L. v. Woltmann, Geschichte des Westfälischen Friedens (2 Bde., Leipzig 1809). — G. Stöckert, Die Admission der deutschen Reichsstände zum Westfälischen Friedenskongresse (Kiel 1869). — A. Adami, Arcana pacis Westphalicae (Frankf. a. M. 1698). — C. W. Gärtner, Westphälische Friedenscanzley (9 Bde., Leipzig 1731—38). — J. G. v. Meiern, Acta pacis Westphalicae (6 Bde., Hannover 1734—36). — Négociations secrètes de Munster et d'Osnabruck (4 Bde. Haag 1725 f.) — Correspondencia diplomatica de los plenipotenciarios españoles en el congreso de Munster (3 Bde. Madrid 1885; leider sehr lückenhaft).

fehlte viel, daß die übrigen Mächte die gleiche Pünktlichkeit gezeigt hätten. Der schwedische Gesandte Johann Oxenstiern, ein Sohn des Reichskanzlers, langte erst im Dezember 1643 an; die französischen Bevollmächtigten, unter denen Claudius de Mesmes Graf von Avaux (geb. 1595) der bedeutendste war, trafen gar erst im März 1644 ein. Die Eröffnung des Friedenskongresses fand dann einen Monat später statt. Auch die Generalstaaten, die schweizerische Eidgenossenschaft, der Papst und die Republik Venedig hatten ihre Vertreter dorthin abgeordnet. Aber noch verging Woche auf Woche, ja Vierteljahr auf Vierteljahr in elenden Form- und Rangstreitigkeiten. Während der Krieg sich mit Blutvergießen, Brand und Plünderung durch die deutschen Gaue wälzte, war die kindische Diplomatie jener Zeit damit beschäftigt zu untersuchen, wem der Titel Altesse oder Altesse sérénissime zukomme, ob dem französischen oder dem spanischen Gesandten der Vorrang gebühre, ob in den Vollmachten eines jeden Mitgliedes auch jedes Wort am rechten Platze und schicklich gewählt sei. Nur eine Frage von wirklicher Bedeutung wurde in der Zwischenzeit noch verhandelt: ob der Kaiser als alleiniger Vertreter des Reiches auftreten oder die Reichsstände durch besondere Abgeordnete auf dem Kongresse erscheinen sollten? Die Entscheidung dieser Frage mußte für die Stellung des Reichsoberhauptes in der Folge die wichtigsten Konsequenzen nach sich ziehen: im erstern Falle wurde der Kaiser als alleiniger Repräsentant Deutschlands gegenüber den Fremden anerkannt, im zweiten die völlige Souveränität der Reichsfürsten ausgesprochen. Ferdinand III. wollte in der That nur mit einem Ausschuß der deutschen Stände über den Frieden kommunizieren, ohne dieselben einzeln in Münster und Osnabrück zuzulassen. Aber dagegen erhoben sich Schweden und ganz besonders Frankreich, die sich in beliebter Weise als uneigennützige Beschützer der deutschen „Libertät," d. h. Zerrüttung aufspielten und die Stände beschworen, ihre Bevollmächtigten auf den Kongreß zu senden, auf daß sie nicht ihrer altdeutschen „Freiheiten," sowie ihres „Rechtes auf Frieden und Krieg" verlustig gingen. Nur die gänzliche Auflösung des deutschen Reichskörpers, sowie die Knüpfung der Einzelterritorien an Frankreich, ihre Trennung von dem habsburgischen Kaiserhause konnte den Wünschen der Pariser Regierenden genügen. Schließlich setzten dieselben ihren Willen vollkommen durch, der Kaiser mußte nachgeben und so viele Reichsstände, wie wollten, in Münster zulassen.

Endlich, nach einem Jahre (Sommer 1645) begannen die Verhandlungen ernstlich. Die kaiserlichen Hauptgesandten, in Münster Graf Trautmannsdorf, ein hagerer häßlicher Mann, aber vorzüglicher Diplomat von festem Charakter und durchdringendem Verstande, in Osnabrück Graf Nassau-Hadamar, hatten einen schweren Stand gegenüber den ungeheuerlichen Forderungen der Fremden. Frankreich verlangte, außer der völligen Hoheit über die schon seit 1552 von Frankreich besessenen Bistümer Metz, Toul und Verdun, ferner das ganze Elsaß mit dem Sundgau, auf dem rechten Rheinufer den Breisgau mit Breisach und Freiburg, die schwäbischen Waldstädte, sowie Philippsburg. Noch

beträchtlicher waren die Ansprüche der Schweden: ganz Pommern nebst dem Hochstift Camin, sowie Schlesien, das Erzbistum Bremen und das Bistum Verden als weltliche Herzogtümer, die Stadt Wismar mit ihrem Gebiete, ja weiter noch Magdeburg, Halberstadt, Minden und Osnabrück — halb Norddeutschland.

Solche Begehren, noch dazu von Ketzern erhoben, verstimmten die kaiserlichen Gesandten sehr. Dazu kam, daß Johann Oxenstiern und sein Kollege Salvius eine hochfahrende und herrische Sprache führten, auch in bundestreuer Gesinnung das kaiserliche Anerbieten eines vorteilhaften Separatfriedens durchaus zurückwiesen. Die Franzosen dagegen zeigten verbindliche und liebenswürdige Formen und waren um so weniger darauf bedacht, ihrer schwedischen Alliirten Forderungen zu unterstützen, als Mazarin, über deren Anmaßung und Geldgier entrüstet, die Beziehungen zu ihnen zu lockern suchte. Daher wurde es dem Kaiser auch nicht schwer, lieber diesen Katholiken Zugeständnisse zu machen und sie derart vollends von den Schweden zu trennen. Der Kurfürst von Bayern, der nach abgeschlossenem Frieden sich hauptsächlich an Frankreich zu lehnen gedachte, wirkte auf dasselbe Ziel hin. Ein französischer Diplomat schrieb damals von Münster aus:[1] „Wir geben Audienzen von acht Uhr morgens bis neun Uhr abends, in denen wir die Reichsstände demütiglich Frankreich zum Schiedsrichter aller ihrer Streitigkeiten machen sehen. Das ist so durchaus der Fall, daß wir eben nur die Bedingungen festzusetzen haben.“ Wirklich einigten die kaiserlichen und die französischen Gesandten sich bald im Prinzipe: die letzteren verzichteten auf die Waldstädte und den Breisgau, erhielten aber die Landgrafschaft Elsaß und den Sundgau, sowie auf dem rechten Rheinufer die wichtigen Festungen Breisach und Philippsburg, zwei Schlüssel zu dem innern Deutschland. Frankreich hatte diese Landschaften keineswegs ganz vom Reiche lostrennen, sondern nur als dessen Lehen besitzen wollen. Allein davon durfte in Wien nicht gesprochen werden; der Kaiser willigte lieber in eine Zerstückelung Deutschlands, als in die Einführung Frankreichs in den Reichstag, wo dasselbe sicher dem österreichischen Einflusse möglichste Opposition gemacht haben würde. Der französische Hof aber ging gern auf ein Abkommen ein, das ihm die neuerworbenen Lande unbedingt überlieferte und es ihm ersparte, den Kaiser als Oberherrn anzuerkennen. Nur eine, allerdings hochwichtige Frage blieb streitig: war das Elsaß lediglich als die österreichische Landgrafschaft dieses Namens oder aber im geographischen Sinne mit Inbegriff seiner Reichsstädte, fürstlichen Territorien und Reichsritterschaften aufzufassen? Selbstverständlich behaupteten die Deutschen das erstere, die Franzosen das letztere.

Indes diese Frage würde eine endliche Einigung nicht schwer gemacht haben. Mazarin war entzückt über die Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit des Grafen Trautmannsdorf. Viel länger stritt man über die schwedischen For-

1) Henri de la Court (1647); bei A. Geffroy, im 2. Teile (Suède) des Recueil des instructions, publiziert von der Commission des archives diplomatiques, Paris 1885.

derungen. Die Franzosen statteten hierbei dem Kaiser ihren Dank ab, indem sie Oxenstiern drängten, den kaiserlichen Vorschlag einer bloßen Geldentschädigung anzunehmen, sich höchstens außerdem mit Hinterpommern zu begnügen. Darauf wollte aber die Stockholmer Regierung, von ihrem Standpunkte aus gewiß mit Recht, durchaus nicht eingehen. Außer Bremen, Verden, Wismar verlangte sie das gesamte Vorpommern nebst Stettin, Rügen und einem Landstriche auf dem rechten Oderufer. Sie wollte eben die Odermündungen in ihrem Besitze haben, ebenso wie durch das Erzstift Bremen die Wesermündung. Selbst die Beschränkung auf diese und der Verzicht auf die anderweiten Ansprüche Schwedens wurden erst erlangt, als der Kanzler Oxenstiern nebst seinem Sohne bei der jungen Königin Christine in Ungnade gefallen und durch den Führer der französischen Partei am schwedischen Hofe, Magnus de la Gardie, ersetzt worden war. Da zeigte man sich dort dem friedlichen Drängen der Franzosen geneigter und nahm endlich, nach vielem Feilschen und Schachern, für die übrigen von schwedischen Truppen besetzten Lande eine Entschädigung von fünf Millionen Thalern an, welche das Reich aufzubringen hatte. Doch sollte Schweden die ihm abgetretenen Provinzen als Reichslehen besitzen und für dieselben Sitz und Stimme im Reichstage führen — eine Klausel, die den schwedischen Einfluß in Deutschland zu verewigen drohte. Wahrscheinlich hätte die stockholmer Regierung diese Vorteile nicht einmal erlangt, wenn der Abfall Hollands von Frankreich letzteres nicht genötigt hätte, wieder mit großem Eifer das Bündnis mit der nordischen Vormacht zu suchen.

Nun handelte es sich darum, die durch die schwedischen Erwerbungen benachteiligten Fürsten zu entschädigen. Mit Mecklenburg und Braunschweig-Lüneburg hatte das keine Schwierigkeiten: ersteres erhielt für Wismar die Bistümer Schwerin und Ratzeburg; letzteres für die verlorene Anwartschaft auf Bremen und Verden das Recht, in Osnabrück, abwechselnd mit einem katholischen Bischofe, einen protestantischen aus seiner eigenen Familie zu stellen. Viel schwieriger standen die Dinge mit Kurbrandenburg, dem die ganze pommersche Erbschaft zugekommen wäre. Der junge Kurfürst Friedrich Wilhelm bestand auf seinem Rechte: nicht aus Eigensinn, sondern teils aus allgemeinem Gesichtspunkte, um Schweden nicht in den Besitz eines Brückenkopfes nach dem östlichen Deutschland und zur Beherrschung der Ostsee gelangen zu lassen, teils aus eigenem Interesse, da Pommern seine brandenburgischen und preußischen Lande trefflich miteinander verbunden und ihm eine Anzahl guter Häfen verschafft hätte. Er fand einige Unterstützung bei Frankreich, das ja auf seinen schwedischen Bundesgenossen eifersüchtig war, und bei den Holländern, nachdem er sich mit Henriette Luise, der Schwester ihres Statthalters Friedrich Heinrich, vermählt hatte. Endlich aber ließ Friedrich Wilhelm, da die Erwerbung ganz Pommerns nur durch einen Krieg mit Schweden möglich gewesen wäre, es sich gefallen, daß er für Vorpommern und Stettin mit territorial, wenn auch nicht politisch überreicher Entschädigung abgefunden wurde: dem Erzstifte Magdeburg als Herzogtum, den Bistümern

Halberstadt und Minden als Fürstentümern, sämtlich mit Stimmrecht auf dem Reichstage, sowie dem pommerschen Bistume Camin — einem Gebiete, das ausgedehnter und bevölkerter war als Vorpommern. So wurde Brandenburg aus einer Macht dritten eine solche zweiten Ranges. Doch mußte es Magdeburg dem damaligen Administrator, einem kursächsischen Prinzen, auf Lebenszeit überlassen, vier Ämter des Erzstiftes gänzlich an Kursachsen abtreten.

Noch einen andern Zuwachs erhielt letzteres Land. Die Ober- und Niederlausitz, welche Johann Georg für die Kosten seiner Mithilfe zur Unterdrückung des böhmischen Aufstandes vom Kaiser zum Pfande bekommen hatte, wurden ihm nun endgültig abgetreten. Hessen-Kassel hatte eigentlich keinerlei Ansprüche auf eine Entschädigung geltend zu machen. Allein die Schweden wie die Franzosen nahmen sich der Interessen dieses Landes an, das ihnen ein treuer und eifriger Bundesgenosse gewesen war, als alle anderen deutschen Fürsten von ihnen abgefallen. So bekam es die säkularisierte Abtei Hersfeld, sowie vier schaumburgische Ämter nebst 600 000 Thaler baaren Geldes.

Eine besondere Schwierigkeit bereitete noch das Schicksal des depossedierten kurpfälzischen Hauses, welches sich von den Habsburgern mit unauslöschlichem Ingrimme verfolgt sah, von den Schweden und den deutschen Protestanten aber eifrig verteidigt wurde. Endlich gelang es den Franzosen, hier eine Versöhnung herbeizuführen, welche dabei den Besitzstand Bayerns — das der französische Minister ja an sich zu ketten wünschte — völlig schonte. Bayern behielt also die Kurwürde sowie die Oberpfalz; der Sohn des unglücklichen Friedrich V., Karl Ludwig, bekam die Unter-(Rhein-)Pfalz zurück, und es ward zu seinen Gunsten eine achte Kur errichtet. Jedenfalls behaupteten so, zur Freude auch Mazarins, die Katholiken mit vier Stimmen gegen drei — Böhmen übte seine kurfürstlichen Rechte nur bei der Kaiserwahl aus — die Mehrheit im Kurkolleg.

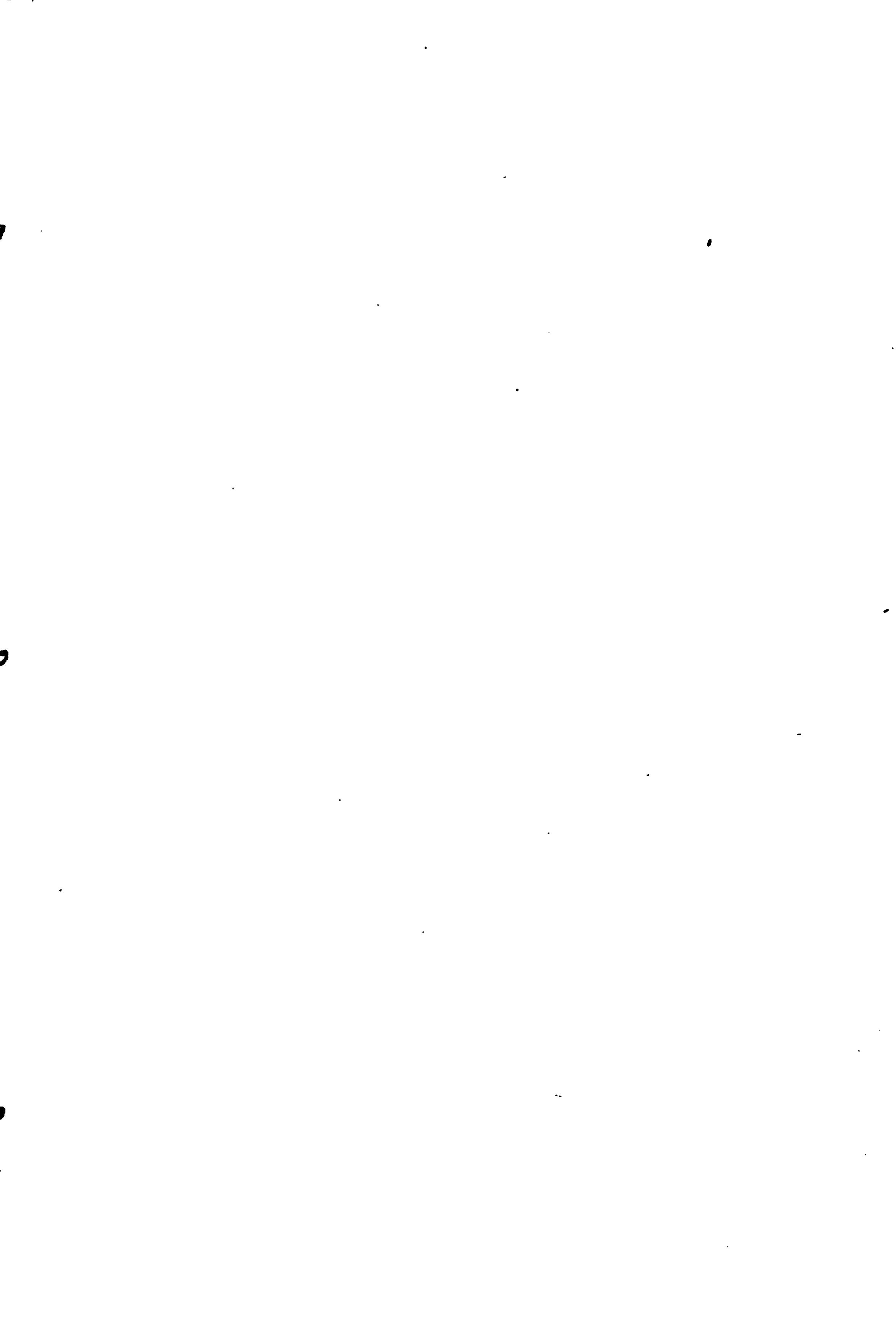
Außer dem Elsaß verlor das Reich noch zwei ausgedehnte Territorien, die freilich schon längst nur noch dem Namen nach mit ihm zusammen gehangen hatten: die schweizerische Eidgenossenschaft und die Republik der Vereinigten Niederlande. Die erstere verdankte weniger dem Gesandten der protestantischen Kantone, Dr. Wettstein, als der Zuvorkommenheit der kaiserlichen Gesandten sowie den Bemühungen eines süddeutschen Diplomaten, des Lindauer Bürgermeisters Dr. Heyder, die ausdrückliche Anerkennung ihrer völligen Unabhängigkeit vom Reiche.[1]) Die Selbständigkeit der Vereinigten Niederlande wurde stillschweigend zugelassen.

Diese letzteren hatten inzwischen in Münster auch mit Spanien Frieden geschlossen, so den „achtzigjährigen Krieg“ mit dem katholischen Könige beendet.

Wir wissen, daß die Republik noch im Jahre 1635 einen Bündnis-

1) Man sehe von Gonzenbach, Schweizer Abgeordnete auf dem Westfälischen Friedenskongreß.

vertrag mit Frankreich behufs gemeinsamer Eroberung und Teilung Belgiens eingegangen war. Allein der Kampf in diesem letzteren Lande hatte den Hoffnungen der holländischen Staatsmänner wenig entsprochen; die Fortschritte, die man beiderseits in den spanischen Niederlanden machte, waren gering: inzwischen suchten die Franzosen lieber in Deutschland, Lothringen, Katalonien Eroberungen zu gewinnen, von denen ihre Verbündeten keinerlei Vorteil ziehen konnten. Zwar hatte d'Avaux noch am 29. Februar und 1. März 1644 eine neue Allianz mit den Generalstaaten abgeschlossen, aber auf bescheidenerer Grundlage, als derjenigen der Eroberung Belgiens zum Besten beider Teile. Und bald stellte es sich heraus, daß solche Abänderung von französischer Seite deshalb beliebt worden war, um selber allein die ganzen spanischen Niederlande zu erlangen, ohne daß der Alliierte einen Anteil an dieser glänzenden Beute erhielte. Mazarin bot den Spaniern an, ihnen ohne weiteres die aufständischen Katalonier und Portugiesen aufzuopfern, wenn sie ihnen Belgien überlassen wollten, als „unbezwingliches Bollwerk der Stadt Paris." Dieses Projekt flößte aber den Holländern die größten Besorgnisse ein. Seit dem Jahre 1635 hatte sich überhaupt die Sachlage sehr verändert. Spanien war endgültig besiegt und trug selbst für ein blödes Auge die deutlichen Zeichen unheilbarer Schwäche und völligen Verfalls an sich; Frankreich dagegen war siegreich, emporstrebend, kräftig, unternehmend. Seine Nachbarschaft war jetzt bei weitem mehr zu fürchten als die der Spanier. Vergebens suchte Mazarin sie für seinen Plan zu gewinnen, indem er ihnen Antwerpen und Umgegend anbot. Ein derartiger Gewinn, so lockend er auch an sich war, genügte nicht, den Holländern den Vorteil einer spanischen Provinz als Mittelgliedes zwischen ihnen und Frankreich zu ersetzen. Sie behaupteten, nicht ganz mit Unrecht, daß letzterer Staat durch seine jüngsten Pläne den Vertrag von 1635 hinfällig habe werden lassen, daß also auch sie nicht mehr an denselben gebunden seien. Die Generalstaaten traten mit Spanien zu Münster in Verhandlungen ein, die bald einen viel versprechenden Verlauf nahmen. Freilich widerstand Friedrich Heinrich, kriegerisch gesinnt, wie alle seines Geschlechtes, nach Kräften. Allein er starb 1647. Vergebens appellierte Frankreich an den Vertrag von 1644, der den Holländern keinen Separatfrieden, ohne Frankreich, gestatte. Die reichen Bürger von Amsterdam, Rotterdam, Utrecht fanden, daß der Krieg lange genug gedauert und zu enorme Summen verschlungen habe, um ihn Frankreichs halber noch länger fort zu führen. Trotz aller Gegenbemühungen der Franzosen wurde zu Münster im Januar 1648 der „ewige Friede" zwischen Spanien und den Generalstaaten abgeschlossen. Philipp IV. erkannte hier die Vereinigten Niederlande in ihrer damaligen faktischen Ausdehnung, mit Inbegriff der von ihnen in beiden Indien eroberten Kolonien, als freies und unabhängiges Staatswesen an. Ja noch mehr, er räumte ihnen beträchtliche Handelsrechte in den spanischen Häfen ein, während er gestattete, daß Belgiens Seehandel und zumal die Konkurrenz Antwerpens den holländischen Städten gegenüber durch die Schließung der Schelde, das Verbot des Aus-





Friedensschluß zwischen Spanien

Verkleinertes Facsimile des Stiches von Jonas Suijderhoef nach dem in der National-Gallerie zu London befindlichen Ge-
letztere gemacht zu sein scheint, befindet sich noch in Münster. Der spanische Gesandte, Graf Seneranda, legt beim S



und den Niederlanden zu Münster.

Ide von Gerard Terburg (1608—1681). Eine Kopie des Bildes in der Größe der Suijderhoef'schen Radierung, nach welcher ur die Hand auf ein Evangelium und auf ein Krucifix. An der äußersten Linken steht der Kommandant von Münster.

laufens aus diesem Flusse in das Meer, vernichtet wurde. Es war dieser Vertrag ein glänzender Triumph für das kleine niederländische Gemeinwesen, dem es in der That gelungen war, der ungeheuern Monarchie Karls V. und Philipps II. seine Unabhängigkeit abzutrotzen und — mehr noch — jene kommerziell in Fesseln zu schlagen. Nur etwa in den Freiheitskriegen der Schweizer finden wir einen so ruhmvollen Sieg eines Häufleins kühner und entschlossener Männer über zwanzigfache Überlegenheit.

Wenn Spanien den Vereinigten Provinzen die größten Zugeständnisse gemacht hatte, war dies hauptsächlich in der Absicht geschehen, jene von Frankreich zu trennen, letzteres zu isolieren und nunmehr mit desto günstigerem Erfolge zu bekämpfen. Deshalb wurde der „ewige Friede“ eigentümlicher Weise als ein Sieg Spaniens, als eine Niederlage Frankreichs betrachtet. Der katholische König zeigte nunmehr geringe Neigung, auch mit letzterem Staate abzuschließen, da er vielmehr teils wegen des Zurücktretens der Holländer, teils wegen der inneren Zerrüttung in Frankreich auf eine für ihn selbst glückliche Wendung des Krieges hoffte. Damit verdüsterten sich aber auch die Aussichten auf das Zustandekommen des deutschen Friedens. In der That erklärten die kaiserlichen Gesandten, daß sie denselben nur zu gleicher Zeit mit dem französisch-spanischen Abkommen unterzeichnen würden. Auch verlangten sie mit den spanischen Vertretern in Gemeinschaft die Wiederherstellung des noch immer aus seinem Lande vertriebenen Herzogs von Lothringen. Alles schien sich zu zerschlagen. Der vornehmste Botschafter Frankreichs auf dem Kongresse, der Herzog von Longueville, sowie d'Avaux reisten ab, und es blieb von den Franzosen nur Servien dort zurück; auch Trautmannsdorf verließ Münster. Der spanische Einfluß schien es in Wien über den Bayerns, das stetig zum Frieden mahnte, davon zu tragen.

Da traten im Juni und Juli 1648 die schon oben erwähnten kriegerischen Ereignisse ein, welche Ferdinands III. schwache Seele völlig verzagen ließen: er gab den Befehl zum Abschluß des Friedens, ohne Rücksicht auf Spanien, ohne Rücksicht auf den Lothringer, der so der französischen Übermacht geopfert wurde, ohne Rücksicht endlich auf die Freigrafschaft, die als Teil des burgundischen Kreises zum Reiche gehörte, aber von den Franzosen beansprucht und zum Teil schon erobert war. Die Streitfrage über die Ausdehnung des Begriffes Elsaß wurde nicht gelöst; einstweilen begnügte sich Frankreich thatsächlich mit der bisher österreichischen Landgrafschaft jenes Namens, aber die Ausdrücke im Friedensinstrument wurden derart zweideutig abgefaßt, daß für die französischen Ansprüche auf die elsässischen Reichsterritorien stets eine Handhabe blieb. Nun konnte am 24. Oktober 1648 endlich zu Münster wie zu Osnabrück der Westfälische Friede unterzeichnet werden. Der Nuntius Fabio Chigi erhob gegen denselben auf Grund der Säkularisierung so vieler Bistümer und Abteien im Namen des Papstes Innocenz X. Verwahrung. Allein die päpstliche Macht war derartig gesunken, daß dieser Protest völlig unbeachtet blieb. Der Westfälische Vertrag, noch in lateinischer

Sprache abgefaßt, ist vielmehr die Grundlage für die ganze zukünftige Gestaltung des europäischen Völkerrechtes geworden. Zwischen Spanien und Frankreich dagegen dauerte der Krieg fort.

Deutschland atmete erleichtert auf, des dreißigjährigen furchtbaren Kampfes endlich erledigt zu sein. Paul Gerhard gab dieser Stimmung Ausdruck, indem er sang:

„Gott Lob, nun ist erschollen
„Das edle Fried- und Freudenwort,
„Daß nunmehr ruhen sollen
„Die Spieß' und Schwerter und ihr Mord!"

Aber wie traurige Opfer kostete dem Reiche dieser Friedensschluß! Es verlor durch denselben 1900 Quadratmeilen Landes mit $4^1/_2$ Millionen Bewohner. Es verlor seine Militärgrenze gegen Westen; schutzlos lag es seitdem jedem französischen Angriffe offen. Im Norden hatten die Schweden feste Stellungen inne, die ihnen jederzeit erlaubten, bis in das Herz des Reiches vorzubringen. Da Frankreich und Schweden als Garanten des Westfälischen Friedens anerkannt waren, erhielten sie den Vorwand, sich fortwährend in die inneren Angelegenheiten Deutschlands zu mengen, in dem sie bald mehr Einfluß und Macht besaßen, als der Kaiser selbst.

Denn dessen Gewalt und mit ihr die Reichseinheit wurden in Münster und Osnabrück endgültig zu Grabe getragen. Das Streben der ehemaligen kaiserlichen Beamten, der Reichsfürsten, nach völliger Erwerbung der Landeshoheit in den von ihnen erblich verwalteten Gebieten, ein Streben, das bereits mit dem elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung begonnen hatte, war nun endlich zu seinem Ziele gelangt. Die Landeshoheit der Reichsstände, des geringsten Reichsritters ebenso wie der Kurfürsten, wurde ausdrücklich anerkannt. Damit fiel jedes Recht der Einmischung des Kaisers und der Reichsbehörden in die inneren Angelegenheiten der Einzelterritorien überhaupt fort. Deutschland glich fortan einem Vereine selbständiger Staaten, welche nur gewisse gemeinsame Angelegenheiten der Bestimmung durch die Reichsbehörden überantworteten. Diese Thatsache wurde dadurch ausgedrückt, daß man dem Kaiser einige wenige Reservatrechte beließ; und auch solche mußte er mit dem Reichstage teilen. Er durfte fürder ohne Einwilligung des letzteren kein Gesetz geben noch auslegen, keinen Krieg beschließen, keine Werbungen anstellen, keinen Frieden oder Bündnis eingehen, keine Steuern verfügen. Durch die schwerfällige Zusammensetzung des Reichstages wurde aber jeder gemeinsame Beschluß überaus erschwert. Und wenn er wirklich gefaßt war, wie wollte man seine Ausführung sichern? Die Kreisverfassung war gänzlich verfallen, die Achterklärung dem Kaiser und den Reichsgerichten faktisch fast unmöglich gemacht. Selbst nach außen hin bildete Deutschland keine Einheit mehr. Es wurde allen Reichsständen gestattet, nicht nur unter einander, sondern auch mit fremden Mächten Verbindungen zu schließen. Wenn man dieses exorbitante Recht durch die Klausel beschränkte, daß derartige Bünd-

nisse nicht gegen Kaiser und Reich, noch gegen den Landfrieden gerichtet sein dürften, so liegt auf der Hand, daß eine solche Bedingung viel zu allgemein und unbestimmt war, um in der Praxis auch nur die mindeste Wirksamkeit zu üben. In der That konnte jeder Reichsstand nun die auswärtige Politik treiben, welche er wollte, auch im Gegensatze, ja in offener Feindseligkeit gegen die offiziellen Reichsgewalten; um beschönigende Vorwände brauchte der Scharfsinn offizieller Juristen sicher nicht verlegen zu sein. Dadurch wurde Deutschland so recht der Spielball und der Schauplatz der Intrigen und Kriegshändel aller europäischen Nationen. Von patriotischen, vaterländischen Gesichtspunkten war nun nicht mehr die Rede, sondern nur von der eigensüchtigen Kabinettspolitik der größeren Territorien, deren jedes in den europäischen Verwicklungen seine besondere, von Rücksicht auf Deutschlands Gesamtinteressen völlig freie Stellung nahm. Vor dem dreißigjährigen Kriege hatte es nur allzu häufig Rebellen gegen die kaiserliche Gewalt gegeben, allein auch sie hatten stets die ganze Nation betreffende Ziele wenigstens vorgeschützt: jetzt verfuhr jedes deutsche Land, als ob eine Gemeinsamkeit gar nicht vorhanden wäre. Das war das Endresultat des Versuches der Habsburger, unter Vergießung von Strömen Blutes, unter schonungsloser Vernichtung aller materiellen und geistigen Güter des Volkes den fanatischen Entwürfen der Gegenreformation und dem kaiserlichen Absolutismus zum Siege in Deutschland zu verhelfen. Der Ausgang des dreißigjährigen Krieges und der Westfälische Friede haben dem alten heiligen römischen Reiche deutscher Nation den Todesstoß gegeben. Freilich dauert fast noch zwei Jahrhunderte der widerliche Zersetzungs- und Verwesungsprozeß — aber schon von dieser Zeit an entwickelt sich aus der Fäulnis ein neues, gesundes, zukunftsreiches Staatswesen, das bestimmt war, aus dem verfallenden Reichskörper alle noch frischen Kräfte an sich zu ziehen, ihn zu erfüllen, zu beseitigen, an seine Stelle zu treten. Damals hat der Große Kurfürst die brandenburgisch-preußische Macht begründet.

Eine allgemeine Amnestie, von der in beschränkter Rachsucht nur der Kaiser seine eigenen Länder ausnahm, wurde für alles während der letzten dreißig Jahre Geschehene ausgesprochen, der Besitzstand der Reichsterritorien, mit den im Friedensinstrument selbst enthaltenen Beschränkungen und wiederum außerhalb der österreichischen Provinzen, auf das Jahr 1618 zurückgeführt.

Wie die politischen, so waren auch die religiösen Bestrebungen der Habsburger, abgesehen von ihren eigenen Erblanden, vollständig gescheitert.

Nicht als ob der Westfälische Friede die Protestanten besonders begünstigt hätte; eine Ausdehnung der neuen Lehre war fürder nicht mehr möglich. Im Gegenteil, dieselbe hatte insofern durch den Krieg und durch die Bestimmungen, welche denselben beendigten, an zwei Punkten erhebliche Einbußen erlitten: einmal in der Oberpfalz, die, von Kurpfalz auf Bayern übergegangen, endgültig dem Katholizismus überliefert wurde; anderseits, und das ist der wichtigste Punkt, durch ihre völlige Ausschließung aus den österreichischen Erblanden, mit der einzigen Ausnahme Schlesiens, wo, wenigstens der Theorie

nach, die Evangelischen ihren früher erworbenen Besitzstand behalten sollten. Indessen wenn wir bedenken, welche Fortschritte die Gegenreformation seit den sechziger Jahren des sechzehnten Säkulums bis zum Beginne des Krieges beständig gemacht, wie sie vor und während des letzteren das Dasein des Protestantismus selbst fortwährend bedroht hatte, müssen wir für ihn in der Fixierung des Status quo immerhin einen, mindestens negativen, Vorteil finden. Und dann wurde durch die Verträge von 1648 noch einem anderen großen Übelstande für einen beträchtlichen Teil der Neugläubigen ein Ende gemacht: die Reformierten wurden zum erstenmale in diese Traktate und damit in den Frieden des Reiches aufgenommen, sie erhielten gleiche Berechtigung mit den Katholiken und Lutheranern. Freilich haben die letzteren und zumal Kursachsen diesem wichtigen Zugeständnisse nach Kräften Widerstand geleistet, allein schließlich gelang es vorzüglich den Bemühungen Friedrich Wilhelms von Brandenburg, der sich hier ein großes Verdienst um die ganze Zukunft Deutschlands erwarb, die bedeutsame Konzession durchzusetzen. Damit hat dann, wenn auch nicht in der Theologie, so doch in der Politik, der Streit zwischen den orthodoxen Lutheranern und den „Sakramentierern" aufgehört. Weitere Anordnungen des Westfälischen Vertrags, welche zunächst dazu bestimmt waren, ein friedliches Zusammenleben zwischen den verschiedenen Bekenntnissen innerhalb der Reichsgrenzen zu ermöglichen, dienten ferner dazu, auch Lutheraner und Reformierte enger aneinander zu ketten. Überall, wo am Reichstage religionspolitische Fragen zur Sprache kämen, sollte nicht die absolute Mehrheit entscheiden, sondern die Übereinstimmung zweier nach der Religion geschiedener Körperschaften: der Gemeinsamkeit der katholischen Stände (Corpus catholicorum) und der Gemeinsamkeit der evangelischen Stände (Corpus evangelicorum). Die letztere Körperschaft, deren Direktorium allerdings fünf Jahre später ein für allemal dem streng orthodoxen Kursachsen anvertraut wurde, setzte sich dennoch unterschiedslos sowohl aus den Reformierten wie aus den Lutheranern zusammen. Damit war der Vergewaltigung der Reformierten durch die Lutheraner und beider durch die Katholiken für immer ein Riegel vorgeschoben, zumal das Corpus evangelicorum bald eine nachdrückliche und andauernde Thätigkeit entfaltete. Ebenso wurde bestimmt, daß nicht nur religiöse Rechtsstreitigkeiten, sondern auch weltliche, sobald dabei evangelische Parteien beteiligt seien, bei dem Reichskammergericht durch eine gleiche Anzahl von Beisitzern aus beiden Religionen entschieden werden sollten — und auch hier traten die Reformierten in untrennbare Gemeinsamkeit mit den Lutheranern. Endlich sollten diese beiden Bekenntnisse zusammen dem katholischen in allen Reichsangelegenheiten und Reichseinrichtungen völlig gleichberechtigt sein, so daß man zu den höchsten Reichsämtern entweder abwechselnd oder gleichzeitig einen katholischen und einen protestantischen Inhaber ernannte. Wirklich ist es seitdem, trotz einzelner Reibereien und Zwistigkeiten, zu großen und prinzipiellen Kämpfen zwischen den verschiedenen Religionsparteien in Deutschland nicht mehr gekommen. Die Aera der Religionskriege war für das Reich

abgeschlossen. So war es nicht unbegründet, wenn die deutschen Kongreß-gesandten nach dem Abschluß dieser Festsetzungen in freudiger Bewegung Thränen vergossen.

Am schwierigsten war der Ausgleich in der Frage des Besitzstandes der verschiedenen Religionsbekenntnisse; der unselige geistliche Vorbehalt sowie der Streit über die Bistümer kamen noch einmal zur Sprache. Der Kaiser hatte als Besitzstand der Hauptbekenntnisse höchstens den des Jahres 1630, also nach dem Beginne der Durchführung des Restitutionsediktes, zulassen wollen; Schweden hatte den Status von 1618, vor dem Ausbruche des Krieges, gefordert. Endlich, nach langen Zwistigkeiten, einigte man sich auf Vorschlag der kursächsischen Gesandten in vermittelndem Sinne, indem man das Jahr 1624 als Normaljahr annahm, nach welchem die Zugehörigkeit jedes Reichsstandes zu der einen oder der anderen Konfession bestimmt werden sollte. Den protestantischen Bischöfen ward das Recht der Verheiratung und die Emanzipation von der päpstlichen Bestätigung zuerkannt, auch Sitz und Stimme auf den Reichstagen ausdrücklich verliehen. Zwar wurde für die Zukunft der Landesherrschaft das Jus reformandi gewahrt, doch daneben manches festgesetzt, was die persönliche Gewissensfreiheit anders denkender Unterthanen zu sichern bezweckte. In seiner Hausandacht sollte niemand gestört werden, auch ein jeder das Recht der freien Auswanderung aus einem anders- in ein gleichgläubiges Territorium besitzen und ausüben dürfen; endlich sollten solche evangelische und katholische Unterthanen einer Obrigkeit von anderer Religion, welche 1624 die Befugnis zum öffentlichen Gottesdienste besessen hatten, dieselbe auch für die Zukunft bewahren. Von allen diesen Bestimmungen wurden nur die kaiserlichen Erblande — abgesehen, wie gesagt, von Schlesien — ausgenommen, wo die katholische Religion allein geduldet wurde und die wegen ihres abweichenden Bekenntnisses Beraubten und Vertriebenen nicht die mindeste Entschädigung erhalten konnten. Die so gewonnene Religionseinheit seiner Erblande und mit ihr die Befestigung der fürstlichen Autorität in denselben bildeten für das habsburgische Kaiserhaus die einzigen Ergebnisse des furchtbaren Kampfes, in dem es sonst die letzten Reste imperialer Macht eingebüßt hatte.

Der Westfälische Friede bedeutet in politischer Beziehung für unser Vaterland den Beginn einer überaus traurigen Epoche. Österreich war aus dem Herzen des Reiches auf seine Erbstaaten zurückgedrängt und aus der politischen und geistigen Verbindung mit Deutschland herausgerissen, während Frankreich und Schweden in demselben Platz faßten. Das Reich war gespalten und zertrümmert, der Spielball zahlloser einheimischer und fremder selbstsüchtiger Intrigen. Die Uneinigkeit der deutschen Fürsten untereinander, die Gleichgültigkeit der meisten gegen die Ehre und Wohlfahrt der Nation, die Servilität und der Mangel persönlicher Selbständigkeit und Initiative in dem Volke hatten solches Mißgeschick herbeigeführt. Allein für die allgemeinen europäischen Verhältnisse ist der Westfälische Friede denn doch von heilsamerer Wirkung

gewesen. Es war nicht ohne Grund, daß der Papst gegen denselben in der Bulle Zelo domus dei vom 26. November 1648 lebhaften Protest erhoben und ihn nie anerkannt hat. Um den Preis seines massenhaft vergossenen Blutes, seiner Einheit, seines Wohlstandes, seiner Selbständigkeit und Größe hat das deutsche Volk durch den dreißigjährigen Krieg und dessen Abschluß für Europa, für die Welt die kostbarste Errungenschaft der Neuzeit erkauft: die Gewissensfreiheit!

Nicht als ob solches die Absicht bei dem Friedensschlusse gewesen wäre; hatte derselbe doch geradezu bestimmt, daß außer den drei Hauptbekenntnissen keine Religion im Heil. Römischen Reiche zugelassen oder geduldet werden solle. Aber in Wirklichkeit ging allmählich aus den westfälischen Abmachungen die Gewissensfreiheit hervor. In der That: gerade das, was man durch den Riesenkampf hatte beseitigen wollen — die Religionsspaltung — war durch ihn sanktioniert worden. Freilich waren im Grunde die Protestanten damals keineswegs duldsamer als ihre Gegner: allein indem beide Bekenntnisse in dem furchtbaren Ringen, bei Aufwendung aller ihrer Kräfte, doch der Andersgläubigen nicht hatten Meister werden können, lernten sie einander dulden und ertragen. Notgedrungen gelangte man zu der Erkenntnis, daß auch ohne kirchliche Übereinstimmung die Staaten friedlich nebeneinander bestehen und miteinander verkehren können. So wurde das religiöse Element zunächst aus den internationalen Beziehungen der Staaten beseitigt.

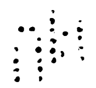
Mit diesem Ausgleiche hatte die religiöse Frage bedeutend an ihrem spannenden, aufregenden Interesse verloren. Vielmehr im Gegenteile: je gewaltigere und schrecklichere Katastrophen sie herbeigeführt, je mehr Elend und Verderben sie hervorgebracht hatte, je negativer dabei das endliche Ergebnis gewesen war — um so stärker erfolgte jetzt der Gegenschlag, um so energischer wandte die europäische Menschheit sich von ihr ab. Schon im Friedenstraktat hatte man festgesetzt, daß die Gültigkeit desselben durch keinerlei päpstliche Verordnungen, allgemeine oder besondere Dekrete der Konzilien oder sonstige kirchliche Gegenbeschlüsse beeinträchtigt werden solle. Keineswegs hatte damals die Religion ihre ewige Herrschaft über die tiefsten gemütlichen Beziehungen des Einzelnen verloren, aber von ihrem Einflusse auf das Staatsleben und ganz besonders auf das Verhältnis der Staaten zueinander wollte man, belehrt und gewarnt durch furchtbare Erfahrungen, nichts mehr hören. Das ist eben die Signatur für die Zeit seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, dadurch unterscheidet sie sich von allen früheren Epochen seit Erhebung des Christentums zur römischen Staatsreligion: die Verbannung des religiösen Einflusses aus dem staatlichen Leben und zumal aus der hohen Politik.

Gewiß waren schon in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die kirchenpolitischen Verhältnisse in ihrer Reinheit vielfach durch weltlichpolitische getrübt; aber jene hatten doch vorgeherrscht oder mindestens als

Das die w: ergrimmten Feinde,
würden Neu vertraute Freunde.







Vorwand gedient. Das hörte jetzt vollständig auf. Nicht mehr die Übereinstimmung oder der Gegensatz im Glauben, sondern das territoriale Interesse regelte die Beziehungen der Staaten untereinander. Und immer mehr dehnte sich diese Gleichgültigkeit gegen die religiöse Verschiedenheit auch auf die innere Staatsverwaltung aus, immer mehr gelangte man auch hier dazu, jene als außer Frage stehend zu betrachten. Ein ganz neuer Begriff, derjenige der religiösen Duldsamkeit oder, um es positiv auszudrücken, der Gleichberechtigung der mannigfachen Bekenntnisse innerhalb des Staates kam zur Geltung.

Dieser Begriff war zunächst dem internationalen Rechte entlehnt. Indem der Westfälische Friede die drei großen christlichen Konfessionen gleichmäßig anerkannte und mit denselben Ansprüchen und Befugnissen nebeneinander stellte, war die kirchliche Einheit, wie man solche dreizehn Jahrhunderte hindurch mit allen Waffen des Geistes und der Gewalt aufrecht zu erhalten gesucht hatte, für immer gebrochen. Hatten Luthertum und Calvinismus minder als Rom den Anspruch darauf erhoben, die einzig wahre Kirche zu sein und die universelle Kirche zu werden? Hatten nicht auch sie mit absoluter Sicherheit behauptet, das unzweifelhafte Monopol der Wahrheit zu besitzen, und alle Andersdenkenden als Verbrecher, als Schüler und Diener des Antichrist bezeichnet? Jetzt war von einem solchen ausschließlichen Monopol eben nicht mehr die Rede. Da war es offenbar nur noch eine Zeitfrage, daß diese kirchliche Einheit auch im Innern der Staaten beseitigt werden würde. Indem die Politiker sich daran gewöhnten, die andere Religion in dem befreundeten Staate als gleichberechtigt und gleichwertig zu betrachten, konnten sie dieselbe nicht mehr auf die Länge im eigenen Lande als verruchte Gottlosigkeit, als auszurottenden Frevel ansehen. Dem achtzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, diese letzten Konsequenzen aus den im Westfälischen Frieden sanktionierten Grundsätzen zu ziehen.

Sechstes Kapitel.

Die erste englische Revolution.[1])

Während der Kontinent Europas von dem Waffenlärm des dreißigjährigen Krieges erdröhnte, hatten auch die abgelegenen Eilande der Nordsee, hatten auch die britischen Inseln eine gewaltsam bewegte Zeit durchlebt. Mit den allgemeinen Ereignissen nur in schwachem Zusammenhange, haben diese rings von den Meereswogen umfluteten und abgeschlossenen Lande damals in blutigen Bürgerkriegen ihr inneres Dasein neu und endgültig gestaltet. Diese erste englische Revolution ist um so wichtiger, als die aus ihr sich entwickelnden Zustände später typisch geworden sind für die meisten zivilisierten Staaten; als wir in ihr der Geburtsstunde des Parlamentarismus anwohnen, den 150 Jahre später die gebildetsten Nationen und die edelsten Geister als Ziel aller politischen Bestrebungen, als ein mit aller Kraft nachzuahmendes Beispiel, als das Ideal der Konstitution für sämtliche Völker betrachtet und geliebt haben.

Seitdem die Stuarts mit Jakob I. Englands Thron bestiegen hatten, erhoben sie den Anspruch, dort den königlichen Absolutismus zu begründen. In diesem Bestreben wurden sie ermutigt durch das Beispiel des europäischen Festlandes, wo es den Fürsten nach und nach gelang, die ständischen Schranken, welche ihre Vollgewalt begrenzt und eingeengt hatten, zu zertrümmern oder doch beträchtlich zu schwächen. Die neue Dynastie Englands gedachte das Beispiel der Könige von Spanien und Frankreich, von Dänemark und Schweden, der deutschen und italienischen Fürsten nachzuahmen. Allein sie übersah vollständig, daß in Großbritannien die Dinge denn doch ganz anders lagen, als in den kontinentalen Staaten. Zunächst war das neue Herrscherhaus ein fremdes, ohne Wurzeln im eigenen Lande;

---

1) Guizot, Histoire de l'Angleterre depuis l'avénement de Charles Ier jusqu'à sa mort (2 Bde., Paris 1826. 27, und seitdem öfters; mehrere deutsche Übersetzungen). — Dahlmann, Geschichte der englischen Revolution (Leipzig 1844, und seitdem öfter). — Macaulay, History of England, Bd. I. — v. Ranke, Sämtliche Werke, Bd. XV—XVII. — S. Rawson Gardiner, History of England from the accession of James I to the civil war (2. Aufl., 10 Bde., London 1883. 84); das Hauptwerk über diesen Gegenstand. Fortsetzung: History of the Great civil war, Bd. I (1642—44) London 1886. — M. Brosch, Oliver Cromwell und die Puritanische Revolution (Frankfurt a. M. 1886).

seine Traditionen und Erinnerungen hatten nichts mit denjenigen der englischen Nation gemein; es stammte aus einem Volke, das seit vielen Jahrhunderten mit dem englischen verfeindet, demselben antipathisch und sogar verächtlich erschien. Das war für die Stuarts schon ein schwerer Übelstand: aber er war bei weitem nicht der einzige und nicht einmal der wirksamste. Überall anderswo gab es schon damals stehende Heere, die, vom Fürsten unterhalten und ihm allein verpflichtet, das schneidigste Werkzeug zur Aufrichtung seiner unumschränkten Macht geworden sind. Die britischen Inseln dagegen, durch ihre Lage vor jedem fremden Angriffe geschützt, kannten eine solche Einrichtung — mit Ausnahme der paar hundert Mann königlicher Garden — nicht: und so fehlte dem Königstume die eigentliche Waffe, um einer widerstrebenden Nation seine absolute Gewalt aufzunötigen. Der Adel, welcher auf dem Festande es seit lange vorzog, sich als privilegierte Klasse um den Thron zu scharen und mit dessen Hilfe und unter dessen Schutze die Bürger und Bauern auszubeuten, stand in England seit einem halben Jahrtausend in steter Wechselwirkung mit dem Volke, in das seine jüngern Söhne untertauchten, und hatte seit dem Tage von Runnymede, seit der Erteilung der großen Charte, stets das Interesse des Volkes als mit dem seinen identisch betrachtet. Anstatt Satelliten des königlichen Despotismus, wie ihre kontinentalen Standesgenossen, waren die englischen Edelleute Verfechter der nationalen Freiheit gegen denselben. Die religiöse Umwälzung, die anderswo blutige Kämpfe und Revolutionen herbeigeführt, hatte sich in England langsam, allmählich, ohne Bürgerkrieg, unter Leitung der Krone selbst vollzogen: so hatte sich dort auch nicht das unbegrenzte Bedürfnis nach Ruhe, nach innerm Frieden um jeden Preis eingestellt, das in Frankreich, Belgien, Deutschland die Völker in die Arme der königlichen Selbstherrschaft trieb. Endlich war die Entwickelung der sozialen Zustände in England seit einem halben Jahrhundert den Plänen Jakobs I. und seiner nächsten Nachfolger in England keineswegs günstig.

In mehr als säkularem innern Frieden waren die Wunden, welche die Rosenkriege dem Volke geschlagen hatten, geheilt. Solange die Nation verarmt und herabgekommen gewesen war, hatte sie sich dem starken Königtume demütig unterworfen. Jetzt aber hatten sich Handel, Gewerbfleiß und Ackerbau mit reißender Schnelligkeit gehoben. Die Londoner City war unermeßlich reich geworden, bereits die Gläubigerin ihres Monarchen und aller seiner vornehmen Höflinge. Die Marine hatte sich glänzend entwickelt, und die Seeleute waren ebenso unabhängig und ebenso eifrig calvinisch gesinnt, wie ihre Auftraggeber, die Kaufleute in den Städten. Der Grundbesitz war zum großen Teil aus der Hand des Adels in die des betriebsamen und selbstbewußten Mittelstandes übergegangen. Die Zahl der diesem letztern angehörigen Personen mehrte sich, und ein kühner, aufstrebender, stolzer Sinn erfüllte die „Gentry.“ Zu dem sozialen kam das religiöse Element. Das Puritanertum hatte sich trotz aller Gegnerschaft Elisabeths kräftig weiter aus-

gebildet; gerade unter den Handeltreibenden in den Städten und den mittlern Grundbesitzern auf dem Lande überwog es und machte bald im Unterhause die Mehrheit aus. Im Jahre 1590 wagten es die englischen Presbyterianer, sich in ihren Synoden eine förmliche und offizielle Organisation zu geben. Wiederholt beantragten sie im Parlamente Änderung und Verbesserung der Kirchenverfassung, mußten aber dabei vor dem Unwillen der Monarchin jedesmal zurückweichen. Wir wissen, daß sie Elisabeth schonten, weil sie in ihr die Vorkämpferin der gesamten protestantischen Sache sahen: aber einem Könige, der hier eine weniger ausgesprochene und bedeutende Stellung einnahm, mußte eine kühne, unternehmende Partei überaus gefährlich werden, die zugleich von religiösem und politischem Hasse gegen die englische Krone, diese Vereinigung weltlicher und geistlicher Monarchie, erfüllt war. Gerade der kirchliche Supremat, welcher der Allmacht des englischen Herrschertums so dienlich geschienen hatte, wurde unter solchen Verhältnissen für dasselbe die schlimmste Gefahr.

So hatten Jakobs I. absolutistische Ansprüche überhaupt wenig Aussicht auf Verwirklichung. Aber da er sie einmal aufstellte, mußte er sie auch durchzuführen versuchen; und hierzu gehörte eine feste, selbstbewußte und doch geschickte Politik nach innen, ein kriegerisches und ruhmvolles Auftreten nach außen. Indem Jakob beides nicht zu leisten vermochte, hat er durch seine eitlen Despotenlaunen nur Widerspruch, Abneigung und Spott hervorgerufen.

Die erste Regel wäre für den König gewesen: äußerste Sparsamkeit, damit er nicht genötigt wäre, das Parlament zusammen zu berufen und dasselbe durch Bitten um Geldbewilligung gewissermaßen zu seinem Herrn zu machen; die zweite, innerhalb der durch solche Ökonomie gezogenen Grenzen ein möglichst starkes stehendes Heer zu unterhalten. An letzteres aber dachte dieser schwächliche Fürst, der alles kriegerische Wesen haßte und fürchtete, gar nicht; und das Geld verschwendete er an seine Günstlinge, so daß er beständig seine Zuflucht zu der Volksvertretung nehmen mußte, gegen die er doch die bitterste Abneigung hegte. Dieses widersinnige System krönte er durch thörichtes Benehmen im einzelnen. Er sagte bei jeder Gelegenheit den Parlamenten, daß er sie nicht nötig habe; ihre Freiheiten existierten nur aus seinem guten Willen; sie hätten sich um das, was ihm anzuordnen gefalle, nicht zu kümmern. Wenn sie dann, durch solche Behauptungen selbstverständlich gereizt, ihm die Subsidien vorzuenthalten und seine Minister unter Anklage zu stellen drohten: gab er feiger Weise in allem nach, nahm grollend seine Worte zurück und opferte seine Ratgeber dem von ihm selbst verursachten populären Unwillen. Derart gelang es ihm — was ja für einen Regenten immer das Schlimmste ist — Groll und Verachtung zugleich gegen sich zu erregen.

Zunächst wußte er sich freilich ein Recht zu bewahren, das seine Vorfahren sich angemaßt hatten: nämlich das der willkürlichen Auflage von Zöllen, welches man als einen Ausfluß der königlichen Prärogative der Regulierung der Handelspolizei betrachtete. Das Unterhaus versuchte 1610, durch ein

Gesetz die neuen Zölle abzuschaffen; allein das der Krone ergebene Oberhaus verwarf die Bill, und der König behauptete seine Zölle. Diese genügten aber keineswegs, um des Monarchen schnell sich leerende Taschen zu füllen. So griff er zu einem in England ganz neuen Mittel, dem Verkaufe von Adelsprädikaten. Selbst gegen ihren Willen wurden die wohlhabenderen Grundbesitzer zu Rittern erhoben, auf daß sie die hiermit verbundene Taxe zahlten. In den Baronets stiftete Jakob den in England seit lange unbekannten erblichen niedern Adel; ein jeder, der damit beliehen wurde, mußte tausend Pfund Sterling entrichten. Für die fünffache Summe erhielt man die Peerswürde.

Solche Mittel vermochten der Finanznot nur für kurze Augenblicke abzuhelfen. Da griff der König zu einer gefährlichen Auskunft. Noch in den letzten Lebensjahren Elisabeths hatte das Parlament die Rücknahme aller von derselben verliehenen Handelsmonopole erzwungen. Nichtsdestoweniger verkaufte Jakob solche von neuem, und zwar in drückendster und ungerechtester Weise. Die Fabrikation von Gold- und Silberwaren, die Zeugmanufaktur, der Betrieb der Gastwirtschaft, viele der wichtigsten Verkehrszweige wurden monopolisiert. Die Monopolinhaber waren dann gewissenlos genug, ihre Ansteigerungskosten zwanzigfach wieder heraus zu schlagen, indem sie nicht allein die Preise erhöhten, sondern auch schlechte und verfälschte Produkte lieferten, mit welchen das Volk sich begnügen mußte.

So wuchs gegen Ende der Regierung Jakobs I. die Unzufriedenheit zu besorgniserregender Höhe. Des Königs äußere Politik war nicht geeignet, jene zu verringern. Unter Elisabeth gefürchtet und geachtet, die leitende Macht des Protestantismus, war England unter ihrem Nachfolger ganz in zweite Linie getreten. Stets hatte Jakob die Spanier, die Erbfeinde des Reiches, gegen ihre aufständischen protestantischen Unterthanen in den Niederlanden begünstigt. Ebenso hatte er, aus Vorliebe für die Habsburger und aus ängstlicher Scheu vor allen kriegerischen Verwickelungen, seinen Schwiegersohn, den „Winterkönig“ Friedrich V. von der Pfalz, schmählich im Stiche gelassen. Das alles stimmte mit seinen absolutistischen Bestrebungen gar nicht überein. Für den Kampf gegen die verhaßten Spanier hätte England ihm ebenso, wie seiner Vorgängerin, eine Art Diktatur bewilligt; hierfür hätte ihm das Parlament bedingungslos Subsidien gewährt; er hätte ein starkes, vielleicht siegreiches, jedenfalls aber durch den Krieg in der Fremde den bürgerlichen Interessen entwöhntes Heer zur Verfügung gehabt. Aber Jakob war zu solchem Verfahren weder einsichtig noch kühn genug. Nicht durch Kraftentwickelung, sondern durch Demut suchte er die Habsburger zu versöhnlicherm Auftreten zu bewegen, seinen Schwiegersohn zu retten. Während derselbe als heimatloser Flüchtling umher irrte, bewarb Jakob sich für seinen eigenen Thronfolger Karl um die Hand einer spanischen Prinzessin. Diese äußerste Herabwürdigung des englischen Nationalstolzes, diese Aussicht auf eine streng katholische Königin entflammten den Unwillen des Volkes auf das äußerste. Hierin war der

Adel mit den Gemeinen, das Ober- mit dem Unterhaus gleichen Sinnes. Der Monarch mußte sich von seiten seines Parlamentes auf einmütigen Widerstand gefaßt machen.

Im Jahre 1621 trat derselbe zum erstenmale mit Schärfe hervor. In heftigster Weise griff das Unterhaus die Monopole an und erklärte sie für gesetzwidrig und folglich ungültig. Das war auch schon unter Elisabeth geschehen: aber ein weiterer Schritt der Commons erweist den stärkern Grimm über die Wiederholung, den höhern Flug der populären Ansprüche und die mindere Scheu vor der Krone. Die Gemeinen klagten die Hauptbeteiligten an den Handelsbeschränkungen, Sir Giles Mompesson und Francis Mitchell, vor dem Oberhause an. Ein solches Verfahren war in der Vergangenheit nur selten, lediglich bei großen Staatsverbrechen vorgekommen; jetzt schien das Parlament dasselbe zu einer furchtbaren Waffe gegen alle ihm mißliebige Diener der Krone machen zu wollen. Mompesson entfloh, Mitchell wurde bestraft. Aber damit begnügten die Commons sich nicht. Ihre Angriffe richteten sich gegen höhere Kreise: sie belangten bei den Lords einen Bischof wegen Simonie, einen Richter wegen Bestechlichkeit. Der erste Günstling des Königs, Georg Villiers, der durch keckes und gewandtes Benehmen, verbunden mit glänzender Liebenswürdigkeit und hoher körperlicher Schönheit, völlige Herrschaft über den Monarchen und den Titel eines Herzogs von Buckingham gewonnen hatte, konnte sich nur retten, indem er sich der Volksströmung anschloß und mit gegen die Monopole eiferte. Für ihn fiel ein noch höher Stehender als Opfer: der berühmte Lordkanzler Francis Bacon von Verulam[1]), dem Range nach der erste Beamte des Reiches, und dabei der vornehmste Denker seiner Zeit, wurde gleichfalls der Bestechung angeklagt. Der Vorwurf war ohne Zweifel begründet, Bacon selbst gestand sein Vergehen zu; doch läßt sich zur Entschuldigung sagen, daß bei hohen Würdenträgern damals das Geldnehmen eben etwas ganz Gewöhnliches war. Das Oberhaus verurteilte Bacon zum Verluste aller seiner Ämter und bürgerlichen Ehren, zur Verbannung vom Hofe und zu einer Geldstrafe von 40 000 Pfund Sterling. Nur die letztere erließ ihm Jakob; sonst wagte er es nicht, seinen ersten Minister zu schützen.

Das war ein Ereignis von einschneidender Bedeutung für die Weiterentwickelung des englischen Verfassungslebens. Es war dem Unterhause gelungen, den höchsten Diener der Krone zu stürzen: ein Beweis von der zunehmenden Kühnheit und Macht der Commons und der Schwächung des Königtums. Von Absolutismus des letzteren konnte da die Rede nicht mehr sein. Vielmehr mußte es mehr und mehr nachgeben, wenn es die Dinge nicht zu einem gewaltsamen Konflikte treiben wollte. Der aber war um so aussichtsloser, je schreiendere Mißbräuche das Parlament bloßgelegt, je unumwundener die Krone dieselben durch Aufopferung ihrer vornehmsten Werkzeuge anerkannt hatte: beides war geeignet, die Hochachtung vor ihr nicht wenig zu mindern.

---

1) S. Bd. VII, Seite 488 f.

Jakob tobte in ohnmächtigen Wutausbrüchen. Als ein Komitee von zwölf Unterhausmitgliedern von ihm eine Audienz erbeten hatte, rief er grimmig aus: „Stellt nur zwölf Sessel hin, denn ich erwarte zwölf Könige!"

Das Parlament ging weiter. Es knüpfte die Bewilligung von Subsidien an die Bedingung einer entschieden antispanischen und antikatholischen Politik. Solche Einmischung von Unterthanen in die diplomatischen Geheimnisse war dem Könige zu stark. Die Grundlage seiner Würde schien ihm hiermit bedroht. Er löste also das Unterhaus auf und warf einige von dessen Mitgliedern zeitweise in den Tower. Allein was half's? Bald mußte die Geldnot das Parlament wieder zusammen führen, und dann war dasselbe um so ergrimmter, um so rücksichtsloser dem Monarchen gegenüber. Dazu kam, daß die Habsburger ungescheut die Beraubung des Kurfürsten von der Pfalz vollendeten. Jakob mußte erkennen, daß die Spanier ihn mit ihren Heiratsverhandlungen nur hintergangen hatten; entrüstet brach er dieselben ab. Seine Politik hatte gänzlich und in lächerlicher Weise Schiffbruch gelitten. Seine Nächststehenden, sein Sohn Karl und sein Liebling Buckingham, verließen ihn und traten zu den Gegnern, der eifrig protestantischen und parlamentarischen Partei, hinüber.

Der König zürnte Buckingham auf das bitterste, aber nicht er, sondern dieser war jetzt Herr der Lage, da Jakob völlig hilflos da stand. Bisher war es einer seiner vorzüglichsten Beschwerdepunkte gegen das Parlament gewesen, daß dieses wage, sich in die Angelegenheiten der großen Politik und der königlichen Familie zu mischen; jetzt mußte er selber die Volksvertretung um ihren Rat in diesen Dingen bitten. Das war ein gefährliches Präcedens für die fürstliche Gewalt. Noch mehr. Der Monarch hätte Buckingham, der ihm nun so ungescheut gegenüber trat, gern fallen lassen: aber indem der Herzog sich auf die große Mehrheit des Unterhauses stützte, wurde er für jenen unantastbar. So ward durch die Macht der Umstände dieser königliche Günstling zum ersten parlamentarischen Minister in England. In der That zwang Buckingham dem Herrscher völlig seine, d. h. des Parlamentes Politik auf. Damals versah England den Grafen Mansfeld mit Geldmitteln zur Bekämpfung des Kaisers. Der Lord-Schatzmeister, Graf Middlesex, das Haupt der spanischen Partei und jetzt der Mann nach dem Herzen des Königs, wurde durch eine übel begründete parlamentarische Anklage gestürzt; es war offenbar schon gefährlicher, das Mißfallen des Parlamentes, als das des Herrschers zu erregen. In Middlesex' Ämter traten Männer der parlamentarischen Mehrheit. Die wider die Katholiken gerichteten Strafgesetze, deren Erneuerung Jakob bisher stets abgelehnt hatte, um Spanien nicht zu beleidigen, wurden noch verschärft. Der König mußte einer Bill seine Genehmigung geben, welche die Erteilung und Ausübung von Monopolen auf immer untersagte.

Alles, was er hatte vermeiden wollen, war eingetreten. Der Krieg gegen Spanien war unvermeidlich geworden. Und was wichtiger: das Parlament,

welches er zu einer Bewilligungsmaschine zu erniedrigen gedacht, hatte sich zu der maßgebenden Gestalt im Staate erhoben.

Eine ebenso absolutistische Färbung, wie die weltliche, hatte auch die kirchliche Politik dieses Königs getragen, und zwar ungefähr mit demselben üblen Erfolge, obwohl hier das Mißlingen nicht so unmittelbar zu Tage kam. Je größeres Ärgernis einst die unbotmäßigen schottischen Calvinisten dem Herrscher gegeben hatten, um so eifriger förderte er, seit seiner Thronbesteigung in England, die bischöfliche Kirche, die ganz von der Krone abhing und die Pflicht des unbedingten Gehorsams gegen den Monarchen von allen ihren Kanzeln predigte. Er beeinflußte sie noch in konservativem, autoritativem Sinne. Dadurch aber neigte sie ganz naturgemäß zu dem Bekenntnisse, in dem Überlieferung und Autorität die allein herrschenden Prinzipien sind: zum Katholizismus. Zahlreiche Gebräuche, welche die ersten Reformatoren abgeschafft, wurden wieder eingeführt, Statuen und Bilder von neuem in den Kirchen angebracht. Selbst in der Lehre begann man von den Anschauungen Zwinglis und Calvins abzuweichen. Aber dieser Übergang zu Dingen, welche einem großen Teile des englischen Volkes als „Götzendienst“ galten, mußte immer wachsenden Widerstand hervorrufen. Bisher hatten die Presbyterianer noch nicht an der endlichen Aussöhnung mit den Anglikanern verzweifeln wollen; jetzt begannen sie, die bischöfliche Kirche, die sich täglich weiter von ihnen entfernte, und die sie unbarmherzig verfolgte, als ihre Todfeindin zu betrachten. Sie erfüllten sich mit immer größerer, immer finsterer Erbitterung. Sie hielten sich für die Nachfolger des auserwählten Volkes, von Gott dazu berufen, seinen reinen Glauben aufrecht zu erhalten und die Rache an seinen Feinden zu vollstrecken. In echt calvinischem Geiste verwarfen sie Fröhlichkeit, Genuß des Lebens, Zierlichkeit und Schmuck als sündhaft. Und diese schwärmerische und unduldsame Partei machte wegen der katholisierenden Richtung des Anglikanismus täglich Fortschritte im Lande.

Das war die Lage der Dinge, als am 27. März 1625 Jakob I. starb: unvermittelte und gefahrdrohende Gegensätze auf allen Seiten. Die Volksvertretung voll der kühnsten Entwürfe zur Gewinnung und Befestigung ihrer Herrschaft; am Hofe, trotz der jüngsten Niederlagen, der Wille, die thatsächliche Willkür der Tudors aufrecht zu erhalten. Die anglikanische Kirche, monarchisch und konservativ, auf seiten des Hofes; der Puritanismus, durchaus demokratisch, auf seiten des Parlaments.

Solche Kontraste auszugleichen, war fast unmöglich. Und doch, wenn sie überhaupt noch zu versöhnen waren, so schien der junge vierundzwanzigjährige Fürst dazu berufen, der jetzt den Thron bestieg. Karl I. hatte nichts von den Eigenschaften an sich, die seinen Vater zu einem Gegenstande der Geringschätzung und Abneigung gemacht hatten. Er war von schöner, schlanker Gestalt, feinen Gesichtszügen, mit offenen, ruhigen braunen Augen. Sein Benehmen war würdevoll, sein sittliches Leben völlig fleckenlos. Er sprach selten und wenig, aber stets in angemessenen und edlen Ausdrücken. Er war



König Karl I. von England.

Nach dem Stiche von Robert Strange (1721—1792); Originalgemälde von Anthonie van Dyk (1599—1641).

sparsam, ohne geizig zu sein; pünktlich in allen seinen Handlungen; festeren und stärkeren Willens als sein Vorgänger. Allgemeiner Jubel begrüßte seinen Regierungsantritt: man hoffte von ihm das Beste.

Allein furchtbare und verhängnisvolle Fehler entstellten den Charakter des jungen Monarchen: völlige, halb unbewußte, fast naive Unzuverlässigkeit in Wort und That; ein Eigenwille, der vor keinem Treubruch zurückschreckte, und dabei von keinem klaren Urteil, von keiner praktischen Einsicht geleitet war. Diesen Gebrechen wußte Buckingham zu schmeicheln, und damit gewann der eitle, ausschweifende und verschwenderische Mann die volle Gunst des so anders gearteten Fürsten. Auch war dessen Stellung von Beginn an eine unvorteilhafte, von doppelter Schwierigkeit bedrohte. Einerseits war da der Krieg mit Spanien, zu welchem das Parlament seinen Vater gezwungen hatte, und der ohne jeden Erfolg mit nutzloser Aufopferung englischen Gutes und Blutes geführt wurde; anderseits die Neigung zur populären Partei, die er selber zuletzt im Gegensatz zu dem schwankenden Benehmen seines Vaters begünstigt hatte. Der erstere Umstand machte ihn sofort von den Geldbewilligungen des Parlamentes abhängig. Der zweite veranlaßte dieses, von dem neuen Herrscher ein Eingehen auf die parlamentarischen Ansprüche zu erwarten. Es war das ein fatales Mißverständnis: denn im Grunde hing Karl ebenso an der vollen Souveränität von Gottes Gnaden, wie sein Vater, und besaß nur einen festeren Willen, dieselbe zu verwirklichen.

Er berief sofort die Volksvertretung ein und forderte von ihr Subsidien zur Fortführung einer Politik, welche sie selber angeraten hatte. Sie war auch wohl geneigt, den König im Kampfe gegen Spanien zu unterstützen, aber nur unter der Bürgschaft, daß die Gelder wirklich zu dem bezeichneten Zwecke und nicht etwa zur Untergrabung der parlamentarischen Rechte verwandt würden. Eine solche Garantie glaubte sie lediglich zu besitzen, wenn alle ihre Beschwerden von vornherein abgestellt und Männer von protestantischer und populärer Gesinnung in den Rat der Krone berufen würden. Zu diesen Männern zählte man Buckingham nicht. Das Mißtrauen wurde erhöht, als Karl die Schwester Ludwigs XIII., Henriette Marie, heiratete und dabei versprach, deren Glaubensgenossen in England von den wider sie erlassenen Strafgesetzen zu befreien: eine Verheißung, die den unduldsamen Puritanern des Unterhauses äußerst antipathisch war. Da der König wirklich Katholiken mit Gunstbezeugungen bedachte, gerieten die Commons in größte Aufregung. Sie bewilligten nur ganz unzureichende Geldmittel; das Tonnen- und Pfundgeld, eine Importsteuer, welche früheren Königen auf ihre Lebenszeit zugestanden worden, genehmigten sie nur auf ein Jahr. Anstatt die dringenden Mehrforderungen des Hofes in Betracht zu ziehen, beschäftigten sie sich mit den Mißbräuchen in der Verwaltung, mit einer besseren Auswahl der den Monarchen umgebenden Männer.

Ärgerlich beschloß Karl, das Parlament heimzusenden. Die Auflösung einer unbequemen legislatorischen Versammlung, wenn dieselbe nur kurze Zeit

getagt hat und eine baldige Neuberufung unumgänglich ist, wird immer ein Fehler sein. In so wenigen Monden ändert das Volk seine Gesinnung nicht, wenn inzwischen keine wichtigen, umstürzenden Ereignisse eingetreten sind, und wählt im großen und ganzen die alten Vertreter wieder. Diese aber sind durch das Vorgefallene beleidigt und um so mehr entschlossen, auf ihren früheren Ansichten und Forderungen mit äußerster Heftigkeit zu bestehen. Dazu kam, daß Karls und Buckinghams äußere Politik völlig Schiffbruch litt. Damals hat Richelieu sich mit Spanien zeitweilig vertragen und seine Waffen gegen die Hugenotten, die Glaubensgenossen der überwiegenden Mehrheit der Engländer, gekehrt. Ein englischer Versuch, durch Überraschung Cadiz zu nehmen, schlug fehl. Es schien, als ob England in einen Krieg gegen beide Großmächte, Frankreich und Spanien, zugleich treibe — und das ohne befähigte Männer in der Verwaltung, in Heer und Flotte!

Was leicht zu erwarten war, geschah. Die Regierung brauchte, obwohl sie sich auf mannigfache ungesetzliche Weise Geld verschaffte, bald wieder die Bewilligungen des Parlamentes. Kaum war dieses von neuem vereinigt, als es sich auf das schärfste über die Erpressungen des Königs, die ungesetzliche Wiedererhebung des Tonnen- und Pfundgeldes, nach Ablauf des ersten Jahres, beschwerte. So weit war das Unterhaus vollkommen in seinem Rechte; aber es überschritt dieses, indem es beschloß, den Herzog von Buckingham vor den Lords anzuklagen (Mai 1626). Buckingham war ohne Zweifel ein leichtsinniger und verderbter Mensch, ein unwürdiger Minister, allein bestimmte Staatsverbrechen ließen sich ihm durchaus nicht nachweisen. An der Spitze der Opposition stand John Eliot, ein glühender Patriot, ein edel angelegter Geist, der davon überzeugt war, daß das Heil des Staates die Übertragung des politischen Schwerpunktes auf das Unterhaus erfordere.[1])

Karl I. wollte seinem Freunde nicht dasselbe Schicksal bereiten lassen, das dieser einst im Bunde mit dem Parlamente über Bacon und Middlesex verhängt hatte. Gerade damals ließ er den angeklagten Buckingham zum Kanzler der Universität Cambridge ernennen. Inmitten der Session sandte er Eliot und noch ein anderes Mitglied des Unterhauses in den Tower. Als letzteres dennoch in seinen Angriffen fortfuhr, löste er auch sein zweites Parlament auf (Juni 1626). Von den widerspenstigen Lords mußten einige ins Gefängnis wandern, die mißliebigen Commoners wurden wenigstens ihrer Staatsämter beraubt.

Weitere Gewaltmaßregeln folgten, um das zur Entsetzung von La Rochelle erforderliche Geld auch ohne Zustimmung des Parlamentes beizutreiben. Der König schrieb eine beträchtliche Zwangsanleihe aus: wer von den Betroffenen nicht die ihm abverlangte Summe zahlte, wurde in den Kerker geworfen, in Heer oder Flotte eingereiht, oder endlich mit beschwerlichen und ruinösen Aufträgen, die man nach damaligem Rechte übernehmen mußte, in entfernte Provinzen entsandt. Mitten im Frieden wurde das Standrecht

1) Forster, John Eliot (2 Bde., 2. Aufl., London 1872).

proklamiert, den Soldaten — völlig ungesetzlich — Quartier bei den Bürgern angewiesen. Die Seeplätze mußten Schiffe und Truppen stellen. Richter, die sich solchen illegalen Maßregeln widersetzten, wurden ohne weiteres abgesetzt.



John Eliot.
Nach einem Stiche von William Holl (1807—1871).

Ein glänzender Sieg, zu gunsten der populären Sache der französischen Reformierten erfochten, hätte kaum den Unwillen des Volkes über so hartes Verfahren zu beschwichtigen vermocht. Buckinghams, des Königs Sache hing an einem Siege. Wir wissen, daß vielmehr (Nov. 1627) auf der Insel Ré eine gänzliche Niederlage eintrat.[1])

1) Oben S. 78.

Eine solche Schmach für die englischen Waffen war seit dem Verluste von Calais (1558) nicht mehr erhört gewesen. Das Volk war einig, Buckingham und dessen Freunde als absichtliche Verräter am Vaterlande zu betrachten. Seitdem wuchs der Widerstand gegen die Zwangsanleihe zu unüberwindlicher Stärke. Wäre Karl I. vernünftigen Erwägungen zugänglich gewesen, er hätte jetzt entweder Buckingham fallen lassen und damit dem Hasse der Nation ein Genüge gethan, oder sich einstweilen den grundsätzlichen Forderungen des Parlamentes unterworfen. Aber Karls beschränkter Geist war von unbeugsamer und blinder Hartnäckigkeit. Er entschied sich zwar, weil es nicht anders ging, eine neue Volksvertretung einzuberufen, im übrigen aber an seinem Verfahren möglichst wenig zu ändern.

Im März 1628 trat sein drittes Parlament zusammen. Die Führer der Volkspartei beschlossen, sich nicht mehr mit Buckingham zu befassen, sondern mit dem Könige selbst, und diesen direkt zur Unterwerfung, zur Anerkennung der von ihm verletzten altüberkommenen und noch einiger neuer Rechte der Unterthanen zu zwingen. Das Unterhaus setzte demgemäß fest, daß die Erörterung und Abstellung der Beschwerden jeder Bewilligung von Subsidien vorangehen müsse. Eine heftige Diskussion entspann sich zwischen beiden Gewalten. Endlich entwarfen die Commons, auf den Antrag des großen Rechtsgelehrten Sir Edward Coke, jenes berühmte Gesetz, das unter dem Namen der „Petition der Rechte“ bekannt ist. Es verbot, willkürliche Anleihen zu erheben, jemanden ohne richterlichen Befehl und ohne Beobachtung der gesetzlichen Formen in das Gefängnis zu schicken, jemals wieder das Volk der Jurisdiktion der Kriegsgerichte zu unterwerfen. Nach einigem Zögern stimmten die Lords der Petition bei. Karl aber trug lange Bedenken, ihr Rechtskraft zu verleihen und damit seine Niederlage einzugestehen. Da kam die Nachricht, daß ein abermaliger Entsatzversuch vor La Rochelle fehlgeschlagen sei; daß die englische Besatzung von Stade mit Tilly kapituliert und so dem deutschen Kriege Englands gleichfalls ein klägliches Ende bereitet habe. Aller Mittel bar, in seiner äußeren Politik tief gedemütigt, mußte der König sich unterwerfen und nahm die Petition der Rechte an (7. Juni 1628), die damit Gesetz wurde. Endloser Jubel erscholl in beiden Häusern, in London, in den Provinzen. Was würde man gesagt haben, hätte man gewußt, daß Karl sich vorher von den Oberrichtern hatte versichern lassen, er bewahre nichtsdestoweniger für außerordentliche Fälle seine diskretionäre Macht! Einem so zweideutigen Verfahren gegenüber konnte freilich nur die offene Gewalt helfen.

Jetzt bewilligte das Unterhaus alle pekuniären Forderungen des Herrschers. Dieser bedrohte das Parlament einstweilen nicht mehr, und als es neue Schwierigkeiten erhob, vertagte er es nur auf unbestimmte Zeit (26. Juni 1628).

Zwei Monate später (23. Aug.) wurde Buckingham durch Felton, einen puritanischen Fanatiker, ermordet, welcher Religion, Reich und Volk von dem schlimmsten Widersacher zu befreien gehofft hatte und für seine That ruhig in den Tod ging. Allein es zeigte sich bald, daß Buckingham mehr durch

Karl als dieser durch ihn geleitet worden war. Der König fuhr unentwegt auf seiner Bahn fort. Das Tonnen- und Pfundgeld wurde mit großer Strenge beigetrieben, die Sternkammer übte weiter ihre widergesetzliche Jurisdiktion. Der Monarch gewann einen der glänzendsten und begabtesten Führer der gemäßigteren parlamentarischen Opposition, Sir Thomas Wentworth, indem er ihn zu einer hohen richterlichen Stellung beförderte. Aber damit hatte er im Grunde wenig erlangt. Es standen so große und wichtige Prinzipien in Frage, daß eine einzelne Persönlichkeit keinen Einfluß zu üben vermochte. Dazu kam die Kunde von der endlichen Ergebung des heldenmüthigen La Rochelle an seine katholischen Dränger.

In übelster Laune trat das Parlament im Januar 1629 zu seiner zweiten Session zusammen. Es war entrüstet über die in der That nicht zu leugnende Unaufrichtigkeit des Königs. Jeden Tag verletzte er die Petition der Rechte. Er forderte vom Parlamente, ihm das Tonnen- und Pfundgeld zu bewilligen, denn er gebe zu, es nur dem freien Willen seines Volkes zu verdanken: und trotz dieser schönen Worte erhob er es unausgesetzt, also auch ohne Zustimmung der Volksvertretung. Das Unterhaus beschäftigte sich mit einem scharfen Proteste gegen solches Verfahren; der König wollte es zu demselben nicht kommen lassen. Er sandte einen Boten mit der Auflösungsordre. Man verschloß demselben die Thür des Sitzungssaales. Erst als die Leibwache nahete, um gewaltsam die Thür aufzubrechen, gingen die Volksvertreter auseinander, aber nicht ohne vorher den Protest beschlossen zu haben (2. März 1629).

Der Bruch zwischen Herrscher und Volksvertretung war damit entschieden, eine Versöhnung ohne gänzliche Unterwerfung des einen Teiles nicht mehr möglich. Karl I. aber unterschätzte durchaus den Ernst der Lage. Er hatte es vier Jahre hindurch mit der parlamentarischen Regierung versucht: es war nicht gegangen. Nun wollte er es mit der unumschränkten probieren, so lange es sich mache; zu dem Parlamente — meinten er und seine Minister — könne man ja schlimmsten Falles immer wieder greifen! Der König war keineswegs fest entschlossen, ein solches nie wieder einzuberufen, aber einstweilen war es viel bequemer, ohne dasselbe auszukommen. Indem die Regierung sich bewußtermaßen von allen kriegerischen Unternehmungen fern zu halten Willens war, meinte sie die zur laufenden Verwaltung notwendigen Gelder auch ohne parlamentarische Bewilligung beschaffen zu können. Vor dem Tadel, dadurch die selbstgegebenen Gesetze zu brechen und seinem auf die Verfassung geleisteten Krönungseide zuwider zu handeln, rechtfertigte sich Karl mit dem Hinweis auf seine Notlage, das unzerstörbare göttliche Recht der Monarchen und das Verfahren seiner Vorgänger.

Bei dem lebhaften und seit Jahrhunderten eingewurzelten Freiheitssinne des englischen Volkes wäre es schwerlich einem kräftigen, konsequenten, besonnenen und geistvollen Herrscher möglich gewesen, das absolutistische Programm durchzuführen. Karl I. aber, obwohl fleißig in mechanischer Arbeit und gewillt, alle Angelegenheiten des Staates selber zu leiten, besaß weder Kenntnis

der englischen und allgemein europäischen Verhältnisse, noch Scharfblick und Vorsicht in der Berechnung seiner eigenen Entwürfe und ihrer Folgen. Bestimmte Ziele im Auge, sowohl nach innen wie nach außen, gab er sich doch nie die Mühe, die Hindernisse abzuschätzen, die deren Erreichung im Wege standen, geschweige denn die Mittel, welche er etwa zur Beseitigung jener Schwierigkeiten besaß. Sein vertrauter Minister ward zunächst Richard Weston, bald zum Grafen Portland erhoben, ein kurzsichtiger Politiker, kriechend vor Mächtigern, roh gegen Schwächere, furchtsam, stets der Thatenlosigkeit das Wort redend; freilich ein sparsamer Finanzverwalter, wie der König ihn jetzt brauchte, und schon deshalb jeder kräftigen äußeren Politik abgeneigt. Einen so mächtigen Geist, wie den Thomas Wentworths, hielt der König bis auf gefährlichere Zeiten persönlich von sich entfernt in wichtigen Provinzialämtern. Wentworth war voll Ehrgeiz nach Macht und Einfluß: er hatte früher denselben als Mitglied des Unterhauses gegen die Krone bethätigt, ohne ihr eine grundsätzliche Feindschaft zu zeigen; jetzt, wo die Krone sein Streben zu verwirklichen versprach, wirkte er in ihrem Sinne, aber, wie er meinte, immer zum Nutzen des Landes und Volkes, denen er im Grunde durchaus ergeben war.

Karls hartem und rachsüchtigem Charakter entsprechend, war seine erste That nach Auflösung des Parlamentes ein Akt der Verfolgung. Neun Mitglieder des Unterhauses wurden in den Tower geworfen und, mit Entziehung ihres natürlichen Forums, vor die Sternkammer gebracht. Die Richter, die ihm dabei nicht zu Willen waren, wurden ihrer Stellung entsetzt. Die Neun aber wurden nach langer Haft zu schweren Geldstrafen verurteilt; der hervorragendste unter ihnen, Eliot, gegen welchen der König besonders erbittert war, weil er früher sein Günstling gewesen, starb im Kerker.

Und zu der politischen gesellte sich die religiöse Unterdrückung. Aus dem Blute Maria Stuarts, dieser Märtyrerin des Katholizismus, entsprossen, hatte Karl stets der katholischen Auffassung zugeneigt. Er fand nun unter den anglikanischen Geistlichen einen Mann nach seinem Herzen, den Bischof von London, Wilhelm Laud. Das war ein engherziger Mensch, der nur Einheit, Ordnung, Subordination in der Kirche haben wollte. Da durfte von keiner freien Mannigfaltigkeit, von keiner individuellen Besonderheit die Rede sein, vielmehr sollte alles sich einförmig dem Gebote der Oberen unterwerfen. Man sieht, daß einem solchen Geiste die römische Hierarchie als Ideal vorschweben mußte, nicht weil er die Wahrheit des katholischen Glaubens anerkannt hätte, sondern weil in jener die Einheit und die unbedingte Herrschaft der höchsten Kirchenbehörde am kräftigsten begründet, am folgerichtigsten durchgeführt ist. Man muß nun bedenken, daß unter den vier Millionen Engländern jener Zeit höchstens 200 000 Katholiken sich befanden; daß der ungeheuren Mehrzahl „Päpstelei“ als die furchtbarste und verhaßteste Feindin erschien. Trotzdem begann Laud, mit Hilfe des Herrschers, sofort die Verfolgung der Puritaner, um bald die Staatskirche selbst zu katholisierenden Tendenzen hinüberzuführen. Nichts aber ist gefährlicher, als die religiöse Überzeugung eines Volkes

zugleich mit der politischen anzugreifen; das ist mehr, als es auf die Länge ertragen kann.

So verschiedene Naturen auch Laud und Wentworth waren, das ge-



Erzbischof William Laud.
Nach dem Schwarzkunstblatt von J. Watson; Originalgemälde von Anthonie van Dyck (1599—1641).

meinsame Ziel: die Nation auf weltlichem und religiösem Gebiete der unbedingten Leitung des Monarchen zu unterwerfen, führte sie bald in engster Freundschaft zusammen. Sie meinten beide, auf Grund der alten Gerechtsame des Königtums zu handeln. Wentworth hoffte, der Richelieu Englands zu

werden; über den Weg, den man zur Stärkung der Krone und zugleich zum Heile Englands einschlagen müsse, war er sich vollkommen klar. Außerordentliche Gerichtshöfe mußten für alle irgend die Politik und die Staatseinkünfte berührenden Gegenstände ernannt werden, um jedem Versuche der Widersetzlichkeit mit harten und willkürlichen Strafen zu begegnen. Ein starkes stehendes Heer mußte man schaffen, das jeden Aufstand sofort beim Beginne niederschlage. Auch nicht auf einem Punkte durfte nachgegeben, es mußte zur allseitigen Durchführung der königlichen Ansprüche nötigenfalls mit Grausamkeit verfahren werden. Aber auf der anderen Seite sollte man jede unnütze Aufreizung vermeiden, den Wohlstand, Gewerbe und Handel nach Kräften fördern, nur mäßige, nicht drückende Abgaben verlangen: kurz an die selbstischen Triebfedern der Menschen auf Kosten der höheren, ideellen sich wenden.

Man sieht, das ist ein folgerichtiges, in sich abgeschlossenes, geistreiches System — aber gerade deshalb hatte es keine Aussicht, von Karl verwirklicht zu werden. Er selber hatte Gefallen an Pracht der äußeren Erscheinung und an den Annehmlichkeiten eines reichen Lebens. Sein Hof war der Sammelplatz der ersten Künstler und Gelehrten Europas, fast alles Ausländer, die auf das englische Volk keinen Einfluß hatten und mit demselben in keinerlei Wechselwirkung standen. Rubens war hier ein gern gesehener Gast, van Dyck wurde der ständige und reich belohnte Hofmaler des englischen Königshauses, in dessen Diensten er gestorben ist. Ben Jonson ergötzte die Umgebung des Monarchen durch seine Maskenstücke, Hugo Jones erfreute sie durch seine Prachtbauten. Die feurig leichtsinnige Königin Henriette Marie beteiligte sich von ganzer Seele an diesem glänzenden Treiben, für das sie ohne Zögern bedeutende Summen opferte. Dadurch wurden Karls dürftige Einkünfte aufgezehrt, die zur Bildung eines zuverlässigen stehenden Heeres hätten verwendet werden müssen. Anstatt Wentworth zum ersten Minister zu ernennen, entfernte man ihn vom Hofe, als Statthalter von Irland.

Der König half sich einstweilen, indem er das Tonnen- und Pfundgeld weiter erhob und ferner Tausenden seiner vermögenden Unterthanen die Ritterwürde aufnötigte, gegen hohe Taxen. So wenig sich mit diesen bescheidenen Mitteln nach außen große Politik treiben, auch nur die Wiedereinsetzung seines Schwagers, des Kurpfälzers, durchführen ließ — im Innern seines Reiches hat Karl, mit Hilfe des bei dem englischen Volke überaus ausgeprägten Sinnes für Gesetzlichkeit, bis Mitte des Jahres 1633 sein Ziel vollkommen erreicht. Überall herrschte schweigender, wenn auch unwilliger Gehorsam. Die Entmutigung unter den Anhängern bürgerlicher und religiöser Freiheit war so groß, daß sie in Menge nach Amerika auswanderten. Damals wurde der Grund zu den Neuengland-Staaten gelegt, dem Beginne jener großen Union, die jetzt an Einwohnerzahl das Mutterland weit übertrifft.

Da starben nacheinander der bisherige Primas von England, der gemäßigte Erzbischof Abbot von Canterbury, und der leitende Minister, Graf



Karl I. und seine Gemahlin bei Tafel.
Nach dem Stiche von W. Greatbach; Originalgemälde von Bartholomeus van Bassen (1618—1640).

Portland, die beide den Monarchen noch einigermaßen von allzu schroffem Auftreten in Kirche und Staat zurückgehalten hatten. An beider Stelle trat Laud. Er wurde zunächst Primas und sah nun zu seinen Füßen die Kirche von England, die er mit unerhörter Gewaltsamkeit knechtete. Was man von ihm erwartete, spricht sich in der Thatsache aus, daß ihm Rom wiederholt den Kardinalshut anbot, wenn er sich ausdrücklich für den Papst erklären wolle. Der König folgte blindlings Lauds Wünschen und stellte demselben alle seine Macht, auch die ungesetzliche, zur Verfügung. Sofort wurde zum unbeschreiblichen Ärgernisse aller aufrichtigen Protestanten der Abendmahlstisch in einen Altar verwandelt. Die bischöflichen Sitze füllten sich mit Männern, die Geschöpfe Lauds und zum Teil durchaus des Papismus verdächtig waren, die hohe geistliche Kommission wütete mit Geldstrafen gegen Laien und mit Absetzung gegen Geistliche, die presbyterianischer Neigungen für schuldig galten. Hexen wurden eingekerkert und prozessiert. Ein hervorragender Advokat, aber starrer und heftiger Puritaner, Prynne, hatte ein Buch gegen die lasterhafte Schauspielkunst jener Zeit geschrieben, und sich darin einige Anspielungen auf die Königin erlaubt, die an derselben viel Gefallen fand: da verurteilte ihn die Sternkammer zu 5000 Pfund Geldstrafe, Verlust seiner Advokatur und seiner akademischen Grade, zum Pranger und Abschneiden beider Ohren. Eine ungerechtfertigte und selbst für die damaligen rohen Sitten höchst barbarische Strafe! — Sogar ein General Karls, Graf Northumberland, rief aus: „Um sich den Erzbischof zum Feinde zu machen, genügt es, dem protestantischen Glauben beizupflichten."

Dann aber wurde Laud auch an Portlands Stelle Haupt der Kommissionen des Schatzes und des Äußeren. Dieser ehrgeizige Prälat vereinigte also die Leitung der weltlichen mit derjenigen der geistlichen Angelegenheiten. Entsprechend seinen katholisierenden Bestrebungen zeigte er sich den schwedischen Unternehmungen in Deutschland durchaus feindlich und schloß dafür mit Spanien einen Bund zur Teilung der holländischen Republik. Um für letzteres Unternehmen Geld zu beschaffen, übte Karl einen neuen Akt des Absolutismus. In früheren Zeiten hatten bei Gefahr zur See die Häfen des Reiches Schiffe stellen müssen. Diese längst veraltete Gewohnheit wurde nun aufgewärmt und in eine Geldabgabe verwandelt (Herbst 1634) — das „Schiffsgeld." Es reichte selbstverständlich zu keinem bedeutenden Unternehmen aus, und selbst die Spanier begegneten ihrem nutzlosen Verbündeten mit Hohn. Da erklärte der König (August 1635), daß, da die Beschützung durch die Flotte allen im Reiche zu gute komme, auch alle das Schiffsgeld bezahlen müßten. Aus der Form der Ausschreibung ging deutlich hervor, daß diese früher zeitweilige und lokale Abgabe nun willkürlich in eine bleibende und allgemeine verwandelt werden sollte. Das Grundprinzip der englischen Verfassung, daß neue Steuern nur mit Zustimmung der Volksvertreter auferlegt werden dürften, wurde damit umgestoßen. Vereinzelten Widerstand aber beseitigte die Regierung durch ihre Richter und Sheriffs. Die Richter sprachen

offen aus, der König stehe über dem Gesetze, sämtliche weltliche und geistliche Gewalt sei in seiner Hand vereinigt.



Thomas Wentworth, Earl of Strafford.
Nach einem gleichzeitigen anonymen Schwarzkunstblatt; Originalgemälde von Anthonie van Dyck.

Dieser in England unerhörte Grundsatz wurde nach allen Seiten hin zur Ausführung gebracht. In ganz England trat der Altar an Stelle des

Kommunionstisches; der größte Teil der Nation zweifelte nicht daran, daß es Lauds Absicht sei, sie zum Katholizismus hinüberzuführen. Die Geistlichen, die sich den Neuerungen nicht fügten, wurden nunmehr auf Jahre ins Gefängnis gesperrt. Der gehorsame Klerus aber nahm eine so gebietende und zuversichtliche Stellung ein, wie noch nie seit der Reformation. Laud setzte zunächst seine Absicht durch; aber es war ein verderblicher Sieg, denn dadurch trieb er alle aufrichtigen Protestanten in dieselbe Opposition, in welcher sich bereits sämtliche aufrichtigen Freunde der Freiheit und Gesetzlichkeit befanden. In der That waren die Befürchtungen jener nicht unbegründet. Auf Karls Ansuchen kam heimlich ein Gesandter des Papstes Urban VIII. nach London und unterhandelte dort über den Ausgleich Englands mit Rom, welches ihm dafür Beistand zur Niederwerfung der Unzufriedenen im eigenen Lande und zur Wiedergewinnung der Pfalz leisten sollte. Ein Bischof, der Laud sehr nahe stand, rühmte sich: in seiner Diözese sei kein Geistlicher, der gegen den Papst zu sprechen wage. Zahlreiche Vornehme traten zum Katholizismus über. Die Königin Henriette Marie, die überhaupt den schlimmsten Einfluß auf das Geschick ihres Gatten geübt hat, gab sich ungescheut als Verfechterin Roms. Während die Puritaner bis aufs Blut verfolgt wurden, ließ man, allen Strafgesetzen zuwider, den katholischen Gottesdienst öffentlich feiern. Die Absendung eines englischen Bevollmächtigten an die Kurie ward beschlossen.

Die Aufregung wurde so allgemein, so drohend, daß Karl, einigermaßen erschreckt, sich um Rat an Wentworth wandte (Febr. 1637). Derselbe hatte inzwischen in Irland, getreu seinem Wahlspruche „gründlich und durch" (thorough and through), ein strenges und verhaßtes, aber auch allgemein gefürchtetes und für das königliche Interesse sehr nützliches Regiment geführt. Er hatte die zerrüttete Finanzverwaltung der Insel geordnet, einen Schatz gesammelt, eine starke Armee geschaffen, gewaltsam Ordnung, Gehorsam und Gesetzlichkeit auf dem unruhigen Eiland hergestellt; er hatte Handel und Gewerbe begünstigt und befördert. Dieser selbe aufgeklärte und wohlthätige Despotismus war auch sein Ziel für England — er vergaß nur, daß die Engländer keine Iren, daß sie an Freiheit gewöhnt und derselben vom tiefsten Herzen anhänglich waren. Dem Könige aber gefiel Wentworths Verfahren vorzüglich; er berief ihn nach London, machte ihn zu seinem hauptsächlichsten Ratgeber und erhob ihn zum Grafen Strafford. Indes mit einem Karl I. vermochte auch Strafford nichts auszurichten. Der hartnäckige, stolze und doch im Grunde schwache und kleinliche Charakter des Königs war der überaus schwierigen Aufgabe, die er sich gestellt, nicht gewachsen. Er that nichts, um sich im Notfalle auch mit Gewalt halten zu können.

Und gerade damals traten Ereignisse ein, welche das Vertrauen in die Kraft der Legalität endgültig erschütterten und einem großen Teile des Volkes die Überzeugung einflößten, daß, da die Gesetze nicht mehr schützten, man auf dieselben keine Rücksicht mehr nehmen dürfe.



Henriette Maria, Gemahlin Karls I. von England.

Nach dem Stiche von Pieter de Jode (1570—1634); Originalgemälde von Anthonie van Dyk (1599—1641).

Es fand sich ein wohlhabender, wegen seiner Klugheit und Mäßigung allgemein hoch geachteter Landedelmann, Johann Hampden aus Buckinghamshire, der die Zahlung des Schiffsgeldes als ungesetzlich prinzipiell verweigerte. Er wurde in das Gefängnis geführt; und als er verlangte, vor Gericht gestellt zu werden, gaben von den zwölf Richtern acht der Krone recht. Die Männer also, die vor allem dazu berufen waren, die Gesetze des Landes zu



John Hampden.
Nach einem Originalporträt im Besitz des Earl of St. Germains zu Port Eliot.

schützen, sprachen jetzt offen aus, daß allen diesen Gesetzen zuwider der König die Befugnis haben solle, ohne Genehmigung des Parlamentes neue Steuern aufzuerlegen! Heute handelte es sich um die Marine, würde man nicht morgen Geld für das Heer fordern? Allgemeine Entrüstung herrschte; die Kühnsten begannen sich zusammen zu thun, über gewaltsamen Widerstand zu beraten. Das Zeichen zu demselben aber wurde von außen gegeben.

Die gewöhnlichste Klugheit hätte Karl davon abhalten müssen, zu viel auf einmal zu wagen, ihn veranlassen, erst Englands gänzliche Bezwingung zu

verwirklichen, ehe er versuche, Schottland einer gleichen politischen und kirchlichen Gewaltherrschaft zu unterwerfen.[1]) Und doch hatten seine Vorfahren auf dem schottischen Throne die Reizbarkeit und Schlagfertigkeit dieses Volkes genügend kennen gelernt! Wahrscheinlich meinte Karl, mit den Kräften Englands die fünfmal schwächeren Schotten leicht bezwingen zu können; aber gerade deshalb hätte er warten müssen, bis er diese Kräfte wirklich in seiner Hand hatte. Das riet ihm auch Strafford an; aber wenn es sich bei Karl I. darum handelte, seine einmal gefaßten Absichten durchzuführen, so vermochte ihn keine vernünftige Überlegung aufzuhalten. Mittel und Folgen seiner Unternehmungen zu berechnen, war nicht seine Sache.

Das schottische Volk hing mit Begeisterung an seinem calvinischen Glauben, an dessen demokratischen Formen und einfachem Kultus. Jakob I. hatte freilich den Episkopat in der schottischen Kirche eingeführt, aber mehr als Formsache; die Bischöfe hatten nur einen Ehren-, keinen wirklichen Machtvorzug. Kaum jedoch hatte Karl sich Laud zum Ratgeber gewählt, als das anders wurde. Die schottischen Bisthümer wurden von England aus besetzt, und diesen Prälaten weltliche Amtsgewalt und Machtmittel anvertraut. Die Generalversammlung der Geistlichen berief man nicht mehr ein; dafür ward eine hohe Kommission, womöglich noch grausamer und willkürlicher als die englische, eingesetzt. Endlich sollte im Jahre 1636 der Hauptschlag geführt werden. Ein neues kirchliches Gesetzbuch wurde bekannt gemacht. Es verordnete den königlichen Supremat; unter diesem sollten die Bischöfe die einzige legislatorische und Disziplinargewalt in der Kirche besitzen. Eine veränderte Liturgie sowie Kleidung der Geistlichen wurden vorgeschrieben, die beide an katholische Formen erinnerten, sogar noch über das in England gebräuchliche hinausgingen.

Karl glaubte seines Sieges sicher zu sein, da das schwache und käufliche schottische Parlament sowie die höchste Exekutivbehörde des Landes, der Geheime Rat, ihm ganz zu willen waren. Aber hier mußte er zum erstenmale den Widerstand eines in seinen tiefsten Überzeugungen, in seinen heiligsten Interessen gekränkten Volkes kennen lernen. Als in der Hauptkirche von Edinburg der Gottesdienst nach dem neuen Ritus gefeiert werden sollte, brach der Aufstand los. „Antichrist," „Baalspfaffen" rief man den Geistlichen zu, Stühle und Bücher flogen ihnen an die Köpfe (23. Juli 1637). Die Empörung fand bald unter allen Ständen Schottlands solche Ausdehnung, daß die Behörden sich genötigt sahen, das kirchliche Gesetzbuch zu suspendiren.

Das waren Vorgänge von der höchsten Wichtigkeit. Der König, so gut wie ohne Machtmittel, hatte bisher seine Bestrebungen nur durchführen können, weil niemand gewagt hatte, zuerst gewaltsamen Widerstand zu leisten. Indem dies jetzt in so weitem Umfange, so leicht und straflos geschah, war das

1) Burton, The history of Scotland until to the revolution of 1688 (8 Bde. 2. Aufl., London 1872).

ganze Werk von acht Jahren vernichtet. Dieser 23. Juli 1637 hat die Totenglocke für das System und das Leben Karl Stuarts geläutet.

Der Herrscher zeigte sich höchst ungnädig — „ich fordere unbedingten Gehorsam," sagte er — und verbot bei Strafe des Hochverrats nicht nur jede Widersetzlichkeit gegen die Liturgie, sondern selbst jede Petition wider dieselbe. Allein die Schotten ließen sich nicht einschüchtern, sondern organisierten sich zum Kampfe, und bald erschien ihr Manifest. Es bestand in einem feierlichen Bündnisse oder „Covenant," in welchem die ganze Nation sich zur Aufrechterhaltung der protestantischen Religion, sowie der Freiheiten und Gesetze des Landes vereinigte (März 1638). Mit ungeheurer Schnelligkeit durchflog die Bewegung die schottischen Gaue. Alle Stände, alle Altersklassen beschworen voll Eifer den Covenant und griffen zu den Waffen, ihn zu verteidigen. Ein Heer wurde gesammelt, der Episkopat, trotz der Abmahnungen des Königs, auch der Form nach abgeschafft.

Wenn Karl I. die Sache des Absolutismus retten wollte, mußte er ohne Zögern zur schleunigen Niederwerfung des Covenants schreiten. Es wäre ihm wohl möglich gewesen, ihn wenigstens zurückzudrängen, Edinburg zu besetzen; denn mit seinem Heere von 23 000 Mann war er den undisziplinierten Scharen der Schotten überlegen. Ein schneller Marsch an die Grenze, ein energischer Schlag gegen die Haufen der Aufständischen hätte alles entscheiden können. Statt dessen rückte Karl langsam gen Norden, in feierlichem Zuge, mit majestätischem Pompe. Er kannte die Unzufriedenheit, die in einem großen Teile des englischen Adels und noch mehr bei dessen Vasallen und Pächtern herrschte; nichtsdestoweniger bot er, nur um mächtig zu *erscheinen*, den Adel zu seinem Heere auf. Dann lag er an der Grenze unthätig den Schotten gegenüber. Hierdurch wuchs diesen der Mut und die Zahl, während im Lager des Königs Mißstimmung, bittere Kritik und Verzagtheit sich geltend machten. Es wurde zweifelhaft, inwieweit er sich noch auf sein Heer verlassen könne. Sein eigener Bevollmächtigter in Schottland, der geschmeidige und schlaue Herzog von Hamilton, nahm eine zweideutige Stellung an. Ein Gegencovenant, den Karl in Schottland zu gründen versuchte, scheiterte vollständig. Durch alles dies ermutigt, trotzte das schottische Parlament dem königlichen Befehle, sich bei Strafe des Hochverrats aufzulösen. Die Hauptsache aber war, daß dem Monarchen das Geld ausging, so daß er sein Heer nicht mehr zu erhalten vermochte. Er mußte mit den „unverschämten Rebellen" Unterhandlungen beginnen, die zu der Pazifikation von Berwick führten (Jan. 1639). Gegen das Versprechen der Schotten, treue Unterthanen sein zu wollen, gestand Karl zu, daß deren Parlament und kirchliche Generalversammlung die inneren Zustände des Landes selbständig ordnen dürfte. Die Heere sollten beiderseitig aufgelöst werden.

Dieser Ausgang des „ersten Bischofskrieges" war verhängnisvoll für den König. Indem er nachgegeben, hatte er gezeigt, daß man durch Trotz alles von ihm erzwingen könne, daß er nur so lange hart und anmaßend sei, als

man sich ihm unterwerfe. Diejenigen Männer in England, die es schon vor einem Jahrzehnt hatten zum Bruche treiben wollen, wurden nun in ihren Ansichten und Plänen bestärkt und ermutigt.

Es war das größte Unglück für Karl, daß er die Niederlagen, die seine Unfähigkeit ihm zuzog, stets durch Treulosigkeit wieder wett zu machen suchte. Immer von neuem bemühte er sich nunmehr die Schotten zu hintergehen, die kaum gemachten Verheißungen wieder zurückzunehmen. Das hatte aber schließlich keinen anderen Erfolg, als jene auf das äußerste wider ihn zu erbittern. Parlament und Generalversammlung Schottlands verletzten am Ende geflissentlich den König und maßten sich immer weitergehende Rechte an. Sie scheuten sich selbst nicht, mit der damals der englischen feindlich gesinnten französischen Regierung in Verbindung zu treten.

Die Entdeckung dieses letzteren Umstandes flößte dem König den festen Beschluß ein, noch einen Waffengang mit den Hochverrätern zu wagen. Strafford war durchaus derselben Ansicht. Indes dazu bedurfte man beträchtlicher Geldmittel. Sie ungesetzlich zu erpressen, war bei der Stimmung des englischen Volkes allzu gefährlich. So riet Strafford, der infolge seiner langen Abwesenheit von der wahren Gesinnung des letzteren keine Ahnung hatte, ein Parlament einzuberufen, das gegen die mit dem Reichsfeinde verbündeten Schotten sicher ausgiebige Subsidien bewilligen werde. Als gutes Zeichen galt es ihm, daß sein wohl disziplinirtes irisches Parlament ihm die Mittel für Unterhaltung von 8000 Soldaten votierte. Er wußte wohl, daß hier die ganze Existenz eines starken Königtums, seine eigene Macht und vielleicht sein Leben auf dem Spiele standen. „Sollte unser Werk scheitern," schrieb er damals, „so werden wir alle sehr unglücklich werden." Aber er hoffte auf den Sieg: „Pfui, wer keinen Mut hat."

Auf den 13. April 1640 wurde das Parlament berufen, das man später, im Gegensatze zu dem ihm folgenden „langen" das „kurze" zubenannt hat.

Weder Strafford noch Karl I. hatten es sich klar gemacht, daß die Thatsache einer neuen Vereinigung des Parlamentes schon an sich die Besiegung des Königs auch in England bedeute. Indem letzterer notgedrungen einen Weg verließ, den er elf Jahre hindurch mit Konsequenz verfolgt hatte, gestand er seine Niederlage ein. Es handelte sich jetzt nicht mehr darum, den königlichen Absolutismus zu retten — der war ohne Zweifel schon verloren — sondern unter möglichst günstigen Bedingungen Frieden mit dem Volke zu schließen. Hierbei wäre Karl noch glimpflicher davon gekommen, als er es im Grunde verdiente. Denn indem die Engländer des Streites mit ihrem Könige müde waren, da sie ferner die Schotten bitter haßten und sich über deren Verbindung mit Frankreich entrüsteten: hatten sie neben wenigen entschiedenen Oppositionsmännern zum größten Teile gemäßigt Denkende in das Unterhaus gewählt.

Aber selbst solche wurden durch das Betragen des Königs überrascht. Seine und seiner Beamten Sprache zu den Abgeordneten war heftig und

anmaßend. Letztere zeigten sich bereit, Subsidien zu gewähren, aber Hand in Hand damit sollte die Untersuchung und Abstellung der in fünfzehn Jahren vorgefallenen Mißbräuche gehen. Ein milderes und versöhnlicheres Verfahren hätte Karl nach dem Vorgefallenen unmöglich von dem Parlament erwarten dürfen. Nichtsdestoweniger war er außer sich vor Zorn, daß das Unterhaus nicht durch eine sofortige, bedingungslose Votierung ausgiebiger Geldmittel zur Unterdrückung der Schotten auch der englischen Freiheit das Todesurteil sprach. Gegen die Warnungen Straffords wurde, infolge einer tumultuarischen Verhandlung im königlichen Geheimrate, das Parlament am zwanzigsten Tage nach seinem Zusammentritte wieder aufgelöst.

Wie groß die Verblendung des Königs war, zeigte sich in der Freude der heftigen Oppositionsmänner. Sie äußerten ohne Scheu ihre lebhafte Befriedigung, daß ein Parlament beseitigt sei, von dem man doch keine kräftigen Entschlüsse habe erwarten können. Es sollte sich bald zeigen, daß sie scharfblickender waren als Karl.

Alle Kunstgriffe der Tyrannei wurden wieder versucht. Freiwillige Beiträge des Adels und der Geistlichkeit brachten 300 000 Pfund in die königliche Schatzkammer; Zwangsanleihen, Monopole, Schiffsgeld mußten dieselbe weiter füllen. Die mißliebigsten Parlamentsmitglieder wanderten in den Tower. Aber das alles verschlug nichts mehr: die Furcht vor dem Könige war verschwunden, Widersetzlichkeit erfüllte das ganze Land. Man verhinderte die Rekrutierung, selbst die Truppen meuterten. In London fanden heftige Unruhen statt, es kam zum Blutvergießen in den Straßen. Die englischen Unzufriedenen luden das schottische Heer ein, die Grenze zu überschreiten; wirklich betrat dasselbe am 21. August 1640 den englischen Boden, und bei dem ersten Zusammentreffen mit englischen Truppen liefen diese auseinander, schon besiegt, ehe es nur zum Kampfe kam. Trotz aller Vorschüsse loyaler Personen und zumal von Katholiken fehlte es dem Könige bald an Geld; die verzweifelten Versuche, von Spanien, von dem Papste Unterstützung zu erhalten, schlugen völlig fehl; selbst die Iren wollten die Steuern nicht mehr bezahlen. Die Nordengländer aber zeigten offen ihre Sympathien mit den schottischen Eindringlingen; im Süden feierten die Presbyterianer eifrig den Sieg ihrer schottischen Freunde. Strafford, der selber den Oberbefehl übernommen hatte, mußte sich mit seinem entmutigten, mißvergnügten, durch Desertionen geschwächten Heere nach York zurückziehen. Der Adel und die Londoner City verlangten dringend vom Könige ein neues Parlament.

Das ganze Gebäude des absoluten Herrschertums stürzte hilflos zusammen. Da die Lords Miene machten, auch ohne den Monarchen ein Parlament zusammen zu berufen, mußte Karl selber sich dazu entschließen. Erst darauf erhielt er von der City so viel Geld vorgestreckt, um von den Schotten den schmählichen Vertrag von Ripon zu erkaufen (Okt. 1640), in welchem sie gegen Lieferung ihres Unterhaltes ihr Vorrücken einzustellen versprachen, ihre bisherigen Stellungen aber behaupteten.

Am 3. November 1640 — einem merkwürdigen Tage in der Geschichte Englands! — trat das „Lange Parlament“ zusammen. Zu drei Fünfteln enthielt das Unterhaus seine früheren Mitglieder wieder; die übrigen zwei Fünftel bildeten fast ausschließlich eine Verstärkung der entschiedenen Opposition, einer Partei, die entschlossen war, die Unterwerfung der monarchischen Gewalt unter die volkstümliche für alle Zeiten zu sichern. Sie fühlte die Macht, welche die jüngsten Ereignisse ihr verliehen hatten, und sie war gewillt, dieselbe bis zu den letzten Konsequenzen auszunützen. Männer wie Pym, St. John, Holles,[1]) die schon von Beginn an den Konflikt mit dem Könige gesucht hatten, sahen sich am Ziele ihrer Wünsche; und früher Gemäßigte, wie Hampden, waren zu ihrer Anschauung übergegangen. Die Furcht vor dem Katholizismus vereinigte sich mit der Furcht vor dem Despotismus.

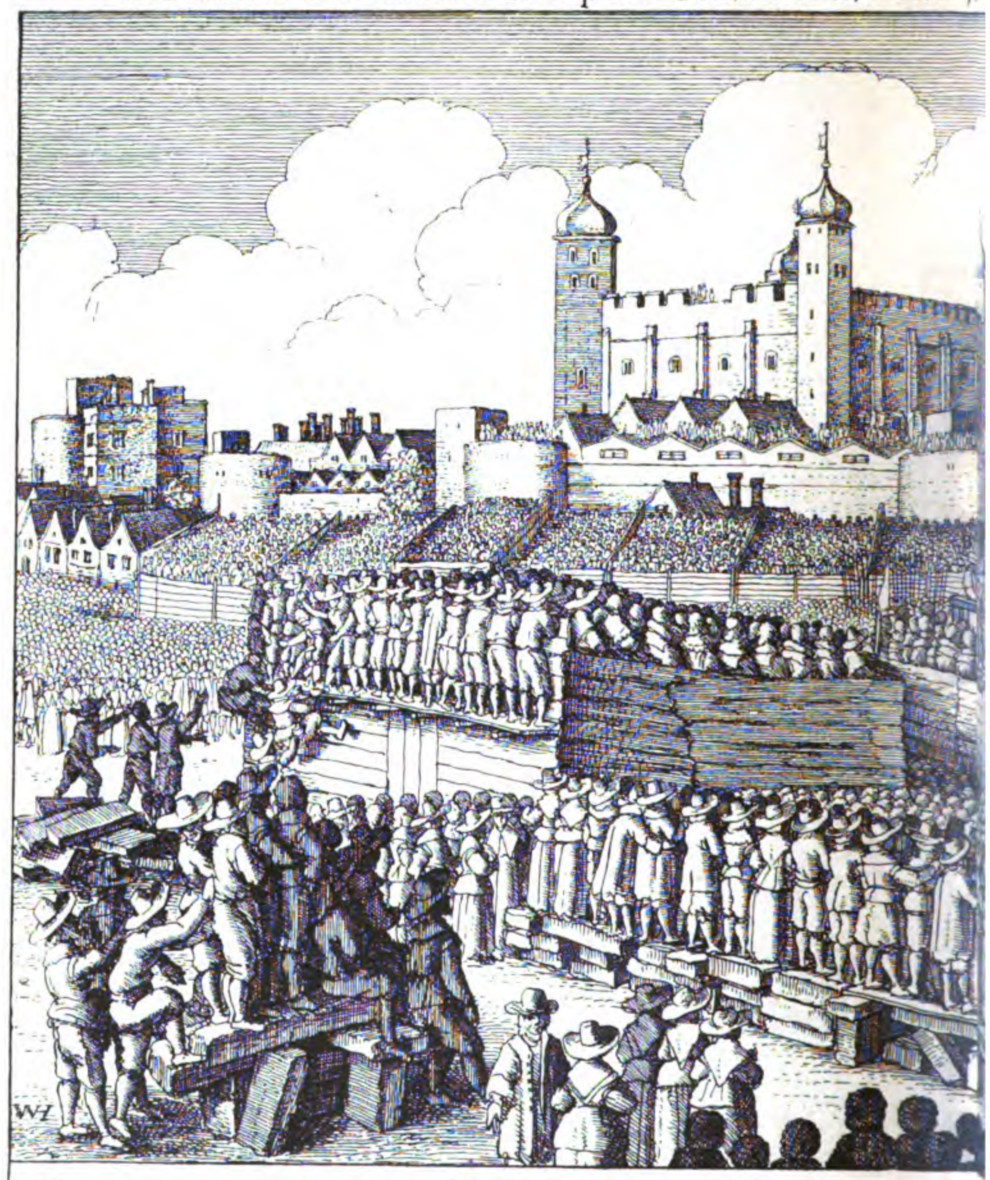
Das Verfahren der Unterhausmehrheit war ein Muster revolutionärer Taktik. Es wurden zuerst Bürgschaften hergestellt, daß die früheren Mißstände nicht wiederkehren konnten. Nach drei Jahren sollte stets ein Parlament einberufen werden, und zwar, wenn der König es verabsäumte, durch die Sheriffs der Grafschaften. Die Erhebung des Schiffsgeldes ohne parlamentarische Zustimmung wurde für ungesetzlich erklärt, wie auch die von Ein- und Ausfuhrzöllen. Die Sternkammer sowie alle anderen Ausnahmegerichte, unter anderen die Hohe Kommission, wurden abgeschafft, jede willkürliche Aushebung zum Kriegsdienste verboten. Der König sah sich genötigt, allen diesen Bills, die im Unter- und Oberhause fast einstimmig angenommen waren, seine Genehmigung zu erteilen. Das Rüstzeug des Despotismus war auf immer in Stücke zerschlagen.

Aber das genügte der Mehrheit des Unterhauses nicht: sie wollte die Werkzeuge desselben strafen und abschreckende Beispiele für die Zukunft schaffen. Sie setzte vierzig Komitees ein, bei denen ein jeder seine Beschwerden anbringen konnte — ein treffliches Mittel, das Volk in Aufregung zu erhalten und zugleich eine bleibende Verbindung zwischen diesem und seinen Vertretern herzustellen. Täglich sah man Hunderte von Bürgern und Landleuten vor die Thore des Parlamentshauses ziehen, um die Klagen ihres Distriktes an die Komitees zu bringen. Jeder, der sich an den tyrannischen Regierungsmaßregeln der letzten fünfzehn Jahre beteiligt hatte, wurde als Delinquent bezeichnet; in den Grafschaften wurden Listen von ihnen entworfen. Ihre Bestrafung behielt man sich vor. Schrecken kam über alle weltlichen und geistlichen Beamten des Königtums.

Vor allem galt es aber dessen hervorragendstem und für die Opposition gefährlichstem Berater, Strafford. Das Unterhaus beschloß, ihn vor den Lords des Hochverrats anzuklagen. Der Graf war gutes Muts, da der König ihm auf seine Ehre versprochen hatte, es sollte ihm nicht ein Haar

1) Ihre Biographien in J. Forster, Statesmen of the Commonwealth (New-York 1846).

THE TRUE MANER OF THE EXECUTION (
Lieutenant of Ireland, vpon Tower-hill, the

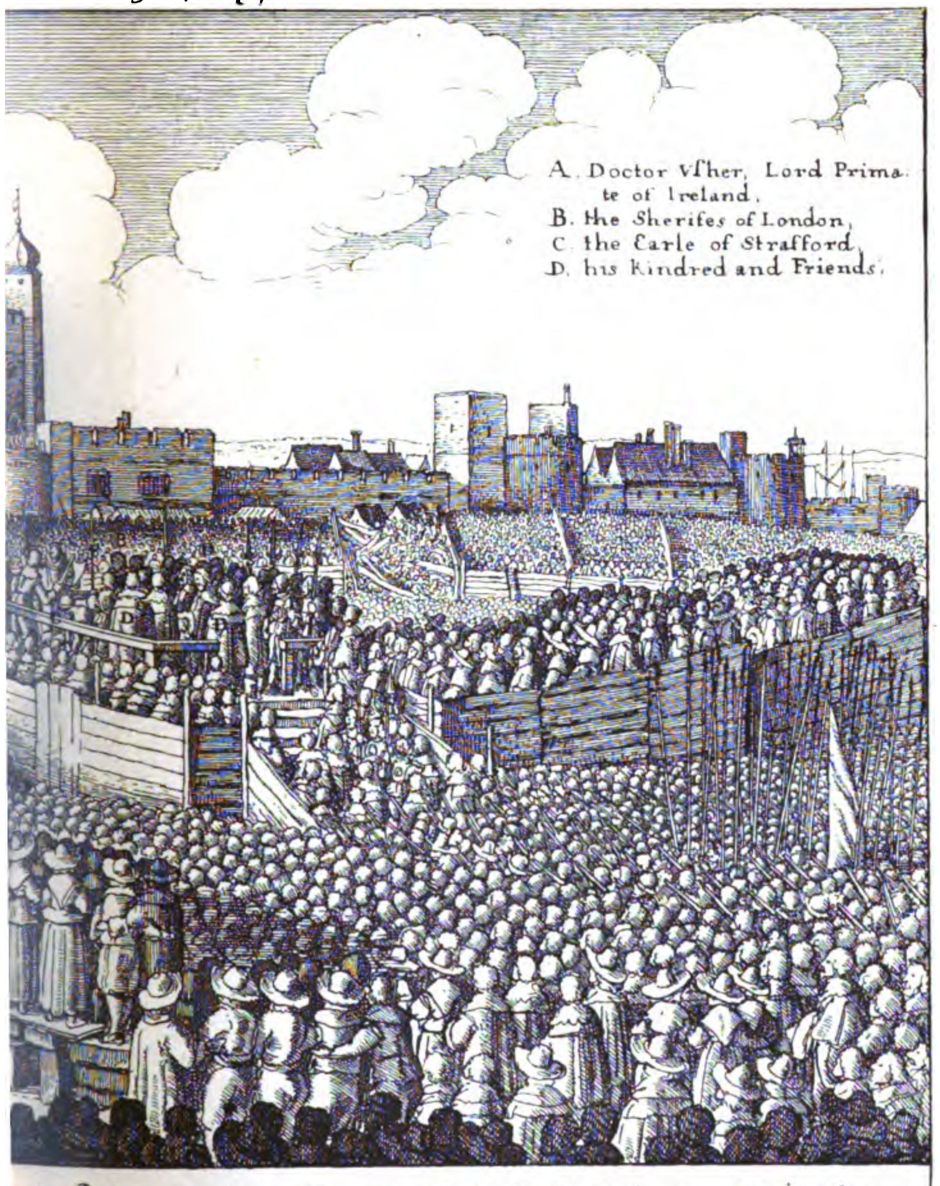


Execution des Grafen Thomæ von Stafford Statthalte

A. Doct. Usher Primat in Irland.
B. Rahts Herzen von Londen.
C. Der Graf
D. Seine anver

Hinrichtung des Grafen von Strafford in London

F THOMAS EARLE OF STRAFFORD, LORD
ᵗʰ of May, 1641.



rs in Irland auf dẽ Tawers platz in Londen 12 Maj 1641.
in Stafford.
vanten vnd freunde .

1. Facsimile der Radierung von Wenzel Hollar (1607—1677).

gekrümmt werden. Strafford verteidigte sich übrigens mit so großem Nachdruck, mit so vieler Würde und Geschicklichkeit, daß seine Freisprechung durch die Lords unzweifelhaft wurde. Aber die extreme Partei im Unterhause wollte ihre Rache kühlen, dem Herrscher den einzig zuverlässigen Minister rauben. Sie setzte deshalb bei den Commons ein besonderes Gesetz zur Hinrichtung (Bill of attainder) gegen Strafford durch. Lange widerstanden die Lords, weil sie ruhiger und leidenschaftsloser gesinnt waren. Allein ihre ablehnende Haltung erhöhte nur die Aufregung im Lande. Tausende von Londoner Bürgern, auch aus den besseren Klassen, belagerten täglich das Parlamentshaus und forderten die Hinrichtung Straffords; sonst seien sie mit Frau und Kindern verloren. Die Intrigen des Hofes, der bald die irische Armee nach England kommen, bald die gegen die Schotten bestimmten Truppen auf London marschieren lassen wollte, dann bei den Holländern oder auch bei den katholischen Mächten unter großen Verheißungen um militärische Hilfe bat, blieben ohnmächtig und erregten nur neue Erbitterung. Karl wußte weder mit dem Parlamente sich auszusöhnen noch ihm offen und unter freiwilligem Zugeständnis dessen, was nicht verweigert werden konnte, zu widerstehen. Die Furcht vor der Revolution ließ endlich das Oberhaus mit nur sieben Stimmen Mehrheit die Strafbill annehmen. Wenn Karl nicht ein selbstsüchtiger und trotz seines Hochmutes im Grunde ehrloser Charakter gewesen wäre, hätte er seine Krone für Einlösung seines Wortes und für Rettung eines Dieners einsetzen müssen, der nicht allein in seinem Interesse, sondern auch lediglich nach seinem Willen gehandelt hatte. Aber er war feig genug, schließlich dem Gesetze beizustimmen. Am 12. Mai 1641 erlitt Strafford, in würdigster Haltung, den Tod auf dem Blutgerüste. „Verlasset euch nicht auf Fürsten, es ist kein Heil in ihnen," hatte er vorher ausgerufen. Auf dem Wege nach dem Richtplatze hatte ihn Laud gesegnet aus dem Fenster des Gefängnisses, in das man auch ihn geworfen.

Karl genehmigte alles, was man von ihm verlangte; dann konnte das Parlament Ferien machen. Während derselben begab der König sich nach Schottland, wo es ihm gelang, durch weitgehende Zugeständnisse das Volk zu beruhigen und die englische Opposition der schottischen Hilfe zu berauben. Als im Herbst 1641 das Parlament in Westminster wieder zusammentrat, war es nicht mehr das alte.[1] Ein tiefer Riß ging durch das bisher so einige Unterhaus. Die gemäßigtere Partei glaubte, es sei nun genug für die Freiheit geschehen und man müsse in ein ruhigeres Fahrwasser einlenken; Mitleid mit dem Könige und seiner traurigen Lage machte sich geltend. Die entschiedenere Partei dagegen wollte die gründliche Unterwerfung des Königtums sowie die Vernichtung der bischöflichen Kirche herbeiführen. Es waren im Grunde die Parteien der Tories und der Whigs, der Konservativen und der Fortschrittler, die hier zum erstenmale in der englischen Geschichte aufeinanderstießen. Später haben sie einen gemeinsamen Boden gefunden, auf dem sie ohne Gefahr für

---

1) J. Forster, The great Remonstrance (London 1860).

den Staat ihre Schlachten auskämpfen konnten; damals, in dem ganzen Feuer und der vollen Unerfahrenheit der Jugend, stritten sie noch gegeneinander ohne die Möglichkeit der Verständigung, gewissermaßen auf Leben und Tod. Auf seiten der Gemäßigten befanden sich der größte Teil des hohen Adels, die weit überwiegende Zahl der Landedelleute, endlich alle, welche feinen oder behaglichen Genuß des Lebens höher stellten als die lärmenden Zustände populärer Freiheit. Dagegen standen die städtische Bevölkerung, zumal die handeltreibende, sowie die kleinen bäuerlichen Besitzer in den Reihen der Fortschrittler, freilich ohne in ihrer Mehrheit die extremen Ansichten einiger ihrer hervorragendsten Führer zu teilen.

Es gab verschiedene Umstände, welche den Grimm der letzteren erhöhten. Sie bemerkten, daß die öffentliche Meinung sich allmählich von ihnen abwand; selbst in London sah Karl sich mit Begeisterung empfangen, setzte ein Royalist seine Wahl zum Lord-Mayor durch. Der König hatte ferner in Schottland Beweise erhalten, daß die Häupter der radikalen Partei die Schotten zum Einfall in England veranlaßt hatten; er wartete offenbar nur eine günstige Gelegenheit ab, um die Anklage auf Hochverrat gegen sie zu erheben. Anderseits brach in Irland ein wilder Aufstand der keltischen Katholiken gegen die dort angesiedelten protestantischen Engländer aus; mindestens 12000 von letzteren wurden dabei erschlagen, der Rest verjagt, gehetzt. Man glaubte oder stellte sich doch zu glauben — ganz ohne Grund — daß Karl diesen Aufstand angestiftet, damit seine Freunde, die Papisten, ihm nach England zu Hilfe kommen könnten.

Die Partei beschloß also, der drohenden Lage durch einen lärmenden und aufregenden Streich eine andere Wendung zu geben; sie brachte im Unterhause die „große Remonstranz“ in Vorschlag (Nov. 1641). Dieses Aktenstück enthielt unter der Form einer Vorstellung an den König eine in den düstersten Farben gehaltene Aufzählung von allen dessen Vergehen, eine um so glänzendere Schilderung der Verdienste des gegenwärtigen Parlamentes, sowie ein dreifaches Verlangen: nur Räte anzustellen, welche das volle Vertrauen der Volksvertretung besäßen; die Verwaltungsbeamten der ordentlichen Gerichtsbarkeit durch die Geschworenen zu unterwerfen; endlich die bischöflichen Kircheneinrichtungen zu gunsten synodaler Institutionen abzuschaffen. Also eine vollständige politische und kirchliche Umwälzung, bewirkt durch das Bündnis der weltlich Radikalen mit den Puritanern; und das in einer Weise, wie sie demütigender für den Monarchen gar nicht gedacht werden konnte.

Nur unter hartem Streite, mit 159 Stimmen gegen 148, siegte die entschiedene Partei bei den Commons. Die Minderheit protestierte leidenschaftlich; es kam fast zum Schwertkampfe im Hause. Der König weigerte sich, auf die ihm vorgelegte Remonstranz zu antworten: er war entschlossen, nicht weiter nachzugeben, schien aber auch gewillt, eine Art parlamentarischer Verwaltung einzurichten. Er berief die Führer der gemäßigten Freiheitspartei in seinen Rat (Dezember 1641): Hyde, Sir John Colepepper, Lord Falkland aus dem Unter-, Lord Digby aus dem Oberhause. Ja, er bot sogar Pym

die Schatzkanzlerschaft an, um ihn zu gewinnen, doch wies dieser volkstümlichste unter den radikalen Politikern die Lockung zurück. Gestützt auf eine zahlreiche Minderheit der Gemeinen, die Majorität der Lords und die bischöfliche Kirche, zu der sich doch die überwiegende Zahl der Engländer bekannte, glaubte Karl sich halten zu können.

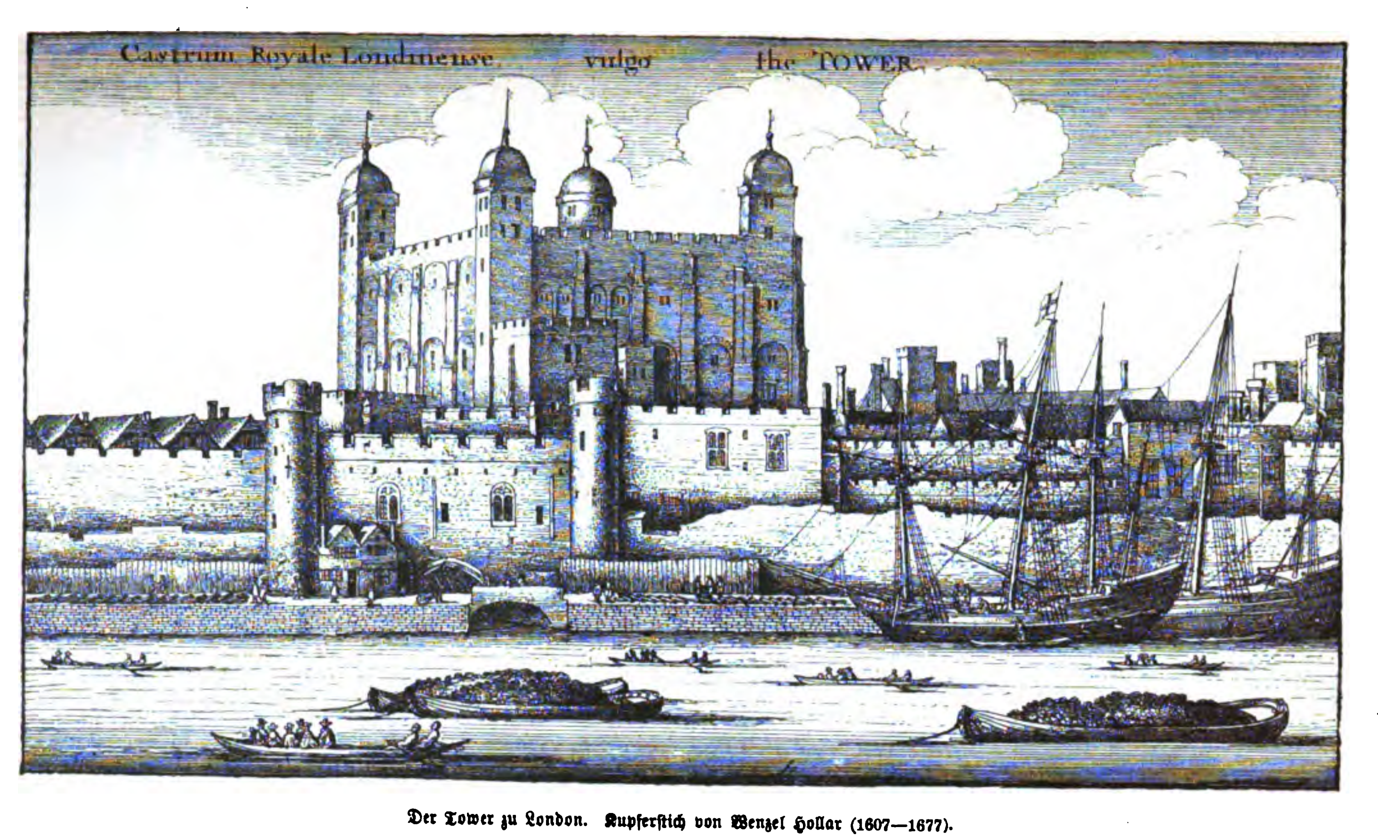
Indes, durch die bewaffneten Demonstrationen des Londoner Pöbels ermutigt, gingen die Häupter der Unterhausmehrheit mit Entschlossenheit voran. Sie setzten die Verbreitung der großen Remonstranz vermittelst des Druckes durch. Durch einen Straßenauflauf brachten sie es dahin, daß die Bischöfe aus dem Oberhause gestoßen wurden. Sie legten dem Könige einen Gesetzentwurf vor, der ihn des Oberbefehls über die Miliz entkleidete und denselben dem Parlamente übertrug. Im Lande wurde man solches Treibens je länger je mehr überdrüssig: als sich zu seinem Unglücke Karl, über ihre Keckheit empört, zu einem Staatsstreiche entschloß.[1])

Eine solche Handlung war tief unmoralisch, zumal Karl soeben Hyde, Falkland und andere seiner neuen Diener seines treuen Festhaltens an der Gesetzlichkeit versichert hatte. Sie war durchaus unklug, da sie seine kaum sich wieder bildende Popularität zerstören und Tausende schwankender Geister von neuem den Radikalen zuführen mußte. Aber auch für den Augenblick konnte sie nur gelingen bei sorgfältigster Vorbereitung und Geheimhaltung. Sie wurde jedoch mit Karls gewöhnlichem Ungeschick ausgeführt. Allem Herkommen und der beschworenen Verfassung zuwider klagte er nicht nur einen Lord, sondern auch fünf Unterhausmitglieder — darunter Pym, Hampden und Holles — bei den Peers des Hochverrates an. Beide Häuser beschlossen zunächst, die Gesetzlichkeit dieser Maßregel zu prüfen (3. Januar 1642). Da unternahm der König die unerhörte That, persönlich im Unterhause die Verhaftung der fünf Angeschuldigten vorzunehmen. Es war der offenbarste Verfassungsbruch. Er zögerte damit aber so lange, bis die Fünf, die vorher gewarnt waren, hatten entfliehen und bei ihren Freunden in der City ein sicheres Versteck finden können (4. Jan.). Der verbrecherische und thörichte Versuch war gänzlich gescheitert. Als Karl, einige verlegene Worte stammelnd, sich zurückzog, tönte ihm von allen Seiten des Hauses der unwillige Ruf „Privileg! Privileg!“ nach. Die City verweigerte ihm die Auslieferung der Verfemten; „Privilegien des Parlamentes“ erdröhnte es rings um ihn aus der Menge. Das Unterhaus verlegte in den nächsten Tagen seine Sitzungen zur größeren Sicherheit in die City. Es erklärte das Verfahren des Königs gegen die fünf Mitglieder für „falsch, skandalös und ungesetzlich“ und rief offen die Bürger zu seiner Verteidigung auf. So ergriffen die Commons den von Karl ihnen zugeschleuderten Handschuh, indem sie den Bürgerkrieg entfesselten. Kein Zweifel, daß der König sie dazu gereizt hat; immerhin ist die offene Kriegserklärung von ihnen ausgegangen.

1) J. Forster, Arrest of the five members by Charles I (London 1860).

Karl sah sich bald in seinem Palaste Whitehall so gut wie allein; auch die Führer der gemäßigten parlamentarischen Partei wollten nach dem abermaligen Beweise seiner Verachtung von Treue und Gesetz nicht mit ihm verkehren. So unfähig war er, daß er nicht einmal den Tower, die Citadelle Londons, für sich zu bewahren wußte, sondern duldete, daß die Commons einen Mann ihrer Wahl, den Hauptmann Skippon, dort zum Befehlshaber einsetzte und sich so der militärisch die Hauptstadt beherrschenden Position vergewisserte. Die City stand in Waffen; aus ihrer Miliz bildete das Parlament förmliche Regimenter, mit Skippon als Generalmajor an der Spitze. Unter dem Schutze bewaffneter Bürger und Matrosen wollte man die angeklagten Unterhausmitglieder nach dem Sitzungssale zurückführen. Karl beschloß, dieser Demütigung seiner Königswürde nicht beizuwohnen. Am 10. Januar 1642 verließ er London; seine Gemahlin und seine Kinder schickte er nach Holland. Mit diesen entscheidenden Maßregeln war der Krieg zwischen der Krone und dem Parlament offen ausgebrochen.

Der Monarch begab sich nach dem Norden, der zum größten Teile auf seiner Seite stand. Überhaupt fanden das anmaßende, provozierende, völlig verfassungswidrige Benehmen der Unterhausmehrheit sowie die Unduldsamkeit der Puritaner in immer weiteren Kreisen des Reiches Mißbilligung. Aus der Minorität des Unter-, der Majorität des Oberhauses fanden sich zahlreiche Mitglieder in York bei dem Könige ein. Man sieht, was er vermocht haben würde, hätte er dem Andrängen der Extremen unter den Commons nur noch wenige Wochen eine feste aber legale Haltung entgegengesetzt: bald würde er die ungeheure Mehrheit des Landes zur Verfügung gehabt haben. Allein mit den Rüstungen Karls ging es doch nur langsam vorwärts: er war ohne Geld, und seine Anhänger, die „Kavaliere,“ zeigten einstweilen wenig Opferwilligkeit. Das Parlament dagegen, seit der Abreise seiner gemäßigten Mitglieder fest geeint, im Mittelpunkte des Staates herrschend, von den bedeutenden Geldkräften der größeren Städte unterstützt, vermochte mit weit mehr Entschiedenheit und Erfolg aufzutreten. Ein Komitee „der öffentlichen Sicherheit,“ aus fünf Peers und zehn Commoners bestehend, ward mit der ausführenden Gewalt betraut. Man schritt zur Bildung eines Heeres von über 20 000 Mann, das unter der Leitung der eifrigsten Mitglieder beider Häuser stand. Neben Hampden und Holles findet man unter diesen Befehlshabern auch den Kapitän Cromwell, einen noch jungen Mann, der sich bisher durch die Rauheit seiner Sitten und Sprache, aber auch durch die Verwegenheit und Kraft seines Charakters bemerklich gemacht hatte. Das Oberkommando über die Parlamentstruppen — die „Rundköpfe,“ wie man sie wegen ihrer einfachen Haartracht nannte — erhielt Graf Essex, der Sohn des berühmten Günstlings der Königin Elisabeth, ein wackerer Presbyterianer, der allgemein beliebt, aber auch herzlich unbedeutend war. Er ließ Karl Zeit, aus seinen allmählich sich wieder ermutigenden Anhängern ein Heer von 12 000 Mann zu sammeln, an dessen Spitze tüchtige Generale standen. Da waren besonders



Der Tower zu London. Kupferstich von Wenzel Hollar (1607—1677).

der alte erfahrene Lord Lindsay sowie Prinz Ruprecht von der Pfalz, des Königs Neffe, zweiter Sohn des unglücklichen Böhmenkönigs, erst dreiundzwanzigjährig, aber schon in vielen Schlachten erprobt, der verwegenste unter allen Kavalieren.[1]) Mit diesen Scharen drang Karl im Herbst 1642 bis vor die Mauern Londons vor, wo er sich mit den an Zahl überlegenen Parlamentstruppen in unentschiedenen Gefechten herumschlug. Es wurde in denselben bald klar, daß das Material, aus welchem Karls Armee bestand, weit besser war, als die Elemente, die unter den Fahnen des Parlaments versammelt waren. Die Landedelleute und Studenten auf der königlichen Seite waren Männer von Bildung, ererbtem Ehrgefühl und Mut. Die Lehrlinge und selbst die Pächter und Freisassen unter ihren Gegnern stammten aus niedrigen und abhängigen Stellungen und kannten kaum den Gebrauch der Waffen. Freilich wurden diese Übelstände für das Parlament durch andere Vorteile wieder aufgewogen. Ihm gehörten die südlichen, östlichen und mittleren Grafschaften an, der damals wohlhabendste, bevölkertste und industriellste Teil des Reiches, der sich eng um seinen Mittelpunkt London gruppierte. Der König hatte die Oberhand nur in den ärmeren, dünner bewohnten Landschaften des Nordens und Westens, wo der Einfluß des Adels überwog. Dieselben zogen sich in langem, schwer zu verteidigenden Bogen um die feindlichen Distrikte. Beiden Parteien muß man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie mit großer Milde gegeneinander verfuhren. Gewiß gereicht es den damaligen Engländern zu hoher Ehre, daß trotz der langen Dauer des Kampfes keiner von den Greueln sichtbar wurde, welche die Bürgerkriege anderer Nationen entstellen. Nur auf dem Schlachtfelde behandelte man sich als Gegner. Die Gefangenen wurden meist auf Ehrenwort entlassen, nicht mehr in diesem Kriege dienen zu wollen. Im Winter schlug Karl einen glänzenden und heiteren Hof in dem loyalen Oxford auf, und seine ritterlichen Kavaliere erholten sich von ihren Waffenthaten in Liebeshändeln mit schönen Damen.

Der Beginn des neuen Feldzuges (1643) war sehr günstig für die Königlichen, die jetzt an des bedächtigen Lindsay Stelle der kühne unternehmende Lord Ruthven befehligte. An allen Punkten erfochten sie Siege. Bei einem dieser Scharmützel, im Juni, fand Hampden, der mit dem Schwerte nicht minder mutig als im Gerichtssale und im Parlamente die Sache der Freiheit verteidigte, seinen Tod, zur größten Trauer seiner politischen Freunde. Die Königin kam aus Holland mit reichen Geldmitteln, erfahrenen Offizieren und 3000 in den holländischen Kriegen ausgebildeten Soldaten nach England zurück.[2]) Eine Stadt nach der anderen, darunter Bristol, die zweitgrößte des Reiches, fiel in die Hände der Kavaliere.

Die Lage der Entschiedenen im Parlamente wurde gefährlich. Das Oberhaus forderte dringend den Frieden mit dem Könige; nur durch Über-

---

1) Warburton, Memoirs of Prince Rupert and the Cavaliers (3 Tle., London 1849). — K. v. Spruner, Rupert der Kavalier (München 1854).

2) de Baillon, Henriette Marie de France (Paris 1877).

rumpelung und Betrug konnten die Gegner die Verwerfung dieses Antrages im Unterhause durchsetzen. Straßenaufläufe zu gunsten der Aussöhnung mußten mit Blutvergießen unterdrückt werden. Der bisher whiggistische Teil des Adels verließ die Partei und begab sich entweder auf seine Güter oder gar zum Könige.

Allein gerade die Gefahr flößte der Kriegspartei erhöhte Begeisterung ein. Zahlreiche Freiwillige strömten zu dem Heere Essex', der so mit überlegenen Streitkräften den König zur Aufhebung der Belagerung von Glocester zwang und ihm bei Newbury (Sept. 1643) ein siegreiches Gefecht lieferte. Diese Erfolge gestalteten die Lage wieder völlig um, indem sie alle Schwan-



John Pym.
Nach dem Stiche von E. Finden (1792—1857); Original: Miniaturgemälde von Samuel Cooper (1609–1672).

kenden und Unsicheren auf die Seite des Krieges zurückbrachten. Dazu gelang es der Staatskunst ihres Führers Pym, des „Königs Pym," wie die Gegner spottend sagten, die Schotten zu einem Bündnisse zu bewegen, in welchem sie, freilich gegen gute Bezahlung, dem Parlamente eine Hilfe von 21 000 Mann zusagten. Dieser Bund war zugleich ein Sieg für das Presbyterianertum, dem ja auch die Schotten angehörten. Die Presbyterianer nützten ihren Erfolg mit großem Eifer aus. Es lag in dem Wesen ihrer Partei, daß sie die freiheitliche Umgestaltung des Staates keineswegs forderte, um in ihm eine ungehinderte Entfaltung des menschlichen Daseins im ganzen und einzelnen zu ermöglichen, sondern im Gegenteil, um mit aller Unduldsamkeit des Fanatismus das eigene Prinzip zu bedingungsloser und unumschränkter Herrschaft zu

bringen. Alle Engländer mußten nun ebensogut den Covenant beschwören, wie einst die Schotten. Man vertrieb nicht minder die bischöflichen Geistlichen aus ihren Stellen, als jene bis vor kurzem die presbyterianischen vertrieben hatten. Nicht nur die Theater, alle öffentlichen Volksfeste und Lustbarkeiten fielen dem starren, strengen Sinne dieser Eiferer zum Opfer. Nur Presbyterianer sollten künftig in den Gemeinderäten sitzen. Die über den Presbyterianismus in demokratischer Gesinnung noch hinausgehenden puritanischen Parteien sahen sich verfolgt, gerade wie es den Presbyterianern vor kurzem seitens der Episkopalen ergangen war.

Allein mit welchem Rechte wollte die herrschende Partei diese Beschränkungen aufrecht erhalten? Das Papsttum, das Bistum sollte keine Gewalt ausüben, weshalb gerade der Presbyterianismus? Unter den zahlreichen, gleichzeitig religiösen und sozial-politischen Parteien, welche sich gegen denselben erhoben, war keine so systematisch ausgebildet und so gut organisiert, wie die der Independenten.[1]) Was diese anstrebten, war Gleichheit und wieder Gleichheit, in den staatlichen wie in den religiösen Einrichtungen. Kein Adel und keine Geistlichkeit sollten mehr bevorrechtete Stände ausmachen, überall unterschiedslos die Gemeine der Gläubigen gebieten.

Diese logische und folgerichtige Lehre erfüllte ihre Gläubigen mit einer finsteren Entschlossenheit, der das halbe Wesen des Presbyterianismus auf die Länge nicht zu widerstehen vermochte. Mehrere Umstände kamen den Independenten zu Hilfe. Liga und Covenant waren das letzte Werk des presbyterianischen „Königs" Pym gewesen; im Dezember 1643 starb er. Der presbyterianische General Essex wurde in Cornwallis von den Königlichen geschlagen, sein Heer zu schmählicher Kapitulation gezwungen. Um so glänzender waren die Erfolge, die einer der ihrigen, die Oliver Cromwell zu gleicher Zeit davontrug.[2])

Derselbe war am 25. April 1599 zu Huntingdon in Ostengland geboren, der Sohn eines begüterten Landgentleman aus vornehmer Familie. Den Gewohnheiten seines Standes gemäß hatte er auf der gelehrten Schule und auf der Universität Cambridge studiert; doch scheint es nicht, als habe er in den Wissenschaften große Fortschritte gemacht. Seine Talente machten sich indes so weit geltend, daß er, kaum 29 Jahre alt, schon ins Parlament gewählt wurde. Weder damals noch zwölf Jahre später hatte er sich durch Rednergabe, sondern nur durch die Heftigkeit und Unkorrektheit seiner Sprache bemerkbar gemacht. Sein gewaltiger, feuriger und doch so klar blickender und schlauer Geist hatte sich erst auf dem Schlachtfelde offenbart. Er sah bald, daß nach jeder Seite hin Entschiedenheit nötig war, um die Sache des Parlamentes zum Siege zu führen; er fühlte instinktiv, daß in

1) H. Weingarten, Die Revolutionskirchen Englands (Leipzig 1868).

2) Carlyle, Oliver Cromwell's letters and speeches (Tauchnitz edition, 4 Bde., Leipzig 1861). — Picton, Oliver Cromwell (2. Aufl., London 1883). — Hoenig, Oliver Cromwell, Bd. I, I. (Berlin 1887).



Oliver Cromwell.

Nach dem Schwarzkunstblatt, 1740, von Johann Faber (1684–1756); Originalgemälde, 1653, von Peter Lely (1617–1680).

Revolutionen den Entschlossensten der Erfolg lächelt. Als einer der ersten hatte er im Beginne des Jahres 1642 zur Bestreitung des Bürgerkrieges 500 Pfund gezeichnet. Dann schloß er sich den Independenten an, deren schwärmerische und zugleich thatkräftige und demokratische Frömmigkeit seinem starken Charakter zusagte. Das Gesindel, welches die reichen Presbyterianer in den Städten an Stelle ihrer eigenen werten Person zu dem Parlamentsheere sandten, sagte ihm wenig zu. „Ich werde Leute ausheben," rief er, „welche die Furcht Gottes von Augen haben und zu dem, was sie thun, ein Gewissen mitbringen." So sammelte er in den östlichen Grafschaften ein Korps von tausend jungen Freisassen, begüterten aber abgehärteten Bauernsöhnen, fanatisch und kühn, die beste Reiterei der Welt. Das sind Cromwells berühmte „Eisenseiten," an Tapferkeit Ruprechts Kavalieren gleich, an strenger Disziplin ihnen weit überlegen. Scharfer Dienst und Gebetübungen wechselten miteinander. Nichts bezeichnet Cromwell mehr als die Instruktion, die er ihnen gab: „Ich will euch nicht täuschen und glauben machen, daß ihr für König und Parlament kämpfen werdet. Wenn sich der König mir gegenüber befände, würde ich auf ihn gerade wie auf jeden andern mein Pistol abfeuern. Sollte euer Gewissen euch das nicht gestatten, so gehet hin und nehmt unter einem andern Dienst."

Diese Truppe erwarb sich solchen Ruhm, daß ihr Oberst Cromwell zum Generalleutnant avancierte. Als solcher rettete er bei Marston Moor, in der Nähe Yorks, die schon geschlagenen Schotten und warf hier schließlich den Prinzen Ruprecht völlig in die Flucht (2. Juli 1644). Die ganze königliche Artillerie und Bagage fiel in die Hände der Sieger.

Die Independenten jubelten. Der glänzende Erfolg, den ihre Truppen und ihr General erfochten, stach ehrenvoll ab gegen die fortwährenden Niederlagen der Presbyterianer. In Schottland ließen diese sich von Montrose schlagen, einem enthusiastisch gesinnten Edelmann, welcher die Clans der Hochlande mit Erfolg für die Sache des Königs aufgeboten hatte und bis vor die Thore von Edinburg vorgedrungen war. Cromwell benutzte diese Umstände, um im Parlamente die heftigsten Anklagen gegen die Schotten und die Presbyterianer überhaupt zu erheben. Er und seine Freunde schlugen eine Maßregel vor, die dazu bestimmt war, die Kriegführung den Independenten ausschließlich in die Hände zu spielen, ein dem Parlament völlig fernstehendes Heer zu schaffen: die sogenannte Selbstentäußerungsbill. Sie setzte fest, daß kein Mitglied des Parlamentes während des gegenwärtigen Bürgerkrieges ein bürgerliches oder militärisches Amt bekleiden dürfe. Nach langen Kämpfen ging die Bill in beiden Häusern durch (April 1645). Essex und die anderen presbyterianischen Lords mußten ihr Generalat niederlegen. An des ersteren Stelle wurde Thomas Fairfax zum Oberfeldherrn ernannt, ein fein gebildeter, ritterlicher, überzeugungstreuer Offizier, der freilich zur höchsten Leitung wenig geeignet war. Dafür ward ihm Cromwell zur Seite gesetzt, der trotz der Selbstentäußerungsbill vom Parlamente in seiner militärischen

Stellung bestätigt wurde. Die Independenten hatten ihren Zweck vollkommen erreicht. In wenigen Wochen reinigten die neuen Führer das Heer gänzlich von den presbyterianischen Elementen und ersetzten sie durch Independenten. Das waren Leute, die mit ebenso viel Feuer beteten, wie kämpften; kein Fluch wurde im Lager gehört, kein Kartenspiel, keine Orgie gesehen. Als auserwählte Werkzeuge des Herrn gegen die Philister und Amalekiter betrachteten sich diese eifrigen Calvinisten: ein merkwürdiges Beispiel einer wahren Religionsarmee. Es kam oft vor, daß die gemeinen Soldaten, vom Geiste er-



Lord Fairfax.

Nach dem Stiche von C. H. Jeens; Original-Miniaturgemälde von John Hoskins († 1664).

griffen, ihren eigenen Offizieren theologische Belehrung erteilten; aber im Dienste übten sie stramme Disziplin.

Der erhöhte Einfluß dieser fanatischen Partei sprach sich in dem Umstande aus, daß nach dreijähriger Unterbrechung der Prozeß des Erzbischofs Laud wieder aufgenommen und dieser Prälat, mit Verletzung der Formen wie des Sinnes der Gesetze, zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde (Januar 1645).

Das reorganisierte Independentenheer sollte sich bald glänzend bewähren. Immer entschiedener neigte der Sieg sich auf seine Seite. Es war an Zahl überlegen, reichlich bezahlt, in guter Zucht und Übung. Karl hingegen litt stets Mangel an Geld, und in seinem Heere, das aus lauter Freiwilligen

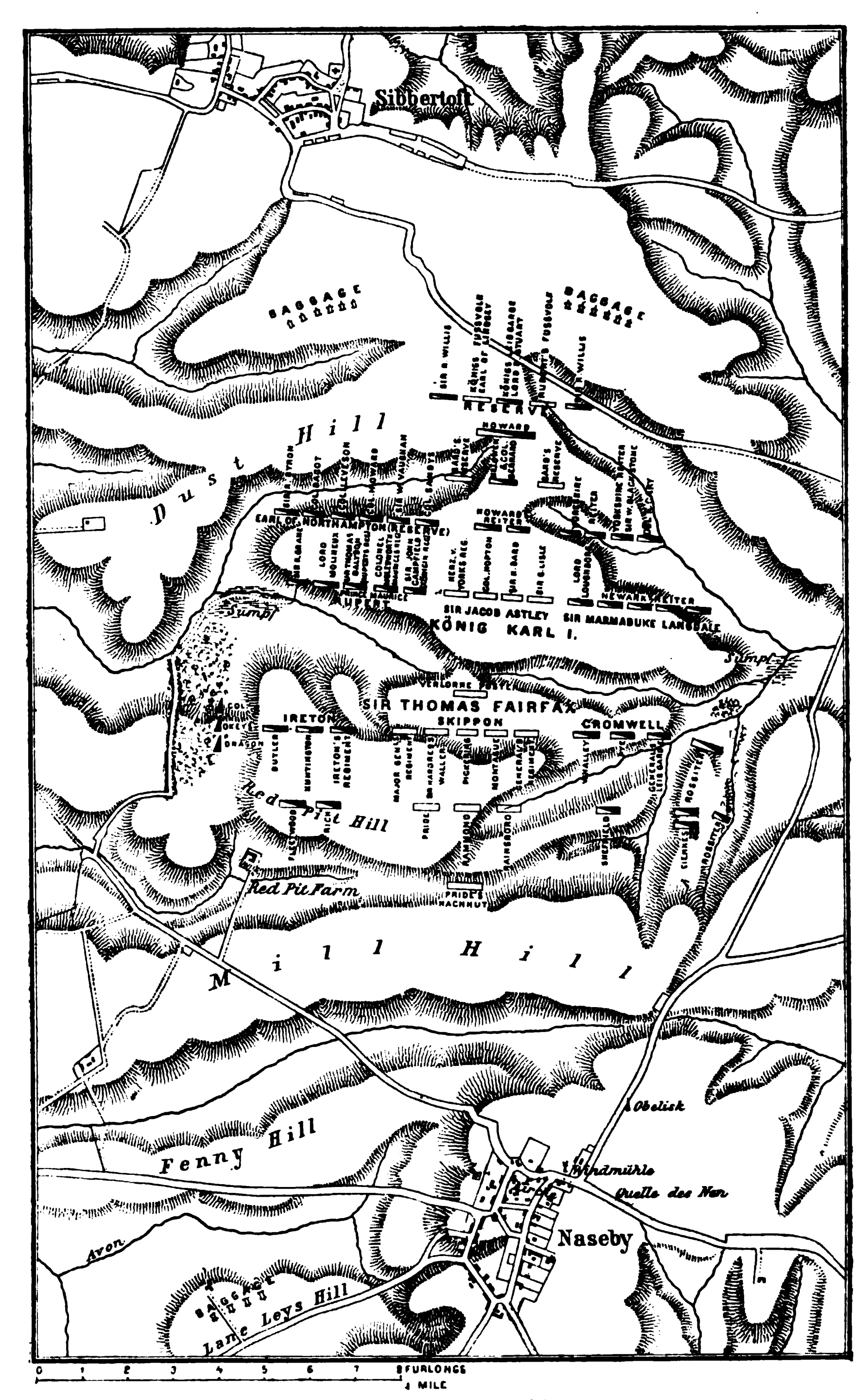
bestand, war von Subordination wenig zu spüren; es verschaffte sich das Nötige durch Plünderung, die des Königs Partei immer verhaßter im Lande machte. Um die unentbehrlichsten Geldmittel zu erborgen, entsandte Karl seine Gemahlin von neuem nach Holland. Die Gatten haben sich nicht wieder gesehen. Am 14. Juni 1645 trugen die Parlamentstruppen unter Fairfax und Cromwell bei Naseby einen so entscheidenden Sieg über den König davon, wie bisher noch nie. Hundert Fahnen, des Königs eigene Standarte, seine Papiere, das ganze Geschütz, 5000 Gefangene wurden die Beute der Sieger. Das monarchische Heer war vernichtet, der Krieg zu gunsten des Parlamentes entschieden. Der gesamte Westen fiel seiner Armee in die Hände. Zu gleicher Zeit wurde auch Montrose in Schottland völlig geschlagen. Verzweifelnd an der königlichen Sache begab sich Prinz Ruprecht nach Frankreich.

Solche Siege steigerten die Zuversicht der Independenten. Freilich war jetzt das Oberhaus von fast allen Lords verlassen, aber das kümmerte jene wenig, welche dasselbe überhaupt abzuschaffen gedachten. Durch Neuwahlen für die im Unterhause vakanten Sitze wurden ihre Reihen noch weiter verstärkt. Die Herrschaft dieser meist ehrlichen aber harten und leidenschaftlichen Fanatiker hatte die Wirkung, das ganze Verhalten der Parteien zueinander zu verbittern, Haß und Grimm auf allen Seiten zu erwecken. Alle Friedensanerbietungen des Königs wurden zurückgewiesen: freilich kann man das dem Parlamente am wenigsten verargen, da man eine geheime Instruktion Karls erbeutet hatte, in welcher er den irischen Rebellen für den Fall, daß sie ihm zu Hilfe Truppen nach England schickten, ihre protestantischen Landsleute völlig auszuliefern versprach! So kehrten dieses Fürsten Treulosigkeiten, mit dem größten Ungeschick ausgeführt, sich schließlich immer gegen ihn selbst.

Von seinen siegreichen Gegnern sah er sich in Oxford belagert, der Stadt, in der er hauptsächlich während des Bürgerkrieges residiert hatte. Um nicht in die Gewalt der Angreifer zu fallen, entfloh er (27. April 1646) aus Oxford, fast allein. Er beschloß, sich den Schotten in die Arme zu werfen. Denn er wußte, daß dieselben über das Emporkommen der Independenten in England sehr ungehalten und von der französischen Regierung zu seinen Gunsten bearbeitet worden waren.

Die Führer des schottischen Heeres waren aber denn doch weit davon entfernt, durch Anerkennung Karls die Rache des englischen Parlamentes und Heeres herausfordern zu wollen. In ihrer Verlegenheit hielten sie ihn einstweilen in einer Art ehrenvollen Gewahrsams.

Die Independenten waren durch den unerwarteten Schritt des Königs noch viel peinlicher berührt. Sie fürchteten, daß Karl, wie ihm seine Gemahlin und seine treuesten Diener rieten, sich mit den Presbyterianern vertragen, diesen die ganze royalistische Partei zuführen und damit das Übergewicht verschaffen, jeden Vorwand zur Beibehaltung des Heeres beseitigen würde. Selbstverständlich waren die englischen Presbyterianer entzückt. Gegen



Plan der Schlacht von Naseby.

Mit Benutzung der Karte in C. Markham, A life of the great Lord Fairfax.

den Willen der independentischen Mitglieder wurde eine Abordnung beider Häuser an den Monarchen gesandt, um ihm Friedensbedingungen vorzulegen, die allerdings ziemlich demütigend, aber doch nicht unannehmbar waren. Sie verlangten von ihm Abschaffung der Episkopalkirche, Unterzeichnung des Covenant; auf politischem Gebiete sollte er seine am meisten kompromittierten Anhänger verbannen, die Ernennung zu militärischen Würden auf zwanzig Jahre den Kammern abtreten. Die vorletzte dieser Bedingungen war die einzige, die seiner Ehre zuwider lief; auch hätte er sich ihrer wahrscheinlich durch Annahme der übrigen entledigen können. Sonst waren die Forderungen so gemäßigt, wie es unter den damaligen Umständen nur erwartet werden durfte. Zumal die Beschränkung seines Verzichtes auf die militärischen Ernennungen auf zwanzig Jahre war eine Milderung gegen die Ansprüche des Parlamentes vor dem Beginne des Bürgerkrieges. Wenn Karl diese Vorschläge angenommen und ferner streng gesetzmäßig gehandelt hätte, würde allem Anscheine nach die auf so große Regungen unvermeidliche Reaktion eingetreten sein, ihn und die königliche Macht wieder erhoben haben.

Allein der Fürst befand sich in einem verhängnisvollen Irrtum. Er erkannte nicht ohne Scharfblick, daß die Presbyterianer sich gegen die Independenten nur würden halten können mit Unterstützung des königlichen Namens und der königlichen Partei; aber er täuschte sich, wenn er meinte, daß sie sich lieber ihm als den Independenten unterwerfen würden. Sie standen denn doch diesen, ihren bisherigen Leidens- und Waffengefährten, weit näher, als dem Bistum und der Krone, ihren erbitterten Verfolgern und Gegnern. Daß Karl sich hierüber Illusionen machte, hat sein Verderben entschieden. Er lehnte die ihm angetragenen Bedingungen ab.

Die Independenten konnten ihre Freude über diese Thatsache nicht verhehlen, die sie aus bedrohlicher Lage rettete. Sie benutzten den für sie günstigen Umschwung mit Eifer, um die Überlieferung des Königs in englische Hände zu betreiben; dadurch wurde er den jedenfalls presbyterianischen Schotten entzogen und in den Bereich des independentisch gesinnten englischen Heeres gebracht.

Die Schotten waren gleichfalls verdrossen über Karls hartnäckige Zurückweisung des Covenants. Sie bedachten, daß der gegenwärtige Krieg in englischem Interesse und auf englischem Boden ausgefochten war; sie selber waren nur als Bundesgenossen des englischen Volkes und noch dazu im Solde desselben erschienen. Sie entschlossen sich, England zu räumen und den Monarchen den Engländern zu überliefern, wenn letztere ihnen ihre rückständigen Soldforderungen, an 400 000 Pfund, ausbezahlten. Man hat den Schotten oft vorgeworfen, sie hätten den König für einen Judaslohn dem sichern Untergang geweiht, ihn schmählich verkauft: nicht gerade so ist die Sache aufzufassen. Vielmehr forderten sie längst jene 400 000 Pfund, hatten längst erklärt, ohne dieselben den englischen Boden nicht verlassen zu wollen; die Auslieferung des Königs war nur ein nebensächlicher Umstand. Aber es ist

allerdings nicht weniger wahr, daß sie niemals auf Befriedigung ihrer pekuniären Ansprüche hätten rechnen können, würden sie dieselbe nicht zur Vorbedingung für die Übergabe Karls gemacht haben. Genug, die Schotten erhielten ihr Geld, und darauf wurde der König am 9. Februar 1647 unter Bedeckung eines englischen Reiterregiments nach dem Schlosse Holmby geführt.

Die Presbyterianer im Parlamente glaubten noch immer die Gewalt in Händen zu haben. Nach erfochtenem Siege machte sich unter den Gegnern Karls im Volke eine allgemeine Milderung der Gesinnungen, eine friedliche Stimmung geltend, die zunächst der gemäßigten presbyterianischen Fraktion zu gute kam und ihr auch im Unterhause wieder eine feste Mehrheit zuführte. Beide Häuser beschlossen, das Heer möglichst schnell abzudanken und deshalb zum Behufe der vollen Auszahlung des ihm noch geschuldeten Soldes durch Anleihe und neue Steuern die nötigen finanziellen Mittel zu beschaffen.

Wenn diese Maßregeln gelangen, war es um die Herrschaft der Independenten geschehen. Das erkannten letztere auch klärlich; sie waren kühn und unbedenklich genug, zur Verhütung eines solchen Ergebnisses selbst ungesetzliche Schritte zu wagen. Außer Cromwell arbeiteten die Generale Ireton und Lambert, zwei ehemalige Juristen, die nur aus Ehrgeiz, nicht aus Überzeugung, zu der Independentenpartei übergegangen waren, an der Aufreizung der beschränkt fanatischen Offiziere und Gemeinen. Es gelang vollkommen. Jede dieser beiden Kategorien setzte ein Komitee von „Agitatoren" nieder (April 1647), die gemeinschaftlich und einmütig die Interessen des Heeres vertreten sollten. Die Armee der „Heiligen" erhob sich als eine neue furchtbare Macht neben dem und gegen das Parlament. Mit ungeahnter Schnelligkeit hatte die Vergeltung die presbyterianische Partei ereilt. Das Instrument, mit dem sie das Königtum gestürzt, richtete sich schon im Augenblicke des Sieges selbst wider sie.[1])

Es kam binnen kurzem zu feindlichen Demonstrationen zwischen beiden Gewalten. Das Heer sandte drohende Petitionen ein, das Parlament bewaffnete die völlig presbyterianische Miliz der City und beschloß, in ernstliche Unterhandlungen mit dem Könige zu treten. Diesen aber wollten die Führer der Armee dem parlamentarischen Einflusse entziehen, ihn zu eigener Verfügung haben. Cromwell war der Leiter des ganzen Anschlages, welchem der nominelle Oberbefehlshaber, der ehrliche Fairfax, gänzlich fremd blieb. Am 3. Juni 1647 entführte eine Reiterabteilung von 700 Mann, unter der Führung des Fähnrichs Joyce von Cromwells eigenem Regimente, den Herrscher aus Holmby und brachte ihn nach Newmarket mitten unter das Heer. Übrigens sah sich Karl von den Generalen, die ihm sofort aufwarteten, mit der größten Ehrerbietung behandelt.

Auf diese Nachrichten war zuerst die presbyterianische Mehrheit des Parlamentes in wildem Ingrimme aufgebraust und hatte heftige Resolutionen gefaßt —

---

1) Godwin, History of the Commonwealth of England (4 Tle. London 1825 ff.)

aber die fieberhafte Aufregung machte bald verzweifelnder Erschlaffung Platz. Wie wenig waren diese Leute durch Geist und Charakter zur Herrschaft berufen! Einige standhaftere Mitglieder, die im Unterhause selbst eine Anklage gegen Cromwell erhoben, wurden von ihrer Partei im Stiche gelassen. Als Cromwell sich in zweistündiger Rede verantwortete, sich auf das Knie warf, betete, alle Flüche des Himmels auf sein Haupt herunterrief, wenn er dem Parlamente nicht treu ergeben sei, begnügte man sich mit seinen heuchlerischen Ableugnungen. Am Abend nach dieser Szene verließ er London und stellte sich an die Spitze des Heeres, das gegen die Hauptstadt vorrückte, indem es die Bewilligung aller Forderungen der Independenten sowie eine Anklage gegen elf Führer der presbyterianischen Partei im Unterhause forderte. Erschreckt, wehrlos, gab das Parlament insoweit nach, als es nachträglich die Entführung des Königs aus Holmby billigte, die elf verfemten Mitglieder selber ihre Entlassung gaben.

Das Heer war von vornherein entschlossen, seinen Sieg zu einem bleibenden zu gestalten. Seine Leiter knüpften Verhandlungen mit dem Könige an, um mit ihm vereint desto besser dem Parlamente Trotz bieten zu können. Karl sah sich jetzt in Windsor wieder von seinen nächsten Dienern und Freunden, von allem Pomp des Königtums umgeben. Cromwell führte ihm seine jüngsten Kinder zu, die noch in England weilten, und die er seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Mit Bewilligung des Kriegsrates stellten Cromwell und der diesem gänzlich ergebene Ireton wirklich Karl Bedingungen, die das Königtum und die Kavaliere weit weniger beschränkten, als die Forderungen der Kammern, allerdings die Einführung einer größeren politischen und sozialen Gleichheit umschlossen. Alle getreuen Diener drangen in den Monarchen, sich diesen Ansprüchen zu fügen — Karl verwarf sie mit bitteren Worten.

Seine Hoffnungen gründeten sich auf die anti-independentische, royalistische Bewegung, die in London ausgebrochen war und durch einen Aufstand das Unterhaus gezwungen hatte, die Rückberufung des Königs nach London zu verfügen. Karl täuschte sich abermals über seine persönliche Bedeutung und über die Stärke der Parteien. „Sire," sagte ihm Ireton, „Ihr wollt Euch zum Schiedsrichter zwischen uns und dem Parlamente aufwerfen, wir aber wollen die Schiedsrichter zwischen Euch und dem Parlamente sein."

Die Armee hielt Wort. Die Sprecher der beiden Häuser und einige Hundert Mitglieder, meist independentischer Gesinnung, langten bei ihr an, um ihren Schutz gegen den Londoner Pöbel anzuflehen; und als sie vor London eintraf, entsank der City der Mut. Am 6. August 1647 rückten die Soldaten in die Hauptstadt ein, still, in strengster Disziplin, gleichsam eine feste, unerschütterliche Naturmacht. Alle entschiedenen Presbyterianer im Parlamente und im Gemeinderate entflohen. Die Reichsvertretung besiegelte ihre Schande, indem sie ihren Unterdrückern den Dank beider Häuser votierte.

Cromwell und seine Vertrauten hatten die Macht in Händen. Allein so rauh auch ihre Sprache und ihr Benehmen war, sie waren einsichtige

Männer, die den im Grunde konservativen Geist des englischen Volkes sehr wohl erkannten und sich deshalb gern mit dem Königtume ausgesöhnt hätten. Sie schlugen also dem Monarchen noch einmal einen nicht ungünstigen Vertrag vor. Allein sie scheiterten damit an zwei Umständen. Einmal an dem aufrichtigen Fanatismus und der republikanischen Gesinnung des Heeres, dessen Unzufriedenheit mit diesen Absichten sich in förmlichem Aufruhre kundgab; und dann an der Unaufrichtigkeit Karls. Sie mußten erfahren, daß derselbe sie in vertraulichen Äußerungen gegenüber seinen Verwandten und Anhängern mit dem schlimmsten Schicksale bedrohte, daß er heimlich mit den schottischen und englischen Presbyterianern eifrigst verhandelte.

Mit einem so unverbesserlich zweideutigen Manne ließ sich offenbar nichts Ernstliches beginnen. So faßte Cromwell den Entschluß, dem Heere nachzugeben, dem Könige den Untergang zu bereiten. Karl bemerkte bald, wie verändert das Betragen der Generale gegen ihn sei; und da auch sein Gewissen ihn beunruhigte, fürchtete er das Schlimmste. Am 11. November 1647 entfloh er aus dem Schlosse Hamptoncourt. Er hätte sich nach dem Kontinente in Sicherheit bringen können; allein er zog es vor, sich nach der Insel Wight zu begeben, weil er nicht auf sein Reich verzichten wollte und überdies von dem Gouverneur des Eilandes, Hammond, freundliche Aufnahme erhoffte.

Cromwell versöhnte sich nun schleunigst mit dem Heere. Durch eine geschickte Mischung von Festigkeit — einen der Hauptagitatoren ließ er gleich vor der Front erschießen — und von Nachgiebigkeit gewann er die Soldaten völlig für sich und wußte ihnen bald wieder Vertrauen zu seiner Führung einzuflößen. Er strebte jetzt offen auf Einführung der Republik hin. Karls Benehmen kam ihm dabei gar sehr zu statten. Derselbe blieb ruhig auf Wight, obwohl er ungehindert nach dem Festlande hätte entfliehen können. Mit Kommissären des schottischen Parlaments schloß er (20. Dezember) einen Vertrag ab, in welchem er ohne Gewissensbedenken den Covenant annahm und dafür von den Schotten nicht nur als König anerkannt wurde, sondern auch das Versprechen erhielt, sie würden ihn mit Güte oder Gewalt auf den englischen Thron zurückführen. Dagegen verwarf er die Vorschläge der englischen Volksvertretung. Die Folge von dem allen war, daß letztere ihn im Schlosse Carisbrook auf Wight zum Gefangenen erklärte und beschloß, die Angelegenheiten des Reiches ohne seine Mitwirkung zu ordnen.

Das war ein unzweideutiger Schritt zur Republik, der auch als solcher verstanden und von der großen Mehrheit des englischen Volkes mit vielem Unwillen aufgenommen wurde. Schon fanden in den Provinzen royalistische Aufstände statt, zumal in Kent und dem waliser Gebirgslande. Der größte Teil der Kriegsflotte segelte ganz einfach nach Holland und stellte sich dort unter den Befehl des Prinzen Karl von Wales.

So brach nach zweijähriger Ruhe der zweite Bürgerkrieg auf der britischen Insel aus. Auch in London selbst ertönte der Ruf: „Für Gott und König Karl!“ (Frühling 1648.) Das schottische Parlament beschloß Monarchie und

Covenant mit 40000 Mann zu verteidigen. Auf dem Festlande rüsteten die geflohenen Royalisten unter Leitung der Königin Henriette Marie. Aber Cromwell und seine Krieger waren zu gut organisiert, zu thatkräftig, um diese Pläne reifen zu lassen. In vier Korps geteilt, trieb das Heer binnen wenigen Wochen die Rebellen überall zu Paaren.

Freilich fielen nun (Juli 1648) die Schotten unter dem Herzoge von Hamilton in England ein, allein sie brachten der königlichen Sache mehr Schaden als Gewinn. Einmal waren sie, anstatt 40000, nur 14000 stark, schlecht gerüstet und schlecht geführt; und dann waren sie im allgemeinen der englischen Bevölkerung und zumal den englischen Kavalieren derart verhaßt, daß sich niemand ihnen anschloß. So besiegte Cromwell sie ohne Mühe bei Preston und Warington (August). Fast ihre gesamte Streitkraft, Hamilton selber wurden gefangen genommen.

Der Sieg des Heeres war so vollständig, daß das Parlament darüber erschrak und, zum großen Kummer der Independenten, noch einmal Unterhandlungen mit dem auf Wight gefangenen Könige begann. Die Bedingungen waren freilich so hart und entwürdigend, daß niemand es Karl verargen mochte, wenn er sie offen und entschieden abgelehnt hätte. Aber sein Verfahren war ein anderes. Er ging scheinbar auf die Negotiationen ein, er stritt sich wegen Nebensachen herum, zwei Monate lang: lediglich, wie er seinen Vertrauten gestand, um Gelegenheit zur Flucht zu finden.

Indes auch dieses Mal schlugen ihm seine Listen zum Unheil aus. Cromwell hatte in dem entmutigten Schottland mit überraschender Schnelligkeit die Herrschaft des Independentismus begründet. Dann eilte er nach dem Süden zurück. Das Heer, durch diese schnellen und glänzenden Erfolge mit doppelter Zuversicht erfüllt, aufgebracht über den neuen blutigen Krieg, den des Königs Anhänger heraufbeschworen, forderte des Monarchen Bestrafung. Um seinem Verlangen Gehorsam zu sichern, wiederholte es die Szene von Holmby. Am 1. Dezember 1648 wurde der König, der in wachsender Beängstigung zu spät die Anerbietungen des Parlaments angenommen hatte, aufgehoben und nach dem finsteren Schlosse Hurst geführt.

Die Entrüstung über eine solche Gewaltthat, nachdem soeben das Parlament dem Könige feierlich Sicherheit und ehrerbietige Behandlung gelobt hatte, gab selbst der eingeschüchterten presbyterianischen Mehrheit den Mut zurück. Das Unterhaus verwarf alle „Remonstrationen“ der Armee und entschied mit 140 gegen 104 Stimmen, daß die Antworten des Königs zur Grundlage des Friedens geeignet seien.

Die Independenten beschlossen, den ihnen derart hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen, und sie hatten die faktische Gewalt in Händen. Am 6. und 7. Dezember umzingelten Truppen unter Oberst Pride das Sitzungslokal des Unterhauses und verhafteten einundachtzig von dessen Mitgliedern. Sechzig andere blieben in wohlbegründeter Furcht vor ähnlichem Schicksale von den Verhandlungen fern. Die ganze presbyterianische Partei war ver-

schwunden. Entschlossenheit, Geschicklichkeit und rohe Gewalt einer fanatischen Faktion hatten, wie es in Revolutionen so häufig geschieht, über die Gesetzmäßigkeit und über den Willen der großen Mehrheit des Volkes den Sieg davon getragen.

Derselbe entschied zugleich das Schicksal des Königs. Am 23. Dezember 1648 beschlossen die nun rein independentischen Gemeinen — der „Rumpf des langen Parlamentes“ — mit großer Mehrheit, den Monarchen als Hochverräter gegen das Parlament vor ein zu bildendes Spezialgericht zu stellen. Das Unterhaus hatte hundert Male Spezialgerichte für unerlaubt und tyrannisch erklärt; aber Logik ist nicht die Sache revolutionärer Parteien. Das Oberhaus, noch von zwölf Peers besucht, verwarf die Resolution der Gemeinen einstimmig — allein diese kehrten sich daran nicht, indem sie erklärten, nach Gott sei das Volk die einzige Quelle jeder gesetzlichen Macht.

Man mußte den Gerichtssaal mit ganzen Regimentern umgeben und besetzen, da sich der Unwille des Volkes gegen diese Gewaltthat, seine Sympathie für den erlauchten Gefangenen ganz offen kundgab.

Das Verfahren des Gerichtshofes, an dessen Sitzungen von hundertfünfzig ernannten Mitgliedern nur ein Dritteil, unter dem Vorsitze des John Bradshaw, teilnahm, war ebenso formlos wie seine Zusammensetzung. Ohne des Königs Antwort oder Verteidigung zu vernehmen, verurteilte er denselben am 27. Januar 1649 zum Tode. Unter dem Hinrichtungsbefehl standen nur neunundfünfzig, zum Teil erzwungene Unterschriften. Karl benahm sich während des ganzen Prozesses auf das würdigste. Er durfte noch von seinen jüngeren Kindern Abschied nehmen, dann erlitt er am 30. Januar 1649 (alten Stils) ruhig und gefaßt den Tod auf dem Schafott vor dem Whitehallpalaste, inmitten der schmerzlichen Erregung eines Volkes, das über die furchtbare Sühne alle Vergehungen seines Königs vergessen hatte.

Selbstverständlich war das Verfahren gegen Karl I. ein völlig rechtswidriges. Allerdings war der Grundsatz von der Unverletzlichkeit der königlichen Person noch nicht in das Staatsrecht aufgenommen; man betrachtete vielmehr das Haus der Lords als einen Gerichtshof, der die Vergehungen des Monarchen abzuurteilen gesetzlich berufen war. Allein eben dieser Gerichtshof hatte die Anklage gegen den König einstimmig abgewiesen. Überdies war letztere ausgegangen nicht von der regelmäßigen Volksvertretung, sondern von einer durch Gewaltmittel zur Herrschaft gelangten Minoritätsfaktion. Eine Schar fanatischer oder auch gewissenlos schlauer Parteiführer, die nicht den niedrigsten Knecht abzuurteilen berufen war, hatte sich zu Richtern über ihren Souverän aufgeworfen und ihn in einem Verfahren, das nichts als ein langsamer Mord war, zu Tode gebracht.

Damit hat sie aber lediglich das englische Volk mit dem Königtume wieder ausgesöhnt. Die lange Reihe von Fehlern und Schwächen, die Jakob und Karl sich hatten zu schulden kommen lassen, verschwand aus dem Gedächtnis der Nation, indem Karl gewissermaßen als Vertreter der gesetzlichen

Zustände Altenglands durch die roheste und rechtswidrigste Gewalt, die es geben kann, durch ein Prätorianerheer, aus dem Wege geräumt wurde. Nicht als Verfolger der legitimen Freiheit, sondern als Opfer, als Märtyrer derselben lebte er in der Erinnerung fort. Sein Schatten stand künftig unversöhnlich zwischen den Führern der Revolution und festen gesetzmäßigen Zuständen. Dazu kommt noch ein anderes. Hätte man sich begnügt, Karl auf das Festland zu vertreiben, so wäre bei seinen Lebzeiten an eine Rückführung des Königtums nicht zu denken gewesen. Seine Persönlichkeit war allen Parteien unangenehm. Die Anhänger der gemäßigten Monarchie betrachteten ihn mit großem Mißtrauen und waren sicher nicht gewillt, viel für ihn zu wagen. Die parlamentarisch gesinnten Presbyterianer sahen in ihm einen unversöhnlichen Feind. Das Heer, welches ihn vom Throne gestürzt, hätte seine Rückkehr nie dulden können. Selbst die Kavaliere verwünschten seine Zweideutigkeit, seine Unzuverlässigkeit und sein stetes Intrigenspiel. Ganz anders verhielten sich die Dinge, da nun sein ältester Sohn Karl (II.) legitimer Prätendent der englischen Krone wurde. Keine üble Eigenschaft war von diesem Jüngling bekannt, keine finstere Erinnerung trennte ihn von der gesamten liberalen Partei seines Volkes. Er, der unschuldig Beraubte, der Sohn des „königlichen Märtyrers,“ erweckte schon durch seine Lage zahlreiche und tiefe Sympathien.

So war die Hinrichtung Karls I. nicht nur ein Verbrechen, sie war auch der größte Fehler, den die Republikaner begehen konnten. Man vermag sich kaum zu erklären, warum deren genialer Führer, Cromwell, jene betrieben hat, wenn man nicht annimmt, daß er hiermit Raum zur Begründung einer neuen, seiner eigenen Dynastie schaffen wollte.

Einstweilen zog freilich die Partei aus dem ihr gelungenen Gewaltstreiche nur neue Kraft und Zuversicht. Es ließ sich eine Republik recht gut mit einem Hause erblicher Senatoren denken; nichtsdestoweniger schaffte ein Beschluß der Gemeinen vom 6. Februar 1649 das Oberhaus ab, als „nutzlos und gefährlich;“ damit wurde der ganze, so einflußreiche Hochadel Englands zum Feinde des neuen Zustandes der Dinge gemacht. Es war nur eine natürliche Folge des bisherigen Verfahrens, daß am folgenden Tage die königliche Würde „für immer“ in England aufgehoben wurde. England war nun formell eine Republik, die es thatsächlich schon seit sieben Jahren gewesen war. Allein hier hatte doch die Form eine große Bedeutung. Mit der Fiktion, daß der „König im Parlamente“ regiere, war es jetzt vorbei.

Die junge Republik setzte sich als ausführende Behörde einen Staatsrat von 41 Mitgliedern ein, unter dem Präsidium des „Königsmörders“ Bradshaw; er sollte, unter steter Aufsicht des Parlamentes, die Verwaltung, die Polizei und die äußern Angelegenheiten leiten. Aber auf wie schwachen Füßen stand doch diese Republik! Vergebens suchte dieselbe durch Strenge zu schrecken, indem sie den Herzog von Hamilton und einige andere hervorragende Royalisten hinrichten ließ, andere „Delinquenten“ mit harten Vermögensstrafen

und Polizeiaufsicht heimsuchte, die Zensur einführte, jedes Wort gegen das herrschende System grausam ahndete. Niemand glaubte an ihren Bestand. Die Hälfte der Richter legte das Amt nieder. Die meisten der in den Staatsrat Berufenen weigerten sich, an dessen Sitzungen teil zu nehmen. Der Lord-Mayor und die Aldermen der City wiesen die Proklamierung der neuen Verfassung zurück, dieselbe konnte vor der tobenden und pfeifenden Menge nur unter starker Militärbedeckung statt finden. In England war kaum der zehnte Teil des Volkes für die Republik, ganz Schottland und Irland waren gegen sie.

Ihre wahre Berechtigung lag nur in dem trefflichen Heere von 30000 Mann. Aber eine starke stehende Armee ist für eine Republik eine zweischneidige Waffe, die sie selber früher oder später mit sicherm Untergange bedroht.

Der lange und erbitterte Wettstreit zwischen Königtum und Parlamentarismus hatte in dem England der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts den Sinn für Wissenschaft und Litteratur keineswegs ertötet. Großbritannien war schon damals vorzugsweise das Land der klassischen Gelehrsamkeit; nicht als ob es hervorragende Philologen oder Archäologen besessen hätte, aber die Kenntnis der alten Schriftsteller und die Leichtigkeit des lateinischen Ausdruckes waren dort allgemeiner unter den Gebildeten verbreitet, als in irgend einem andern Volke. Seit dem Tode Elisabeths hatten diese Studien noch bedeutend an Volkstümlichkeit und auch an Vertiefung gewonnen. Diese Weite und Ausdehnung des Wissens, die wir an vielen Laien des damaligen Englands bewundern, finden wir auch bei seinen Theologen wieder. Der bedeutendste unter ihnen ist Chillingworth, dessen apologetisches Werk „Über die Religion der Protestanten“ (1637) noch heute zu den klassischen Büchern Englands zählt. Chillingworth war vom aufrichtigen und unentwegbaren Streben nach Wahrheit beseelt. Er hatte sich zum Katholizismus bekehrt, weil er sie in der Sicherheit und Bestimmtheit dieser Lehre zu finden gehofft hatte; allein da letztere ihm keine Beruhigung zu schaffen vermochte, kehrte er zum Protestantismus zurück. Doch faßte er denselben im weitesten und edelsten Sinne auf und verteidigte in seiner Schrift die größte Duldsamkeit fremden Ansichten gegenüber. Insofern war sein Buch eine schöne und folgenreiche That: es brachte bedeutenden Eindruck auf das Publikum hervor. Hales in seinen zahlreichen theologischen Schriften verteidigte den Grundsatz der Gewissensfreiheit mit noch größerem Eifer. Beide sind die Begründer der Richtung, die man in der englischen Kirche den Latitudinarismus nennt. Der Unduldsamkeit der Presbyterianer gegenüber verfocht dieselben Prinzipien ein anglikanischer Geistlicher, Jeremias Taylor, in seinem berühmten Buche: „Freiheit der religiösen Verkündigung“ (1647), das sich ebensowohl durch gründliches Wissen wie durch scharfe und unabhängige Dialektik auszeichnet.

Es sind dies die Anschauungen, die dann Cromwell während seiner persönlichen Regierung verwirklicht hat.

Wenn schon solche kirchliche Autoren vielfach die Gültigkeit des positiven Dogmatismus angriffen, stellte Thomas Hobbes in seinen Abhandlungen, die 1651 in dem umfassenden Werke „Leviathan“ gesammelt erschienen, geradezu eine materialistische Lehre auf. Die einzige Quelle der Erkenntnis ist für ihn der körperliche Sinn, der einzige Gegenstand der Erkenntnis die Körperwelt. Farbe und Form betrachtet er nur als Modalitäten unserer Vorstellung, unter denen diese die uns verborgenen wirklichen Grundeigenschaften und Bewegungen der materiellen Dinge auffaßt. Die Folge unserer Gedanken entspricht ausschließlich der Anregung, welche die Folge unserer Sinneswahrnehmungen uns giebt. So lehrt Hobbes nicht nur den Sensualismus, den später Locke ihm entlehnte, sondern auch den Materialismus, welchen die französischen „Philosophen“ in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von ihm entnommen haben. Die Moral führt er auf die wohlverstandene Selbstsucht, die Religion auf die mißverstandene Neugier der Menschen zurück und den Begriff der Gottheit erklärt er für vollkommen unfaßbar. Allein Hobbes entwickelt nicht nur die Philosophie der Natur, sondern auch die der bürgerlichen Gesellschaft, also die Staatslehre. Hier kommt er, gerade von seinen materialistischen Anschauungen aus, zu höchst überraschenden Schlüssen. Die Naturkräfte führen in der Menschenwelt zu einem „Kriege aller gegen alle,“ einem allgemeinen Kampf um das Dasein. Um diesem verderblichen Zustande zu entgehen, haben sich die Menschen einer unumschränkten Zwangsgewalt, dem absoluten Herrschertume, ein für allemal unterworfen. Es herrscht über sie mit der bedingungslosen Gewalt eines Naturgesetzes, und sie haben nicht das Recht, sich wider dasselbe zu erzürnen, wie es auch handeln möge. Ebensowenig dürfen sie von der durch den absoluten Herrscher anerkannten und vorgeschriebenen Staatsreligion abweichen. So wurde Hobbes der grundsätzliche Verfechter des königlichen Absolutismus in geistlichen wie in weltlichen Dingen. Kein Wunder, daß die Stuarts ihn an sich heranzogen und, nach ihrer Wiedereinsetzung, mit Gunstbeweisen bedachten; sonst ist, bei den freiheitlichen Anschauungen seiner Landsleute, seine Staatslehre ohne nachhaltige Folgen geblieben, während seine philosophischen Doktrinen in England und Frankreich die bedeutendste Einwirkung geübt haben.

Die englische Dichtkunst wurde in jener Zeit allgemeiner Gelehrsamkeit und litterarischer Beschäftigung vielfach gepflegt; indes man kann nicht sagen, daß das Verdienst der Poeten gemeiniglich ihrer Zahl entspricht. Das Vorwiegen der formalen Bildung sowie das Beispiel anderer Länder erzeugten eine übergroße Neigung für äußern Schmuck der Rede, gesuchte Zierlichkeit, neue philosophische Gedanken, überraschenden Witz im Ausdrucke, die der natürlichen Wahrheit und Einfachheit, dem eigentlichen poetischen Empfinden nur schädlich sein konnte. Die eine der poetischen Schulen behandelte in

ihren Gedichten die schwierigsten moralischen und metaphysischen Stoffe, die ihrem Wesen nach nichts mit der Einbildungskraft gemein haben. „Coopers Hügel“ von Denham ist noch das beste Erzeugnis dieser Art, zumal es meist in edler Sprache und harmonischem Versbau sich abrollt. Unerträglicher ist die zweite, die „geistreiche“ Schule, deren zahllose Anhänger in gesuchten Bildern und gezwungenen Witzen, in pompöser und naturwidriger Sprache sehr übel angebrachte Effekte erstreben. Nur bei Cowley machen sich wahre Empfindung und gesunder Verstand noch hier und da unter dem Wirrwarr alberner und unnatürlicher Phrasen geltend. Die übrigen Dichter dieser Art sind längst wohlverdienter Vergessenheit anheimgefallen. Der lebhafte Patriotismus der damaligen Engländer erzeugt dann eine Menge historischer Epen, die aber weit mehr durch die gründliche Gelehrsamkeit und gewissenhafte Genauigkeit ihrer Verfasser als durch poetische Vorzüge glänzen; das beste unter ihnen sind noch, durch ihre eigentümliche und geschickte dichterische Form, „Englands Pastoralen“ von William Browne, die in dieser Beziehung vielfach Milton zum Muster gedient haben. Shakespeares Sonette, von denen man in so mancher Beziehung wünschen möchte, daß sie ungeschrieben geblieben wären, riefen zahlreiche Nachahmer hervor. Bemerkenswert ist, daß einer der besten lyrischen Poeten dieser Zeit, George Wither, ein glühender Anhänger des Puritanismus war. Dieser Umstand hat ihn in England sehr unpopulär gemacht, und erst neuerdings beginnt man, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

In unvergleichlicher Größe ragt unter allen diesen mehr oder minder mittelmäßigen Dichtern die Gestalt John Miltons hervor (1608—1678). Sein berühmtestes und unsterbliches Werk gehört freilich einer spätern Epoche an, doch besprechen wir es hier zugleich mit seinen Jugendwerken. Einem streng puritanischen Hause entsprossen, hatte Milton den Studien mit so eisernem Fleiße obgelegen, daß er sich dadurch ein Augenübel, die Ursache seiner nachmaligen Erblindung, zuzog. Ebenso fest und beharrlich zeigte er sich im Widerstande gegen alle Anreizungen des lockern Lebens, wie die damalige Londoner Jugend es zu führen pflegte. Doch schadete diese ernste Haltung seinem dichterischen Talente nicht, das er bereits auf der Universität Cambridge durch englische und lateinische Poesien großen Stiles bekundete. Dann widmete er sich in ländlicher Zurückgezogenheit dem Studium der großen Dichter aller Zeiten und Völker. Unter den zahlreichen und durchgehends hervorragenden poetischen Schöpfungen Miltons, die damals entstanden, ist keine berühmter und mehr gelesen als das Doppelgedicht L'allegro („der Heitere“) und Il Penseroso („der Gedankenvolle“). In jenem besingt er die unschuldigen Freuden des ländlichen und häuslichen Lebens, in diesem die höhern Genüsse des philosophischen und frommen Denkens, des Verkehres mit den großen und edlen Geistern der Vorzeit. Die Fülle herrlicher Bilder, der vollendete und empfindungsreiche Stil, der tadellose Versbau, die sanfte gedankenreiche Melancholie, die beide Dichtungen durchweht, stellen sie unter die schönsten und vollkommensten Erzeugnisse didaktischer Poesie. Lyrische Gesänge aller Art hatten dazu bei-

getragen, den Ruhm des Dichters zu erhöhen, als der Dreißigjährige, vom Tode seiner Mutter tief erschüttert, eine Reise nach dem Kontinent antrat. Durch Frankreich eilte er nach Italien, dem klassischen Lande der Poesie und Kunst, wo er sich an dem Umgange mit hervorragenden Geistern in Geschmack und dichterischer Tiefe weiter ausbildete, aber auch zugleich einen unverlöschlichen Haß gegen alle priesterliche Unterdrückung einsog. Wie in lateinischer so hat er auch in italienischer Sprache gedichtet. Er stand auf dem Punkte, sich nach Hellas zu wenden, als die Kunde von dem beginnenden Freiheitskampfe in der Heimat ihn dorthin zurücktrieb. Er war entschlossen, sich an demselben mit aller seiner Kraft zu beteiligen. „Kranz und Gewand des Dichters soll für eine Weile abgelegt werden," auf daß er der Kirche Gottes — dem eifrigen Calvinismus — wider ihre Feinde, die Prälaten, beispringe. In einer Reihe von scharf, geistreich und überzeugend geschriebenen Pamphleten griff er die Staatskirche in deren politischer und religiöser Stellung an; als aber die siegreichen Presbyterianer sich nicht minder unduldsam zeigten, denn jene, verteidigte er unerschrocken die Gewissensfreiheit wider die bisherigen Genossen in seiner Areopagitica (1644), seiner vollendetsten prosaischen Schrift, indem er mit zündender Begeisterung die Freiheit, die Mutter aller großen Gedanken, sowie die Wahrheit als die höchsten Güter der Erde preist. „Laßt Wahrheit und Irrtum miteinander ringen," sagt er, „wer hat je gehört, daß die Wahrheit in einem freien und offenen Kampfe unterlegen sei?" Wie jubelte er auf, als diesem beschränkten und unsichern Regimente der Presbyterianer durch die Independenten und deren genialen Führer Cromwell eine immer siegreicher fortschreitende Opposition entstand! Die Idee des Freistaates riß den in klassischen Vorbildern lebenden Mann mit sich fort. Nach der Erklärung der Republik trat er in deren Dienst als Geheimsekretär für die lateinischen Ausfertigungen. Schon ehe des Königs Haupt fiel, hatte er die Feder angesetzt, um in einer Flugschrift: „Die Stellung der Könige und Obrigkeiten" aus naturrechtlichen Gründen diese Gewaltthat zu verteidigen. Nicht ohne Grund erweckte dieses Pamphlet auf der royalistischen Seite lebhaften Zorn; derselbe äußerte sich in des Bischofs von Exeter Eikon basilike („des Königs Abbildung"), die, angeblich von dem königlichen Märtyrer selbst verfaßt, von dem flachen und treulosen Stuart ein sentimental verhimmelndes Bild schuf und die öffentliche Meinung derart beeinflußte, daß sie sofort in 47 Auflagen verbreitet wurde. Milton antwortete in seinem Eikonoklastes („Bilderstürmer"), in dem er den plumpen Betrug schonungslos enthüllte, zugleich aber den unglücklichen König mit unziemlicher Roheit verunglimpfte. Da veranlaßten die erbitterten Stuarts für reichliche Bezahlung den gelehrten Philologen Saumaise in Leyden in der Defensio regia nicht nur die Person des Königs, sondern auch das göttliche Recht des absoluten Herrschertums zu verteidigen. Milton, vom Parlament dazu aufgefordert, erwiderte mit der Defensio pro populo Anglicano (1651), einem ebenso glänzend wie leidenschaftlich und überzeugend geschriebenen Werke, das von dem Grundsatze des

jedem Menschen angeborenen Rechtes zur Freiheit ausging und bei den Gegnern ebensoviel Entrüstung wie bei den Freunden freudige Begeisterung erweckte. Die Aufregung und Anstrengung bei der Ausarbeitung dieser hervorragenden Schrift beraubten Milton des letzten Restes seiner Sehkraft; und doch, so groß war sein Mut, so standhaft sein Geist, daß er trotz völliger Erblindung fortfuhr, die Sache, der er sich ganz ergeben, in feurigen Pamphleten zu verfechten. An Cromwell, der die Republik zu retten und die protestantische Gewissensfreiheit zu schützen bestimmt schien, schloß er sich mit Bewunderung an. Nach dem Falle der Republik und der Wiedereinsetzung der Stuarts hatte begreiflicher Weise Milton schwere Verfolgungen zu bestehen; nur der Verwendung mächtiger Freunde gelang es, den bereits als Majestätsverbrecher verhafteten Dichter wieder zu befreien. Mit der von ihm gepriesenen und hoch gehaltenen Regierungsform schien übrigens jedes Glück von dem erblindeten und alternden Poeten gewichen. Sein eheliches Leben gestaltete sich sehr ungünstig, sein Vermögen war durch den Bürgerkrieg, sein Haus durch Feuer zerstört; seine Töchter waren keineswegs die liebevollen Gehilfinnen des Dichters, als die man sie in Wort und Bild verherrlicht hat. Aber aus allem dem Leid erhob sein kräftiger Geist sich zu seiner höchsten und großartigsten Schöpfung, dem „Verlorenen Paradiese“ (1667). So fern uns auch heute der Gegenstand dieses gewaltigen Epos liegt, so kühl uns sein dogmatischer Inhalt und seine abstrakten oder erkünstelten Persönlichkeiten berühren: seine herrlichen idyllischen Episoden, sowie die prachtvolle Figur des Höllenfürsten mit seiner genialen Beredsamkeit, die Hoheit des Sinnes, die sich in jedem Verse offenbart, die Vortrefflichkeit der Gleichnisse, die plastische Gestaltungskraft, die überall hervortritt, wo der Stoff es erlaubt — alle diese hervorragenden Eigenschaften werden dem „Verlorenen Paradiese“ für immer eine hervorragende Stellung in der Weltlitteratur sichern. Über die seltsame Fortsetzung „Das wiedergewonnene Paradies“ schweigen wir lieber.

Nachdem Milton noch sein vorzugsweise durch lyrische Schönheiten ausgezeichnetes Drama „Simson als Kämpfer“ geschrieben, das später dem Händelschen Oratorium als Grundlage gedient hat, starb er 1674 zu Bunhill bei London: ein reiner, klarer, fest in sich abgeschlossener Geist, einfach bei höchster schöpferischer Begabung, streng gegen sich wie gegen andere.

Recht antipuritanisch aber war die Entwickelung, die unter Jakob und Karl das Theater genommen hatte. Beide Könige begünstigten es nach Kräften, bis die siegreichen Presbyterianer es in wiederholten Dekreten zur Schließung verdammten. Unter der Regierung Jakobs hat Shakespeare einige seiner großartigsten Dramen verfaßt: Lear, Macbeth, Othello; dann die Römertragödien Coriolan, Julius Cäsar, Antonius und Cleopatra; endlich die Lustspiele „Maß für Maß“ und „Der Sturm.“ Ohne als der unvergleichliche Dramatiker anerkannt zu werden, als den ihn mit Recht unsere Gegenwart ehrt, wurde der große William doch schon von den Mitlebenden unter die ersten Schauspieldichter der Zeit gezählt. Man empfindet Vergnügen, sich Shakespeare vorzustellen,

wie er in der Trinkstube der „Sirene“ sich regelmäßig mit dem glänzenden Helden Sir Walter Raleigh, dem besonnenen und tiefgelehrten Camden, dem jüngern Talente Selden und dem geistreich witzigen Ben (Benjamin) Jonson begegnete. Dieser letztere Dramatiker (1573—1637), der heute kaum mehr gelesen wird, galt den Zeitgenossen als Shakespeare mindestens ebenbürtig. Seine sorgfältig abgezirkelte Eleganz, seine phantastisch-allegorische Charakterzeichnung, die für uns etwas leblos Schablonenhaftes hat, seine pedantische Gelehrsamkeit, seine kunstvolle Nachahmung der Alten machten ihn zumal bei den höhern Klassen des damaligen England überaus beliebt. Geschicklichkeit in dem szenischen Aufbau und komische Kraft können ihm überdies nicht abgesprochen werden. Die letztere kam besonders zur Erscheinung in Ben Jonsons wirklich höchst gelungenen Satiren gegen das düstere, aller geistigen Kultur feindliche, oft selbst scheinheilige Wesen der Puritaner. Schon im „Alchimisten“ (1610) wird ein Paar derselben mit beißendem Spott verhöhnt. Aber die ganze Bedeutung des Kampfes dieser radikalen Sekte gegen die Überlieferungen des gründlich monarchischen „lustigen Altengland“ tritt in dem „Jahrmarkt“ (1614) hervor, in dem das frohe Treiben damaliger Volksfeste geschildert wird, zugleich mit der finstern Opposition, wie sie demselben der im „Rabbi Landeseifer“ trefflich verkörperte Puritanismus macht. Gegen Ende seines Lebens sah Ben Jonsohn freilich den Sieg der Gegner voraus, und das schöne, leider unvollendete Pastoraldrama „Der traurige Schäfer“ giebt dieser Überzeugung einen wehmütigen Ausdruck. Der Kampf gegen die Presbyterianer empfahl Ben Jonson dem Hofe; schon Jakob I. ernannte ihn zu seinem Hofpoeten. Als solcher dichtete er seine „Masken,“ höchst anmutige Gelegenheitspoesien, die vor dem Hofe dargestellt wurden.

Neben Shakespeare und Ben Jonson waren unter der Regierung Jakobs I. der früh verstorbene Beaumont und Fletcher die Lieblingdramatiker Englands. In der Zeit Karls I. glänzte zumal Massinger, dessen edle und anmutige Gesinnung sich in schöner und reizvoller Sprache ausdrückte, und der in geschmackvoller Einfachheit und Selbstbeschränkung die Fehler seiner dichterischen Zeitgenossen, denen auch Shakespeare oft unterliegt, zu vermeiden wußte. Wenn in Massingers Trauerspielen das Grausige und Entsetzliche, nach unserer Auffassung, zu sehr überwiegt, so sind seine Komödien, zumal „Die Bürgersfrau als Dame“ und „Eine neue Art, alte Schulden zu bezahlen“ durch ihre treue und scharfe Wiedergabe des damaligen Lebens für die Kultur- und Sittengeschichte von der höchsten Wichtigkeit. — Shirley, Heywood, Webster, zahllose andere Dichter schrieben ferner für die Theater, zu denen sich das damalige englische Publikum mit Begier drängte.

Die hohe Blüte der dramatischen Kunst, bis zu einem gewissen Grade selbst bei den Deutschen, ist eine der anziehendsten Seiten des siebzehnten Jahrhunderts. Mag die Lust am Schaugepränge, das Behagen an äußerem Glanze, die dasselbe charakterisieren, immerhin an dieser Erscheinung bedeutenden Anteil haben, so ist sie doch nicht minder erfreulich und zeichnet jene Zeit vor dem

wildbewegten sechzehnten und dem nüchtern verständigen achtzehnten Jahrhundert vorteilhaft aus.

Die englische Prosa der erwähnten Periode leidet an denselben Fehlern, die man an der gleichzeitigen Poesie tadeln kann, ohne, wie bei dieser, durch große Schönheiten ausgeglichen zu werden: an unerträglicher Pedanterie, übermäßig ausgedehnten Sätzen, Vorliebe für seltsame, fremde und zumal lateinische Ausdrücke. Man sucht das alte angelsächsische Element der Sprache möglichst unter vornehmer klingenden romanischen Worten zu erdrücken. Die geschichtliche Litteratur im besondern weist von bedeutendern Arbeiten die „Geschichte der Türken“ von Knolles und die „Weltgeschichte“ von Raleigh auf, die indes nur bis zum zweiten Jahrhundert vor Christus reicht; ferner die „Englische Geschichte“ von Daniel und, in lateinischer Sprache, die „Annalen von England, Schottland und Irland“ von Jakobs I. Hofhistoriographen Camden.

England und Schottland begannen schon damals den hohen Rang in den Naturwissenschaften einzunehmen, den sie bis zu unsern Tagen behauptet haben. In jener Epoche erfand ein schottischer Edelmann, John Napier Laird von Merchiston, die Logarithmen, die so unendlich zur Erleichterung verwickelter Rechnungen beigetragen haben (1614); sein Mitarbeiter Briggs hat dann die neue arithmetische Entdeckung bedeutend verbessert. Derselbe Briggs trug viel zur Entwickelung der Lehre von den Binomen bei. Andre Fortschritte der Algebra sind dem Engländer Harriott zu danken. In der Medizin hat William Harvey eine neue Periode begründet, indem er die Lehre vom Kreislauf des Blutes im menschlichen Körper, wenn auch nicht zuerst verkündete, so doch zuerst vollständig und mit wissenschaftlicher Genauigkeit durchführte (1628). Es giebt wohl keine folgenreichere Entdeckung auf dem gesamten Gebiete der Physiologie. Harvey hat außerdem das Verdienst, wieder als Erster den Irrtum der Urzeugung bekämpft und die Entstehung aller höhern Tierarten aus dem Ei verfochten zu haben.

Das innerliche Interesse, welches die Studien damals erweckten, spricht sich in den reichen Spenden aus, mit denen Staatsmänner und Private die Universitäten bedachten. Keine Unterrichtsanstalt der ganzen Welt konnte sich so prächtiger Gebäude, so beträchtlicher Einkünfte, so vielfacher Stiftungen rühmen, wie Oxford und Cambridge. Der erstern Universität erbaute Sir Thomas Bodley auf eigene Kosten eine prächtige Bibliothek und hinterließ ihr seine eigene kostbare Büchersammlung nebst den Mitteln, dieselbe noch fernerhin zu vergrößern. Zahlreiche hervorragende Engländer, unter ihnen der Herzog von Buckingham und zumal Erzbischof Laud, haben die Bodleiana mit fürstlicher Munifizenz bereichert.

Ein großartiger Zug, ein lebensvolles Streben, das Wehen eines kräftigen und fruchtbaren Geistes geht durch das England des siebzehnten Jahrhunderts. Die kleine Nation bereitete sich darauf vor, an die Spitze des gesamten Europa zu treten. Das war auch der Ehrgeiz ihres genialen Politikers, Oliver Cromwell.



Aller Heyl: vnnd Herrnlo en/

Baurenschinderischer MarterHansen Vnehrlicher Anfang/ Gefährlichster Forrgang/ vnnd Allerschändlichster Ausgang.



1.

Ft vnd viel hab ich horen sagn/
Wer da viel lernt in Jungen Tagn.
Der muß hernach seins Lebens Zeit/
Viel thun/ es sey jhm lieb oder leidt.

Breche bald Kast: vnd Kisten auff/
Da sack ich ein/ vnd pack zuhauff/
Was Gelt gilt/ vnd ich kan verkauffn/
Vnd muß also der Bawr entlauffn:
Gehen mir an nun solche Possn/

In Summa/ aß mein Fleisch in Hosn
Würd mir gestolen von Franzosn,
Bekombt der Artzt mein Gelt vnd Pferd
Er ferner meiner nicht begehrt.
Da heist es bald/ holla Monseur

D' Als das ich suche hin vnd her
Wo nichts verlohren / was zufindn/
Auff den Bergen/in Thal vnd Gründn/
Vff freyem Feld in grünen Büschn/
Was ich von Wild da kan erwischn;
Vnd sich mir willig thut ergebn/
Behält vor mir wol Leib vnd Lebn:
Jedoch das sie nach meinm Gefalln/
Meinen gebürnden Zoll bezahln.
Welcher nun ist gefast mit Gelt/
Derselbe seinen Balck behelt/
Wo abr die Pfennig ausgeflogn/
Wird jhm das Fell übr d Ohrn gezogn/
Wann ich um diß ein Zeitlang treib/
Vor dem halbn Karne sicher bleib/
Vnd nicht erhöhet von der Erd/
Zum Sternseher gemachet werd;

2.

Als dann ich mich von newn Mundir
Vfs allerstattlichste staffir
Von der Fussohln ein newes Kleid/
Vergülter Degen an die Seit/
Da müssen seyn viel Posamentn/
Ein schöne Scherp mit gülden Zanckn.
Der Hut mit einer grossen Fedr,
Ein newes Kollr/von Elends Ledr/
Stiefel / Kaloschen/Sporn vergült:
Vnd wann mir hierzu mangelt Gelt.
So spreche ich den Baursman an/
Wo der nicht balt will Zahlung thun/
So muß der arme Teuffel wohl
Oder schlag jhme die Haut voll
Der Baur so sich nicht wehren darff/
Empfindet meine Kühnheit scharff/
Sonsten ich nie das Hertz genommn/
Einm Stallbubn vor die Faust zu kommn.

Wie einem Hänfin Pfeil geschwind/
Damit man die Kälber anbindt;

3.

So fang ichs rechte Leben an/
Da muß ich habn ein schöne Dam
Mit welcher ich mich erlustier/
Biß mir ein schönre kommet für/
Als bald ich die Alte verschenck/
Vnd mich an eine ander henck;
Dieselbe ich so lang behalt/
Biß eine bessre mir gefelt/
Dann geths: du Schandhur pack dich, nauß/
Vnd zieh sie Mutter nacket aus/
Lasse sie meine Hund aushetzn/
Also kan ich mich wohl ergetzn/
Wann abr bey diesem guten Lebn/
Der Baursman gantz nicht mehr kan gebn.
Vnd ich gleich wohl ohn Vnterlaß/
Will lebn in vollem Quas vnd Fraß/
Werd ich gezwungn das ich ausreit.
Vnd auff der Strassen mache Beut
Das ist ein fein Thun; wenns gelingt/
Vnd es in sicher Vbung bringt:
Wenns aber einem dahin kömbt
Das man jhm die Augen verbind
Vnd stelt jhn an einn Baum hienan
Wie den heiligen Sebastian/
Odr macht jhn kürtzer vmb ein Spann/
Da wils S. Veltens Leyden han.

4.

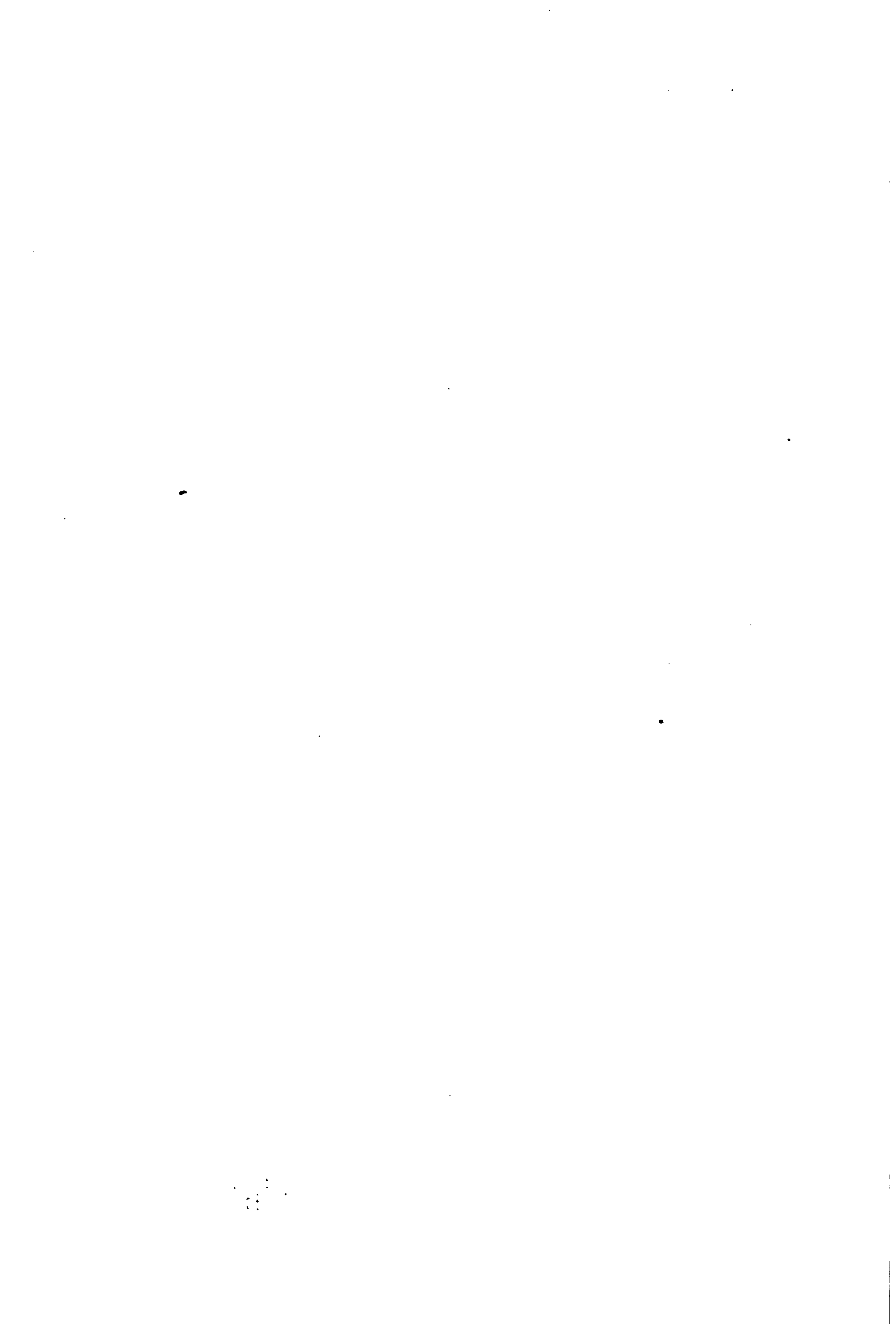
Komme ich aber auch dißmahl
Davon/vnd mit der Haut nicht zahl.
So Jücket mich die Beeren Haut/
Vnd wo solche von mir gekrawt.
Da wurd es böser Kratz vnd Grind/
Das Fleisch mir von den Beinen schwind/

Wie kranck vnd matt ich immer bin
Da hilfft gantz nichts ich muß aushin
Meine Haut kan ich kaum erschleppn/
Marschier also an zweyen Steckn.
Vnd wo mich nun der Baur außspürt/
Den ich zuvor hab trillirt/
So wird er mir den Schlafftrunck gebn/
Das mir das Ghirn vorm Kopff thut klebn/

5.

Letzlich/wann dann mich armen Laurn/
Verlassen Bürger/vnd die Baurn/
Ein jeglich ehrlicher Soldat/
Vor mir auch einen Abschew hat/
So muß ich mit den Eulen wandern/
Bey Nacht von einem Dorff zum andern/
Vnd hab ein starck Convoy bey mir
Der ich gerne geübrigt wehr
Von etlich tausent Wammest Katzn
Die mich am Leibe pfitzn vnd pfatzn
Welche ich alle muß ernehrn
Kan mich selbst nicht des Hungrs erwehrn/
In diesem Stand arm vnd elend/
Ich endlich mein Stechbette find/
Irgend auff einem Hauffen Mist
Odr welchs ein wenig besser ist/
In einer alten Scheur odr Stall/
Daselbsten wenn ich vberall
Sehr kranck vnd matt mit Hungers Noth/
Erwart ich mein Elenden Todt.
Mein todter Leib/bey finster Nacht/
Wird bald auff den Kirchhoff gebracht
Auff dem die Aaß an Küen vnd Pferdn
Von den Wolffen gefressen werdn.
Das bringe ich endlich davon
Dann diß Arbeit gibt solchen Lohn.

Facsimile eines Spottblattes, um 1635, auf die Soldateska des dreißigjährigen Krieges.



Siebentes Kapitel.

Europa um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts.

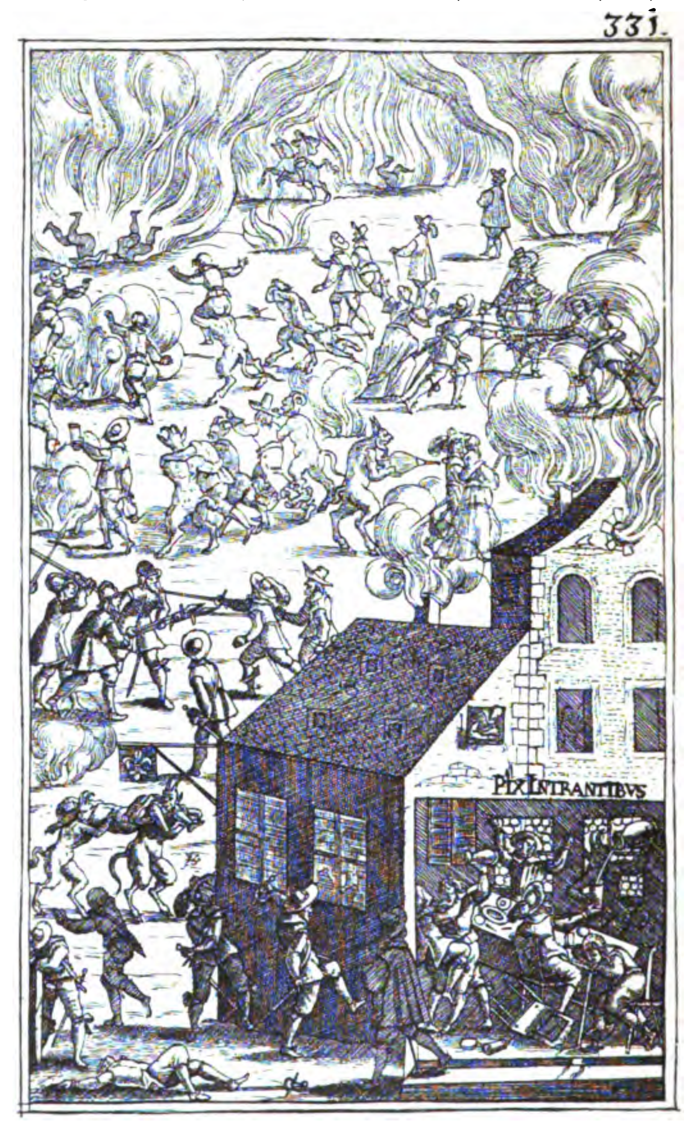
Sehr zu seinem Schaden hatte sich Deutschland während dreißig Jahren im Mittelpunkte der politischen und militärischen Angelegenheiten Europas befunden. Selten ist ein Volk von so furchtbarem Unheil betroffen worden, wie das deutsche durch den verderblichen Religionskrieg. Daß es dennoch bestehen geblieben, ja sich allmählich und immer herrlicher aus all dem tödlichen Elend erhoben hat, ist ein glänzender Beweis für seine unverwüstliche Lebenskraft und innere Gesundheit.[1])

Die numerische Stärke der Heere war eigentlich wenig dazu angethan gewesen, ein so reiches Land, wie das deutsche im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts gewesen, selbst bei längerer Dauer des Krieges zu Grunde zu richten. Wenn man von Wallensteins und Gustav Adolfs Armeen, und auch das nur für kurze Zeiträume, absieht, zählten die Heere im Beginne des Krieges 30—40 000, gegen Ende desselben gar nur 10—20 000 Mann. Allein den Kombattanten hing eben ein ungeheurer Troß an, der auch mit ernährt werden wollte. Der verheiratete Soldat nahm Weib und Kind mit ins Lager, der ledige zog Geliebte und Dirne nach sich; dazu kamen dann die Bedienten und Buben, die Wagen mit den Habseligkeiten und Vorräten; die höheren Offiziere führten förmliche Marställe und Wagenburgen nebst zahllosen Burschen mit. Am Ende des Krieges umfaßte z. B. die vereinigte kaiserlich-bayrische Armee 40 000 Soldaten, die Kriegsrationen erhielten, und 140 000 Personen vom Troß, die nichts bekamen. Alles das wollte auf Kosten der friedfertigen und fleißigen Bevölkerung leben. Nun war freilich der Sold damals viel höher als jetzt, oft das sechsfache des heutigen betragend: aber so viele Menschen zu ernähren reichte er nicht aus. Die Hauptsache jedoch war, daß er meist nur unvollkommen und spät, oft auch gar nicht gezahlt wurde. Je länger der Krieg dauerte, desto weniger vermochten die Fürsten das Geld für ihre Truppen aufzutreiben, zumal gerade

---

1) K. F. Hanser, Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege (Leipzig und Heidelberg, 1862). — K. Biedermann, Deutschlands trübste Zeit, oder der dreißigjährige Krieg in seinen Folgen für das deutsche Kulturleben (Berlin s. a.). — Gust. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit: 3. Bd., Aus dem Jahrhundert des großen Krieges.

die mächtigsten Staaten an schauderhafter Zerrüttung der Finanzen litten. Bereits im Beginne des Kampfes konnten die Scharen der böhmischen Stände



Die Höllenkinder. Aus: Gesichte Philanders von Sittewaldt, das ist Straff-Schrifften Hanß Michael Moscherosch von Wilstätt.

kaum drei Kreuzer auf den Tag erhalten. Kaiser Ferdinand II. bezahlte seine Krieger grundsätzlich nicht. Da mußte der Soldat für sich und seinen Anhang Sorge tragen, wie es eben ging. „Kriegsdisziplin,“ sagt Moscherosch,





„ist eine schöne Ordnung, aber Geld ist die Handhabe. Ordnung ist eine schöne, feste Besatzung, aber Geld ist ihre Losung. Ordnung ist wie eine Glocke, Geld ist ihr Schwengel, ohne den sie weder läutet noch nutzet." Mansfeld setzte die Lage der Heere ganz offen auseinander: „Es ist unwidersprechlich, daß, wenn den Soldaten der Sold nicht wird, sie in keiner Kriegsdisziplin zu erhalten sind. Sie und ihre Pferde können nicht von der Luft leben. Alles, was sie an sich tragen, Waffen oder Kleidung, verzehrt sich und zerbricht. Sollen sie es wieder kaufen oder machen lassen, so gehört Geld dazu. Hält man ihnen damit nicht inne, so nehmen sie, wo man es findet, und zwar nicht auf Rechnung dessen, was man ihnen schuldig. Denn sie zählen und wiegen nicht. Und wenn man ihnen also einmal das Thor öffnet, so rennen sie auf dem Plan ihrer Unbändigkeit immer fort. Sie nehmen alles, sie zwingen alles, schlagen und erschlagen alles, was ihnen Widerstand thun will. In Summa, da ist kein Unwesen zu erdenken, das sie nicht anstiften. Da schonen sie keiner Person, sie sei wes Standes und Würden sie wolle. Es ist ihnen kein Ort frei noch heilig: die Kirchen, die Altäre, die Gräber, ja die toten Körper sind vor ihren dieb- und räuberischen Gewaltthaten nicht sicher." Das war eben das Verhängnisvolle, daß, wenn die Soldaten einmal den Weg beschritten hatten, sich mit Gewalt zu verschaffen, was man ihnen nicht von Rechts wegen ausfolgte, auf dieser Bahn kein Halten mehr war. Bald trieben sie das Rauben, Plündern, Brennen, Peinigen und Morden um der Sache selbst willen, aus reiner Lust daran, gewissermaßen als Selbstzweck. Freund oder Feind galt ihnen hier gleichviel; das eigene Land, unter dessen Fahnen sie fochten, wurde nicht mehr geschont, als das fremde; ja selbst Abkauf der Plünderung, feierliche Zusage einer Salvagardia, Kapitulation für nichts gerechnet. Aus allen Gegenden unseres unglücklichen Vaterlandes, von Pommern bis Schwaben, von Ostfriesland bis Österreich tönt mit entsetzlicher Einförmigkeit dieselbe Todesklage. Da fallen die Kaiserlichen, Ligisten, Schweden, Hessen, Bayern wie die Raubtiere in die friedlichen Ortschaften, nehmen was für sie Wert besitzt, zerschlagen und zertrümmern den Rest, erwürgen die Herden, vernichten Feldfrüchte und Obstbäume, martern die Einwohner, um ihnen das Geständnis der verborgenen Wertgegenstände abzupressen, mißbrauchen Frauen und Mädchen, treiben die schönsten mit sich fort, um sie wie Vieh für Geld zu verkaufen, verwunden und töten aus bloßer Mordgier; zum Abzug zünden sie oft das Dorf oder die Stadt an allen vier Ecken an. Nicht Hunnen und Tataren haben schrecklicher gehaust. Auch die Wälder werden aus reinem Mutwillen niedergebrannt — der Stadt Nürnberg allein 3000 Morgen — die Fischweiher abgegraben. Sollte aber der Ort sich irgend eine Widersetzlichkeit haben zu schulden kommen lassen, dann wird grundsätzlich und systematisch gemordet, vom Säugling bis zum Greis kein menschliches Wesen am Leben gelassen, außer einigen Reichen, von denen man hohes Lösegeld erhofft und durch wahrhaft teuflische Marter aller Art zu erpressen sucht. Eine besondere Freude macht es den

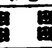
Unmenschen, kleine hilflose Kinder zu spießen, gegen die Mauern zu zerschmettern oder lebendig in Backöfen zu braten. Doch genug von diesen Greueln — nicht nur für das Gut, auch für das Leben der Waffenlosen galt den Soldaten der Spruch: „was wir suchen, das alles halten wir, als ob es unser gewest wäre von Rechts wegen; der was hat, ist unser Feind.“ Am schlimmsten hausten die Führer: Graf Königsmark, einst ein armer deutscher Edelknabe, führte so viele Wagenladungen von Gold und Kostbarkeiten nach Schweden, daß er seiner Familie ein jährliches Einkommen von 130000 Thalern hinterließ, eine Rente, die nach heutigen Preisverhältnissen etwa 1170000 Mark entspricht.

Zu diesen Verwüstungen durch die Soldateska, zu den schweren Steuern, welche die Landesherren selber zur Unterhaltung ihrer eigenen Truppen erhoben, gesellten sich, um den Ruin zu vollenden, die unerschwinglichen Kriegskontributionen, welche die Generale den feindlichen Orten und Distrikten auferlegten. In einem kleinen Teile Hannovers schrieb Tilly binnen dreier Jahre zwei Millionen Thaler aus. Das Städtchen Goslar mußte in einem einzigen Jahre 544000 Thaler entrichten. Jede thüringische Dorfgemeinde hat während des ganzen Krieges 30—100000 Gulden Verlust erlitten. Die Kurmark wurde von Wallenstein und Montecuccoli um zwanzig Millionen Thaler gebrandschatzt. Württemberg wurde in einem Jahre um $4^3/_4$ Millionen Gulden beraubt. Den Gesamtschaden des Ländchens von 1628 bis 1650 schätzte man ohne Übertreibung auf $118^2/_3$ Millionen Gulden! Dabei ist zu bedenken, daß der Wert des Geldes damals etwa ein dreifach höherer war als heute, daß also alle oben genannten Summen mit drei multipliziert werden müssen, wenn wir uns von ihrem Betrage einen angemessenen Begriff machen wollen.

Die Not wurde verallgemeinert, Handel und Verkehr noch mehr beeinträchtigt durch die schändliche Münzverfälschung, die zumal in den Jahren 1621—1623 von den meisten deutschen Reichsfürsten — das Beispiel hatte Braunschweig gegeben — systematisch betrieben wurde. Die Fürsten übertrugen die Falschmünzung Münzmeistern, die einen Anteil am Gewinne erhielten, und die vom Volke „Kipper und Wipper“ genannt wurden: vom niedersächsischen „kippen“ Geld beschneiden, und „wippen“ das schwere Geld von der Wagschale werfen. An Stelle des guten Geldes, das man einschmolz, gaben landesherrliche Münzmeister leicht versilbertes Kupfergeld oder gar blankes Eisenblech. Solches wollte aber begreiflicherweise niemand zum nominellen Werte annehmen, und Unsicherheit und Zerrüttung wurden so arg, daß zuletzt niemand mehr verkaufen mochte, die Gastwirte und Händler ihre Schilde abnahmen. Sogenanntes Geld war in Fülle vorhanden, aber man konnte nichts mehr dafür erhalten. Der gute Thaler wurde mit acht, fünfzehn, zuletzt zwanzig Thalern leichten Geldes bezahlt. Der Scheffel Korn galt vierzig Gulden von letzterem, ein Eimer Wein hundertunddreißig. Schließlich wurden selbstverständlich die Steuern gleichfalls in dem schlechten Gelde bezahlt, und den Fürsten zerrann der Gewinn unter den Händen. Da halfen

Epitaphium oder deß guten Geldes Grabschrifft.

O du Geytteuffel auff der Baan/
Was hebstu alls mit dem Geldt an/



Ist es noch nicht genug der zeit/
Vnfrid vnd Widerwertigkeit.



WO sind doch Leut also verflucht/
So arg/verschlagen vñ durchsucht/
Als der Gottlose Juden seyn/
In den Müntzhandel gesetzt ein/
Seind die ärgsten Feind in der Welt/
Die zu grund richten das gut Geld.
Hie kompt ein Christ/
Der ärger ist/
Merck Jud sehr gut Geld bring ich dir/
Was gibstu auff den Wechsel mir?
Auff den Gulden Häller zu Lohn/
Jud: Da hastu 30. Kreutzer schon.
Christ/ Wi auff den Guldẽ Pfenig im brauch
Jud: Hier hastu 30. Kreutzer auch.
Christ: Was auff den Gulden Kreutzer her/
Jud: Zehen Patzen gib ich nicht mehr.
Christ: Was auff den Gulden halbe Patzn/
Jud: Hie hast 12. Patzen in den Tatzn.
Christ: Was gibst du auff ein Guldẽ Groschn
Jud: Ein fl hast nit hart drumb droschn.
Christ: Auff ein fl. 6. Kreutzer was gibst dar/
Jud: Da hastu einen Gulden bar.
Christ: Auff ein Gulden Drey Pätzner wol.
Jud: Ein Gulden 5. Plappart für wol.
Christ Auff 2. Gulden Sechs Pätzner was/
Jud: Vier Gulden 30. Creutzer fürbas.
Christ: Was gibst auff ein 12. Pätzner gut/
Jud: Dreissig Kreutzer ist mir zu wuch.
Christ; Auff ein Reichsthaler was gibst ein/
Jude Fünff Gulden 30. Kreutzer fein.
Christ: Was gibst auff ein Guldgulden mir.
Jud: Fünff Gulden/30 Kreutzer dafür/
Christ: Endtlich/was gibst auff 1. Ducaten du
Jud: Acht Gulden 30. Kreutzer darzu.
Je besser Geld/je mehr gib ich/
Darauff darnach so richte dich/
Komm bald zu mir wider in samm/
Ich zahl dirs wol bey meiner scham.
DIß Epitaphium O Christ/
Deß guten Geldes Begräbnuß ist.

Schaw an der Gottloß Christ vorab/
Trägt selbst das gut Geldt zu dem Grab.
Das ist der Juden Teuffels Tiegl/
Zu Lohn solt sein ein starcker Prügl/
Auff jhren Rucken für ein pahr/
Sag O Leser/ist es nicht wahr?
Der Geitzteuffel ist der recht Thäter/
Der Wucherer deß Gelds Verräther/
Die bringens den Juden geflissen/
Wo kondten sie das Geldt sonst wissn.
Die werffens in den Tiegel jr/
Gott werff sie in die Höll dafür/
Ist ob Gott will nicht lang dahin/
Wird die Höll seyn jhr aller Gwinn/
Wiewol sie dessen nicht besorgn/
Der Vmbhang helt jhr Sach verborgn.
Discordia vns sein andeut/
Diser Welt widerwertigkeit/
In hohem vnd Niderm Stand/
Vnter deß das gut Geld zuhand/
Schreyt vmb hülff/ das es muß von
Den Juden schändlich zu grund gahn/
Ja es schreyt vber die danebn/
So jhnen den Gwalt haben gebn.
Vnter dem obgemeltem Fürhang/
Hat die Gerechtigkeit kein Gang/
Dann jhr Klarheit will nicht hinein/
Hie bey den Teuffels Juden seyn/
Dieweil sie als der Edel Schatz/
In der schnöden Welt hat kein platz.
Weil die Welt im Vnfrieden steht/
Die zeit der Juden Gelt fortgeht.
Schickt aber Gott guts Regiment/
Der Juden Teuffels Geldt sich endt.
Jhr wider Christliche Boßheit/
Mit all jhr Vngerechtigkeit/
Jhr vngerechtes Geld zumal/
Gemacht von allerley Metall/
Wer das nach jhnen schmeltzen thut/
Bringt darvon kaum 2. Pfenning gut.

Solt das nicht zubeklagen sein/
Gegen dem guten Geldt gemein.
Hie spürt man jhren Neid vnd Haß/
Gegen der Christenheit ohn maß/
Vorzeiten hat man sie erkennt/
Mit jhrem falschen Geldt verbrennt/
Man sicht in aller Welt vmbher/
Daß kein Gerechtigkeit ist mehr/
Warumb sie hat keinen Fortgang/
Das macht der Welt Teuffels vmbhang/
Der in allem nicht schafft das Gut/
Biß Gott den Fürhang hinweg thut.
Secht der trägt das Gelt mit Vntrew/
Ey daß es sein letzts wegen sey.
Hinder jhm schlegt der drauff das Präg/
Ach daß sein Seel auch darob leg/
Sampt seiner Müntz tieff in der Erdn/
Daß der Wundsch an jhm war soll werdn/
Daß der Träger/Graber/Todtengräber/
Komm in Höllischen finstern Nebel/
Was wündsch ich? Sie haben mehr Plag/
Weder man jhnen wündschen mag.
Es ist vmb den Armen zu thun/
Dem thut es vbel darob gahn/
Weil die gut Müntz starck geht zu grund/
O Christ bitt Gott hertzlich jetzundt/
Daß er vns laß nach disem Zorn/
Die Himlische Müntz widerfahrn/
Dardurch vns Christus mit Wolthat/
Erkauffet vnd erlöset hat/
Von der Müntz deß Teuffels die zeit/
Als der verfluchten Vnwarheit/
Deßwegen last vns bitten gleich/
Den lieben Gott im Himmelreich/
Daß er abwend diß vngemach/
Das wird gedruckt zu Denck jm nach.

Zu Augspurg bey Daniel Manasser Kupf-
ferstechern beym Werthabrucker-
Thor.

Verkleinertes Facsimile eines Spottblattes auf die Münzverfälschungen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

sie sich, indem sie die neuen Münzen zu ihrem wirklichen geringen Werte einzogen, sie „verschrien“ und neue vollwichtige prägten. Inzwischen hatten sie ihre armen Unterthanen um den ganzen Unterschied zwischen den falschen und wahren Münzen betrogen und dem Handel unersetzlichen Schaden zugefügt. Noch lange gedachte das Volk mit Schaudern der Zeit der „Kipper und Wipper.“

So kam es, daß das Elend immer allgemeiner und furchtbarer sich über das unglückliche Reich lagerte. Alle Gewerbe feierten, dem Landbau fehlten die fleißigen Hände der Bauern, ganze Dörfer starben aus; was entfliehen konnte, verbarg sich in Wälder, Höhlen und Klüfte. Die Wohnhäuser waren verbrannt, die Kirchen ausgeplündert, die Brunnen verschüttet. Der Hunger räumte unter der alles Besitztums beraubten Bevölkerung inmitten der verwüsteten Felder furchtbar auf. Auf dem Schindanger riß man sich ums Fleisch gefallener Tiere; in der Qual des Hungers verzehrte man selbst menschliche Leichname: die Unseligen erbrachen die Gräber, erstiegen Galgen und Rad und holten sich die Toten zur Speise. Um Pferdefleisch schlug man sich blutig, ja mordete einander. Noch Gräßlicheres ereignete sich: man schlachtete Menschen, zumal wehrlose Kinder, um sie zu verzehren. Diese Greuel sind keine Fabeln, sondern werden durch Augenzeugen nicht einmal, nein hundertmal berichtet. Von Thüringen bis Pommern waren die Länder 1638 derart verheert, daß man für kein Geld Getreide oder andere notwendige Lebensmittel erhalten konnte.

Die notwendige Folge der Hungersnot und der gesundheitswidrigen Nahrung waren Typhus und andere ansteckende Seuchen. Sie rafften hinweg, was das Schwert übrig gelassen. Bei der Belagerung Augsburgs durch die Kaiserlichen im Jahre 1634 starben dort, wo zahlreiche Landleute ihre Zuflucht gesucht hatten, 60 000 Menschen. Im nächsten Jahre war ganz Bayern von einer fürchterlichen Seuche verheert. Ein frostiges Schütteln bei innerer Fieberglut, mit Kopfweh und Blutergießungen verbunden, ermattete die Menschen; dann traten, als Vorboten des Todes, Flecken und Beulen an den Leibern hervor. Keine Vorsicht rettete vor Ansteckung. Da keine Mittel zur Bekämpfung dieses Fleckfiebers bekannt oder aufzutreiben waren, starb die große Mehrheit der davon Ergriffenen — z. B. in dem damals noch mittelgroßen München allein während eines einzigen Jahres fünfzehntausend! Während desselben Jahres 1635 fielen in dem kleinen Stuttgart 4379, in Heilbronn täglich 40—50 Menschen, in Weinsberg im ganzen 646 Menschen dem Typhus zum Opfer. Bis hoch in die wilden Bergthäler zog die „Pest;“ da war der Leichenwagen in unaufhörlicher Bewegung, dessen Räder mit Filz umwunden waren, daß man nicht das stete Rollen des unheimlichen Fahrzeuges vernehme; an allen Straßen erhoben sich die „Pestkapellen,“ die man zur Beschwörung des grausen Übels errichtete. Zu jener Zeit haben, in gleicher Absicht, die Bewohner von Ammergau ihr Passionsspiel gestiftet.[1])

---

1) K. Stieler, Natur- und Lebensbilder aus den Alpen (Stuttgart 1886), S. 237.

Kein Wunder, daß in fast ganz Deutschland eine enorme Entvölkerung Platz griff. Noch jetzt findet man in allen Gegenden Stätten, wo vor dem dreißigjährigen Kriege blühende Dörfer standen, die damals untergegangen und nachher nicht wieder aufgebaut worden sind. Es ist wohl behauptet worden, daß das Reich 1648 nur noch ein Drittel der Einwohnerzahl gehabt habe, die es 1618 besessen. Das mag nur schwer zu konstatieren sein, allein die Thatsachen, die wir sogleich anführen werden, lassen eine solche Schätzung nicht gerade als übertrieben erscheinen. Die Bürgergemeinde Göttingens enthielt vor Ausbruch des Krieges über tausend streitbare Männer; sechzehn Jahre später war diese Zahl um mehr als die Hälfte verringert, hundertfünfzig Häuser lagen in Trümmern, und der größere Teil der Stadt war unbewohnt. Der Handel und die Zünfte waren vernichtet und die allgemeine Verarmung zu einer solchen Höhe gestiegen, daß zur Zeit der Erhebung der monatlichen Steuern die Thore verschlossen werden mußten, um die Bürger am Fliehen zu verhindern, und der Pfänder von Haus zu Haus sein Amt verrichtete. In Northeim standen dreihundert Häuser leer, die von den Nachbarn allmählich zum Feuern abgebrochen wurden, und waren nur 150 Bürger übrig geblieben, von denen nicht mehr als siebzehn Steuern zahlen konnten. In der Kurmark waren schon 1630 viele Städte so verödet, daß die Hälfte der Häuser unbewohnt dastand, und doch kamen die ärgsten Verwüstungen erst später. Berlin, das verhältnismäßig wenig vom Kriege gelitten hatte, zählte an dessen Ende nicht mehr als dreihundert Bürger. — In Sachsen durften die Wölfe sich so vermehren, daß sie truppweise, zu fünfzehn bis zwanzig Stück, in die Dörfer und selbst in die kleineren Städte einbrachen. In Dresden waren sämtliche Vorstädte niedergerissen oder verbrannt; die Stadt selber enthielt nur noch den fünfzehnten Teil ihrer früheren Einwohnermenge. Freiberg zählte von siebzehnhundert Häusern, die es vormals hatte, kaum noch fünfhundert, Chemnitz den vierten Teil, Belzig anstatt zweihundert nur noch vier und ähnlich sah es in den meisten Städten Sachsens aus. In Thüringen wurden ganze Amtsbezirke eingeäschert; die junge Mannschaft hatte in den Krieg ziehen müssen und war dort meist umgekommen; die älteren Leute waren entweder geflüchtet oder der Pest und den Kriegsdrangsalen erlegen. Im Dorfe Döllstedt im Gothaischen waren 1636 noch zwei, 1641 vier Paar Einwohner vorhanden. In der Grafschaft Henneberg war die Einwohnerschaft von 61 000 Seelen bis auf 16 000, also auf ein Viertel gesunken. Auf dem Meiningischen Gebiete waren in neunzehn Dörfern von 1773 Familien nur noch 316 übrig geblieben, und dort ist erst in neuerer Zeit die frühere Zahl wieder erreicht worden. Hirschberg in Schlesien hatte von neunhundert Bürgern noch sechzig übrig; Löwenberg am Bober anstatt 6500 Seelen im Jahre 1639 noch vierzig Bürger mit einer Schuldenlast von anderthalb Tonnen Goldes; 1641 deckten die Bürger selbst ihre Häuser ab, um keine Steuern mehr zu zahlen, und hausten in Strohhütten. Heutzutage hat Löwenberg noch nicht wieder die Einwohnerzahl des Jahres 1617 erreicht. Im Nassauischen schmolzen

die Dörfer bis auf wenige Häuser zusammen oder standen ganz leer. In Wiesbaden waren der Marktplatz und manche Straßen mit Hecken und Sträuchern angefüllt, so daß Hasen und Feldhühner daselbst nisteten. Andere Straßen waren ganz verschwunden und zu Wald geworden. In Franken war die Entvölkerung so groß, daß man jeder Mannsperson erlaubte, zwei Weiber zu nehmen; auch durfte niemand unter sechzig Jahren in ein Kloster gehen. In Schwaben, behauptete man, sei kaum ein Zehntel der früheren Bevölkerung übrig. In Württemberg starben in einem Jahre 312 Geistliche, über hundert Kirchen blieben Weihnachten 1635 ohne Geistlichkeit. In dem einzigen Amte Urach waren siebenundzwanzig Dörfer völlig verschwunden. Insgesamt gab es im Herzogtume anstatt 400 000 Einwohner noch 48 000!! — Das pfälzische Frankenthal hatte derer, anstatt 18 000, noch 324. In der ganzen Kurpfalz zählte man im Jahre 1636 nicht mehr als zweihundert Bauern. Da sah es doch in Mecklenburg besser aus, wo es anstatt 12 000 Bauern deren noch 1 200 gab.

Die damalige Schrift Excidium Germaniae schildert folgendermaßen den Zustand Deutschlands: „Man wandert bei zehn Meilen und siehet nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, wo nicht an etlichen Orten ein alter Mann und ein Kind oder zwei alte Frauen zu finden. In allen Dörfern sind die Häuser voll Leichname und Äser gelegen, Mann, Weib, Kinder und Gesinde, Pferde, Schweine, Kühe und Ochsen, neben und untereinander, von Pest und Hunger erwürget, von Wölfen, Hunden, Krähen und Raben gefressen, weil niemand gewesen, der sie begraben!“

Wie war es da mit den deutschen Städten zurückgegangen, einst den hauptsächlichsten Sitzen der deutschen Kultur. Hatten sie auch seit der Reformation, seit dem stärkeren Anziehen fürstlicher Macht und dem Umschwunge in der Richtung des Welthandels, viel von ihrer früheren politischen Bedeutung verloren, so hatten sie doch noch immer behäbigen Wohlstand, industrielle Geschäftigkeit, fröhliches und reiches bürgerliches Leben gepflegt. Sie prangten stattlich und fest in ihrem turmgekrönten Mauernkranze; im Innern waren sie gut gepflastert, mit Brunnen und Abzugsgräben wohl versehen. Sie waren noch immer die Wächter deutscher Kultur und deutschen Gewerbfleißes. Auch wußten sie mit Wehr und Waffen trefflich umzugehen und entbehrten nicht sicheren Selbstgefühles.

Allein schon im Beginn des Krieges hatte das Kipper- und Wipperwesen materiell und moralisch die Städte geschädigt. Dann wälzten sich die Heere an ihnen vorüber, Handel und Wandel unterbrechend, die Dörfer, Vorstädte, Lusthäuser, Wälder und Ernten vernichtend. Hierauf forderten sie Einlaß in die Mauern, Quartier und Verpflegung, Brandschatzungen, und übten noch ferner alle denkbaren Greuel. Endlich kam es zur Bestürmung und Einnahme zahlreicher Städte, was mit ihrer zeitweisen Vernichtung so ziemlich gleichbedeutend war. Pest und Hungersnot räumten in allen auf. Da verlor das deutsche Bürgertum Kraft, Mut und Unternehmungsgeist.

Eingeschüchtert und verarmt saß es in seinen halbverödeten Städten; dumpfe Verzweiflung und trüglicher Aberglaube hatten sich seiner bemächtigt. Nur Ruhe, nur Sicherheit wünschte man. Die Handelsverbindungen waren längst abgebrochen, die alten Handelshäuser verschwunden. Weder zur Teilnahme an dem Weltverkehr, noch zur Bethätigung des Gemeinsinnes wagte man sich aufzuraffen. Es war ein furchtbarer Verfall, in den Reichsstädten nicht weniger als in den landesherrlichen Orten. Da hat es auch mit der Hansa für alle Zeit ein Ende genommen. König Christian IV. schaffte deren letzte Privilegien in Dänemark und Norwegen ab. Sie ließ sich alles gefallen; jede der Bundesstädte war nur auf eigene Sicherheit und auf möglichst geringen Aufwand ängstlich bedacht; zu einheitlichen Maßregeln vermochte man sich nicht aufzuschwingen.[1]) Im Jahre 1628 versammelte sich der letzte Hansetag — um in der demütigen Erklärung: „die nordischen Könige seien die von Gott gesetzten Beherrscher der Deutschland nächsten Meere," den Zusammenbruch des alten Bundes darzuthun. Derselbe wurde nicht geradezu aufgelöst, er starb von selbst an Altersschwäche. Die drei Städte Hamburg, Bremen und Lübeck, welche seinen Namen noch fortführten, hielten doch nur unter kleinlichen Formen einen Zwischenhandel aufrecht, bei welchem aber der Löwenanteil auf das Ausland kam. Der Verkehr mit demselben vollzog sich in weit überwiegendem Maße auf holländischen und englischen Fahrzeugen und auf Rechnung holländischer und englischer Kaufleute. Aber das war noch nicht alles. Da man in Deutschland knechtisch die fremden und zumal die französischen Moden nachahmte, und da ferner die heimische Industrie völlig danieder lag, so war der deutsche Außenhandel ein rein passiver; man führte nur vom Auslande ein; anstatt der Exportwaren belud man die Schiffe mit Sand als Ballast. Zwischen 50 und 60 Millionen Thaler gingen auf diese Weise alljährlich auf Nimmerwiedersehen über die deutschen Meeresgrenzen. Einzelne Fürsten suchten, nach Wiederherstellung des Friedens, den ökonomischen Zustand ihrer Länder zu bessern und zu heben; allein sie thaten dies auf Grund der falschen Anschauungen des damals herrschenden Merkantilsystems, mit einseitiger Begünstigung und künstlicher Großziehung schwächlicher Industrien und unter Benachteiligung desjenigen Zweiges der Volkswirtschaft, der damals für Deutschland der bei weitem natürlichste und ergiebigste war, nämlich des Ackerbaues. „Man affektierte," hat ein einsichtiger Schriftsteller mit Recht gesagt, „an vielen Höfen einen sogenannten Kunstfleiß, aber man suchte bloß diejenigen Manufakturen in Aufnahme zu bringen, welche das meiste Aufsehen machten, wie die Verfertigung von Mode- und Luxusgegenständen, von Seide und Porzellan." Damit konnte man dann vor fremden Besuchern prunken, ohne doch dem Volkswohlstand in wirksamer Weise aufgeholfen zu haben.

Derselbe wurde nach wie vor auf das wesentlichste beeinträchtigt durch die mannigfaltigen Schranken, die allerorten den freien Verkehr im Innern

1) Barthold, Hansa, Bd. III. S. 514 ff.

des Reiches hemmten. Die Schiffahrt auf den Strömen wurde durch zahllose Zollstätten erschwert und auf weitere Entfernungen geradezu unmöglich gemacht. Jedes der Hunderte von Territorien war durch Einfuhr und Ausfuhrabgaben, meist auch durch vielfache Verbote wie mit einer unübersteiglichen Mauer abgesperrt. Die Übersiedelung von einem Gebiete in das andere war nicht nur an landesherrliche Genehmigung, sondern auch an hohe Abzugsgelder, den sogenannten Abschoß, geknüpft. Diese unerträglichen Plackereien und Erschwerungen des Verkehrs im Binnenlande wirkten um so schädlicher, als das zersplitterte Reich den Fremden gegenüber zu keiner einheitlichen und planmäßigen Handelspolitik zu gelangen vermochte, auch seinen Angehörigen vor den Belästigungen und Beeinträchtigungen durch die ausländischen Behörden und Privaten keinen ausreichenden Schutz gewährte. Die Vielheit der Münzsorten und der Mangel einer strengen gesetzlichen Beaufsichtigung der Münzstätten erschwerte größere Operationen des deutschen Handelsstandes. So waren die fremden Produkte überall im Vorteil gegenüber den einheimischen.

In noch traurigerer Lage als die Städte befand sich das flache Land, das ganz hilflos den Unbilden des Krieges ausgesetzt gewesen war. Trotz aller Beschränkungen und aller Dienstbarkeit hatte sich vor dem Ausbruche des Kampfes der Bauer, zumal im westlichen und südlichen Deutschland, materiell in Wohlstand und Behäbigkeit befunden. In Thüringen und Franken war die Zahl der Dörfer etwas größer gewesen als in der Gegenwart. Die Häuser, obwohl einfach in ihrer Bauart, waren nicht arm an Hausrat und Behagen. Der Viehstand war zahlreich, zumal die Pferdezucht weit ausgedehnter als heutzutage. Die Schafe lieferten feine, überall geschätzte Wolle, aus der man feine Tuche als beliebten Exportartikel bereitete. Auch die Rebenkultur war in Landstrichen im Schwange, aus denen sie seitdem längst verschwunden ist. Allein nun wurde der Bauer zunächst durch das schlechte Geld der Kipper- und Wipperzeit um das Seinige betrogen; dann kamen die hohen und immer drückenderen Steuern zur Aufstellung und Erhaltung des Kriegsvolkes; und endlich wälzten sich die Heeresmassen, gleichviel ob Freund oder Feind, zerstörend über die friedlichen Fluren, nur Verwüstung, rauchende Ruinen, menschenleere Einöde zurücklassend. Da griff, was von den Landleuten noch übrig war, selber zur Muskete, nicht nur um sich vereinzelter Plünderer und Marodeurs zu erwehren, sondern auch um sich durch gelegentlichen Raub und Wegelagern das elende Leben zu fristen. Von allen Weltgegenden strömte, durch die gesetzlosen und wüsten Verhältnisse der Kriegszeit angereizt, lockeres Gesindel nach Deutschland, um dort im Trüben zu fischen: fahrende Schüler, Zigeuner, Vagabunden und Diebe jeder Art. Es ist natürlich, daß sie zumal das flache Land unsicher machten, wo keine dichtere Bevölkerung ihnen das unsaubere Handwerk legte. Auch die Friedlicheren gewöhnten sich daran, unter Schmutz und Trümmern zu hausen. Wie sollte nun nach Wiederherstellung des Friedens diesen traurigen Zuständen abgeholfen werden? Des Bauern Gebäude waren zerstört, sein Viehstand

vernichtet, seine Obstbäume umgehauen, seine Geräte zerschlagen, sein Bargeld verschwunden; es fehlte an Armen, die mit Unkraut, Gestrüpp oder gar Wald bedeckten Felder urbar zu machen. Freilich sahen sich zahlreiche verabschiedete Soldaten genötigt, wieder zur Hacke und zum Pfluge zu greifen; allein sie hegten wilden und unruhigen Sinn und konnten sich oft durchaus nicht daran gewöhnen, in die friedlichen und abhängigen Verhältnisse des damaligen Dorflebens zurückzukehren und auf das ungebundene, liederliche Treiben des Kriegsvolkes zu verzichten. Deshalb zogen die Gutsherrschaften die Zügel der Dienstbarkeit immer schärfer an, um diese wilden Elemente zu zähmen, und die soziale Lage der Bauern ward nach dem dreißigjährigen Kriege von Jahrzehnt zu Jahrzehnt drückender. Viele alte Sitten und Bräuche waren zu Grunde gegangen, das Leben freuden- und gemütsleerer geworden. An Stelle des kunstvollen alten Hausrates traten Erzeugnisse rohester Tischlerei, und die geplünderten Kirchen zeigten nicht minder kahlen und dürftigen Ungeschmack. Der Bauer vegetierte in dumpfem Sinne, fast ebenso eingepfercht wie ein Stück seiner Herde, von dem geistlichen Hirten durch die Furcht vor Höllenstrafen eingeschüchtert, von dem Gutsbesitzer und dem Landesherrn regelmäßig geschoren oder auch zur Schlachtbank im heimischen oder gar fremden Kriege geführt. — Die Gutsbesitzer waren freilich auch nicht auf Rosen gebettet. Auf ihren ärmlichen verwüsteten Wirtschaften saßen sie meist mit hohen Schulden und unförmlichen Prozessen, noch vom Kriege her. An Geld, der Verwüstung abzuhelfen, welche die Soldaten an Wald, Obstgarten und Gebäuden hervorgebracht hatten, fehlte es gar sehr. Darlehen ließen sich nur schwer, unter unglaublich hohen Zinsen aufnehmen. Da mußten viele Adlige Haus und Hof, die sie nicht mehr halten konnten, verlassen und als „Krippenreiter," d. h. als Schmarotzer bei glücklicheren Standesgenossen und Bürgern im Lande umherziehen.

Die materielle Einbuße, die Deutschland durch den schrecklichen Krieg erlitten hatte, war demgemäß schon traurig genug; allein noch schwerer wog vielleicht der moralische und intellektuelle Verfall, in den unser Volk durch jenen geraten war. Die pekuniären Schäden ließen sich wohl mit der Zeit wieder ausbessern, wenn eben die Gesundheit des Volksgeistes unangetastet geblieben wäre. Allein dem war leider nicht so, und kaum in der Gegenwart sind die Wunden vernarbt, welche der dreißigjährige Krieg der deutschen Volksseele geschlagen hat. Wilder, roher, gesetzloser Sinn, aller ruhigen und ehrbaren Arbeit abgeneigt, durchzog alle Klassen der Nation. Vielen behagte das wegelagernde Leben, und selbst als Bettler umherzuziehen, erschien angenehmer, als der harte Zwang redlichen aber mühseligen Schaffens. In Thüringen beschwerte man sich bitter über die Menge liederlicher Menschen und Straßenräuber. In Bayern schwärmten Zigeuner, Gauner und Strolche jeglicher Gattung bandenweise im Lande frei umher. Wollte der Kurfürst eine Betfahrt unternehmen, mußte er vorher zu eigener Sicherheit Streifscharen gegen das Gesindel ausschicken, um die Straßen zu säubern. Da man

des morgenden Tages nie sicher war, wollte man des heutigen genießen. Wie hätte edlere Gesinnung, feinere Sitte, Achtung vor dem Heiligen und Neigung zu höheren Genüssen unter den Wechselfällen und Roheiten des Kriegszustandes gedeihen können? Das schlechte Beispiel zündete in weiten Kreisen, und auch nach 1648 konnte solch wildes und banausisches Wesen nicht sogleich verschwinden. „Die Not der Zeiten,“ heißt es da, „anstatt die Leute zu bessern, verschlimmerte sie noch: Üppigkeit, Unzucht und andere Laster nahmen immer mehr überhand, und umsonst versuchte man es, ihnen zu steuern. Aufs deutlichste zeugen hiervon die vielen, oft wiederholten Befehle gegen die Entheiligung der Sonn- und Feiertage, die Tänze, die Zechgelage, das Nachtschwärmen und nächtliche Gassengeschrei, das gotteslästerliche Fluchen und Schwören, die Unzucht und den Ehebruch, die Üppigkeit bei Hochzeiten und Gastungen, in Essen, Trinken und Kleidung. Wie gewöhnlich in solchen Zeiten, nahm auch Aberglaube und Schwärmerei überhand, daneben zeigte sich aber bei jung und alt die größte Gleichgültigkeit gegen die Religion.“ In der That, das zuchtlose Soldatenleben hatte alle Stände mit seinem wilden Treiben angesteckt: unbeschränkte Selbstsucht; Gier nach sinnlichem Genusse, die vor Roheit und Gewaltthat keineswegs zurückschreckte; bei aller Armut Prassen und Vergeuden, rücksichtsloses Schuldenmachen bis zum Bankerott, der überall an der Tagesordnung war; Untreue in Handel und Wandel, Schwindler- und Landstreichertum studierten und unstudierten Gelichters — das war die Signatur des damaligen Deutschlands.

Die allgemeine Entartung wurde durch die Thatsache gefördert, daß der geistliche Stand vorzüglich stark durch den Krieg mitgenommen worden war. Über die andersgläubigen Kirchendiener fielen die Soldaten mit ganz besonderer Wut her. Die Seelsorge raffte in den Pestzeiten Geistliche in großer Zahl hinweg; neue Kandidaten gab es bei der Verwüstung vieler Universitäten und der gänzlichen Verarmung und Mittellosigkeit der meisten Gemeinden wenige. In Württemberg starben in einem einzigen Jahre vierhundertdreiunddreißig Kirchendiener, Hunderte von Gotteshäusern blieben ohne jede Kultushandlung. Der Volksunterricht trug gleichfalls schwer an den Folgen der allgemeinen Verarmung und Verrohung. Wie kläglich die Lage der Lehrer war, geht aus den Verordnungen hervor, die hier und da zu ihrem Schutze erlassen wurden und wohl den Pfarrern vorschrieben, den Schulmeister nicht allzu viel zu ihren häuslichen Diensten, wie Holzhacken und Dreschen, zu mißbrauchen.

Eine besonders widerliche Erscheinung jener Zeit ist der maßlose Luxus in Kleidung und Schmuck, die üppige Schwelgerei in Essen und Trinken, die sich inmitten der schrecklichsten Szenen des Jammers und des Elendes breit machen. Die zahllosen Kleider- und Tafelordnungen, die damals ergingen, zeigen eben durch ihre häufige Wiederholung die Größe des Übelstandes und seine tiefe Einwurzelung in der Volksseele. In Leipzig ließ man die Mägde, weil sie die ihnen verbotenen Schleppen, Spitzen und Tressen trugen, auf

das Rathaus kommen und riß ihnen den Plunder vom Leibe; aber bald mußte man ähnlich mit den Frauen der Handwerker, endlich sogar mit denen der Kaufleute verfahren. Und dieses gewaltthätige Eingreifen, das sich also auf alle Klassen der bürgerlichen Bevölkerung erstreckte, half durchaus nicht das mindeste!

Weshalb sollte man aber auch sparen, vorsorgen, sich einen Genuß, eine Freude versagen? wer bürgte für den morgenden Tag? lief man nicht vielmehr Gefahr, binnen kurzem Gut und Leben durch die Kriegerscharen oder doch das letztere durch eine der häufigen Epidemien zu verlieren? Besser schien es, das, was man augenblicklich besaß, im lustigen Taumel zu vergeuden, ehe es vielleicht der nächste Moment ohne Nutzen des Besitzers verschlänge. Selbst ruhiger Denkende konnten eine solche Anschauungsweise kaum tadeln, und sogar Geistliche meinten: „man müsse dies alles dulden und den Unglücklichen zum Troste gewähren, ja es unterstützen und auch an hohen Festtagen gestatten.“

Für mühevolles und umsichtiges Schaffen hatte niemand mehr Sinn, und mit der alten „Ehre des Handwerkes und der Arbeit“ war es nun vorbei. Die Genußsucht und die läppische Eitelkeit, zu denen die Vornehmen das Beispiel gaben, fanden bei den Geringeren begierig Nachahmung. Der Kaufmann gefiel sich in gewagten Spekulationen und sah ohne Kummer, wenn dabei auch die ihm anvertrauten Gelder zu Grunde gingen. Man mußte das mangelnde Ehrgefühl durch immer schärfere Strafandrohungen gegen die Bankerotteure ersetzen. Der Handwerker suchte seine „Reputation“ nicht durch tüchtige und solide Arbeit, sondern durch äußeren Prunk und albernes Vornehmthun zu begründen, wozu er vielmehr durch leichtsinnige und überteure Arbeit zu gelangen gedachte. Der Verfall des deutschen Gewerbes, den man fälschlich der modernen wirtschaftlichen Freiheit zugeschrieben hat — die ja dann in anderen Ländern zu ähnlichen Ergebnissen geführt haben müßte — entstammt in Wahrheit recht eigentlich der Zeit während und nach dem dreißigjährigen Kriege.

Der rohe Unglaube und das materielle Treiben jener Epoche vertrugen sich recht gut mit dem krassesten Aberglauben. Die Schrecknisse, die jeden umgaben, das blutige Entsetzen, in dem man lebte, die Entfesselung aller bösen Leidenschaften mußten den Sinn auch der Besseren verdüstern, sie vom Schönen und Edlen zu den finsteren Mächten des Wahnes ablenken. Die Soldaten glaubten sich durch Zauber aller Art gegen die feindlichen Waffen „fest machen,“ durch anderen Zauber jenen wieder aufheben zu können. Eine ganze Litteratur wurde zusammengeschrieben über diese Kunst, die jedoch als eine teuflische und schließlich für den Kundigen selbst verderbliche betrachtet wurde. Niemals und nirgends hat der Hexenglauben mit allen seinen furchtbaren und tödlichen Folgen so allgemein gewütet, wie im Deutschland des dreißigjährigen Krieges.[1]) Noch nicht genug an dem Wüten des Schwertes

1) Dieffenbach, Der Hexenwahn vor und nach der Glaubensspaltung in Deutschland (Mainz 1886).



Zauberer



Sieh an O Leser dieses Bild/
So schröcklich/seltzam/wüst vñ wild
Darinn vor Augen wird gestellt/
Der gröste Jammer in der Welt/
Wie sich die rasend Teufflisch Rott/
Nach dem sie hat verleugnet Gott/
Vnd sich ergeben dem Sathan/
Zusammen fügt auff diesem Plan/
Bey finsterer Nächtlicher Zeit
Allda sucht ein Elende Freud.
Im freyen Feld/ an ödem Ort/
In Forcht vnd Schrecken hie vnd dort.

Da der toll/blind vnd thöricht Hauff/
Dem Teuffel sich selbst opffert auff/
Der doch so schröcklich jhn erscheint/
Daß wer es sicht vor Jammer weint.
Ist doch kein Fabel noch Gedicht/
Sondern ein warhafftig Geschicht/
Der Leut die solches han gesehen/
Wie auch deß Orts da es geschehen
Man Ehrenthalb verschonen mag/
Es kompt doch noch wol an den Tag.
Dann es helt diese Schelmenzunfft
Auch anderstwo Zusammenkunfft/

Wie man solches
Daß daran nicht
Etlich auff Gabel
Fahrn über hohe
Andre werden vom
An diesen schnöden
Da sie pflegen deß
Auß seinem bösen
Daß es zu hören sc
Wann ein Mensch
Sie tantzen/spring
Vnterm Galgen a



ehrt vnd lieſt/
zweiffeln iſt.
in der Lufft/
rg vnd Klufft/
Bock verzuckt
Ort verruckt/
athans Lieb/
ang vnd trieb/
öck lich iſt/
ein ſo gar vergiſt.
/ſchreyen/raſen
f dem Schindwaſen

Dann wie da iſt die Galliard/
So hat auch der Tantzplatz ſein Art/
Der Sathan hie Platzmeiſter iſt/
Dem folgt der gantze Hauff zur friſt/
Biß er ſie in die Höll hinein
Bringt vnd führt in die Ewig Pein.
Hie ſicht man alte Weiber ſtahn/
Die tod Kinder in Körben han/
Mißbrauchen vnzeitig Geburt.
Ein andre mit dem Teuffel huhrt/
Die dritte frißt vnd ſäufft ſich voll/
Wird von Hölliſchem Tranck gantz toll.

Auch finden ſich Männer herbey/
Damit der Reyhen nur gantz ſey/
Die Königin das Gifft bereit/
Der Bawr im Circkel iſt wol geheut
Vom Gſpenſt ſo mancherley Geſicht/
Er kan ſich bald erwehren nicht.
Ins gmein lehrt man da Zauberey/
All Laſter Schand vnd Schelmerey/
O daß der Menſch ſo gar verrucht/
Mit Macht ſeine Verdamnuß ſucht/
Vnd eyle mit vollem Sporen ſtreich/
Ins Hölliſch Fewer vnd Te… Reich

imile des Kupferſtiches, 1620, von Michael Herr.

und Feuers, des Hungers und der Pest — Zahllose, zumal Frauen, fielen auch noch jenem verruchten Wahn zum Opfer. Die „Hexenkommissäre“ hatten um so größeren Ruf, je mehr Unglückliche sie hatten aufgreifen und verbrennen lassen. In jedem Dorfe wurde ein Ausschuß gebildet, um ihnen neue Delinquenten zuzuführen. In drei Jahren, 1627 bis 1629, ließ der Bischof von Würzburg neunhundert „Hexenleute“ hinrichten. In der kleinen Grafschaft Neiße wurden in zwölf Jahren (1640 bis 1651) an tausend Hexen verbrannt, in der Stadt Osnabrück in dem einzigen Jahre 1640 achtzig, in dem Örtchen Offenburg binnen vier Jahren sechzig. Und so weiter durch das ganze Reich. Welche furchtbare Summe seelischer und körperlicher Schmerzen! Nun darf man nicht glauben, daß allen diesen Unseligen nur durch die Tortur Geständnisse erpreßt wurden; vielleicht das Schlimmste ist, daß viele sich wirklich für schuldig hielten. Die Allgemeinheit des Aberglaubens, hysterische Anlage, Nervenzerrüttung infolge der Kriegs- und sonstigen Greuel, Halluzinationen, der Eindruck dessen, was man von anderen und über andere gehört, flößten vielen Frauen und Mädchen die Überzeugung ein, daß sie wirklich mit dem Teufel Umgang gehabt und dem Sabbat beigewohnt hätten. Der Wahnsinn wird ja immer die Form derjenigen Ideen annehmen, die nach der wechselnden Zeitstimmung am meisten Eindruck auf die Gemüter machen. Der Aberglaube trat seiner selbst so sicher und so überzeugend auf, daß die Schweden, die vorher von demselben nichts gewußt hatten, sich in Deutschland von ihm anstecken ließen und dann gleichfalls die Scheiterhaufen entzündeten.

Sehr natürlich war es, daß der langwierige Bürgerkrieg die letzten Reste des Nationalgefühles, die noch im deutschen Volke gelebt hatten, erstickte. Ein gemeinsames Vaterland gab es nicht mehr für diese Deutschen, die sich dreißig Jahre lang unter Beihilfe der Fremden gegenseitig auf das grausamste zerfleischt hatten. Sollten etwa die Protestanten den Jesuitenzögling in Wien, der ihnen alles gebrannte Herzeleid angethan hatte, noch als ihren Kaiser und lieben Herrn verehren? Selbst die Katholiken begriffen, daß diese Habsburger nur auf Vermehrung ihrer Familienmacht, nicht aber auf das Wohl und die Größe Deutschlands bedacht waren. Auf wen sollte aber nun das Volk die Sympathien übertragen, welche die nationale Gemeinsamkeit und der Kaiser nicht mehr beanspruchen konnten? Keine einzige Persönlichkeit war da, groß, hervorragend und edel genug, um jene auf sich zu ziehen — Gustav Adolf blieb immer ein Fremder — und ebensowenig gab es eine Sache, die sie verdiente. Der Katholizismus war höchstens in Bayern und einigen geistlichen Fürstentümern populär, den Protestanten nahm die Erbärmlichkeit, Feigheit und Selbstsucht ihrer Fürsten jedes Vertrauen und alle Freudigkeit. Schließlich trat ja der religiöse, also verhältnismäßig noch ideale Charakter des Krieges ganz zurück, und wurde dieser zur Bethätigung der nacktesten, scham- und gewissenlosen Selbstsucht der Machthaber. Woher sollte da dem Volke Nationalgefühl oder auch nur

Lokalpatriotismus, überhaupt irgend welche Erhebung der Seele und Größe der Gesinnung kommen? Sittliche Kraft, Mut, Opferfreudigkeit verschwanden, um dumpfer Gleichgültigkeit, Ergebung und kurzsichtigem Selbsterhaltungstrieb Platz zu machen. Man ließ sich mißhandeln, sich das Nächste und Teuerste beschimpfen und rauben, ohne auch nur Widerstand zu wagen; anstatt dem Leidensgenossen zu helfen, verriet man ihn, in der Hoffnung sich wenigstens zeitweilig dadurch zu retten. Eine furchtbare Erschlaffung kam über das gesamte deutsche Volk.

Um so weniger vermochte dasselbe sich dem Einflusse der Fremden zu entziehen, die als Soldaten, Offiziere, Diplomaten nebst deren männlichem und



Gesellschaft von sechs Männern.
Radierung von Wenzel Hollar (1607—1677).

weiblichem Anhang es während der ganzen Dauer des Krieges überfluteten. Der Deutsche ist ja überhaupt nicht aus dem spröden Stoffe, der bei anderen Nationen das Eindringen fremdartiger Bestandteile hartnäckig abwehrt; und zumal dem französischen Wesen hatte er sich schon im Mittelalter geöffnet. Wie viel leichter und umfassender mußte solches nun Eingang finden, wo alles nationale Dasein, aller Gemeinsinn, aller Stolz unter den Deutschen ertötet war, ja dieselben überhaupt jeden inneren Halt verloren und sich in eine widerstandslose Masse verwandelt hatten. Die Ausländer traten so siegreich, so selbstgewiß auf, sie waren so viel glänzender, reicher und glücklicher, daß man gern glaubte, alles sei besser, was von ihnen komme, und es mit Begier nachahmte: in den Sitten, in der Sprache und in den Moden.

Alles das stand wohl miteinander in engem Zusammenhang, wie auch Moscherosch sagt:

„Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen:
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen."

Wie man sich bald als Spanier in steifer Grandezza und renommistischer Anmaßung, bald als Franzose in zierlicher und kostspieliger Liederlichkeit trug, wie man die Rede mit französischen, spanischen, italienischen und lateinischen Brocken spickte — so verachtete man auch als gemein alles was vaterländisch war, schätzte nur das, was aus der Fremde kam, und hielt es jederzeit



Das Trio.
Radierung von Wenzel Hollar (1607—1677).

für das höchste Glück, sich den Beifall des ersten besten hergelaufenen Ausländers verdient zu haben.

Das speziell französische Alamode-Wesen kam seit dem Jahre 1626 auf. Die Männerwelt unterwarf sich dann dem Unsinn der Riesenperücken, die Ludwig XIV. in Frankreich zur Geltung gebracht hatte. Anfangs suchte man in ihnen noch die Natur nachzuahmen, aber bald wurden sie immer gewaltiger und ungeheuerlicher. Dafür wurde der Bart, der früher bei den Stutzern außerordentlich gepflegt worden war, völlig beseitigt. Wie eine Wolke umschwebte nun das Perückenungeheuer das bartlose Gesicht. Der Kriegsmantel weicht dem Oberrock, während das Wams allmählich zur Weste zusammenschrumpft — alles nach französischem Muster.

Nicht minder herrscht dasselbe in der Damentracht vor. Da entlehnt man ihm die „Fontange,“ den hohen, auf Drahtgeflecht ruhenden Haarturm, das Gegenbild zur Perücke; die schamlose Entblößung des Nackens und der Büste; die spitzen Schuhe auf den spitzen Absätzen, welche den Gang langsam und beschwerlich machen.

Der Nationaldichter Logau singt:

> „Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverei,
> Soll's denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
> Freies Deutschland, schäm' dich doch dieser schnöden Knechterei!“

Leider war dieser Bedientensinn nicht nur dem Auslande gegenüber, sondern auch in dem Verkehr der Stände untereinander herrschend. Jeder kroch demütig vor dem Höheren, um dem Niederen gegenüber mit desto mehr Übermut und Geringschätzung aufzutreten. Man behauptet, daß in manchen Gegenden Deutschlands diese widerliche Mischung von Unterwürfigkeit und Anmaßung, welche so recht knechtische Gesinnung bedeutet, noch jetzt zu finden sei. Die Fürsten selber sahen in ihren Unterthanen nur eine Herde, die man so viel wie möglich scheren müsse. Den von ihren Vorfahren so hoch gehaltenen Ruhm „guter Hausväter“ gaben sie auf, um sich vielmehr in Lustbarkeiten und Ausschweifungen aller Art zu gefallen, und anderseits in Frönung des Großmachtkitzels, mit einer „Armee,“ wenn auch nur von einigen Paradesoldaten, mit zahlreichen Ministern, Geheimräten und Diplomaten. Das Belieben des Fürsten, seine absolute Gewalt über die Unterthanen, seine dynastischen Interessen, seine prächtigen Bauten und seine Liebschaften galten als „Staatsraison,“ vor der jede andere Rücksicht zu schweigen hatte. Vom Wohle der Bürger, von einem vernünftigen Staatshaushalte, von Beobachtung der öffentlichen oder privaten Moral durfte gar nicht die Rede sein. Der Adel drängte sich an den Hof und scharte sich in grenzenloser Devotion um den Herrn, auf daß er an dessen glänzendem und vergnügtem Leben Anteil erhalte und von seiner Gnade mit einem Beutestück aus der Plünderung der Unterthanen bedacht werde. Mit den Seitenlinien der größten fürstlichen Häuser waren im damaligen Deutschland mindestens 5—600 Hofhaltungen, und außerdem an 1 500 ritterschaftliche Schlösser; an allen zusammen gab es wenigstens 6 000 Hofämter und Chargen; alle diese Bedientenstellen nahm der Adel ein. Mit devotem Lächeln ertrug er die Launen und Roheiten des Despoten und seiner männlichen und weiblichen Günstlinge, oder führte ihm gar die Frau oder die Töchter geflissentlichst als Mätressen in die Arme. Um seine Bauern kümmerte er sich nicht, und der Steuer- und Fronvogt war alles, was dieselben von ihrem Edelmanne zu sehen bekamen. Kehrte letzterer wirklich einmal auf seine Güter zurück, so liebte er es, den Souverän im kleinen zu spielen, umgab sich mit steifem Zeremoniell und verschwendete sein Vermögen in Luxusbauten und persönlichem Aufwande, anstatt seinen ruinierten Gütern oder den verarmten Unterthanen aufzuhelfen. Der Bürger erstarb in Ehrfurcht und Gehorsam nicht nur vor dem Fürsten,

sondern auch vor den Adligen, Beamten, Offizieren. Kein höheres Ziel kannte er, als in deren Gesellschaft zu gelangen, gar selber mit dem Adelstitel bedacht zu werden. Die Sucht nach Nobilitierungen, welche bisher dem ehrenhaften und selbstbewußten deutschen Bürgerstande ganz unbekannt gewesen war, datiert von der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege. Der Kaiserhof benutzte diesen widerlichen Zug ganz besonders, um durch fest tarifierten Verkauf von Adelstiteln seine allezeit leeren Kassen einigermaßen zu füllen. Schon 1654 beklagt der Reichstag sich über solche Unsitte. Im sechzehnten Jahrhundert hatte keiner der zahlreichen bürgerlichen Minister auch nur daran gedacht, sich nobilitieren zu lassen. Wer nunmehr nicht auf einen Adelsbrief rechnen konnte, der suchte von irgend einem Klein- oder Mittelfürsten oder gar von dem Kaiser sich einen Titel als Rat, Agent oder Anwalt auszuwirken. Schlichter, ehrlicher Bürger zu sein, schämte man sich förmlich. Kein Wunder, daß auch das Interesse am städtischen Gemeinwesen abnimmt, die Kommunalverwaltung in traurigen Verfall gerät. Dafür tritt dann die Allmacht der Büreaukratie ein, welche bei der Unfähigkeit des Volkes für Selbstregierung allerdings zur unabweisbaren Notwendigkeit wird.

Der traurige Zustand unseres Vaterlandes blieb dessen Söhnen keineswegs verborgen. Man beklagte vielmehr denselben und den Übermut der Feinde in zahllosen Flugschriften, die ebenso wie die immer häufigeren Zeitungen mit Begierde gelesen wurden. Seit dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts entstehen zahlreiche regelmäßig erscheinende Zeitungen in allen Teilen Deutschlands und Österreichs.[1]) Was denselben an Geist und Interesse abging, wurde durch die Pamphlete ersetzt, welche oft sehr eindringlich geschrieben sind und die Übelstände im Reiche in schärfster Weise behandeln. Aber gerade das ist höchst bezeichnend, daß an eine Besserung gar nicht gedacht wird. Jeder schüttelt unwillig den Kopf, schaut aber schließlich den Dingen so kühl zu, als ob es sich gar nicht um die eigene Nation, das eigene Wohl und Wehe handelt. Eine beispiellose Schwachmütigkeit und Thatenunlust!

Es hat einer zweihundertjährigen Arbeit bedurft, um diese schweren Schäden des deutschen Volkstumes zum größeren Teile zu beseitigen, das üppig wuchernde Unkraut auszujäten und an dessen Stelle Platz und Boden für Neupflanzungen zu schaffen. Ganz ist das freilich bis heute noch nicht gelungen, und manche jener Übelstände machen sich, obschon in abgeschwächtem Maße, auch in der Gegenwart geltend. Indes die unverwüstliche Lebenskraft, welche unsere Nation inmitten jener furchtbaren, tödlich scheinenden Krise bewahrt und immer siegreicher bethätigt hat, giebt uns die Gewähr, daß sie auch die letzten noch vorhandenen Krankheitsstoffe überwinden wird. Ansätze zum Bessern finden sich selbst in der traurigen Zeit während und unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege: tüchtige, pflichtbewußte Fürsten, wie Friedrich

1) Vorzügliche und umfassende Darstellung bei J. O. Opel, Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse, 1609—1680; Arch. f. Gesch. d. deutschen Buchhandels. N. F. Bd. III. (Leipzig 1879).

Nicht minder herrscht dasselbe in der Damentracht vor. Da entlehnt man ihm die „Fontange,“ den hohen, auf Drahtgeflecht ruhenden Haarturm, das Gegenbild zur Perücke; die schamlose Entblößung des Nackens und der Büste; die spitzen Schuhe auf den spitzen Absätzen, welche den Gang langsam und beschwerlich machen.

Der Nationaldichter Logau singt:

„Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverei,
Soll's denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm' dich doch dieser schnöden Knechterei!“

Leider war dieser Bedientensinn nicht nur dem Auslande gegenüber, sondern auch in dem Verkehr der Stände untereinander herrschend. Jeder kroch demütig vor dem Höheren, um dem Niederen gegenüber mit desto mehr Übermut und Geringschätzung aufzutreten. Man behauptet, daß in manchen Gegenden Deutschlands diese widerliche Mischung von Unterwürfigkeit und Anmaßung, welche so recht knechtische Gesinnung bedeutet, noch jetzt zu finden sei. Die Fürsten selber sahen in ihren Unterthanen nur eine Herde, die man so viel wie möglich scheren müsse. Den von ihren Vorfahren so hoch gehaltenen Ruhm „guter Hausväter“ gaben sie auf, um sich vielmehr in Lustbarkeiten und Ausschweifungen aller Art zu gefallen, und anderseits in Frönung des Großmachtkitzels, mit einer „Armee,“ wenn auch nur von einigen Paradesoldaten, mit zahlreichen Ministern, Geheimräten und Diplomaten. Das Belieben des Fürsten, seine absolute Gewalt über die Unterthanen, seine dynastischen Interessen, seine prächtigen Bauten und seine Liebschaften galten als „Staatsraison,“ vor der jede andere Rücksicht zu schweigen hatte. Vom Wohle der Bürger, von einem vernünftigen Staatshaushalte, von Beobachtung der öffentlichen oder privaten Moral durfte gar nicht die Rede sein. Der Adel drängte sich an den Hof und scharte sich in grenzenloser Devotion um den Herrn, auf daß er an dessen glänzendem und vergnügtem Leben Anteil erhalte und von seiner Gnade mit einem Beutestück aus der Plünderung der Unterthanen bedacht werde. Mit den Seitenlinien der größten fürstlichen Häuser waren im damaligen Deutschland mindestens 5—600 Hofhaltungen, und außerdem an 1 500 ritterschaftliche Schlösser; an allen zusammen gab es wenigstens 6 000 Hofämter und Chargen; alle diese Bedientenstellen nahm der Adel ein. Mit devotem Lächeln ertrug er die Launen und Roheiten des Despoten und seiner männlichen und weiblichen Günstlinge, oder führte ihm gar die Frau oder die Töchter geflissentlichst als Mätressen in die Arme. Um seine Bauern kümmerte er sich nicht, und der Steuer- und Fronvogt war alles, was dieselben von ihrem Edelmanne zu sehen bekamen. Kehrte letzterer wirklich einmal auf seine Güter zurück, so liebte er es, den Souverän im kleinen zu spielen, umgab sich mit steifem Zeremoniell und verschwendete sein Vermögen in Luxusbauten und persönlichem Aufwande, anstatt seinen ruinierten Gütern oder den verarmten Unterthanen aufzuhelfen. Der Bürger erstarb in Ehrfurcht und Gehorsam nicht nur vor dem Fürsten,

sondern auch vor den Adligen, Beamten, Offizieren. Kein höheres Ziel kannte er, als in deren Gesellschaft zu gelangen, gar selber mit dem Adelstitel bedacht zu werden. Die Sucht nach Nobilitierungen, welche bisher dem ehrenhaften und selbstbewußten deutschen Bürgerstande ganz unbekannt gewesen war, datiert von der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege. Der Kaiserhof benutzte diesen widerlichen Zug ganz besonders, um durch fest tarifierten Verkauf von Adelstiteln seine allezeit leeren Kassen einigermaßen zu füllen. Schon 1654 beklagt der Reichstag sich über solche Unsitte. Im sechzehnten Jahrhundert hatte keiner der zahlreichen bürgerlichen Minister auch nur daran gedacht, sich nobilitieren zu lassen. Wer nunmehr nicht auf einen Adelsbrief rechnen konnte, der suchte von irgend einem Klein- oder Mittelfürsten oder gar von dem Kaiser sich einen Titel als Rat, Agent oder Anwalt auszuwirken. Schlichter, ehrlicher Bürger zu sein, schämte man sich förmlich. Kein Wunder, daß auch das Interesse am städtischen Gemeinwesen abnimmt, die Kommunalverwaltung in traurigen Verfall gerät. Dafür tritt dann die Allmacht der Büreaukratie ein, welche bei der Unfähigkeit des Volkes für Selbstregierung allerdings zur unabweisbaren Notwendigkeit wird.

Der traurige Zustand unseres Vaterlandes blieb dessen Söhnen keineswegs verborgen. Man beklagte vielmehr denselben und den Übermut der Feinde in zahllosen Flugschriften, die ebenso wie die immer häufigeren Zeitungen mit Begierde gelesen wurden. Seit dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts entstehen zahlreiche regelmäßig erscheinende Zeitungen in allen Teilen Deutschlands und Österreichs.[1]) Was denselben an Geist und Interesse abging, wurde durch die Pamphlete ersetzt, welche oft sehr eindringlich geschrieben sind und die Übelstände im Reiche in schärfster Weise behandeln. Aber gerade das ist höchst bezeichnend, daß an eine Besserung gar nicht gedacht wird. Jeder schüttelt unwillig den Kopf, schaut aber schließlich den Dingen so kühl zu, als ob es sich gar nicht um die eigene Nation, das eigene Wohl und Wehe handelt. Eine beispiellose Schwachmütigkeit und Thatenunlust!

Es hat einer zweihundertjährigen Arbeit bedurft, um diese schweren Schäden des deutschen Volkstumes zum größeren Teile zu beseitigen, das üppig wuchernde Unkraut auszujäten und an dessen Stelle Platz und Boden für Neupflanzungen zu schaffen. Ganz ist das freilich bis heute noch nicht gelungen, und manche jener Übelstände machen sich, obschon in abgeschwächtem Maße, auch in der Gegenwart geltend. Indes die unverwüstliche Lebenskraft, welche unsere Nation inmitten jener furchtbaren, tödlich scheinenden Krise bewahrt und immer siegreicher bethätigt hat, giebt uns die Gewähr, daß sie auch die letzten noch vorhandenen Krankheitsstoffe überwinden wird. Ansätze zum Bessern finden sich selbst in der traurigen Zeit während und unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege: tüchtige, pflichtbewußte Fürsten, wie Friedrich

1) Vorzügliche und umfassende Darstellung bei J. O. Opel, Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse, 1609—1680; Arch. f. Gesch. d. deutschen Buchhandels. N. F. Bd. III. (Leipzig 1879).

Wilhelm von Brandenburg, Karl Ludwig von der Pfalz, Eberhard von Württemberg; brave Beamte, die mehr nach dem Besten der von ihnen verwalteten Distrikte als nach dem Wohlgefallen der Minister und Günstlinge trachten, endlich edle und wahrhaft fromme und aufopferungsvolle Geistliche, an denen es weder bei Katholiken noch Protestanten fehlt. Ihr Haß und ihre Halsstarrigkeit hatten den Krieg zum guten Teile verschuldet; aber sie haben auch unter Gefahr und Leiden wacker und aufopfernd ausgehalten.

Kein Zweig der Thätigkeit war während des Kriegslärmes mehr zurückgegangen, als die Beschäftigung mit den gelehrten Studien. Professoren und Schüler flohen vor dem wilden Getümmel der Waffen; viele Studenten zogen es vor, selber an dem bunten Soldatenleben teil zu nehmen, als eine Beute desselben zu werden. In Helmstädt hatte man 1624 an 400 Studierende gezählt, zwei Jahre später standen alle Hörsäle leer, und die Professoren hatten sich bis auf einen einzigen sämtlich geflüchtet. In Heidelberg gab es 1626 noch zwei Studenten, in Jena fiel die Menge der neuangemeldeten auf ein Drittel der frühern Zahl. Die allgemeine Verarmung nahm den Universitätslehrern das Brot, viele retteten sich ins Ausland, andere verkamen in Mangel und Not. Dazu riß in der Studentenwelt eine unglaubliche Roheit und Brutalität ein, die sich als Nachahmung und Einwirkung des soldatischen Treibens sehr wohl erklären läßt, aber auf die Sittlichkeit und den Fleiß der jungen Leute die schlimmste Wirkung übte. Das ärgste Unwesen war dabei der „Pennalismus,“ d. h. die systematische Mißhandlung der Neulinge („Pennäle“) durch die ältern Studenten („Schoristen“). Sie artete in solche Unmenschlichkeiten aus und ließ sich dabei durch die unzähligen lokalen Verordnungen so wenig verbannen, daß schließlich der Reichstag mit schweren Strafen dagegen einzuschreiten sich gezwungen sah. Der Unterricht selber blieb schleppend und pedantisch, dabei in den Banden einer starren Orthodoxie und eines unglaublichen Servilismus befangen. Die Professoren waren die ersten, die unwürdige Scheidung zwischen Adligen und Bürgerlichen unter ihren Zuhörern einzuführen.

Auf dem Gebiete des niedern und mittlern Unterrichts machte Comenius einen trefflichen, aber leider wenig zur Wirksamkeit gelangten Versuch zu umfassender Reform. Johann Amos aus Comnia in Mähren (1592—1671) war zunächst protestantischer Lehrer und Pfarrer in seinem Heimatlande gewesen, hatte dasselbe aber infolge der großen Gegenreformation der böhmischen Provinzen seit 1621 meiden müssen und führte hierfür in Deutschland, England, Schweden, Ungarn und Holland ein unstetes Wanderleben. Seine pädagogischen Schriften verschafften ihm wohl großen Ruhm, aber wenig Geld. Unermüdet predigte er eine naturgemäße und gottesfürchtige Erziehung als bestes Heilmittel für die sittlichen Schäden der Zeit. In Bezug auf den Unterricht selbst verlangte er vernünftigerweise, daß man nicht alle Schüler sogleich mit Lateinisch vollpfropfe, sondern sie zuerst in ihrer Muttersprache tüchtig mache und nur solche zum Latein zulasse, die sich besonders dazu befähigt zeigten. Außerdem wendete er sich gegen das überwiegend formalistische

Prinzip, das bisher in der Unterweisung vorgewaltet und zur ganz einseitigen Betonung der „Eloquenz“ geführt hatte.[1]) Er legte vor allem auf die Erlernung der Realien Gewicht, welche der Pflege der Dialektik und Rhetorik vorhergehen müsse, damit letztere nicht ein Plappern und Zanken ohne Grund und Gehalt werde. Es ist zu beklagen, daß das französierende Wesen der Zeit und die Geistlosigkeit der damaligen Schulmänner die trefflichen Keime, welche Comenius gelegt, meist verkümmern und bald absterben ließen.

Der geistige Trieb, die Liebe zu eifriger Forschung und die Gewandtheit in praktischen Erfindungen, welche den Deutschen von jeher eigen gewesen waren, wurden nun freilich durch den dreißigjährigen Krieg und dessen Folgen nicht ganz vernichtet. Einfache Bürger wetteiferten mit den Gelehrten in naturwissenschaftlichen und mechanischen Entdeckungen. Wer kennte nicht Otto von Guericke[2]), den Bürgermeister von Magdeburg, der 1650 die Luftpumpe erfand und vier Jahre später deren Wirksamkeit öffentlich an den berühmten Halbkugeln vor dem Regensburger Reichstage darthat? Er hat überdies auch das erste Manometer und die Elektrisiermaschine konstruiert. Die Fürsten selber beschäftigten sich vielfach mit diesen Dingen, freilich nicht immer aus wissenschaftlichem Interesse, sondern oft aus alchimistischer und ähnlicher abergläubischer Neigung. Bibliotheken und gelehrte Gesellschaften wurden nicht wenig gestiftet.

Allein im ganzen konnten doch die Deutschen, verarmt, verroht und zurückgekommen durch die Einwirkungen der langen Leidenszeit, nicht Schritt halten mit dem außerordentlichen Aufschwunge, den die exakten Wissenschaften gerade damals in Italien, Frankreich, den Vereinigten Provinzen und England nahmen. Die deutschen Gelehrten mußten auf fremden Universitäten studieren oder doch an fremden Geisteserzeugnissen. Auch hier begegnen wir der schon auf andern Gebieten so traurig hervortretenden Abhängigkeit vom Auslande. Der Geist der Nation war einmal gelähmt und konnte nicht auf einem einzigen Gebiete einen kühneren Flug unternehmen, als seine allgemeine Beschaffenheit gestattete. Auch fehlte die Teilnahme weiterer Kreise, wie sie in England, Italien, Holland für intellektuelle Bestrebungen zu finden war, und ebenso die beständige Unterstützung durch einen mächtigen und reichen Herrscher, wie in Frankreich Die praktischen Erfindungen durften nicht, wie in glücklicheren Ländern, auf die Teilnahme eines bemittelten, intelligenten und unternehmenden Kaufmannsstandes rechnen; so fiel einer der hauptsächlichsten Antriebe zu jenen hinweg. Die Wissenschaft und die Künste konnten nicht gedeihen in der dumpfen und banausischen Atmosphäre, unter der kleinlichen und selbstischen Gesinnung des damaligen Deutschland. In dem Reiche der Kultur hängt alles wohl zusammen und geht eines aus dem andern hervor: so wollte der materielle und moralische Ruin, welche der dreißigjährige Krieg hinterlassen hatte, auch keine gesunde geistige Vegetation aufkommen lassen.

---

1) T. VII. S. 633.

2) Hoffmann, Otto v. Guericke (Magdeb. 1874).

Die religiösen Wirren und der von ihnen herrührende Niedergang des patriotischen und nationalen Sinnes hatte, wie wir gesehen, schon gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts einen fast allseitigen Verfall des deutschen Geisteslebens im Gefolge gehabt. Die Greuel des dreißigjährigen Krieges, sein für Deutschland so überaus trauriger Ausgang, das wüste Treiben der kleinstaatlichen Despoten, die alles überragende Größe des politisch und intellektuell gleich glänzenden Frankreich gaben dann der schaffenden Kraft der deutschen Volksseele den Todesstoß. Die einzelnen Keime zum Bessern, die sich gegen das Ende des vorhergehenden Zeitraumes gezeigt hatten, waren völlig erstickt. In den protestantischen Ländern herrschte starre, geistlose Buchstabengläubigkeit, in den katholischen hatten die Jesuiten mit ihrem immer ödern Formalismus und ihrer erschlaffenden Denktyrannei die Gewalt in Händen. Die Gelehrten waren Pedanten oder suchten im Auslande die Anregung, welche die Heimat ihnen nicht bot. Woher hätte bei den elenden politischen, sozialen und moralischen Zuständen des damaligen Deutschland eine frische Erhebung, eine durchgreifende Wendung zum Bessern kommen sollen?

Mit Freuden gab man sich dem blendenden und bestrickenden Zauber hin, der von Frankreich ausging. Zumal in den protestantischen Ländern. Denn hier war man häufig mit dem westlichen Nachbarn verbündet, man pilgerte fleißig nach Paris, und anderseits erschienen französische Agenten, Offiziere, Truppen oft im Lande. Die deutschen Reformierten standen in lebhaftem Austausche mit ihren französischen Glaubensgenossen; ja diese, daheim bereits zurückgesetzt und bisweilen selbst verfolgt, ließen sich in den religionsverwandten deutschen Ländern nieder. Die katholischen Gegenden aber befanden sich wieder mit Italien und Spanien im Zusammenhang und öffneten deren Moden, Sitten und Sprache bereitwillig Thür und Thor. Französische Redensarten, italienische und spanische Ausdrücke drangen in Masse in die deutsche Sprache ein, welche schon mit lateinischen Bestandteilen übermäßig durchtränkt war. Das liederliche Geschreibsel der damals immer mehr aufkommenden, immer begieriger gelesenen Zeitungen trug noch zu dem widerlichen Sprachgemengsel bei, das schließlich der deutschen Rede jeden einheitlichen Charakter nahm und sie auf das greulichste verunstaltete. Vergebens beklagen die besseren Schriftsteller der Zeit bitter diesen Übelstand, vergebens geißeln Satirendichter und Epigrammatiker die traurige Unsitte — sie reißt nur immer mehr und allgemeiner ein. Man sucht ihr auf andere Weise beizukommen, indem man förmliche Gesellschaften zur Pflege der deutschen Muttersprache stiftet. Die erste entstand schon kurz vor dem Ausbruche des großen Krieges, im Jahre 1617, auf dem herzoglichen Schlosse zu Weimar: die „Fruchtbringende Gesellschaft" oder der „Palmenorden." Sie wurde dann zahllose Male nachgeahmt, durch die „Aufrichtige Tannengesellschaft," die „Deutschgesinnte Genossenschaft," die „Hirten von der Pegnitz," und wie sie alle hießen. Allein ihre Wirkung blieb im umgekehrten Verhältnisse zu ihrer Zahl und der Wichtigkeit, die sie sich gern beilegten. Die Spielerei mit

Ordensinsignien, allegorischen Namen und Schäferszenen, die thörichten Wortbildungen und lächerlichen Übertreibungen, in denen man sich gefiel, der Mangel an Geist und litterarischer Begabung bei den meisten Mitgliedern haben diesen Sprachgesellschaften jeden umfassenden Einfluß auf die deutsche Rede und das deutsche Schrifttum unmöglich gemacht.

Daß die Dichtkunst sich von dem Verderb der Sprachmengerei fern hielt, war nicht so sehr das Verdienst jener Gesellschaften, als vielmehr Folge des Umstandes, daß die neuhochdeutsche, nicht dialektische Poesie eigentlich damals erst entstand, und zwar unter den Auspizien eines so einsichtigen und patriotischen Mannes, wie Martin Opitz. Allein wenn dieser die Form der Dichtkunst vor der Ausländerei rettete, konnte er doch nicht dasselbe mit dem Inhalte thun. Da das nationale Leben damals keinen anregenden Stoff bot, die Erinnerung an die glorreiche Vergangenheit aber so gut wie untergegangen war, knüpfte man notgedrungen an die Ausländer, und zwar namentlich an die Franzosen, Ronsard und seine Nachfolger, an. Dies war um so mehr geboten, als den Dichtern selbst die eigentliche Erfindungskraft fehlte, die ganze damalige Poesie eine künstlich gemachte, ausgeklügelte, vorwiegend von Gelehrten zunftmäßig betriebene war. Sie ging in letzter Reihe nicht auf die frei schaffende Einbildungskraft des Einzelnen, sondern auf ein Musterlehrbuch zurück, die berühmte Schrift Opitz' „Von der deutschen Poeterey“ (1624). Das Werk hat das unbestreitbare Verdienst, der Willkür und Roheit der bisherigen deutschen Versifikation ein Ende gemacht und eine genau abgemessene und geregelte Technik, die unerläßliche Vorbedingung jeder bleibenden poetischen Schöpfung, an deren Stelle gesetzt zu haben. Daß sich Opitz dabei allzu knechtisch an die Antike auf der einen, die Franzosen auf der andern Seite anlehnte, ist freilich wahr. Aber wo sollte er damals seine Muster suchen? und daß er anstatt der herkömmlichen Ungebundenheit und Nachlässigkeit eine bestimmte und formvollendete Gestaltung einführte, ist ein überaus wichtiger Fortschritt, dessen wahre Bedeutung allerdings erst hervortrat, als sich später zu dem veredelten Äußern auch ein entsprechender Inhalt gesellte. Bei Opitz und seiner Schule bleibt hierin noch viel zu wünschen übrig. Es überwiegt, bei Mangel wirklicher dichterischer Schöpfungskraft, zu sehr die auf das rein Verstandesmäßige, Brave, nüchtern Belehrende gerichtete Tendenz, das bloß Didaktische, mit Ablehnung alles dessen, was das menschliche Herz tiefer erregen oder auch dem volkstümlichen Wesen entsprechen könnte.

Martin Opitz, geboren 1597 zu Bunzlau in Schlesien, hatte an gelehrten Schulen und Universitäten sich eine gründliche klassische Bildung angeeignet. Umgang mit begabten Fremden und ein längerer Aufenthalt in den freien Niederlanden, sowie eine Reise nach Paris hatten ihn über das damalige beschränkte und rohe Wesen der Heimat erhoben. Auch in weltlichen Geschäften wohl gewandt, hatte er frühzeitig einen bedeutenden Ruhm erworben, so daß Kaiser Ferdinand II. ihn feierlich zum Dichter krönte und unter dem Beinamen von Boberfeld in den Adelsstand erhob. Von dem Könige von Polen nicht

minder zum Sekretär und Reichshistoriographen ernannt, starb er, noch allzu jung, 1639 an der Pest. Wie wir gesehen, trägt er nicht ganz mit Unrecht den Namen „der Vater der (neuhoch-)deutschen Dichtkunst," wenn wir eben nur die formelle Seite derselben in Betracht ziehen. Nicht sein geringstes Verdienst ist es, die auf der „barbarischen" Muttersprache lastende Mißachtung beseitigt zu haben, worauf er schon durch seine Jugendschrift „Aristarch" hinwirkt. In seinen frühern lyrischen Gedichten zeigt sich übrigens Frische und Unmittelbarkeit der Empfindung, die er später der Glätte der Form, sowie knechtischer Nachahmung fremden Wesens nur allzu sehr opfert. Auch patriotische Töne weiß er, z. B. in seinem Liede „Auf, auf, wer teutsche Freiheit liebet," gar wohl anzuschlagen. Weniger werden wir uns für seine verstandesmäßig trockenen Lehrgedichte erwärmen können, in denen nur etwa die episodisch eingelegten Naturbeschreibungen von gutem Geschmack und feiner Beobachtungsgabe zeugen. Seine Trauer-, Schäfer- und Singspiele sind längst der Vergessenheit anheimgefallen, haben aber doch auf die Mit- und unmittelbare Nachwelt anregend gewirkt. Im ganzen muß man Opitz' Thätigkeit als eine vorteilhafte und für die Zeitgenossen erfreuliche bezeichnen.

Es ist merkwürdig, daß im gleichen Moment, wie der Protestant Opitz, ein hervorragender katholischer Schriftsteller, der edle Friedrich von Spee, in der Einleitung zu seinem Liederbuche „Trutznachtigall" durchaus dieselben Grundsätze für die deutsche Dichtkunst verfocht; zumal die Vermeidung jedes fremden oder auch ungebräuchlichen Ausdruckes, die Notwendigkeit strenger Silbenzählung und Silbenmessung, die besondere Neigung der deutschen Sprache zum jambischen Versmaße sind ihm Hauptregeln für die gebundene Rede. Er scheut mehr als Opitz die Anlehnung an die Fremden, und seine von inniger, glühender, zugleich mystischer und thatkräftiger Frömmigkeit erfüllten Gesänge entspringen weit mehr wahrem Gefühle und schlagen einen viel volkstümlichern Ton an, als wir bei dem kühlern und verstandesmäßigern Schlesier finden. Spee, dieser edle und liebenswerte Jesuitenpater, repräsentiert in würdigster Weise die schöne und gewinnende Seite des katholischen Ordenswesens. Man weiß, wie er zuerst in Europa sich 1631 in seinem Buche Cautio criminalis mit ehrlichem Zorn gegen die scheußliche Pest der Hexenprozesse erhoben und damit in der That in vielen Gebieten deren Verminderung, in manchen deren gänzliche Beseitigung herbeigeführt hat: ein Verdienst, das genügen würde, das Andenken dieses Mannes für immer zu einem gesegneten zu machen. Im Dienste der Verwundeten und Sterbenden, inmitten des Kriegsgetümmels hat er dann seine schwachen Körperkräfte aufgerieben und 1635, erst 44 Jahre alt, den schönsten Märtyrertod gefunden.

Dem religiösen Sinne der Zeit gemäß macht sich das protestantische Kirchenlied nicht minder oder vielmehr noch umfassender geltend, als das katholische. Johannes Heermann, der Dichter des schönen „O Gott, du frommer Gott, du Brunnquell aller Gnaden," wendete zunächst Opitz' Gesetze der Poetik auf das geistliche Lied an, mit vieler Gewandtheit im Ausdrucke,

lebendigem Gefühl und feinem, gebildetem Geschmacke. Er wurde der Tröster des armen, von den Kriegsleiden so furchtbar gequälten Volkes. Noch bedeutender, noch tiefer und volkstümlicher, als Heermann, ist Paul Gerhardt. Inniger und wirkungsvoller als in seinen Liedern sind nie die Beziehungen des Einzelmenschen zu Gott geschildert worden. Wir erinnern hier nur an das herrliche „Befiehl du deine Wege," das Unzähligen zur Erbauung und Aufrichtung gedient hat; an das Abendlied: „Nun ruhen alle Wälder;" an den Lobgesang „Sollt ich meinen Gott nicht singen;" an sein Danklied für die Verkündigung des (Westfälischen) Friedens. Und es ist kein unklares Gefühl, das sich in diesen Dichtungen ausspricht, sondern die Empfindung ist mit großem Gedankenreichtum gepaart, wie sie auch in edelster Sprache sich verkörpert. Gerhardt ist weit bedeutender als der vielfach überschätzte Königsberger Simon Dach, der übrigens neben dem geistlichen Liede auch in unbefangen anmutiger Weise das weltliche pflegte.

Letzteres fand dann einen würdigen Vertreter in dem größten Dichter jener Zeiten, einem Poeten von bleibender Bedeutung, in Paul Fleming. 1609 in einem erzgebirgischen Pfarrhause geboren, wußte Fleming als Jüngling sich eine Stellung im diplomatischen Dienste des Herzogs von Schleswig-Holstein zu verschaffen und nahm an einer Gesandtschaft nach Moskau teil. Dann studierte er in Leyden Medizin und ließ sich als praktischer Arzt in Hamburg nieder, wo er indes schon im Jahre 1640 gestorben ist.

Fleming war zu Opitz in persönliche Beziehungen getreten und hat ihn zeitlebens als seinen Meister verehrt, wie er sich ihm denn in formeller Beziehung stets angeschlossen hat. Allein er war ein zu wahrhafter, ursprünglich begabter Dichter, um nicht, zumal in seiner spätern Periode, inhaltlich über die kühle Kunstpoesie seines Vorbildes weit hinauszugehen. Anstatt sich verstandesmäßig Gegenstände für seine Dichtung auszuklügeln, greift er kühn in die eigene Brust und in das volle Menschenleben und spiegelt natürliche und ewig wiederkehrende Verhältnisse in seinen warm empfundenen, von klarer Anschauung und tiefer Auffassung getragenen Liedern wieder. Frohe Lebenslust und wahre Frömmigkeit, scharfer Blick für das Treiben der Zeit und edle patriotische Gesinnung vereinigen sich in dem jugendlichen Poeten, dessen früher Tod ein herber Verlust für die vaterländische Litteratur war. Wie innigen und treuen Anteil er an dem traurigen Geschicke und an der beklagenswerten Entartung seines Volkes nahm, dafür zeugt sein Trauerlied über die „Änderung und Furchtsamkeit jetziger Deutschen;" wie begeistert er für den litterarischen Ruhm desselben war, sein Gedicht „Wider die Mißgönner der deutschen Poesie."

Wenn Fleming unstreitig das größte poetische Talent der Zeit, war Andreas Gryphius das vielseitigste. Er war ein Schlesier, wie Opitz — geboren 1616 zu Groß-Glogau — und bildete sich wie dieser auf mehrfachen Reisen im Auslande. Wechselnd Lehrer und höherer Verwaltungs-

beamter, starb er 1664 in seiner Vaterstadt. Es ist merkwürdig, daß keiner der bedeutenden damaligen Dichter das kräftigste Mannesalter überschritten hat.

Traurige persönliche Schicksale und das Elend seines engern und des weitern Vaterlandes haben Gryphius' meisten Schöpfungen ein düsteres, melancholisches Gepräge verliehen. Überhaupt spricht sich in seinen lyrischen Dichtungen, in offenbarem Gegensatze zu Opitz, große Wahrheit und Unmittelbarkeit der Empfindung aus, die freilich oft mit Roheit und Kunstwidrigkeit des Ausdruckes gepaart sind. Auch ihm schneidet des Vaterlandes Elend tief ins Herz:

„Dreimal sind schon sechs Jahr, als unser Ströme Flut,
Von Leichen fast verstopft, sich langsam fortgedrungen,
Doch schweig ich noch von dem, was ärger als der Tod,
Was grimmer denn die Pest und Glut und Hungersnot,
Daß auch der Seelen Schatz so vielen abgezwungen."

Bei weitem mehr an die Fremden, zumal an Seneca und die Holländer, lehnt sich Gryphius in seinen Trauerspielen an, die übrigens wenig innern Wert besitzen. Für diese höchste dichterische Gattung reicht seine poetische Kraft bei weitem nicht aus. Die dramatische Komposition ist äußerst schwach; bald stockt die Entwickelung der Handlung ganz, bald überstürzt sie sich in gehäuften Greueln. Die Sprache gefällt sich in lästigem Schwulst und in alles Maß überschreitenden Kraftausdrücken. Viel besser sind Gryphius' Lustspiele, die zum großen Teile aus den wirklichen Verhältnissen und volkstümlichen Anschauungen hervorgegangen, und häufig durch derbe Kraft der Komik und ungeschminkte Natürlichkeit erfreuen. Bis auf Lessing ist auf diesem Gebiete nicht wieder so Gutes geleistet worden.

Die volkstümliche Richtung, die sich in Gryphius' Lustspielen offenbart, tritt auch in den Satirikern jener Zeit hervor. Der Schlesier Friedrich von Logau ist ohne Zweifel der bedeutendste Epigrammendichter der Deutschen. Kraft und Schärfe des Ausdrucks, aber auch leichte Anmut verbinden sich bei ihm mit klarem Blicke, feinem Urteil und gesundem Witze. Seine warme vaterländische Gesinnung spricht sich auf das bitterste über den Sittenverfall, die Eigenliebe, den Mangel an wahrem Stolze, die Nachahmungssucht der damaligen Deutschen, die Schmach des westfälischen Friedens, das Vorherrschen fremden und zumal französischen Wesens aus. Der letztere Übelstand ist auch ein steter Anreiz zum Spotte für den Rostocker Professor Lauremberg, dessen Satiren, in dem kräftigen Dialekte seiner Heimat geschrieben, mit den alamodischen Sitten und der alamodischen Poetik gar unzart umgehen.

Wenn die Poesie sich damals immer noch, dank Opitz' und Spees Bemühungen, auf einer gewissen Höhe hielt, so war die Prosa in völlige Verwilderung und Auflösung geraten, die schließlich die Existenz der Sprache selbst bedrohten. Mit fremden Wörtern durchsetzt, ohne Sinn für Satzfügung und Wohllaut, ausländische Redewendungen in unsagbarer Plumpheit nachahmend, schien die deutsche Rede dem Untergange geweiht. Nur zwei Prosaschriftsteller halten sich von der allgemeinen Verderbnis frei: Moscherosch und Grimmelshausen.

Der Elsässer Moscherosch, ein tüchtiger Verwaltungsbeamter und Staatsmann, hat, nach dem Vorbilde des Spaniers Quevedo, die Irrtümer und



Die Hof-Schule. Aus: Gesichte Philanders von Sittewaldt, das ist Straff-Schrifften Hanß Michael Moscherosch von Wilstätt.

Laster seiner Zeit in den „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichten Philanders von Sittewald“ gegeißelt. Mit scharfem Blicke durchschaut er seine Zeit, tief empfindet er ihre Verkehrtheiten, mit schneidendem, schmerzhaftem, weil aus

beamter, starb er 1664 in seiner Vaterstadt. Es ist merkwürdig, daß keiner der bedeutenden damaligen Dichter das kräftigste Mannesalter überschritten hat.

Traurige persönliche Schicksale und das Elend seines engern und des weitern Vaterlandes haben Gryphius' meisten Schöpfungen ein düsteres, melancholisches Gepräge verliehen. Überhaupt spricht sich in seinen lyrischen Dichtungen, in offenbarem Gegensatze zu Opitz, große Wahrheit und Unmittelbarkeit der Empfindung aus, die freilich oft mit Roheit und Kunstwidrigkeit des Ausdruckes gepaart sind. Auch ihm schneidet des Vaterlandes Elend tief ins Herz:

„Dreimal sind schon sechs Jahr, als unser Ströme Flut,
Von Leichen fast verstopft, sich langsam fortgedrungen,
Doch schweig ich noch von dem, was ärger als der Tod,
Was grimmer denn die Pest und Glut und Hungersnot,
Daß auch der Seelen Schatz so vielen abgezwungen."

Bei weitem mehr an die Fremden, zumal an Seneca und die Holländer, lehnt sich Gryphius in seinen Trauerspielen an, die übrigens wenig innern Wert besitzen. Für diese höchste dichterische Gattung reicht seine poetische Kraft bei weitem nicht aus. Die dramatische Komposition ist äußerst schwach; bald stockt die Entwickelung der Handlung ganz, bald überstürzt sie sich in gehäuften Greueln. Die Sprache gefällt sich in lästigem Schwulst und in alles Maß überschreitenden Kraftausdrücken. Viel besser sind Gryphius' Lustspiele, die zum großen Teile aus den wirklichen Verhältnissen und volkstümlichen Anschauungen hervorgegangen, und häufig durch derbe Kraft der Komik und ungeschminkte Natürlichkeit erfreuen. Bis auf Lessing ist auf diesem Gebiete nicht wieder so Gutes geleistet worden.

Die volkstümliche Richtung, die sich in Gryphius' Lustspielen offenbart, tritt auch in den Satirikern jener Zeit hervor. Der Schlesier Friedrich von Logau ist ohne Zweifel der bedeutendste Epigrammendichter der Deutschen. Kraft und Schärfe des Ausdrucks, aber auch leichte Anmut verbinden sich bei ihm mit klarem Blicke, feinem Urteil und gesundem Witze. Seine warme vaterländische Gesinnung spricht sich auf das bitterste über den Sittenverfall, die Eigenliebe, den Mangel an wahrem Stolze, die Nachahmungssucht der damaligen Deutschen, die Schmach des westfälischen Friedens, das Vorherrschen fremden und zumal französischen Wesens aus. Der letztere Übelstand ist auch ein steter Anreiz zum Spotte für den Rostocker Professor Lauremberg, dessen Satiren, in dem kräftigen Dialekte seiner Heimat geschrieben, mit den alamodischen Sitten und der alamodischen Poetik gar unzart umgehen.

Wenn die Poesie sich damals immer noch, dank Opitz' und Spees Bemühungen, auf einer gewissen Höhe hielt, so war die Prosa in völlige Verwilderung und Auflösung geraten, die schließlich die Existenz der Sprache selbst bedrohten. Mit fremden Wörtern durchsetzt, ohne Sinn für Satzfügung und Wohllaut, ausländische Redewendungen in unsagbarer Plumpheit nachahmend, schien die deutsche Rede dem Untergange geweiht. Nur zwei Prosaschriftsteller halten sich von der allgemeinen Verderbnis frei: Moscherosch und Grimmelshausen.

Der Elsässer Moscherosch, ein tüchtiger Verwaltungsbeamter und Staatsmann, hat, nach dem Vorbilde des Spaniers Quevedo, die Irrtümer und



Die Hof-Schule. Aus: Gesichte Philanders von Sittewaldt, das ist Straff-Schrifften Hanß Michael Moscherosch von Wilstätt.

Laster seiner Zeit in den „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichten Philanders von Sittewald“ gegeißelt. Mit scharfem Blicke durchschaut er seine Zeit, tief empfindet er ihre Verkehrtheiten, mit schneidendem, schmerzhaftem, weil aus

tiefer Seelenpein entstandenem Witze geißelt er sie. Immer höher erhebt sich seine Sprache; immer reiner und edler wird sie; zahlreiche Gedichte, teils eigene, teils Anführungen deutscher Vorgänger, beleben die Darstellung. Wie kräftig spricht das erste „Gesicht“ des zweiten Teiles, „A la mode Kehrauß“ von seiner vaterländischen Gesinnung, von seinem Hasse gegen alles Fremde.

Moscherosch's Schriften waren freilich zu wenig volkstümlich, um Gemeingut der ganzen Nation zu werden. Letzteres war aber der Fall bei den populären Romanen des Hessen Hans Jakob von Grimmelshausen, zumal bei dessen berühmtem „Simplicissimus,“ der getreuesten, umfassendsten und zugleich fesselndsten dichterischen Schilderung zeitgenössischer Verhältnisse, die in der deutschen, ja in der gesamten Weltlitteratur vorhanden ist. Noch heute liest man sie mit demselben Interesse und mit vielleicht größerer Belehrung, als vor zwei Jahrhunderten. Wir stehen nicht an, den „Abenteuerlichen Simplicissimus“ für das größte und dauerndste Erzeugnis deutschen Schrifttums im siebzehnten Jahrhundert zu erklären. Freilich hat selbst dieser wahre Dichter von Gottes Gnaden sich nicht ganz der Entartung der damaligen Prosa entziehen können.

Wenn wir das hier Gesagte zusammen fassen, so kann zunächst mit Genugthuung festgestellt werden, daß bei diesen Besten der Nation der vaterländische Sinn noch keineswegs erloschen war. Allein sie standen hiermit leider völlig vereinzelt. Wagen auch sie sich ja lediglich zu bittern Klagen über Deutschlands und der Deutschen Verfall aufzuraffen, keineswegs zu einem positiven Vorschlage, selbst nur zu einem Gedanken an Besserung und Wiedererhebung. Die meisten gefallen sich vielmehr im düstersten Pessimismus, der die Aussichtslosigkeit unserer damaligen Zustände nur allzu deutlich wiederspiegelt. Und die nächste Zukunft sollte ihnen in dieser finstern Anschauungsweise recht geben! Ferner nehmen wir wahr, daß während der Epoche des dreißigjährigen Krieges aus den verheißenden Ansätzen der unmittelbar vorhergehenden Zeit sich noch manches schöne und fruchtbare Talent entwickelt hat, daß dann freilich die verzehrende Glut des greuelvollen Kampfes sie schließlich alle versengt und vor der völligen Entfaltung ihrer Anlagen vernichtet hat. Wie Großes hätten ein Spee, ein Fleming, ein Gryphius, selbst ein Opitz unter günstigen Lebensumständen und in einer glücklichen und nationalen Periode schaffen können! So aber gehen sie sämtlich vorzeitig dahin; und bei ihrem Schaffen mangelt ihnen allen die feine künstlerische Vollendung, welche nur behagliche Ruhe des Daseins und Wechselwirkung des Dichters mit einem großen gebildeten Volke geben können. Es fehlt ihnen das feste Beruhen auf gesicherten nationalen Verhältnissen, das Zutrauen zu ihrem Volke, ihrer Sprache und sich selbst. Trotz hoher Begabung vermögen sie also Bleibendes, für alle Zukunft Gültiges nicht zu schaffen. Der einzige, der in seiner Art Vollkommenes hervorbrachte, war Grimmelshausen, in seinem satirischen Zeitroman: weil ein Spiegel um so reiner ist, je deutlicher und greifbarer er auch die Fehler der in ihm Wiedergegebenen darstellt. Leider

sollte die deutsche Litteratur noch nicht auf den tiefsten Punkt des Verfalls gesunken sein — dieser wurde erst in dem nächsten Zeitraume erreicht.

Die Kunst war schon längst untergegangen. Es fehlten ihr alle Vorbedingungen des Daseins: reiche und gefestigte Verhältnisse, nationaler Sinn, Interesse des Volkes, seine Bildung und gemeinsame Tradition. Hatten um die Neige des vorhergehenden Jahrhunderts Architektur und Bildhauerkunst im Bunde noch glänzendes und erfreuliches geschaffen, so blieben für dergleichen unter dem Jammer und Elend des Krieges weder Muße noch Mittel übrig.

Und das zu derselben Zeit, wo in den Niederlanden die Malerei eine so großartige und eigenartige Entwickelung nimmt, daß dieselbe sich an Bedeutung fast der italienischen an die Seite stellen kann. In frischer, echt nationaler Empfindungsweise erheben sich nebeneinander die verwandten und doch wieder so verschiedenen Schulen von Brabant und Holland, originell in ihrer Auffassung wie in der Behandlung der Form und der malerischen Technik.

Die brabantische Schule verehrt ihren Gründer und größten Meister in Peter Paul Rubens (1577—1640). Dieses glänzende und vielseitige Genie hatte durch persönliches Studium der großen italienischen Cinquecentisten und zumal der Venezianer sich von den Fesseln der in seiner Heimat damals herrschenden Manieristen befreit. Die Farbenpracht und Zeichenkunst der Venezianer dient bei ihm einer überschwellenden, unerschöpflichen Kraft und Lebenslust, die, oft bis an die Grenze des Schönen gehend, immer machtvoll, großartig, mannigfach bewegt, staunenswertes hervorbringt. Zartere Gemüter mag solche trotzige, kecke Gestaltenfülle bisweilen abstoßen; aber wer sich in die mächtige Persönlichkeit des Meisters zu versetzen weiß, wird sich von dieser bunten und doch so sicher geordneten, herrlich gruppierten, mit unnachahmlicher Kunst gezeichneten Menge unwiderstehlich angezogen fühlen. Man empfindet mit Freuden die beispiellose Leichtigkeit des Schaffens, das unbegrenzte Gestaltungsvermögen des Künstlers, aus dessen kräftiger Sinnlichkeit immer wieder glänzende und üppige Gebilde hervorgehen. Seine Werke sind die schönste Verkörperung niederländischen Wesens, nach dessen Vorzügen und auch nach dessen Mängeln. Stand doch Rubens inmitten des Lebens seiner Zeit, in diplomatischen Sendungen und mannigfachen Verhandlungen nicht minder gewandt und selbstvertrauend, als in seinen malerischen Leistungen; und sein Haus zu Antwerpen war der Mittelpunkt des geistigen und künstlerischen Treibens dieser großen Handelsstadt. Kirchliche und Profangeschichte, Tierstücke und Porträts, Kinderszenen und Landschaften, alles das zog er in den Bereich seiner Kunst, und selbst die Architektur blieb diesem universalen Geiste nicht fern.

Sein bedeutendster Schüler, Anton van Dyck, ist doch eine von ihm grundverschiedene Natur. Er hat nichts von der überströmenden Kraftfülle, von der zündenden Genialität des Meisters, ein mehr rezeptives, beschauliches Wesen, der Einwirkung seiner Umgebung durchwegs ausgesetzt, fein, sensibel, aber ohne große innere Triebe und individuelle Selbständigkeit; mit einem Anfluge von Melancholie, die sich doch gut mit der Vorliebe für eleganten

Luxus vertrug. Zunächst ahmt er ganz Rubens nach, dessen Weise noch übertreibend, und ohne dessen großartigen Zug. Dann, auf seiner italienischen Reise, wirken die Venezianer derart auf ihn, daß seine Schöpfungen kaum von den ihren zu unterscheiden sind. Endlich, als Hofmaler Karls I. von England, stellt er dessen aristokratische Umgebung mit wahrhaft vornehmer Feinheit der Auffassung, der Pinselführung und der Farbe dar, aber auch mit einer gewissen weichlichen Flauheit, die dem Charakter dieser Höflingsgesellschaft nur allzu gut entsprach. Er war ein Meister milder und sanfter Technik, wenn er sich nur die Mühe gab, sie anzuwenden; allein zuletzt ließ er sie in bequeme Oberflächlichkeit ausarten. Seine Historienbilder beschäftigen sich mit Vorliebe mit Darstellungen des tiefsten Seelenschmerzes in Gegenständen des Neuen Testamentes. Den niederländischen Charakter bringt unter den großen brabantischen Malern niemand weniger zum Ausdruck als dieser Schilderer des englischen Adels.

Von den übrigen zahlreichen Schülern Rubens' kam keiner ihm nur entfernt gleich. Der hervorragendste unter ihnen ist Jakob Jordaens. Allein in seinen zahlreichen tüchtigen und lebensvollen Genreszenen übertreibt er doch die Derbheit und Kraft des Meisters bis zur Roheit.

Der Glanz und die Farbenpracht, die aristokratische Freude am Pomp und Schimmer, welche die brabantische Schule auszeichnen, bleiben den Meistern des bürgerlichen und republikanischen Holland fremd. Aber mit jener gemein haben sie das tiefe gründliche Verständnis des Realen, die liebevolle Versenkung in die Natur, deren kräftige und energische Wiedergabe, das genaue Studium des Details. Man begann in dem protestantischen Lande, das von den kirchlichen Überlieferungen wenig wissen wollte, zunächst einfach mit der Porträtierung von Menschen und Landschaften. In jener zeichneten sich Van der Helst und zumal Franz Hals aus, dessen lebenswahre, mit breiter und kühner Pinselführung und doch mit eindringendster Vertiefung entworfene Bildnisse, gemalt mit bewundernswerter Sicherheit der Technik, uns heute noch die Charakterzüge und Gefühle jener Zeiten treu vor Augen führen. Franz Snyders schildert mit Kraft und Begabung Jagd- und Kampfesszenen aus dem Tierleben. Johann van Goyen begründet in einfacher und anmutiger Weise die Landschaftsmalerei seiner Schule, der er hierin für immer den Weg vorzeichnet: nicht großartige Gebirgsgegenden oder Klippenküsten, nicht heroische und märchenhafte Gestade soll sie darstellen, sondern die weiten, wasserdurchzogenen, baumgeschmückten Ebenen ihres Vaterlandes, mit den flachen, endlos ineinander übergehenden Horizontallinien. Und da kam der Meister, der alle diese Richtungen in sich vereinigte, um sie eigentümlich weiter zu bilden: Rembrandt van Ryn (1607—1669). Rembrandt begann damit, ängstlich seinen Modellen zu folgen oder sie mit knechtischer Genauigkeit wiederzugeben, ohne Streben nach edler und schöner Form. Aber sein Genie befreite ihn bald von dieser niedrigen Arbeitsweise, und indem er noch immer die Natur zu seiner Lehrmeisterin und zu seinem Muster machte, strebte er sie zu vergeistigen, ihre hervorragenden und charakteristischen Züge zu konzentrieren, das in ihr

verborgene Lebensprinzip herauszuschälen und zur Anschauung zu bringen. Wunderbar weiche und schimmernde Lichteffekte, bald hell und blendend, bald in sanfterem Helldunkel sich abspielend, verleihen einen weiteren Reiz, lassen gleichsam die Gegenstände und Linien sich wie in der Wirklichkeit bewegen und ändern. In seinen letzten Werken ist er freilich in diesen Bestrebungen zu weit und über die Natur hinausgegangen. Wie merkwürdig weiß dieser große Maler auch das Unbedeutendste zu beleben. Man sehe nur in seinen Radierungen die einfachsten Landschaften: einige Bäume, eine Hütte, eine ländliche Brücke — wie alles das von poetischem Eigenwesen erfüllt und umwoben ist, volle Wirklichkeit und doch wieder duftiger, feiner, kurz idealer als die Wirklichkeit. Auch er ist, wie Rubens, vielseitig in den Gegenständen seiner Kunst: nur daß er für das Mythologische keinen Sinn besitzt, es lediglich unter dem Gesichtspunkte derb komischen Spottes auffaßt (man denke an seine Diana, seinen Raub des Ganymed).

Rembrandt gehört zu der Schar der Genien von so großartiger Eigentümlichkeit, daß sie keine Schüler haben können; diejenigen, welche sich so nannten, waren nur magere Kopisten.

Aber in unabhängiger Weise entwickelt sich die holländische Schule weiter, nach zwei Richtungen hin: nach derjenigen der Landschaftsmalerei und derjenigen des Genre.

In der einen gab ein Meister ersten Ranges, Jakob Ruysdael (1625 bis 1682), den Ton an. Mit tief innerlicher, oft geradezu leidenschaftlicher Erregung läßt er die Natur auf sein Gemüt wirken, und doch wie genau befolgt er die feinsten Gesetze der Perspektive, wie korrekt und zart ist seine Zeichnung. Ein Hauch ergreifender Melancholie umweht die einzigen Schöpfungen dieses großen Dichters, der seine Elegien auf der Leinwand verkörperte. Seinen hohen Zauber hat später niemand mehr gewonnen, weder der feine heitere Hobbema, noch der schroffe und düstere Everdingen.

Ganz eigentümlich den Holländern und in der That echt niederländisch ist dann die Schöpfung des modernen Genrebildes, und zwar in einer Frische und Originalität der Auffassung, in einer geistvollen Feinheit der Ausführung, die nie wieder erreicht worden sind. Der nüchterne verständige Sinn dieses Volkes trug zur Gründung dieses Kunstzweiges bei, aber auch seine echt germanische Freude an dem Heim und dem häuslichen Leben. Verklärt solcher Zug schon die Alltäglichkeit der Gegenstände mit einem poetischen Hauche, so wird das künstlerische Element noch durch die bewundernswerte Begabung dieser Maler für eine nicht weniger zierliche als kräftige Darstellung, für die sorgfältigste Durcharbeitung des Details, für blühende und doch harmonische Farbengebung gehoben.

Am Ende des 16. Jahrhunderts hatte Peter Breughel, der „Bauernbreughel,“ diese Richtung begründet, die durch den jüngern, den „Höllenbreughel“, sowie den älteren David Teniers eine phantastische, auf das Wunderbare und oft Alberne zielende Wendung zu nehmen drohte. Allein

der jüngere David Teniers (1610—94) führte sie wieder auf ihr eigentliches Gebiet zurück. Er ist der wahre Schöpfer des niedern Genres in der holländischen Schule. Alle Vorzüge malerischer Technik, wie er sie bei Rubens gelernt hat, wendet er mit ergötzlichstem, nie versiegendem Humor, mit wahrer Begeisterung für das Volksleben, auf die Schilderung des Treibens der Bauern und des niederen Bürgerstandes an, selbst den vulgärsten Stoff durch seinen Witz auf der einen, durch meisterhafte Farbenanwendung und geschickte Lichteffekte auf der andern Seite adelnd. Gleichsam ein übertriebener Teniers ist Adrian Brouwer, der sich in kecker und bisweilen roher Schilderung der wüstesten Wirtshausszenen gefällt. Ruhiger und feiner als beide sind die beiden Ostade, Adrian und Isaak; zumal des ersteren Helldunkel erinnert oft an Rembrandt.

Aber auch das Leben der höhern Klassen fand seine liebevollen und hochbegabten Darsteller. Gleich der erste, der es schilderte, war der trefflichste: Gerhard Terburg (1608—81). Da treten sie vor uns in allem Glanz und aller Würde der Erscheinung: die stattlichen reichgeschmückten Herren und die in weiten seidenen Gewändern daher rauschenden, von kostbarem Geschmeide umblitzten Damen jener Zeit, in ihrer mit gediegener Pracht und zumal mit schweren Stoffdrapierungen ausgestatteten Zimmern. Terburg weiß aber auch jeder seiner Genreszenen in geistvollster Weise Andeutungen beizulegen, die sofort ein novellistisches Interesse erwecken und die Einbildungskraft des Beschauers in lebhafte Bewegung versetzen. Wenn der etwas jüngere Gerhard Dow durch sein bei Rembrandt gelerntes Helldunkel eine behaglich gemütliche Stimmung seinen Schöpfungen aufzuprägen versteht, wenn er in der Eleganz der Einzelheiten nicht minderes leistet als Terburg, geht ihm doch dessen schöpferisches Talent ab, durch eigentümliche Andeutung mannigfacher Beziehungen die Phantasie anzuregen und zu fesseln.

Diese beiden Künstler wurden dann die Vorfahren einer langen Reihe Jüngerer, Gleichstrebender.

Welche wunderbare Entwickelung des kleinen niederländischen Volkes! Dieselbe Generation, die diese zahlreichen Maler ersten und zweiten Ranges erzeugte, führte auch die holländische Litteratur zu ihrer höchsten, nie wieder erreichten Blüte.

Damals wirkten in der einzigen Stadt Amsterdam gleichzeitig Hooft, Vondel und Huygens. Peter Hooft (1581—1647), aus vornehmer Patrizierfamilie, hatte seinen Geschmack auf weiten und langdauernden Reisen gehoben. Sein Streben, das von Erfolg begleitet, war, die Anmut italienischer Schriftsteller mit nordischem Gedankenreichtum zu verbinden. So wurde er der Schöpfer der kunstmäßigen niederländischen Prosa und Poesie; freilich hat er in letzterer weniger Originelles geleistet, als in der Historiographie seines Vaterlandes. Joost van den Vondel (1587—1679) genießt als Lyriker mit Recht des höchsten Rufes in seinem Vaterlande; als Dramatiker verfiel er, wie wir sehen werden, gänzlich der Nachahmung französischer Muster. Konstantin Huygens endlich, der Vater des berühmten Physikers, zeichnete sich

als Polyhistor aus, während seine mannigfachen Dichtungen wegen Gesuchtheit und Dunkelheit des Ausdruckes längst der Vergessenheit anheimgefallen sind. Um so populärer wurde der Seeländer Jakob Cats (1577—1660), der „Vater Cats," der auch in den öffentlichen Geschäften des Freistaates eine hervorragende Rolle spielte. Diese Sorgen, sowie seine gründliche Gelehrsamkeit verhinderten ihn nicht, in seinen lyrischen und didaktischen Gedichten in glücklicher Weise den volkstümlichen Ton zu treffen. Sie wurden in allen Schichten der niederländischen, auch vlamischen Bevölkerung heimisch, in allgemeinerer und dauernderer Weise, als dies vielleicht irgend einem Schriftsteller der größeren Nationen zu teil geworden ist. Neben der Bibel pflegte man das „Buch des Vaters Cats" noch Jahrhunderte hindurch in den bescheidensten niederländischen Familien anzutreffen. Großartige poetische Imagination dürfte man bei ihm nicht suchen, wohl aber ein gesundes tiefes Gefühl, eine leichte und doch herzgewinnende Sprache, große Gewandtheit des Versbaues; selbst die beträchtliche Breite seiner Darstellung entspricht sehr wohl den Bedürfnissen und Gewohnheiten der Masse. Man wird durch seine Sprache an die Reihen behäbiger, von Reinlichkeit schimmernder Backsteinhäuser erinnert, die sich überall im damaligen Holland mit freundlicher Beschaulichkeit in den stillen Wassern der Kanäle spiegelten, von sonnigen, lichten, wohl abgezirkelten Gärten umgeben.

Die Wissenschaften wurden bei den Holländern nicht weniger als die schöne Litteratur gepflegt. Wenn auch die griechische Sprache vernachlässigt wurde, hielten doch in betreff des Lateinischen Heinsius, Hugo Grotius, Rutgers, Vossius den Ruhm der holländischen Philologen aufrecht. Fremde Gelehrte, wie Saumaise und Gronov, ließen sich an den dortigen Universitäten nieder: denn Holland wurde damals als das wahre Vaterland der Gelehrsamkeit betrachtet. Meursius wurde der Schöpfer der griechischen und zumal athenischen Altertumskunde. Erpen von Gorcum und Golius erhoben das Studium der arabischen Sprache zum Range einer Wissenschaft. Holländer bauten auf den bahnbrechenden Entdeckungen Keplers über die Natur des Auges weiter: der Brillenmacher Jens Lippershey aus Middelburg erfand im Jahre 1608 das Fernrohr[1]), Cornelius Drebbel 1620 das Mikroskop. Es ist unnütz, hervorzuheben, welche Revolution das erstere dieser Instrumente in der Astronomie und das letztere in den beschreibenden Naturwissenschaften hervorgebracht hat. Um 1620 hat Willibrod Snell das Gesetz der Lichtbrechung entdeckt. So war Holland nicht weniger bedeutend in den exakten als in den humanen Wissenschaften.

Ganz besonders muß aber auf das bahnbrechende Genie des Hugo Grotius aufmerksam gemacht werden. Geboren 1583 zu Delft, hat dieser große Jurist schon als Kind die Aufmerksamkeit seines Vaterlandes und fremder Potentaten

1) Diese lange streitige Frage ist endgültig entschieden worden durch H. Servus, Gesch. des Fernrohrs (Berlin 1886).

auf sich gezogen; im Alter von fünfzehn Jahren erhielt er von Heinrich IV. eine goldene Kette. Wir haben gesehen, wie seine Teilnahme für die Arminianer ihn in das Gefängnis gebracht und wie seine kluge und aufopfernde Gattin ihn aus demselben befreit hatte. Zuerst flüchtete er sich nach Frankreich, dann nach Schweden. In letzterem Lande trat er in den diplomatischen Dienst über, der ihn als schwedischen Gesandten nach Paris führte. Als solcher wirkte er zehn Jahre hindurch, jedoch nicht gerade mit glänzendem Erfolge. Auf der Rückkehr nach Schweden wurde er zu Rostock vom Tode ereilt (1645).

Grotius (Hugo Cornets de Groot) war ein vielseitig und zumal klassisch gebildeter Mann. Seine schriftstellerische Thätigkeit beschränkte sich keineswegs auf die Rechtswissenschaft. Er hat theologische, historische, philosophische und poetische Schriften verfaßt: sein Buch De veritate religionis christianae gilt als die beste Apologie des Christentums aus neuerer Zeit. Allein sein Hauptwerk, durch das er vorzüglich unsterbliches Verdienst erworben hat, sind seine „Drei Bücher über das Recht des Krieges und des Friedens" (De jure belli ac pacis libri tres, 1625). Es begründet eine neue Epoche der internationalen Beziehungen, man möchte sagen der Politik, indem es zum erstenmale ein System des Völkerrechtes aufstellt. Zu Grunde legt Grotius das natürliche, philosophische Recht, auf das er aber mit zahlreichen Beispielen, zumal aus dem Altertum, auch die historisch-positiven Satzungen aufbaut, wie sie sich aus dem Herkommen ergeben. Nicht nur ein hoher, wahrhaft philosophischer Geist, nicht nur eine, zumal für jene Zeit, seltene Humanität spricht aus dem großen Werke, sondern auch strenge Wissenschaftlichkeit, bedingungslose Unparteilichkeit, eine über alles Tagestreiben erhabene Würde. Mit ganz besonderer Vorliebe ist das Kriegsrecht behandelt, das dem Verfasser zunächst bei dem Entwurfe seiner Riesenarbeit vorgeschwebt hatte. Dieselbe erregte sofort das größte Aufsehen, und sie ist heute noch nicht veraltet, gerade weil sie aus reinster, edelster, unbefangenster Gesinnung erflossen ist. Das De jure pacis ac belli hat Hunderte von Auflagen und Übersetzungen erlebt. Seine Bedeutung geht auch aus dem Umstande hervor, daß es immer wieder, bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, von zahllosen Rechtsgelehrten mit Anmerkungen versehen und kommentiert wurde. Es ist klar, daß von dem heutigen Standpunkte der Rechtswissenschaft und Politik, ja der strengen Systematik aus man vieles an dem Werke des Grotius wird aussetzen können: aber daß dieser Genius mit dem ersten Wurfe etwas doch so wenig Unvollkommenes hat schaffen können, ein Neues, das doch auch so bleibend ist — das wird auf immer ihn zum Gegenstand hoher Bewunderung machen.

Welch tüchtiges, gesundes Wesen in diesem Holland des 17. Jahrhunderts, und in wie traurigem Gegensatze steht dazu das stammverwandte Deutschland des dreißigjährigen Krieges!

Auch Hollands früherer Gegner, Spanien, war in jähem, unaufhaltsamem

Verfalle begriffen.[1]) Schon im Beginne von Philipps IV. Regierung hatte ein Cortes-Abgesandter dem Könige eine Denkschrift eingereicht, in der, nach vielen Detailanführungen, von dem Zustande des Reiches folgende traurige Schilderung entworfen war: „Viele Ortschaften sind entvölkert und verlassen, die Kirchen zerfallen, die Häuser in Trümmern, die Erbschaften verloren, die Äcker ohne Anbau, die Einwohner mit Frauen und Kindern auf der Landstraße, von einer Stätte zur andern nach Erwerb ausziehend, sich nährend von den Gräsern und Wurzeln des Feldes. Andere wandern aus nach Ländern, wo der Unterthan nicht durch Steuern erdrückt wird.“ Die wohlgemeinten Reformversuche des „Herzogs-Grafen“ Olivares waren schließlich alle an den beständigen und weit ausgreifenden Kriegen gescheitert, welche der König zur Aufrechterhaltung der Religion und des Glanzes des „erlauchten Hauses Österreich“ unternehmen zu müssen glaubte. Die Nation und der Adel waren hierin mit ihrem Herrscher eines Sinnes; denn sie bildeten sich ein, Spanien sei noch immer das erste Land der Welt. Da kämpfte man in Italien und in den Niederlanden, in Portugal und Katalonien, in Ungarn und am Rhein, in Böhmen und Polen wie in der Freigrafschaft. Die Last dieser Kriege wurde um so unerträglicher, als seit der Vertreibung der Morisken Gewerbfleiß und Verkehr sich durchaus nicht wieder beleben und den hungernden Arbeiterfamilien Brot schaffen wollten. Und dazu verbot man den Verkehr mit allen Ländern, mit denen Spanien im Kriege war, das heißt so ziemlich mit ganz Europa. Diese Maßregel gab dem internationalen Handel Spaniens den Todesstoß. Außerdem zerrütteten die Kriege die Staatsfinanzen und erforderten fortwährende Anleihen. Die öffentlichen Einnahmen, die noch 1634 an achtzehn Millionen Dukaten betragen hatten, von denen nur sieben Millionen für den Dienst der öffentlichen Schuld verwendet werden mußten, gingen jetzt fast völlig für deren Zinsen und Amortisation darauf. Wenn Olivares, um Geld zu schaffen, den Wert der Scheidemünzen plötzlich auf das Doppelte erhöhte oder, um die Handarbeit billiger zu machen, Zwangsverkauf aller Arten Getreide zu obrigkeitlich bestimmten Preisen anordnete, so konnten derartige Gesetze das Übel offenbar nur noch steigern. Je ärmer das Land wurde, desto mehr erhöhte man die Abgaben; denn die Kriege verschlangen ungeheure Summen. Schon sah man Olivares, in Verzweiflung wegen des Versiegens der finanziellen Hilfsquellen, sich bettelnd an die Großmut der Privatleute wenden. Während der Minister mit äußerster Anstrengung die immer drückendere Last der Geschäfte trug, war der König unermüdlich in Festlichkeiten, Balletten, Tierkämpfen, Theateraufführungen aller Art: freilich behauptete man, der Herzog-

1) Mod. Lafuente, Bd. XVI. — Relationen der venezianischen Gesandten Francesco Corner (1634), Giovanni Giustinian (1638), Alvise Contarini (1641); Barozzi e Berchet, Serie I., T. II. — Die ganze Erbärmlichkeit Philipps IV. und der damaligen spanischen Zustände spiegelt sich in den Cartas de la venerabile Sor Maria de Agreda y del Rey D. Felipe IV, veröffentlicht von Fr. Silvela, Bd. I. (Madrid 1885).

Graf ermutige ihn zu diesen Zerstreuungen, damit in allen ernsten Angelegenheiten ihm der Herrscher die Entscheidung überlasse. Die Reichsräte wie der Monarch hatten thatsächlich nur den Namen der Macht, denn Philipp unterzeichnete immer und ausschließlich, was Olivares ihm vorschlug. Jedenfalls war der Minister nur auf das Beste des Staates bedacht; weder bereicherte er sich selbst, noch duldete er, daß seine Umgebung es thue. Welch Gegensatz zu den früheren Günstlingen! Selbst seine viel getadelte und gehaßte Strenge und Rücksichtslosigkeit galt nur dem Wohle des Landes. Mit fester Hand hielt er den Hochadel, selbst die königliche Familie im Zaume und verhinderte dieselben, zu ihrem lebhaften Verdrusse, den Staat zu plündern und zu übervorteilen. Dagegen mochten sie sich an Unterhaltungen aller Art und zumal an Liebeshändeln vergnügen, in denen der Monarch ihnen gleichfalls mit gutem Beispiele voranging. Freilich kosteten diese Tändeleien unendliche Geldsummen, die man besser der armen Bevölkerung gelassen oder auf die kräftige Fortführung des Krieges verwandt hätte. Die geschlechtliche Unsittlichkeit in Spanien wurde allgemein, da der König sie begünstigte; Überfälle, Diebstähle, Mordthaten gingen in Unzahl aus dieser Immoralität hervor. In nur zwei Wochen wurden allein in Madrid hundertundzehn Meuchelmorde verübt. Jeder durfte Waffen tragen, die Justiz war im höchsten Grade bestechlich.

Zwei Jahrzehnte hindurch erhielt sich Olivares in der unbedingten Beherrschung Spaniens; als aber das allzu scharf angespannte Regierungssystem endlich in Stücke brach, als Portugal und Katalonien sich empörten, in den Niederlanden, dem Trierer Erzstift, in Italien die Franzosen stets neue Siege erfochten, als der Staatsbankerott unvermeidlich wurde, da häufte man alle Schuld an diesen Unglücksfällen auf den Herzog-Grafen. An sich gewiß mit Unrecht — indes da er einmal alle Verantwortung auf sich genommen hatte, mußte er sie auch tragen, und mit ihr den heftigsten populären Haß. Die Königin Isabella von Bourbon, deren Privatleben übrigens gleichfalls zahlreichen Verdächtigungen ausgesetzt war, sowie die fromme Nonne Maria de Agreda, welche die Egeria des Herrschers spielte, stellten sich an die Spitze der Feinde des Ministers. Endlich, im Januar 1643, wußten dieselben den schwachen und unentschiedenen Monarchen dahin zu bringen, daß er seinen Günstling auf dessen Güter verwies. Es war gerade einen Monat nach dem Tode seines gewaltigen Gegners Richelieu. Die Freude über Olivares' Sturz war allgemein. An den Thüren des königlichen Palastes fand sich ein Anschlag, der besagte: „Nun wirst du wahrhaft Philipp der Große sein, da der Graf-Herzog dich nicht mehr wird klein machen können." Die kurzsichtige Menge erwartet von einer Änderung auch immer eine Besserung!

Die Feinde des Ministers hätten ihm gern einen Kriminalprozeß angehängt, indes es ließ sich ihm kein Vergehen nachweisen. Doch ist er wohl zu seinem Glücke dem Haß seiner Gegner schon zwei und ein halb Jahre später, im Juli 1645, durch den Tod entrückt worden. Er hätte verdient, Spanien in einer glücklicheren Zeit und unter einem tüchtigeren Monarchen zu lenken.



Philipp IV., König von Spanien.
Gemälde (um 1625) von D. Diego Velasquez de Silva (1599—1660); Florenz, Galleria Pitti.

Wie die Dinge nun einmal stehen, ist sein Andenken mit dem des Verlustes zahlreicher Schlachten, Städte und Provinzen, mit dem endgültigen Verfalles spanischer Größe verknüpft.

Seine beste Rechtfertigung war und ist der Umstand, daß nach seinem Sturze es Spanien nicht besser, sondern nur übler erging. Der König erklärte zunächst zur unsagbaren Freude des loyalen Volkes, die Regierung selber führen zu wollen. Als er aber dabei wenig Erfolg hatte und durch den Tod seiner Gemahlin, sowie seines ältesten Sohnes und designierten Thronfolgers Balthasar Karl dem Familienleben wieder entfremdet wurde, fiel er in seine früheren Ausschweifungen und Liederlichkeiten zurück. Seine zunehmende Kränklichkeit, die er, wie die meisten Glieder des Hauses Österreich, durch unmäßiges Essen erhöhte, bestärkte ihn in seinem Entschlusse, der Leitung der öffentlichen Dinge zu entsagen. Er vertraute sie dem Don Luis de Haro an, einem wohlmeinenden, aber nur mäßig begabten Minister. Haro, freundlich und zuvorkommend gegen jedermann, war vor allem ein Mann des Friedens. Sein Emporkommen dankte er der persönlichen Zuneigung des Königs, dessen geheime, nicht immer löbliche Vergnügungen er geteilt und bisweilen sogar vermittelt hatte. Sein Oheim Olivares hatte ihn, als für sich gefährlich, oft vom Hofe entfernen wollen; aber hier war der sonst Allmächtige gescheitert. Jetzt erhielt er zwar nicht den Namen, wohl aber die Gewalt eines königlichen Günstlings. Er hatte jedoch mehr guten Willen als wirkliche Befähigung, und zumal kannte er die Zustände des Auslandes allzu wenig [1]); übrigens hätte auch das hervorragendste Genie an dem traurigen Zustande Spaniens nichts Wesentliches mehr ändern können. Eine Kriegsmarine wagte man nicht mehr zu halten, weil sie doch nur eine Beute der Feinde werde; die Handelsmarine hatte wegen des Verbotes jedes Verkehres mit England, Frankreich, Venedig, Portugal so gut wie aufgehört zu existieren. Der ewige Wechsel im Werte der Münzen zerrüttete den geringen innern Handel, den der üble Zustand der Straßen und die unsinnigen Steuern übrig gelassen hatten. Neben dem materiellen Verfall ging immer erschreckender der sittliche einher; alles war korrumpiert: vom Minister und Vizekönige bis zum Dorfschulzen herab, vom General bis zum Sergeanten suchte jedermann in öffentlicher Stellung nur unrechtmäßigen Gewinn, ohne die mindeste Achtung für Vaterland und Pflicht. Kein Wunder, daß die unbezahlten Soldaten ihren Dienst versagten, daß überhaupt jeder den Staat, der Ungemessenes beanspruchte und nichts dafür leistete, als einen Feind betrachtete, den man so viel möglich hintergehen und für den man nie freiwillig etwas leisten müsse.

Litteratur und Kunst allein waren von dem allgemeinen Verfalle noch nicht ergriffen. Eine der beliebtesten und dabei besten Vergnügungen des Hofes bildeten die schauspielerischen Darstellungen, an denen sich selbst die Königin und die Prinzessinnen beteiligten, und die auch im Volke tiefe Wurzeln schlugen.

---

1) Relation des Girol. Giustinian (1649); Barozzi u. Berchet a. a. O. S. 161 ff.

Jeder und alle spielten Theater. Lope de Vega stand im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts noch auf dem Gipfel seines Ruhmes; bald aber wurde er von Pedro Calderon de la Barca verdrängt (1600—1683). Calderon schrieb Lustspiele, Dramen, Trauerspiele und geistliche Schauspiele, alle mit derselben Fruchtbarkeit der Einbildungskraft, derselben mannigfachen Verschlingung der Fabel, derselben Leichtigkeit in der Handhabung seiner achtsilbigen Trochäen oder zwölfsilbigen Anapäste. Ein tieferer Gedanke, eine Moralität liegt fast allen seinen Stücken zu Grunde, wird aber in einem bunten und doch nicht übel zusammenhängenden Gewebe von Ereignissen durchgeführt, die den Hörer fortwährend anregen und spannen, ohne ihn zu ermüden. So wenig es Calderon auf scharfe Charakteristik, auf Schilderung genau umgrenzter Einzelindividualitäten ankommt, weiß er dennoch die Stimme der Natur laut und wahr und selbst in ihren tiefsten, rührendsten und ergreifendsten Tönen erklingen zu lassen. Das Spanien seiner Zeit, zumal das der höhern Gesellschaft, mit seinem empfindlichen Ehrgefühl, seinem verwegenen Mute, seiner Ruhmredigkeit, seiner Lust an galanten Abenteuern, seiner unbegrenzten Kirchlichkeit lebt in des Dichters Stücken wieder vor uns auf, in seiner Lust wie in seinem Schmerze. Wenn uns seine Sprache bisweilen allzu poetisch, allzu hyperbolisch scheint, so muß man diesen Fehler eben der Zeit zu gute halten, zumal er die Freude an den wirklich hohen dichterischen Eigenschaften Calderons nicht wesentlich wird beeinträchtigen können.

Aber auch außer dem Drama blieb die spanische Dichtkunst nicht unthätig. Die Gebrüder Argensola versuchten sich mit Glück in Nachahmung der horazischen Gedichte; sie zeigten hier Geschmack, Klarheit und Sinn für malerische Schönheit, ohne freilich an dichterischer Kunst und Schaffenskraft dem großen Römer gleich zu kommen. Quevedo schrieb seine satirischen „Visionen,“ die unserm Moscherosch zum Vorbilde dienten, und komische Romane, wie „Das Leben des großen Tacaño.“ Villegas entwickelt in seinen „Liebesgesängen“ eine sinnliche Glut, die nicht ohne Anmut ist, ihn aber doch beständig zu den übertriebensten und gewaltsamsten Ausdrücken und Bildern hinreißt. Dieses gezierte und gesuchte Wesen, der „kultivierte Stil,“ wurde dann noch weit mehr entwickelt durch Luis de Gongora, welcher leider bei seinen Zeitgenossen vielen Beifall fand und eine förmliche Schule der Gongoristen gründete. Da behielt kein Wort seinen natürlichen Sinn, kein Satz seinen natürlichen Bau, kein Gedanke seinen natürlichen Ausdruck: alles wurde erneuert, umgestoßen, in ungebräuchliche Formen gezwängt, mit fremdartigen Bestandteilen vermengt, mit ungeheuerlichen Metaphern ausgerüstet. So fällt der Beginn des sich dann schnell vollziehenden Sinkens der spanischen Litteratur, ihres vollkommenen Unterganges, unmittelbar nach ihrer höchsten Blüte, schon in die Zeit Philipps IV. Derselbe nahm lebhaften Anteil an der Poesie der „Kultoristen.“ Diese wurden dann an Verkehrtheit noch übertroffen von den „Konzepisten,“ die überhaupt möglichst absurde Einfälle in einer möglichst sinnlosen Sprache wiederzugeben suchten.

Auch für die Malerei interessierte Philipp IV. sich lebhaft und wurde ein oft gesehener Gast in den Ateliers der großen Künstler, die damals die spanische Schilderei zur höchsten Blüte brachten. Charakterisiert wird dieselbe durch eine feurige religiöse Stimmung, die offenbar durch den Gegensatz zum Protestantismus, durch das Bewußtsein, daß Spanien das eigentliche Bollwerk des rechten Glaubens gegen alles Ketzertum ist, noch inniger, noch fanatischer gestaltet wird. Völlige Hingebung an das Göttliche, mönchische Askese, verzehrender Glaubenseifer wird mit Vorliebe von diesen Spaniern dargestellt, die dabei über ein kräftiges und doch zartes Kolorit, über eine wunderbare Auffassungsgabe für die feinsten Abstufungen der Farbe gebieten. Sie stehen auf den Schultern der Venezianer und wandeln deren Vorbilder doch in eigentümlicher Weise um. Hatten de las Roelas und Francisco de Herrera diese Tendenzen in die Malerschule von Sevilla verpflanzt, so brachte sie zum vollen Ausdrucke erst Francisco Zurbaran (1598—1662). Er gründet seine Werke zunächst auf rein naturalistische Auffassung, der seine Köpfe und selbst seine Gestalten niemals untreu werden, und die er mit sicherer korrekter Zeichnung wiedergiebt. Allein er durchdringt diese Materie mit dem Hauche glühender, alles umfassender Frömmigkeit, mit genialem Glaubenseifer, die ihn zu dem begeistertsten und ausschließendsten Vertreter der kirchlichen Malerei Spaniens machen, zum vollkommensten Repräsentanten jener Gemütsrichtungen, die in seinem Volke während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts überwogen.

Aus derselben Schule ging auch der Sevillaner Diego Velasquez de Silva hervor (1599—1660). Indes sein genaues Studium der Niederländer und sein längerer Aufenthalt in Italien ließen ihn die Fesseln brechen, in denen seine landsmännischen Kunstgenossen gefangen lagen, und verliehen ihm einen freiern, über das mönchische Wesen hinausgehenden Blick. Auch er ist von Haus aus Naturalist, erhebt sich aber von dieser Basis zu einem hohen Sinne für edle Formen und maßvolle Schönheit. Das silbern duftige Kolorit, das ihm eigen ist, verbreitet einen ergreifenden Zauber über seine Gemälde. Landschaften, Genrebilder, religiöse Gegenstände beschäftigten seinen Pinsel. Dann wurde es für ihn entscheidend, daß ihn Philipp IV. zu seinem Hofmaler ernannte. Seitdem widmete er sich vorzüglich der Porträtmalerei hervorragender Persönlichkeiten. Sie trägt bei ihm einen vornehmeren, imponierenderen, edleren Charakter, als bei den meisten Niederländern, ohne daß doch unter der Großartigkeit der Auffassung und der Komposition die Lebenswahrheit im mindesten litte. Im Kolorit vereinigt Velasquez die Vorzüge der venezianischen und der niederländischen Schule. Kein Zweifel, daß Velasquez mit dem zwei Jahrzehnte jüngern Murillo das glänzendste Doppelgestirn am künstlerischen Himmel Spaniens ausmacht.

Auch die Skulptur, die in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts durch den trefflichen Berruguete nach Spanien verpflanzt worden war, fand dort, und zumal im Süden, noch in unserer Periode eifrige Pflege. Die spanischen Bildhauer sind allzu wenig bekannt, weil ihre Schöpfungen seltener

von Fremden aufgesucht werden, als die der Italiener oder Franzosen. Montañes († 1649) war ein Künstler ersten Ranges, von tiefem Gefühl, edler Auffassung und feinem Sinne für Anmut und Formenschönheit. Noch berühmter ist sein Schüler, der Granader Alonso Cano (1609—1664), der, in michelangelesker Begabung, mit der Skulptur auch zugleich Baukunst und Malerei umfaßte. Die letztere hatte er bei den Sevillanern studiert. Auch ihn, noch in jugendlichem Alter, zog Philipp IV. an sich heran, indem er ihn zum Oberaufseher der königlichen Gebäude und zum Hofmaler ernannte. Seine Gemälde zeigen eine strengere und schroffere Auffassung als diejenigen des Velasquez, aber sie ist mit tiefer Innigkeit und echtem Adel der Form verbunden und entbehrt nicht einer herben Anmut. Dies ist auch der Charakter seiner Statuen; zumal als Bildschnitzer, in hölzernen bemalten Statuetten, brachte er es zu Leistungen von hinreißender Schönheit.

So warfen Litteratur und Kunst noch einen verklärenden Schimmer über das hinsiechende spanische Volkstum. Selbst dessen Todeskampf hat etwas Großartiges und Anziehendes und läßt seine edlern und höhern Anlagen noch einmal in glänzender Weise hervortreten. Die spanische Wissenschaft freilich war schon längst in der erstickenden Umarmung der Inquisition untergegangen.

Vielfach in politischer Abhängigkeit von Spanien stand die apenninische Halbinsel. Und doch unterschied diese sich von jener in geistiger und sozialer Entwickelung auf das vollständigste. Der Sieg der ausschließlichen und verfolgungssüchtigen Richtung in der katholischen Kirche hatte die intellektuelle Blüte Italiens wohl schädigen und beeinträchtigen, aber nicht völlig vernichten können. Dazu trug beträchtlich die Milde der Sitten bei, welche in der bessern Gesellschaft Italiens mehr und mehr herrschend wurde und selbst den Inquisitoren die Waffen unmerklich aus der Hand nahm. Nicht umsonst hatten die großen Künstler und Dichter an der Ausbildung der Kultur gearbeitet, nicht umsonst die Medici, Este, Gonzaga, viele Päpste den friedlichen Lorbeer dem kriegerischen vorgezogen: nach einem Augenblicke grimmiger und blutiger Reaktion gab sich die ganze Nation, selbst die Priesterschaft, viel zu sehr den sanften Reizen der Kunst und der Poesie hin, um an Autodafés oder Ketzerjagden zu denken. Indem die kleinen Tyrannen mehr und mehr verschwanden, um größern Staatswesen Platz zu machen, welche die staatliche Idee reiner erfassen und verwirklichen können, trug dies zur Milderung der Sitten noch weiter bei. Freilich durfte man es sich nicht einfallen lassen, die Religion, ihre Einrichtungen oder auch den Zustand der heimischen Regierung geradezu anzugreifen. Darin übten geistliche und weltliche Behörden noch immer keine Nachsicht. Allein sonst war man nicht wie in Spanien ängstlich auf Eindämmung der geistigen Entwickelung bedacht. Dieselbe blühte vielmehr unter dem sichern und doch milden Schutze der Gesetze, welche von absoluten, aber nicht mehr despotischen Regenten gleichmäßig beobachtet und gehandhabt wurden. Das ganze Volk, bis zum Ärmsten und Unwissendsten, hing mit Begeisterung an seinen großen Dichtern und Künstlern des sech-

zehnten Jahrhunderts und versprach deren Nachfolgern Beifall und Reichtum. Noch heute lieben selbst Italiener der untern Stände die Außenwände des Hauses mit den Bildnissen ihrer Geistesheroen zu schmücken. Als mit dem Tode Heinrichs IV. von Frankreich die Gefahr eines großen spanisch-französischen Krieges verschwand und in Spanien der friedfertige Philipp III. herrschte, schien eine Zeit ruhigen und frohen Genießens für Italien anbrechen zu sollen. Sogar das spanische Regiment in Neapel zeigte sich, unter den Vizekönigen Lemos und Ossuna, den Studien geneigt; die Universität der Hauptstadt wurde auf neuen, erweiterten und verbesserten Grundlagen errichtet und erhielt, durch Berufung der besten Lehrkräfte aus ganz Italien, eine maßgebende Stellung in der gelehrten Welt der Halbinsel.

Die Hoffnung auf ein ausschließlich friedliches Gedeihen vermochte sich freilich nicht ganz zu verwirklichen. Der unruhige Ehrgeiz Karl Emanuels I. von Savoyen und die langjährigen veltliner Händel, später der mantuanische Erbfolgestreit ließen zumal das nördliche Italien selten zur Ruhe kommen. Indes Mittel- und Unteritalien wurden unmittelbar wenig von diesen Kämpfen berührt und genossen fast ein halbes Jahrhundert hindurch eines nur selten gestörten Friedensstandes.

Der einzige, der ihn von Zeit zu Zeit unterbrach, war der Statthalter Christi. Urban VIII.[1]) schien das Wesen der Päpste aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erneuern zu wollen. Neben seiner scholastischen Gelehrsamkeit und anspruchsvoll gezierten lateinischen Verskunst lagen ihm nur politische und Familieninteressen am Herzen. Wir wissen, daß er die deutschen und spanischen Habsburger bekämpfte, obwohl sie allerwegen die strengste Kirchlichkeit und den Bestand des Katholizismus gegen die Ketzer verfochten. Es kam darüber im Kardinalkollegium zu den heftigsten Szenen: ein Borgia wagte dort, unter dem ausdrücklichen Beifall vieler Eminenzen, den Papst geradezu religiöser Gleichgültigkeit zu bezichtigen. „Im allgemeinen," sagt ein fremder Diplomat[2]), genießt der Papst wenig Ansehen und noch weniger Zuneigung in Deutschland; die Katholiken und zumal die Geistlichen meinen, er lasse sie im Stiche, und die Religion habe viel verloren durch seine Nachlässigkeit und Unentschlossenheit." Und nicht minder, als der rein politische Charakter der päpstlichen Politik, lebte das Nepotenregiment wieder unter ihm auf. Freilich verboten ihm zahlreiche Bullen seiner Vorgänger, seine Familie auf Kosten des Kirchenstaates mit Fürstentümern auszustatten; um so reicher aber strömten geistliche und weltliche Würden, sowie ungemessene Reichtümer auf das bisher in sehr bescheidenen Verhältnissen lebende Geschlecht der Barberini hernieder. Jeder von Urbans Neffen hatte, allein an barem Gelde, eine Einnahme von 100 000 Scudi; ihr Gesamtvermögen wurde auf 105 Millionen Scudi geschätzt; die wichtigsten Ämter gehörten ihnen; den Colonna, Orsini, Sforza, alten ruhmreichen Familien, kauften sie deren vielhundertjährige Lehen mit

1) v. Reumont, Beiträge zur italien. Geschichte, Bd. V. S. 117—172.
2) Relation des Giov. Pesaro (1632) bei Barozzi u. Berchet, Le relazioni veneti della corte di Roma nel sec. XVII°, Bd. I. (Venedig 1877) S. 337.

dem leicht gewonnenen Gelde ab. Zweiundvierzig Kardinäle waren ihnen ergeben und versprachen, ihre Macht selbst über das Leben des Pontifex hinaus zu erhalten. Damit endlich nichts an der unzeitgemäßen Wiederholung längst vergangener Zustände fehle, nahm Urban VIII. auch die weltlichen Eroberungspläne eines Alexander VI., eines Julius II. wieder auf.

Von allen den Fürstentümern, die sich unter Nepotengeschlechtern aus dem Kirchenstaate gebildet hatten, dann aber allmählich von diesem wieder aufgesogen waren, blieb damals nur Urbino übrig, welches die della Rovere, die Familie Julius' II., beherrschten. Sie übten ein mildes, den Künsten und Wissenschaften wohlgeneigtes Regiment. Hier war Raffael geboren und hatte seine erste Ausbildung genossen; Bembo hatte dort seinen Aufenthalt genommen: auf jenem umbrischen Kleinstaate ruhte noch wie ein verklärender Nachglanz des sechzehnten Jahrhunderts. Der damalige Herzog war Franz Maria II., einst ein glänzender Ritter, der sich in der Schlacht bei Lepanto großen Ruhm erworben hatte. Aber nunmehr war er ein lebensmüder Greis, des einzigen Sohnes durch frühen Tod beraubt, seines Geschlechtes nahes Aussterben vor Augen. Er fand nicht mehr die Kraft, sich Urban VIII. zu widersetzen, da dieser ihn nötigte, päpstliche Truppen in seine Festungen zuzulassen — denn auch der Kaiser erhob Ansprüche auf Urbino, die der Papst von vornherein vereiteln wollte —; und als Franz Maria 1631 starb, nahm jener das Land sofort für die Kirche in Besitz, sehr gegen den Willen der Einwohner, denen die Schlüsselherrschaft bald so drückend wurde, wie allen Bewohnern des Kirchenstaates. Hatte doch dieser Pontifex soeben seine Unterthanen mit neunzehn neuen Auflagen beglückt!

Dieser Erfolg machte Urban Mut, mit offener Gewalt gegen ein anderes Nepotengeschlecht vorzugehen, die Farnese, die, von Papst Paul III. stammend, nicht ein päpstliches, sondern ein kaiserliches Lehen, Parma, beherrschten. Herzog Odoardo war ein roher, gewaltthätiger, wenig beliebter Fürst, aber thatkräftig und unerschrocken. Im Kirchenstaate besaß er das Herzogtum Castro. Das wollten ihm die Barberini gern abnehmen, während der Papst hoffte, Parma und Piacenza selbst mittelbar oder unmittelbar mit dem Kirchenstaate zu vereinigen. Unter ganz nichtigen Vorwänden besetzten seine Soldaten 1641 Castro, und 1642 that er den Herzog in den Kirchenbann.

Allein Odoardo Farnese fand bei den übrigen italienischen Fürsten Beistand. Längst waren dieselben wegen der übergreifenden Politik des heiligen Stuhles ergrimmt: schon waren Ferrara, Urbino von demselben erobert, jetzt war Parma bedroht; sollten sie warten, bis die Reihe an sie kam? Fast jeden Staat hatte Urban übermütig beleidigt. Vor kurzem erst hatte er die Senatoren der friedlichen kleinen Republik Lucca mit der großen Exkommunikation belegt, weil dieselben es gewagt hatten, den räuberischen Bruder eines Kardinals mit Gefängnis zu bestrafen; die Republik hatte sich um Schutz an den Großherzog von Toscana gewendet. Dieser, Kosmus II., zeigte sich nunmehr entschlossen, fernere Gewaltthaten des Pontifex nicht zu dulden. Er brachte zum

Schutze der Farnese einen Bund zu stande, an dem auch die Este von Modena sowie Venedig teil nahmen. Der Krieg brach aus zwischen den alliierten weltlichen Regierungen und dem Oberhaupte der Kirche: aber welch ein Krieg! Die Gegner schienen weniger darauf bedacht, miteinander zu schlagen, als einander aus dem Wege zu gehen. Indes da die Schlüsselsoldaten noch kläglicher waren, als ihre Gegner, mußte Urban VIII. im Frühjahr 1644 einen ungünstigen Frieden unterzeichnen, der Odoardo von der Exkommunikation befreite und ihm Castro zurückstellte. Diese gewaltige Niederlage, die den Papst so tief demütigte und ihm die Nichtigkeit seiner geistlichen ebensowohl wie seiner weltlichen Machtmittel erwies, brach ihm das Herz; kurze Zeit nach dem Frieden von Castro, noch im Juli 1644, ist er gestorben.

Nicht viel besser wurde es unter seinem Nachfolger, Innocenz X. Die Barberini hatten, trotz der großen Zahl ihrer Kreaturen, keinen der Ihrigen im Konklave durchzusetzen vermocht und deshalb der Wahl des Giovanbattista Pamfili beigestimmt, weil derselbe wegen seiner unbedeutenden Abstammung und seiner zweiundsiebzig Jahre ungefährlich schien. Allein des neuen Papstes Familie wollte gerade wegen ihrer bisher untergeordneten Stellung sich möglichst schnell bereichern, und das konnte am besten auf Kosten der allerseits verhaßten Barberini geschehen. Diese mußten also Rom verlassen, ihre Ämter, Paläste, Reichtümer wurden eingezogen. Hatten sie sich den Franzosen zugeneigt, so schlug die neue Regierung sich auf die Seite der Spanier; ein völliger Wechsel der herrschenden Tendenz erfolgte. Sie söhnte sich mit den italienischen Staaten, zumal mit Venedig und den Medici, aus. Nur die innere Mißregierung blieb dieselbe. Persönlich war Innocenz X. ein redlicher, wohlmeinender und thätiger Mann, der möglichst Ordnung und Gerechtigkeit in seinem Lande herzustellen suchte. Allein er war ein schwacher Greis, völlig abhängig von seinen Verwandten, vorzüglich von seiner Schwägerin, der Donna Olimpia Maidalchina, einer ehrgeizigen und habsüchtigen Frau, die bei ihm bald unbeschränkten Einfluß gewann und diesen dazu benutzte, alle Arten geistlicher Würden an den Meistbietenden zu verkaufen.[1]) Die Nepotenherrschaft wurde nicht minder stark unter Innocenz, als unter seinem Vorgänger, und dabei war die Familie des Papstes untereinander uneins und feindlich, so daß es zu den ärgerlichsten Auftritten und Palastumwälzungen kam, die das Ansehen des Papsttumes außerordentlich schwächen mußten. Nur eines glückte diesem Pontifex: da Odoardo Farnese seinen Erfolg von Castro zu schlimmen Gewaltmaßregeln mißbraucht und sich damit allgemein verhaßt gemacht hatte, gelang es jenem, das umstrittene Lehen mit Gewalt einzuziehen, ohne daß der neue Herzog Ranuccio II. wiederum bei den italienischen Fürsten Hilfe gefunden hätte. Sonst wurde der greise Papst durch die immer erbitterteren und unan-

1) Relaz. des venetianischen Gesandten Giov. Giustinian (1651); Barozzi und Berchet, a. a. O. II (Venedig 1879) S. 102.

genehmeren Händel in seiner Familie selbst bekümmert, aufgereizt, sich und anderen lästig. Er wußte, daß er und seine Regierung übel beleumundet waren, und fand doch nicht die Kraft zu helfen. 1655 ist er gestorben, eine Erlösung für ihn und alle Welt.

Unter solchen Päpsten hatte deren Würde nur noch geringes Ansehen, sowohl in geistlicher als in politischer Hinsicht. Was jene anbetrifft, so hatten sich die großen Religionskämpfe ohne ihr Zuthun, ja meist gegen ihren Willen entschieden. Einst hatten ein Paul IV., ein Pius V. die Gegenreformation zum Siege geführt; jetzt hatte die letztere gegen Urban VIII. kämpfen müssen und endlich mit den Widersachern abgeschlossen unter dem wirkungslosen Proteste Innocenz' X. In weltlicher Beziehung war der Kirchenstaat völlig machtlos. Die Verwaltung war schlecht, bald zu lässig, bald zu hart. Die Schulden betrugen über 30 Millionen Scudi, und deren Verzinsung nahm die Gesamteinnahme des Staates — 2 200 000 Scudi — in Anspruch, so daß die Kosten des Hofes, der Verwaltung und des Heeres lediglich von den kirchlichen Einkünften des Papstes und von stets neuen Anleihen bestritten werden mußten.[1]) Der Adel, einst so kriegerisch und unternehmungslustig, war völlig verweichlicht. Wie seine Mitglieder Conti und Savelli im kaiserlichen Heere, so hatte er auch im Kriege von Castro eine lächerliche Kriegsuntüchtigkeit, ja Feigheit bewiesen. An Stelle der Kraft und trotzigen Unabhängigkeit des alten Feudaladels machten sich bei dem neuen Hofadel große Ansprüche, Streben nach äußerm Glanz, nach Titel, Orden und Ehren aller Art, Pracht der Paläste, eitle Menge der Dienerschaft geltend, dabei aber geschmälerte Macht und vermehrte Schulden. Überhaupt traten die aus dem Mittelalter stammenden Geschlechter immer mehr hinter die neuen Papstfamilien ehemals plebejischen Ursprungs, die Borghese, Chigi, Pamfili, Barberini, Aldobrandini, zurück. Die führten in der Hauptstadt ein glänzendes, behäbiges Dasein und bildeten einen förmlichen Hof, der mehr als der herrschende Papst in Rom den Ton angab und auf die Besetzung des heiligen Stuhles den bedeutendsten Einfluß übte. Die Regierung der Kirche nahm einen aristokratischen Charakter an und wurde dadurch gleichmäßiger, milder, schwächer und ruhebedürftiger.

Von den übrigen italienischen Staaten kommt Toscana in seinem friedlichen Dasein kaum in Betracht, Genua nur wenig, etwas mehr Venedig, vor allen Savoyen.

Die Republik Genua hatte durch die Reformgesetze der Jahre 1575 und 1576 ein Maß von Freiheit erhalten, wie sie in dem damaligen Europa selten zu finden war. Die bevorrechtete Klasse war derart ausgedehnt worden, daß sie die ganze wohlhabende Bürgerschaft umfaßte; die Macht der verschiedenen Obrigkeiten war genau abgegrenzt und in gegenseitiges Gleichgewicht gesetzt, die persönliche und die Redefreiheit so gut wie unbeschränkt. Allein die genuesische Regierung schien nur auf Tyrannei und Ausschließlichkeit

---

1) Relaz. des Alv. Contarini (1635); Barozzi u. Berchet, a. a. O. I 631.

verzichtet zu haben, um in thatenlose Schwäche zu verfallen. In dem Kampfe um das Veltlin hatten Franzosen und Savoyer sich durchaus kein Gewissen daraus gemacht, das Gebiet der mit Spanien befreundeten Republik anzufallen, und der letztern bedeutenden Schaden zugefügt. So wurde deren Regierung den eigenen Unterthanen verächtlich. Eine Verschwörung von „Popolanen" (Demokraten) bildete sich im Jahre 1628, unter Führung eines gewissen Vachero, die mit der ihnen von dem Herzoge Karl Emanuel von Savoyen versprochenen Hilfe den Senat und die Edelleute zu ermorden, sowie ein völlig demokratisches Regiment einzuführen gedachten. Die gefährliche Konspiration wurde indes noch kurz vor ihrem Ausbruche entdeckt und verdientermaßen mit Hinrichtung der Hauptschuldigen bestraft. Noch sieht man die gewaltigen Befestigungen, die damals in weitem Bogen über alle die Stadt umschließenden Höhen geführt wurden, um Genua vor jedem tückischen Angriffe des Savoyers zu schützen. Bald aber trat Friede ein, und für ein halbes Jahrhundert genoß Genua vollständiger Ruhe, während deren es friedlich dem Handel und den Geldgeschäften nachging.

Venedig hatte soweit möglich seine Friedenspolitik aufrecht erhalten, aber doch stets in einem gewissen Gegensatze zu seinen drei alten Widersachern: dem Hause Habsburg, dem Kirchenstaate und der Türkei. Die Kurie sorgte durch immer neue ungesetzliche Anforderungen dafür, daß die Mißstimmung der venetianischen Behörden gegen sie nicht aufhörte. Am meisten Aufsehen erregten die mehrfachen Mordanschläge auf Fra Paolo Sarpi, den unerschrockenen Servitenmönch, der sich kühn zum Vorkämpfer für die nationale Unabhängigkeit gegen die päpstliche Allmacht erhoben hatte und der geistliche Berater des Senates in dem Streite der Jahre 1606 und 1607 [1]) gewesen war. Noch im Oktober 1607 trafen ihn wirklich die Dolche der Meuchler, wenn auch nicht tödlich. Da die letztern, nach dem Kirchenstaate entkommen, dort frei und unbehelligt einhergehen und ihrer That sich rühmen durften, glaubte man allgemein, wie Sarpi selber, daß dieser stylo romanae Curiae („mit dem Styl [Dolche] der römischen Kurie") behandelt worden sei. Der Senat schützte und ehrte seinen Theologen nach dessen Herstellung mit aller Fürsorge, was dann wieder in Rom sehr verdroß. Erst 1623 ist Sarpi gestorben.

Noch ernster schienen die Umtriebe der Spanier den Bestand des venezianischen Staates selbst zu bedrohen. [2])

Das Haus Habsburg hatte triftige Gründe, der Republik zu zürnen. Sie hatte jahrelang mit den österreichischen Herrschern wegen einiger friaulisch-istrischen Grenzbezirke Krieg geführt. Sie hatte es in den Jahren 1616 und 1617 durch beträchtliche Subsidien dem savoyischen Herzoge möglich gemacht, sich des spanischen Angriffes zu erwehren. Freilich war im September 1617

---

1) S. T. VII, S. 536.

2) Ranke, Zur Geschichte Venedigs (Sämtl. W. Bd. XLII). — Romanin, Storia documentata di Venezia, Bd. VII, S. 112 ff.

ein allseitiger Friede geschlossen worden, allein derselbe konnte das wohl berechtigte Übelwollen Spaniens gegen Venedig nicht beheben. Bald fand sich ein spanischer Würdenträger, der versuchte, solche Stimmung in Thaten umzusetzen.

Es war der Herzog von Ossuna, Vizekönig von Neapel, ein Mann von vornehmster Abstammung und überdies des Schutzes des damals allmächtigen Ministers Uceda gewiß. Um so mehr stand sein unruhig begehrlicher Sinn darauf, von sich reden zu machen, Ruhm und Macht zu gewinnen. Er unterhielt auf Kosten des armen neapolitanischen Volkes stets eine bedeutende Rüstung; zumal baute er mit allem Eifer an einer großen Flotte, was um so befremdlicher erschien, als damals kein Krieg mit den Türken im Gange war. Von allen Seiten erhielt die Republik Warnungen, Ossuna habe es auf sie abgesehen; ein Beamter des Vizekönigs hatte wiederholt ausgerufen: „Heuer werden die Venezianer die schönsten Prügel bekommen.“ Endlich sandte Ossuna wirklich eine Anzahl Kriegsschiffe unter seinem eigenen Banner in das Adriatische Meer, das die Venezianer als ihr ausschließliches Herrschaftsgebiet zu betrachten gewohnt waren. Man behauptete fest, er habe Truppen in der Stadt Venedig selbst landen wollen und sei nur durch die vorzeitige Entdeckung dieses Anschlages an dessen Ausführung verhindert worden. Inzwischen war ein Seeräuber aus der Normandie, Jakob Pierre, aus dem neapolitanischen Dienste in den venezianischen übergegangen und hatte sich hier durch angebliche Enthüllungen von Ossunas geheimen Plänen eine wichtige Stellung zu verschaffen gesucht. Indes man hatte ihn in Verdacht, im stillen mit Ossuna in Verbindung zu stehen und für diesen zu arbeiten, während seine angeblichen Mitteilungen trügerisch und nur auf die Täuschung der Signoria berechnet seien. Dieser Argwohn war wohlbegründet; denn Pierre hatte zahlreiche Söldner der Republik gewonnen, die sich für Ossuna erheben sollten, wenn dessen Flotte vor der Lagunenmündung erscheine. Alle Festungen, alle Land- und Wasserstraßen der Terra ferma waren genau ausgekundschaftet, der spanische Botschafter in Venedig und viele andere Fremde waren mit im Geheimnis. Allein schließlich schlug der schlau angelegte Plan doch völlig fehl. Zunächst wurde Ossunas Flotte, die mitten im Frieden die venezianische angriff, von dieser bei Santa-Croce vollständig geschlagen. Dann entdeckten einige Teilnehmer der Verschwörung dieselbe den venezianischen Behörden; die Rädelsführer wurden in Verhaft genommen (Mai 1618), worauf deren Spießgesellen sich zu Hunderten nach Neapel retteten. Im ganzen wurden nur wenige hingerichtet, denn man wollte Spanien keinen Grund zur Klage geben. Noch lange zuckten diese innern Unruhen nach: Soldatenempörungen und Exekutionen fanden wiederholt statt. Die spanische Regierung aber wollte Ossunas Umtriebe gänzlich von sich abwälzen, weil sie eben mißlungen waren, und da auch die Neapolitaner sich heftig über dessen Grausamkeit und Habsucht beschwerten, wurde er abberufen. Durch dieses Scheitern aller seiner ehrgeizigen Hoffnungen tief erregt, beschloß der Herzog zu widerstehen, sich in Neapel unabhängig zu machen. Um Unterstützung zu erlangen,

knüpfte er mit derselben Republik an (1620), der er vorher den Untergang geschworen hatte. Selbstverständlich ging Venedig auf solche Intrigen nicht ein, schließlich wurde Ossuna von seinen eigenen Soldaten verlassen und mußte sich nach Spanien einschiffen, wo er sofort eingekerkert wurde. Schon nach vier Jahren erlöste ihn der Tod aus der Gefangenschaft. Man kann sagen, er war die letzte große Persönlichkeit alter kastilischer Art, ehe diese völliger Entnervung verfiel.

In Venedig glaubte niemand an die Schuldlosigkeit der spanischen Regierung. Um so mehr bekämpfte die Republik auch in dem mantuanischen Erbfolgekriege den Kaiser und Spanien, indes es geschah in schwächlichster und unglücklichster Weise, da ihr Thatkraft und Unternehmungsgeist mehr und mehr verloren gingen. Gustav Adolf hat von ihr noch eine Geldunterstützung wider den Kaiser erhalten.[1]) Sie zog es aber bald vor, in den folgenden französisch-spanischen Kämpfen eine weise Neutralität zu beobachten. Zwei Umstände vermochten sie noch besonders dazu: einmal der Türkenkrieg, und dann die immer größere Auflösung im Innern des Staates.

Die gegenseitigen Plünderungen und Kämpfe der Barbaresken auf der einen, der malteser und livorner Schiffe auf der andern Seite brachten fortwährend Reibungen hervor, bei denen auch Venedig infolge seiner Besitzungen und Garnisonen auf Kreta und im Archipel nicht unbeteiligt bleiben konnte. Darüber brach 1645 der Krieg aus; plötzlich landeten im Frühjahr mehr als 50000 Türken auf Kreta und begannen die Eroberung dieser wichtigen und reichen Insel. Die Flotte, welche die italienischen Staaten der letztern zu Hilfe sandten, zeigte sich ebenso feige und unkriegerisch, wie die damaligen italienischen Heere. Die Söldner der Republik dagegen, meist Deutsche und Franzosen, schlugen sich auf Kreta mit großem Mute und wußten zweiundzwanzig Jahre hindurch die Übergabe der von den Türken belagerten Hauptstadt Kandia zu verzögern.

Dieser lange und erbitterte Kampf schwächte aber die Kräfte der Republik kaum mehr, als die immer tiefer in das Herz des Staatswesens selbst eindringende Verderbnis. Der steigende Luxus, bei sinkendem Vermögen, die zunehmende Verweichlichung, das Umsichgreifen unmännlicher und unpatriotischer Gesinnung ließen Käuflichkeit, Verrat, Mißtrauen sich selbst unter dem leitenden Adel festsetzen und bedrohten den Bestand des Staates, der auf eben diese Aristokratie gegründet war. Die Wahlen geschahen nicht nach Würdigkeit, sondern nach Geld, so daß die öffentlichen Ämter immer ausschließlicher in die Hände einiger reichen Familien gerieten. Mehrere unter den höchsten Beamten des Staates wurden der Teilnahme an der Verschwörung Ossunas überführt und hingerichtet oder zu langjährigem Kerker verdammt. Neben den begründeten Anklagen waren auch viele falsche Denunziationen, aus Haß oder Habsucht entstanden, im Schwange und führten die Verurteilung

---

1) Joh. Bühring, Venedig, Gustav Adolf und Rohan.

Unschuldiger herbei. So mußte freilich das Ansehen der Republik und ihrer Verwaltung fortwährend abnehmen.

Die berühmteste dieser falschen Anklagen ist die, welche den Untergang Antonio Foscarinis zur Folge hatte.

Antonio Foscarini, aus einem der angesehensten Adelsgeschlechter der Stadt entstammt, hatte nach trefflichen Studien seinem Vaterlande in wichtigen Ämtern gedient. Als er die Gesandtschaft in England verwaltete, geriet er in einen Streit mit seinem Sekretär Muscorno, einem eitlen und ehrgeizigen Menschen, der gern seines Vorgesetzten Stelle eingenommen hätte. Da Foscarini sich nicht von ihm beseitigen ließ, begab sich Muscorno nach Venedig und beschuldigte dort geradezu den Botschafter unanständigen und verräterischen Benehmens. Foscarini ward zurückgerufen und ihm der Prozeß gemacht. Nach dreijährigen Verhören wurde er frei gesprochen, sein verleumderischer Ankläger dagegen zu zwei Jahren Festungshaft verurteilt (1618).

So schien Foscarini völlig vom Verdachte gereinigt. Er wurde Senator und abermals mit wichtigen politischen Verhandlungen betraut. Allein kaum hatte Muscorno seine Strafe abgebüßt, als er, mit einem durch Rachedurst geschärften Hasse, abermals an dem Verderben des Gegners zu arbeiten begann, und diesmal mit mehr Erfolg. Er benutzte Foscarinis Vertrautheit mit einer vornehmen englischen Dame, der Gräfin Arundel, bei der auch fremde Diplomaten verkehrten, um jenen durch Zwischenmänner verräterischer Unterhandlungen mit dem Auslande anzuklagen. Da Foscarini seine intimen Beziehungen zur Gräfin nicht eingestehen wollte, konnte er sich wegen seiner häufigen geheimen Besuche bei derselben nicht hinreichend rechtfertigen. So wurde er zum Tode verurteilt und aufgeknüpft. Vier Monate später kam, man weiß nicht durch welche Umstände, seine Unschuld an den Tag. Sein Hauptankläger, ein gewisser Vano, mußte nun selber mit einem seiner Helfer den Tod erleiden. Das Andenken des unschuldig hingeopferten Foscarini wurde unter feierlichen Formen wieder hergestellt.

Dieses traurige Ereignis erschütterte das Ansehen der herrschenden Familien und machte aller Welt die Notwendigkeit durchgreifender Reformen fühlbar. Zum Vertreter dieser Richtung warf sich Rainer Zeno auf, ein Edelmann von lebhaftem Ehrgeiz und hoher, gerader Gesinnung. Allein die Machthaber wußten ihn von seinem hervorragenden Amte als Mitglied der Regierung zu stürzen und von dem Rate der Zehn zur Verbannung verurteilen zu lassen. Der Doge Corner stand an der Spitze von Zenos Gegnern, während er widergesetzlich seinen eigenen Angehörigen die wichtigsten Stellungen verschaffte. Kaum war Zenos Exilzeit abgelaufen, als er mit ungeschwächtem Mute sich gegen das Benehmen des Dogen erhob und wirklich denselben zwang, die seinen Söhnen erteilten Würden ihnen wieder zu entziehen. Alle Freunde der Familie Corner sannen auf Rache. Sie ließen ihn von fünf Meuchelmördern überfallen; doch kam er mit dem Leben davon. Der Hauptschuldige, ein Sohn des Dogen, mußte nach Ferrara entfliehen.

Die andern Beteiligten wurden aber verschont; und der Rat der Zehn, der ganz dem Dogen ergeben war, benutzte bald einen Vorwand, Zeno von neuem mit zehnjähriger Verbannung und hoher Geldstrafe zu belegen. Die Verwandten des Dogen durften sich in der Stadt alle möglichen Ungebührlichkeiten, ja Mordanschläge jeder Art erlauben. Da faßte der niedere Adel doch den Mut, solchen Greuelthaten ein Ende zu bereiten. In dem Großen Rate, der aus allen erwachsenen Edelleuten bestand, hatte er selbstverständlich die Mehrheit: und hier erklärte er mit einer Majorität von Dreivierteln aller Stimmen die gegen Zeno ergangene Sentenz für ungültig. Allein als es sich nun um Einführung wirklicher Reformen handelte, und zumal um Beschränkung der übermäßigen Gewalt des Rates der Zehn: wußten die Intrigen und der persönliche Einfluß der vornehmen Familien schließlich jede Änderung zu vereiteln. Unzufriedenheit und Widerspenstigkeit blieben als unvermeidliche Wirkung solcher Vorgänge in den Gemütern zurück.

Wenigstens den bürgerlichen Frieden vermochte Venedig trotz seines Niederganges zu bewahren. Viel trauriger war das Schicksal Savoyens, das von innerm und äußerm Kriege zugleich zerfleischt wurde.[1]) Unter Karl Emanuel I. hatte dieses Herzogtum eine bedeutende, wenn auch nicht immer sehr glückliche Rolle gespielt; aber gerade deshalb lag Frankreich und Spanien gleich viel daran, sich zum Herrn des Landes zu machen, das die wichtigen Alpenübergänge zwischen Frankreich und Italien in seiner Gewalt hatte. Sie bedienten sich zu ihren Zwecken des Regentschaftsstreites, der ausbrach, als im Jahre 1637 Karl Emanuels Sohn und Nachfolger Viktor Amadeus I. mit Hinterlassung nur minderjähriger Söhne gestorben war. Nach dem Willen des Herzogs sollte die Regierung von seiner Gattin Christina geführt werden; allein weil diese Schwester des Königs Ludwig XIII. als Fremde, als Französin unpopulär war, suchten ihre Schwäger, Kardinal Moritz und Prinz Thomas, sie zu verdrängen. Dem persönlichen Streite wohnte eine tiefer gehende Bedeutung bei: durch die französische Fürstin wollte Richelieu sich Savoyens und Piemonts bemächtigen, durch die beiden Prinzen, die in spanischem Solde standen, wollte Olivares jene Provinzen für seinen Staat erwerben. Prinz Thomas setzte sich mit spanischer Hilfe in den Besitz der Hauptstadt Turin, Kardinal Moritz eroberte die Grafschaft Nizza, während „Madame,“ wie man die Herzogin nannte, mit dem jungen Herzoge Karl Emanuel II. ihren Hof in Chambery hielt. Christina begab sich dann nach Grenoble zu einer Zusammenkunft mit König Ludwig XIII. und Richelieu, um dieselben um Hilfe anzugehen. Wirklich sandten sie den Grafen Harcourt nach Piemont; auf der andern Seite rückte der spanische Gouverneur von Mailand, Leganes, in das unglückliche Land, das von beiden Heeren verwüstet und ausgeplündert wurde (1638). Obwohl an Zahl schwächer als der

1) Ricotti, Storia della monarchia piemontese (Florenz 1861 ff.). — Carutti, Storia della diplomazia della corte di Savoia (Turin 1875 ff.).

Gegner, besiegte Harcourt denselben bei Casale und unternahm darauf die Belagerung von Turin, dessen Einwohner die Franzosen bitter haßten und ganz auf seiten des Prinzen Thomas standen. Die Turiner verteidigten sich mit größtem Mute trotz der Menge der Geschosse, mit denen die Franzosen die Stadt überschütteten. Endlich kam Leganes jenen zu Hilfe. Aber da alle seine Versuche, das Lager Harcourts zu stürmen, scheiterten; da die Stadt endlich des Mundvorrates ermangelte: mußte Thomas sie nach sechzehnmonatlicher Verteidigung, welche die Augen ganz Europas auf sich gezogen hatte, übergeben (September 1640). Madame kehrte nach Turin zurück, wo die französische Faktion bald ein furchtbares Schreckensregiment gegen alle Widersacher führte. Indes dauerte der Kampf noch jahrelang fort, zum großen Schaden des Landes. Das herzogliche Haus sah das mit Trauer, es mußte erkennen, daß es selber von den Fremden nur als Spielball und Mittel zu deren Zwecken mißbraucht wurde. Im Juli 1642 unterwarfen sich also die beiden Prinzen ihrer Schwägerin, die ihnen Gouverneurstellen und eine gewisse Mitwirkung bei den öffentlichen Angelegenheiten zugestand. Nun wurden die Spanier aus den festen Plätzen Piemonts, die sie noch inne hatten, allmählich vertrieben. Allein das Land war in den traurigsten Zustand und, was ihm noch schmerzlicher war, in gänzliche Abhängigkeit von Frankreich geraten.

So wurde Italien immer mehr ein Unterthanenland der Fremden, ein Kriegsschauplatz und eine Beute der Habsburger und der Bourbonen.

Der politische und militärische Verfall Italiens in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts spiegelt sich in der Litteratur der Zeit wieder. Die „Seicentisten," d. h. die Schriftsteller des Säkulums, das mit dem Jahre 1600 beginnt, sind weit von der Kraft und Würde ihrer Vorgänger entfernt. Ihr Vorbild, nach dem sie oft genannt werden, ist der Neapolitaner Giambattista Marini (1569—1625). Erst wenige Jahre vor seinem Tode veröffentlichte er sein großes Gedicht „Adonis," ein endlos langes, höchst schlüpfriges, mit zahlreichen Episoden gewürztes Liebes- und Heldenpoem von 45000 Versen. Wie der Gegenstand schon ein weichlicher und sozusagen unmännlicher ist, so zeigt das Gedicht eine Süßlichkeit, eine Gefühlsschwärmerei, ein Haschen nach Effekten, eine Geziertheit und gesuchten Geistesreichtum, die es für den modernen Leser, trotz vieler Schönheiten im einzelnen, unerträglich machen. Man hat den „Marinismus" der Schuld an ähnlichen Sünden nicht-italienischer Autoren jener Zeit bezichtigt, allein ohne Grund. Der Niedergang der Charaktere und der Abfall von der Natürlichkeit, welche das gesamte siebzehnte Jahrhundert bezeichnen, haben eben in der Litteratur anderer Länder dieselben Folgen hervorgebracht, wie in Italien: der Gorgorismus oder „kultivierte Stil" in Spanien, der „Euphuismus" in England haben sich gleichzeitig und zum Teile selbst vor dem Marinismus entwickelt. Zunächst fand Marinis Dichtung in seinem Vaterlande den größten und umfassendsten Beifall — ein Beweis, wie sehr er dem Geschmacke der Zeit entsprach.

Die alten Heldengedichte, die poetischen Ritterromane dagegen hatten die Gunst des Publikums verloren. Deshalb konnte Alexander Tassoni sie mit scharfem und geistreichem Spotte treffen in seinem „geraubten Eimer,“ einem komischen Epos von vorzüglicher Wirkung, die es durch unerschöpflichen und doch nie verwundenden Witz, durch Leichtigkeit und Gefälligkeit der Darstellung, durch glückliche Nachahmung des höchsten Pathos bei den lächerlichsten Gelegenheiten erzielt. Tassoni giebt ein Zerrbild der Kriege, die früher so oft um geringer Ursachen willen die italienischen Staaten miteinander geführt hatten. Sein komisches Heldengedicht ist gleichsam das poetische Vorbild des „Krieges von Castro“ (s. oben S. 290). Beide Erscheinungen entsprangen aus derselben Wurzel.

Dagegen ist Gabriel Chiabrera aus Savona (1552—1637) ein Dichter, der, wie mit der längern Zeit seines Lebens, so auch mit seiner Geistesrichtung noch dem energischern sechzehnten Jahrhundert angehört. Ein gründlicher Gelehrter, ein glühender Verehrer der Antike, weiß er dieselbe doch mit italienisch modernen Tendenzen zu erfüllen und zu erneuern. Am bedeutendsten ist er in der Lyrik, wo er endlich sich von dem bis dahin ausschließlich gültigen petrarchischen Muster befreit und in wahrhaft origineller Weise neues und großartiges schafft. In Kühnheit der Einbildungskraft, in Höhe des dichterischen Schwunges, in Freiheit und Mannigfaltigkeit der Form ist er in seinem Vaterlande, mit Ausnahme der neuesten Zeit, nie wieder erreicht worden. Er fand damals keine Nachahmer. Die Mode begünstigte vielmehr Marini.

Marinis falscher Geschmack, seine Vorliebe für die geistreichen Wendungen, die „Concetti,“ sind auch die Fehler des damaligen italienischen Theaters, dessen Schöpfungen denn auch bald der verdienten Vergessenheit anheimfielen. Selbst das beliebteste Stück jener Zeit, Bonarellis Schäferdrama „Phyllis von Skyros,“ leidet an den erwähnten Mängeln.

Der Stil der prosaischen schönen Litteratur stand nicht weniger als der poetische unter dem Einflusse der verdorbenen litterarischen Anschauungen der Zeit. Es wäre schwer, hier auch nur ein originelles Buch von bleibendem Werte zu nennen. Höchstens in der damals so beliebten Briefstellerei über die verschiedensten politischen, sozialen oder intellektuellen Fragen sind die Sammlungen des Kardinals Bentivoglio, eines hervorragenden Staatsmannes und Historikers, sowie des berühmten Galilei hervorzuheben. Boccalinis Satire „Vermischtes vom Parnaß“ ist ein geistreiches Büchlein, das zur Zeit großer Popularität genoß. Höchst charakteristisch für das sanfte, humane, weichliche Italien seiner Epoche sind Boccalinis Ausfälle gegen den Soldatengeist und das Waffenhandwerk. „Wenn der Krieg,“ sagt er, „bisweilen notwendig ist, so ist er doch eine so unmenschliche und barbarische Sache, daß es keine schönen Worte giebt, die ihn annehmbar machen könnten.“ Boccalini ist übrigens ein begeisterter Anhänger des republikanischen Systems und preist deshalb Venedig, während er die Fürsten seiner Zeit in ihrer tyrannischen

Eigensucht mit bitterm Spott angreift. Im „Prüfstein" entwickelt er noch schärfer seine politischen Meinungen, die ein helles Licht auf den damaligen Stand der öffentlichen Meinung Italiens werfen. In dieser zweiten Satire, gleichsam einer Fortsetzung der ersten, giebt er dem Hasse aller Italiener gegen die spanische Fremdherrschaft, gegen den Hof des katholischen Königs, gegen die anspruchsvolle Eroberungsgier und Herrschsucht von dessen Unterthanen unverhohlenen und grimmigen Ausdruck. Aber so sehr Boccalini auch sein Venedig liebt, er tadelt doch oder vielmehr gerade deshalb das kecke und zügellose Benehmen der entarteten Nobili, welches die Größe und den Glanz des Staates beeinträchtigt und bedroht.

Übrigens kann sich das damalige Italien zweier vortrefflicher Geschichtswerke rühmen: Bentivoglios „Geschichte des niederländischen Krieges" und Davilas „Bürgerkrieg in Frankreich." Beide Autoren zeigen die vornehme, durchaus sachgemäß politische Urteils- und Darstellungsweise, welche die großen italienischen Historiker des sechzehnten Jahrhunderts auszeichnet. Nicht der Gelehrte, nicht der Parteimann spricht aus ihnen, sondern der gewiegte Staatsmann und Diplomat. Beide kennen genau die Länder, von denen sie reden, beide sind praktische Politiker: Bentivoglio hatte als päpstlicher Nuntius in Brüssel und in Paris residiert, Davila in Frankreich und in Venedig wichtige militärische und diplomatische Ämter inne gehabt. Mit Vergnügen und Belehrung, wenn auch nicht mit tief innerm Anteil, folgt man ihren gewandten und überzeugenden Darlegungen.

Von den praktischen Politikern ist der Übergang nicht schwer zu den theoretischen: Thomas Campanella, der von der spanischen Regierung und der Inquisition gleich verfolgte philosophische Dominikaner (s. T. VII S. 527), schrieb eine „Politik," die neben manchen offenbar zu seinen persönlichen Zwecken eingeschalteten Lobpreisungen des päpstlichen und des französischen Hofes doch auch viele gesunde historisch-politische Betrachtungen enthält. Im Grunde war der kalabrische Mönch ebensogut Republikaner wie der Venezianer Boccalini. Man sieht, wie verbreitet diese Anschauung damals unter den klassisch gebildeten Italienern war. Ganz phantastisch ist seine „Sonnenstadt," eine Art politisch-sozialer Utopie, vielfach auf dem Platonischen Vorbilde beruhend, aber durchquickt mit der gänzlich chimärischen und mystischen Philosophie Campanellas. Von seinen zahlreichen Feinden unaufhörlich gehetzt, starb der reich begabte Mönch in seinem einundsiebzigsten Lebensjahre in klösterlicher Abgeschiedenheit (1639).

Viel praktischer als Campanella war sein Landsmann und vielleicht sein Genosse in der Verschwörung gegen die spanische Herrschaft: Anton Serra. Sein Werk „Über die Ursachen des Reichtums an Gold und Silber" ist eine nationalökonomische Abhandlung, die für die Geschichte dieser Wissenschaft von großer Bedeutung wurde. In der That enthält sie eine vollkommene Auseinandersetzung des sogenannten Merkantilsystems, das später durch Colberts Beispiel länger als ein Jahrhundert hindurch Europa beherrschte.

Dieses System legt den Hauptnachdruck auf Gewerbfleiß und Handel, die nach ihm weit entwickelungsfähiger sind als der Ackerbau, und welche es deshalb auf Kosten des letztern vor allem begünstigt. Das Buch Serras (1613) hat also auf die gesamte ökonomische und finanzwissenschaftliche Weiterbildung einen durchgreifenden Einfluß geübt und darf bei derselben nicht vergessen werden. Übrigens besaß Serra, trotz der Einseitigkeit seiner Anschauungen, einen großen praktischen Scharfblick überall, wo jene ihn nicht verblendete. So widerlegt er diejenigen, welche den Reichtum eines Landes von dem Stande seiner Wechselkurse abhängen ließen, und beweist, daß letzterer nur ein Symptom und nicht die Ursache der ökonomischen Lage einer Gegend ist. Sein Ideal war das reiche Venedig als ausschließlicher Handelsstaat, gegenüber dem vorzugsweise ackerbauenden Neapel, dessen Armut freilich aus ganz anderen, politischen und ethnischen, Gründen zu erklären war, als den rein nationalökonomischen, die Serra annahm.

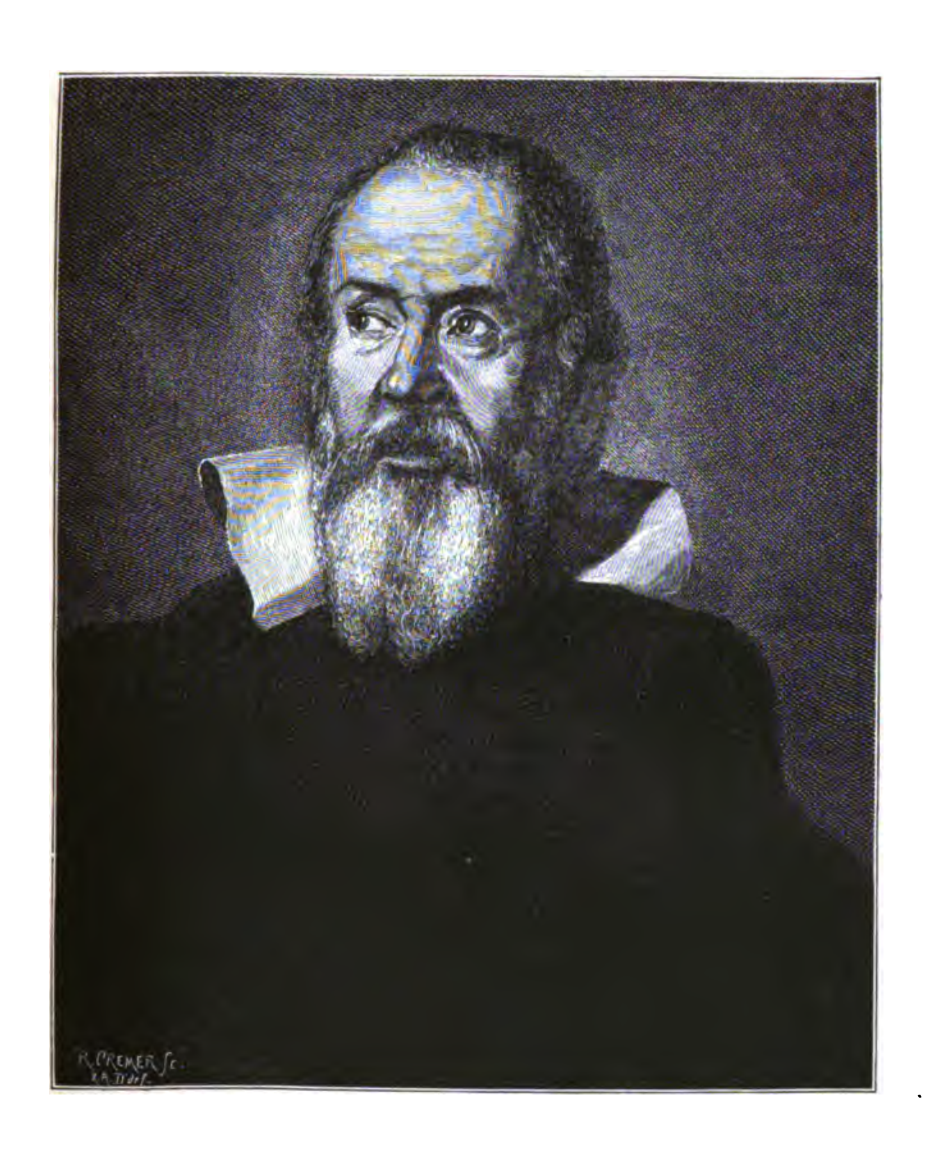
In den exakten Wissenschaften stritt Italien um den Vorrang mit Deutschland, das sich des Kopernikus und Kepler rühmen konnte. Cavalieri, Professor der Mathematik in Bologna, führte die von letzterm großen Gelehrten bereits angedeuteten mathematischen Ideen weiter aus und wurde damit der Schöpfer der modernen Geometrie, durch sein Werk über die Methode des Unteilbaren (1635). Von dieser aus gelangte er zu weit genaueren geometrischen Bestimmungen und Messungen, als das je vor ihm möglich gewesen war. Die Gesetze der Lichtbrechung studierte in neuer, wenn auch noch höchst unvollkommener Weise Antonio de Dominis, Erzbischof von Spalatro, zumal an Sonnenstrahlen, die er durch Wassertropfen leitete. Aldrovandi faßte die ganzen zoologischen Kenntnisse seiner Zeit in umfangreichen Handbüchern zusammen. Origineller war Colonna, ein Mitglied der berühmten gleichnamigen römischen Adelsfamilie. Er hat zuerst eine wirklich gründliche und auf wissenschaftlichen Grundsätzen beruhende Unterscheidung der verschiedenen Pflanzenarten aufgestellt. Kaspar Aselli, Professor der Anatomie in Pavia, entdeckte die Milchgefäße des Gekröses, welche den Speisesaft zunächst dem Blute zuführen und also bei der Ernährung des tierischen Körpers eine überaus wichtige Rolle spielen. So arbeiteten die Italiener eifrigst mit an dem Aufbau der modernen Wissenschaft.

Allein deren höchster, genialster und berühmtester Vertreter in dem damaligen Italien ist Galileo Galilei.[1])

Geboren 1564 zu Pisa, als Sohn eines tüchtigen Mathematikers, studierte er in seiner Vaterstadt Medizin, wandte sich aber bald den mathematischen und den physischen Studien zu, welchen letzteren er in der Mathematik eine feste und zuverlässige Grundlage zu geben suchte. Seine wunderbare Beobachtungsgabe, die mit einem überaus scharfen Verstande und einer nicht minder hervorragenden Tiefe und Gründlichkeit des Geistes gepaart war, veranlaßte

---

1) Neuere Biographien von Henri Martin (Paris) und Oggioni (Mailand).



Galilei.
Gemälde von Justus Sustermans (1597—1681); Florenz, Uffizien.

ihn bald zu den überraschendsten Entdeckungen. Es ist bekannt, daß die Bewegungen einer an dem Gewölbe des Pisaner Domes aufgehängten Laterne ihm zur Entdeckung der gleichen Dauer der Pendelschwingungen bei ungleicher Größe der Ablenkung verholfen haben sollen; daran knüpften sich dann die interessantesten Untersuchungen über den Schwerpunkt der Körper. Er unternahm es zuerst, das spezifische Gewicht der Dinge zu bestimmen, und erfand dazu die hydrostatische Wage. Was er auch begann, überall trat er schöpferisch auf, ein eminent philosophischer und dabei streng wissenschaftlich denkender Geist. Seine bedeutendsten Entdeckungen machte er, nachdem er den Lehrstuhl der Mathematik in Pisa mit dem von Padua vertauscht hatte. Hier stellte er die wichtigsten Forschungen über die Bewegungslehre und die Mechanik an; hier erfand er den Thermometer in seiner ersten Gestalt. Galilei hat nicht nur theoretisch verschiedene naturwissenschaftliche Disziplinen geradezu begründet, er hat auch der praktischen Verwertung der Naturkräfte die wesentlichsten Dienste geleistet — man darf sagen die größten vor der Erfindung der Dampfmaschine. Und nun erst seine Leistungen auf dem Gebiete der Astronomie. Galilei hatte von der Konstruktion eines Fernrohres durch Jens Lippershey von Middelburg sprechen hören, ohne genaueres darüber zu erfahren. Da kam er durch eigenes Nachdenken und Studium der Refraktionstheorie dazu, jene Entdeckung noch einmal zu machen (1609). Nach einigen Versuchen glückte es ihm, ein Teleskop mit dreißigmaliger Vergrößerung fertig zu stellen. Diese Ergebnisse erregten in der ganzen Welt lebhaftes Staunen. So unvollkommen nun das Galileische Fernrohr auch für astronomische Zwecke war, wegen der Beschränktheit seines Gesichtsfeldes, der große Mann wußte doch mit demselben die überraschendsten Beobachtungen zu machen. Er erkannte die Unebenheiten des Bildes der Mondoberfläche, die er richtig als Berge erklärte, indem er sogar ungefähre Berechnungen über die Höhe derselben anstellte. Nicht weniger löste er die Milchstraße und einige Sternennebel in eine Menge an einzelnen Punkten des Weltraumes besonders dicht gedrängter Sonnen auf. Er fand vier kleine Sterne in der Nähe des Jupiter und bestimmte sie ganz richtig, nach der Art und der Geschwindigkeit ihrer Umdrehung, als Monde des großen Planeten. Diese überraschenden Entdeckungen verkündete er noch im Jahre 1610 durch ein Buch, das mit Recht den Namen Nuncius sidereus trug. Man weiß, daß damals der Astronomie das lebhafteste Interesse entgegen gebracht wurde, teils wegen des Aufsehens, welches die Theorien und Schriften des Kopernikus, Brahe und Kepler erregt hatten, teils weil jene Wissenschaft auf das engste mit der allseitig geglaubten und betriebenen Astrologie verbunden war. So fand der Nuncius sidereus die allgemeinste Anerkennung und der Großherzog von Toscana gewährte seinem Verfasser mit der reichbezahlten Sinekure eines Hofmathematikers die Möglichkeit, sich in Florenz ausschließlich seinen fruchtbaren Studien zu widmen. Wirklich folgten auch nun seine astronomischen Entdeckungen Schlag auf Schlag — keine prinzipiell bedeutender als die Erkenntnis

vom erdähnlichen Charakter der Planeten, im Gegensatze zu dem sonnenartigen der Fixsterne.

Die reichen astronomischen Erfahrungen, die Galilei durch das Teleskop gemacht, hatten ihn vollends von der unbestreitbaren Richtigkeit des Kopernikanischen Weltsystems überzeugt. Er trat für dasselbe offen in die Schranken und gewann ihm, durch das Gewicht des eigenen Namens, zahlreiche Anhänger. Dadurch schon wurde die Kirche, welche die Lehre Koperniks als ketzerisch betrachtete, gegen Galilei aufgebracht; noch mehr aber, als derselbe beweisen wollte, daß jene Doktrin sich sehr wohl mit der Rechtgläubigkeit vereinen lasse. Dieser Versuch des Gelehrten, die kirchliche Autorität auf deren eigenem Gebiete zur Unterwerfung zu zwingen, erbitterte sie auf das äußerste. Galilei wußte durch persönliche Thätigkeit in Rom zwar sich selbst in Sicherheit zu bringen, konnte aber nicht verhüten, daß die Indexkongregation die Lehre Koperniks 1616 als „absurd und irrgläubig" brandmarkte und dessen Buch sowie mehrere einschlägige Abhandlungen Galileis selbst auf den Index prohibitorum setzte. Der Gelehrte unterwarf sich dem kirchlichen Machtspruch, aber ohne bindendes Versprechen seinerseits; was man später dafür ausgegeben hat, ist zweifellos untergeschoben.[1]) Innerlich hat Galilei jenes Urteil nie anerkannt. Als sieben Jahre später der ihm befreundete Kardinal Barberini als Urban VIII. den päpstlichen Thron bestieg, wagte er vielmehr in dem „Zwiegespräch über zwei hochwichtige Weltsysteme" eine umfassende Beweisführung für die Richtigkeit der Kopernikanischen Ansichten aufzustellen. Wirklich glückte es ihm nach langjährigen Bemühungen, von der Inquisition die Druckerlaubnis zu erlangen. Allein kaum war das Werk veröffentlicht (1632), so wußten die Jesuiten, die wegen einiger gelehrten Streitigkeiten mit Galilei dessen erbitterte Feinde waren, den Papst zu überzeugen, daß jener ihn selber in der Person des Verteidigers der alten Ptolemäischen Lehre habe lächerlich machen wollen. Der kleinliche und leidenschaftliche Urban VIII. sann seitdem, wenn auch nicht auf die physische, so doch auf die moralische Vernichtung des großen Gelehrten. Er mußte 1633 vor der Inquisition erscheinen. Trotz der enormen Fälschungen, die schon damals und dann in neuerer Zeit mit den Prozeßakten vorgenommen sind, steht es jetzt fest, daß Galilei wirklich der Tortur unterworfen worden ist, wie das übrigens der Wortlaut der über ihn gefällten Sentenz deutlich beweist.[2]) Die früher von dem heiligen Offizium erteilte Druckerlaubnis wurde, abermals auf Grund von Fälschungen, für erschlichen bezeichnet. Der Urteilsspruch zwang den fast Siebzigjährigen, auf den Knieen die Kopernikanische Lehre abzuschwören.

1) Wohlwill, Der Inquisitionsprozeß des Galilei (Berlin 1870). — Offerardi, Il processo Galileo riveduto sopra documenti di nuova fonte (Florenz 1870).

2) Die neuesten Forschungen scheinen mir das unwiderleglich erwiesen zu haben: v. Gebler, Galilei und die römische Kurie (Stuttg. 1876), sowie: Die Akten des Galileischen Prozesses (das. 1877); De l'Epinois, Les pièces du procès de Galilée (Paris 1877), sowie La question de Galilée (das. 1878); Wohlwill, Ist Galilei gefoltert worden? (Leipzig 1877).

Kann man es dem durch die Marter noch geschwächten Greis allzusehr verargen, daß er seine Überzeugung schließlich verleugnete?[1]) Sein „Dialog“ wurde verboten, er selbst zur Haft von unbestimmter Dauer verurteilt. Freilich ward dieselbe bald in eine Internierung des berühmten Sträflings zuerst in einer Villa des Großherzogs zu Rom, dann in seiner eigenen Villa bei Florenz verwandelt; allein die Freiheit der Bewegung erhielt er nicht wieder. So lebte er noch acht Jahre (bis zum 8. Januar 1642) unter vielfachen körperlichen Leiden und zuletzt erblindet, und trotzdem unausgesetzt mit wissenschaftlichen Arbeiten sowie mit der Sammlung und Ordnung früherer Forschungen beschäftigt. In Italien durften diese nicht mehr veröffentlicht werden, wohl aber geschah solches in der Fremde, zumal in Deutschland.

Galilei wird stets der größte Ruhm für das Italien des siebzehnten Jahrhunderts bleiben.

Wenn die Wissenschaft in dieser Zeit sich auf der Apenninenhalbinsel glänzend entfaltete, so trat dagegen in der Baukunst eine Entartung ein, die vielfach an die verwandte Gestaltung der Poesie erinnert, indem sie wahrhafte Schönheit und edles, zweckentsprechendes Maß dem gewaltsamen und doch nüchternen Haschen nach Effekt opfert. Man strebte nach Massenhaftem, Kolossalem, nach übertriebener Pracht der Dekoration, nach malerischer Perspektive, die doch dem eigentlichen Wesen dieser Kunst widersteht. Nichts behält seinen natürlichen Charakter: die geraden Linien der Wände verwandeln sich in vor- und rückwärtsstrebende Kurven mit massigen Ausladungen; die Architrave werden wellenförmig, die Giebel sinnlos durchbrochen, die Säulen nicht minder bestimmungswidrig schlangenartig gewunden. Überall ein prahlerischer Reichtum an Blattgewinden, Fruchtstücken, Figuren, rauchenden Schalen, Emblemen jeder Art. Lorenz Bernini (1589—1660) ist der hervorragendste Repräsentant dieses „Barock-“ d. h. „wunderlichen“ Stiles. Sein Schüler und Nebenbuhler Franz Borromini sucht ihn durch wilde Durchbrechung aller geraden Linien, durch unablässige Verschnörkelungen und Schwingungen noch zu übertreffen, bringt aber damit nur einen widersinnigen Taumel aller konstruktiven Elemente, ein unbehagliches und unruhiges Durcheinander aller Verhältnisse zuwege. Sein Beispiel ist nördlich der Alpen leider allzu sehr befolgt worden. Zumal die Jesuiten fanden in dieser bunten, allem Idealismus feindlichen Pracht ein treffliches Reizmittel für den ernüchterten und blasierten Geschmack jener Zeit.

Daß auch die Plastik, die mit ihrem kühlen, ruhigen Wesen vor allem auf edle Einfachheit der Formen angewiesen ist, diesen Taumel, diese Sucht nach Effekt und leidenschaftlicher Bewegung mitmachte, gereichte ihr durchaus zum Verderben. Eine Fülle von anspruchsvollen Prunkwerken entstand, in denen von der Natur reichbegabte Meister eben nur den völligen Verfall der Skulptur auf, man möchte sagen, tragische Weise bekundeten. Bernini wurde auch hier der Beherrscher seiner Zeit, zumal in Rom, das er während sechs

---

1) Das berühmte E pur si muove ist eine Sage späteren Ursprungs.

Pontifikaten mit seinen bildhauerischen Erzeugnissen anfüllte. Übertriebene Bewegungen und lüsterne Behandlung des Nackten, rohe Kraft bei den männlichen, kokettes Gebaren bei den weiblichen Figuren entsprechen so recht dem weichlichen Wesen der damaligen Italiener. Die Frömmigkeit geht bei Berninis Heiligen und Engeln in krankhafte Verzückung oder sinnliche Tändelei über, der Ausdruck des Leidens in widerliche Verzerrung. Die Gewänder flattern unruhig und in wirrem Faltenwurf aus einander. Eine ganze Schar untergeordneter Meister ahmt eifrigst das raffiniert kecke Treiben Berninis nach.

Selbstverständlich konnte auch die italienische Malerei sich solchen Einflüssen nicht entziehen. Allein einmal ist ihr diese Richtung nicht so unnatürlich, wie der Skulptur, da sie, besonders bei vorgeschrittener Technik, durch den Glanz und Schmelz der Farben, durch das weiche und schimmernde Abtönen von Licht und Schatten hier wirklich bedeutende Wirkung zu erzielen vermag; und dann fand sie glücklicherweise hochbegabte Vertreter, welche sie aus der Verirrung zu erheben, zu läutern und zu veredeln wußten. Im Anfange unserer Epoche suchen sogar Ludwig und sein Neffe Hannibal Caracci die Malerei auf das Studium der Natur und der großen Cinquecentisten zurückzuführen und gelangen hier zu glücklichen und erfreulichen Resultaten, wenn auch der belebende Genius meistens fehlt. Allein schon ihre Schüler Dominik Zampieri, meist Domenichino genannt, und Guido Reni vermögen nur in ihren Jugendbildern diese Richtung inne zu halten, um bald, dem allgemeinen Geiste der Zeit gemäß, in Vorliebe für prächtigen Putz, für übermäßige Fülle der Gestalt und für süßliche Anmut zu verfallen. Carlo Dolci ist der charakteristische Vertreter dieses Wesens. Doch wissen die genannten Künstler durch blühenden Schmelz und Kraft der Farbe, durch ausgebildeten Schönheitssinn und oft auch durch wahre Empfindung, die siegreich die Manier durchbricht und überwindet, ihren Werken eine höhere, bleibende Bedeutung zu verleihen und über die Gemeinheit des sinnlichen Affektes zu erhöhen. Am längsten und vollständigsten hat Franz Barbieri, genannt Guercino, markige Natürlichkeit und leuchtende nachdrucksvolle Färbung bewahrt. So kam es wenigstens in der Malerei während des siebzehnten Jahrhunderts zu einer Nachblüte der Kunst. Es war eben schwer, bei den Italienern den feinen Geschmack für das wahrhaft Schöne gänzlich auszurotten.

Nach einer andern Seite äußert sich die Verirrung jener Zeiten in der krassen Natürlichkeit, der rohen und kecken Derbheit, welche Michelangelo Amerighi, nach seinem Geburtsorte Caravaggio genannt, zu den Prinzipien seiner Schule erhob. Daß er eine ungemeine Kraft und erschütternde Wahrheit der Darstellung besaß, machte sein Beispiel nur noch verderblicher, weil eindrucksvoller. Wirklich gelungen sind ihm nur Darstellungen aus dem Leben der niedersten, ja sittenlosesten Volksklassen. Der Spanier Ribera, genannt „das Spanierlein“ (Spagnoletto) fügte dem Wesen Caravaggios die ganze im Charakter seiner Nation liegende Wildheit sowie die leidenschaftliche Glut des neapolitanischen Volkes hinzu, unter dem er seinen Wohnsitz genommen,

und wurde der keckste, leidenschaftlichste, dabei mit musterhafter Beherrschung der Farbe ausgestattete Vertreter der Schule des Caravaggio. —

In politischer Beziehung traten Italien und Spanien immer mehr in den Hintergrund, um dem französischen Übergewichte Platz zu machen. Ebenso, wie hier im Westen, bereitete sich im Osten Europas der große Umschwung vor, der, an Stelle Polens und der Türkei, Rußland zu der dort vorwiegenden Macht erhob.

Für das weitere Schicksal Polens ist die lange fünfundzwanzigjährige Regierung des fanatischen Jesuitenzöglings Sigismund III. von der traurigsten Bedeutung geworden; in ihr entwickelten sich alle die Keime des Verderbens, welche die eigensüchtige und zügellose Übermacht des Kleinadels und die brutale, bildungsfeindliche Gewalt der Gegenreformation dem Staate eingepflanzt hatten. Freilich eine Zeit lang hielten noch die Tapferkeit der Edelleute und die starke Bevölkerungsziffer das Ansehen Polens nach außen aufrecht. — Die Einmischung in die russischen Verhältnisse brachte in dem Frieden zu Dewulino (1618) dem polnischen Reiche den Gewinn von Smolensk, Severien und Tschernigow, wichtigen Provinzen, welche die polnische Herrschaft bis in das Herz Rußlands führten. Allein dieser Erfolg wurde doch durch das Aufkommen einer kräftigen, jugendfrischen und volkstümlichen Dynastie in Rußland bei weitem wieder aufgewogen. Dabei wurde der Verfall des Volkswohlstandes und der Volkswohlfahrt immer größer; wilde Empörungen des ungebärdigen Adels erschütterten das Reich: Die große Rebellion des Woiwoden Nikolaus Zebrzydowski konnte, trotz einzelner Siege der königlichen Truppen, schließlich nur durch unrühmliche Zugeständnisse seitens der Krone beendet werden. Solche Vorgänge machen es erklärlich, daß auch die politische und militärische Macht Polens immer tiefer sank. Ein Krieg mit der Türkei, welchen eine streitige Fürstenwahl in der Moldau hervorgerufen hatte, endigte im Jahre 1621 mit dem Frieden von Choczim, der diese Festung, den wichtigsten Dnjestrübergang, den Türken überlieferte und letzteren das alleinige Recht der Ernennung der moldauischen Fürsten zugestand. Kaum war dieser Kampf im Osten beendet, als Sigismund sich durch seinen fanatischen Glaubenseifer bestimmen ließ, zu gunsten des Katholizismus und Österreichs in den großen deutschen Religionskrieg einzugreifen. Allein nun büßte er an Gustav Adolf einen Teil Preußens sowie Livland ein, und war dann froh, mit Abtretung dieser Länder die Schweden zu befriedigen.

Nach Sigismunds III. Tode beliebte es dem Adel, obwohl des Verstorbenen Sohne Wladislaw die Krone von keinem Mitbewerber streitig gemacht wurde, ein halbjähriges Zwischenreich in Szene zu setzen, wo die Schlachtzizen freilich ungestört Gewalt üben, plündern, sich befehden konnten. Endlich wurde doch, wie selbstverständlich, Wladislaw IV. zum Herrscher gewählt. Demselben fehlte es keineswegs an Mut und militärischer Tüchtigkeit. Als der russische Zar Michael Romanow den Thronwechsel benutzen wollte, um Polen die ihm durch den Frieden von Dewulino abgetretenen Provinzen wieder zu entreißen,

schloß Wladislaw das feindliche Heer vollkommen ein und zwang es zur Kapitulation. Der Friede von Wiäsma bestätigte dann den Polen den bisherigen Besitzstand. Auch der Schweden mußte der König sich wacker zu erwehren, und der Friede von Stumsdorf (1635) gab ihm, wenn auch nicht Livland, so doch den von seinem Vater verlorenen Teil Preußens zurück. Aber im Innern nahm der schon unter Sigismund III. eingebrochene Verfall reißend zu, und zwar infolge eines doppelten Umstandes: der Vorherrschaft des Klerus und der immer größeren Anmaßung des Adels. Wladislaw war ein gehorsamer Schüler der Geistlichkeit. Wie die Jesuiten bereits den höhern Unterricht in Händen hatten, so überlieferte der König den mittlern und niedern Unterricht den Schulbrüdern. Nur nach kirchlichem Systeme sollte in Polen noch gelehrt werden. Der Adel aber brach, inmitten der größten äußern und innern Gefahren, die militärische Kraft des Königtums durch ein Gesetz, das demselben an stehenden Truppen nur eine Garde von zwölfhundert Mann zu halten gestattete. Der Zweck dieser Maßregel war, den Herrscher völlig von dem Adelsaufgebote abhängig zu machen; wie sehr dieselbe aber die Heeresmacht Polens lähmen mußte, leuchtet von selbst ein. Die Strafe für das egoistische und thörichte Verfahren der polnischen Edelleute blieb nicht aus.

Wir haben schon (Bd. VII. S. 676) die Bildung des eigentümlichen Kosakenstaates am mittlern und untern Dnjepr erwähnt, der, aus russischen und litauischen Flüchtlingen erwachsen, von König Stephan Báthori unter polnischer Oberhoheit eine feste Organisation, beruhend auf ganz selbständigen militärischen Einrichtungen, erhalten hatte. Er gewann bald beträchtliche Macht. Diese unerschrockenen Krieger begnügten sich nicht damit, die Türken und das Tatarenreich der Krim zu Lande fortwährend zu bekämpfen; ebenso gewandt und mutig zur See, befuhren sie in leichten Boten das Schwarze Meer und plünderten unaufhörlich die Küsten Kleinasiens und der Balkanhalbinsel, Schrecken verbreitend bis in den Hafen Konstantinopels. Darüber hatte die Pforte sich häufig in Warschau beklagt. Solches gab dann den Polen den Vorwand, auf die Vernichtung nicht nur der politischen Freiheit, sondern auch des griechischen Bekenntnisses der Kosaken auszugehen. Zuerst nötigte man dieselben, auf die Erwählung ihres Hetmans zu verzichten und sich der Führung des polnischen Krongroßfeldherrn unterzuordnen. Dann kamen die Jesuiten ins Land, schlossen die Kirchen und ließen nur den Kultus der sogenannten Griechisch-Unierten, welche die Autorität Roms anerkannten, bestehen. Endlich aber setzten polnische Edelleute sich in der Ukraine fest und verwandelten mehr und mehr die bis dahin persönlich vollkommen freien Kosaken in Leibeigene, nach heimischem Muster. Als nun unter den Kosaken wiederholte Aufstände gegen solche ganz maßlose Gewaltthat ausbrachen, benutzten die Polen diese „Rebellion,“ um jene auf dem Reichstage von 1638 aller Rechte und Freiheiten zu berauben und sie ausdrücklich den Bauern, d. h. den Leibeigenen, gleichzustellen.

Diese Erniedrigung wurmte die Kosaken nicht wenig und sie harrten nur auf einen tüchtigen Führer, um sich gegen die Unterdrücker ihrer Freiheit und ihrer Religion zu erheben. Sie fanden ihn in Bogdan Chmielnicky, dem ein polnischer Edelmann sein Landgut und seine Gattin entrissen hatte. Als Chmielnicky in Warschau kein Recht finden konnte, als König Wladislaw selbst ihm keinen andern Rat zu geben vermochte, als den, sich mit Gewalt Genugthuung zu verschaffen, erhob Bogdan das Banner der Empörung (1648). Sofort war die ganze Ukraine unter Waffen; das kleinrussische Landvolk, durch den Bekehrungseifer der Jesuiten erbittert, strömte in das Lager des neuen Hetman; selbst die bisherigen Feinde, die Tataren, nach polnischer Beute lüstern, sandten reichliche Hilfe.

Inmitten dieser Wirren starb König Wladislaw IV. (1648). Der Adel, anstatt schnell einen andern Herrscher zu wählen, stritt sich fünf Wochen in der Ebene von Wola über die Kürung des Königs herum. So konnte Bogdan, ohne Widerstand zu finden, unter greulicher Verwüstung bis Zamosk vordringen. Endlich brachten die Bemühungen und das Gold der Königin-Witwe es dahin, daß man den Bruder des Verstorbenen, Johann Kasimir, erwählte. Dieser letzte Herrscher Polens aus dem Hause Wasa war bis dahin Jesuit und Kardinal gewesen; freilich gestattete ihm der Papst den Austritt aus dem geistlichen Stande. Er zeigte sich der schwierigen Lage aber keineswegs gewachsen. Zunächst suchte er Bogdan Chmielnicky zu gewinnen, indem er ihm Stab und Roßschweif, die Zeichen der Feldherrnwürde, zusandte und mit ihm Unterhandlungen anknüpfte, bei denen der Kosakenführer große Besonnenheit und Mäßigung zeigte. Allein er konnte nicht verhindern, daß der polnische Adel, der von einem Vertrage mit diesen verachteten „Bauern" nichts hören wollte, unter der Führung des Jeremias Wisnowiecki plötzlich die wegen der Friedensverhandlungen ganz sorglosen Kosaken überfiel und unter ihnen ein furchtbares Blutbad anrichtete. Diese schändliche That machte jeder Friedensaussicht ein Ende und feuerte die Kosaken zur wildesten Rache an. Bogdan, verbündet mit dem Tatarchan Islam Gerai, besiegte auf der Ebene von Zborow den König mit seinem Adelsaufgebot in verschiedenen Gefechten und schloß ihn derart ein, daß ihm nichts übrig blieb, als auf jede Bedingung hin sich mit den Kosaken abzufinden. Er mußte denselben ihre frühere thatsächliche Unabhängigkeit, sowie den Tataren einen jährlichen Tribut zugestehen. Der griechisch-katholische Metropolit von Kiew sollte im polnischen Senat Sitz und Stimme haben.

Aus diesen Vorgängen hätte die polnische Aristokratie den Schluß ziehen müssen, daß es zum Heile des Vaterlandes einer größern Konzentration und festern Zusammenfassung der nationalen Kräfte bedürfe. Aber gerade das Gegenteil trat ein: auf dem Reichstage von 1652 ward das berüchtigte liberum veto zum dauernden Gesetze erhoben. Von einer ordentlichen Abstimmung war auf den Reichstagen eigentlich nie die Rede gewesen; die Mehrheit hatte die Minderheit ganz einfach niedergeschrieen oder, wenn dieselbe

sich durchaus nicht zufrieden geben wollte, mit Gewalt und bisweilen mit Mord und Totschlag zur Unterwerfung gezwungen. Dieses Mal rief nun, als es sich gerade um die hochwichtigsten Maßregeln zum Schutze des Reiches gegen Kosaken und Tataren handelte, ein unbedeutender Landbote aus Litauen, Siczinski, sein nie pozwolam („Ich gestatte es nicht") in den Saal hinein und machte sich dann aus dem Staube, damit man ihn nicht zur Zustimmung nötigen könne. Seine Freunde und Gesinnungsgenossen behaupteten, daß ohne die Zustimmung aller der Reichstag keinen gültigen Beschluß fassen könne, und sie drangen mit dieser absurden Anschauung wirklich durch. Der Reichstag ging ohne ein Ergebnis aus einander. Seitdem galt das Recht jedes Landboten, durch seinen Widerspruch den Reichstag brach zu legen, für ein konstitutionelles Grundgesetz, ja für das Palladium der Freiheit selbst. Niemals hat die Vorliebe für persönliche Ungebundenheit und individuelle Willkür eine herrschende Kaste zu so widersinnigem und staatsverderblichem Verfahren geführt. Der Freiheit des einzelnen wurde hier ohne Bedenken die Ruhe und die Größe, ja die Existenz selbst des Vaterlandes aufgeopfert.

Und während der Adel derart das Reich zur Schwäche und innern Auflösung verurteilte, stieß er mit rechtsverachtendem Übermute die mit den Kosaken abgeschlossenen Verträge um. Zumal die jesuitische Partei des Senats wollte von der Einführung des schismatischen Metropoliten von Kiew nicht reden hören. Den steten Reizungen und Übergriffen der Polen gegenüber erhob Bogdan Chmielniecky noch einmal die Waffen. Freilich die Tataren waren jetzt nicht mehr auf seiner Seite und hatten sich für Polen gewinnen lassen. Dafür fanden die Kosaken einen noch mächtigern Bundesgenossen. Im Jahre 1654 sagten sie dem polnischen Reiche endgültig ab und stellten sich unter den Schutz des glaubensverwandten Rußland. Mit Freuden bewilligte ihnen Zar Alexei Michailowitsch alle ihre Forderungen: sie sollten nur von ihren selbstgewählten Oberhäuptern und nach ihren eigenen Gesetzen gerichtet werden und keinen Tribut bezahlen; sechzigtausend Kosaken sollten zum Kriegsdienst eingeschrieben werden und vom Zaren regelmäßigen Sold erhalten. Damit waren die streitbaren Krieger aus einer Grenzmacht Polens gegen Rußland zu einer solchen Rußlands gegen Polen geworden. Sofort wurde die Verteidigung der rechtgläubigen Kosaken wider die Ketzer eine Nationalsache für das ganze russische Volk. Mit bedeutenden Kräften warfen Russen und Kosaken in unwiderstehlichem Ansturme die Polen zurück, eroberten ganz Weißrußland und Litauen und nahmen selbst im eigentlichen Polen die Feste Lublin.

In dieser äußersten Not sah sich die Republik, durch die Schuld Johann Kasimirs, noch von einem neuen furchtbaren Feinde bedroht: dem Schwedenkönige Karl X. Gustav. Doch die Erzählung ihrer völligen Auflösung und der Art, wie sie sich wieder, allerdings mit schweren Opfern, aus der Bedrängnis zog, gehört einem folgenden Teile dieser Geschichte an.

Mit dem politischen vollzog sich auch zugleich der geistige Verfall Polens. Die vorhergehende Epoche, die der Reformation, wird als das „goldene Zeit-

alter" der polnischen Litteratur betrachtet. Damals feierte Nikolaus Rej (1507—1568) bald die theologischen Anschauungen der Neuerer, bald die Freuden der Liebe, oder gab seinem derben Humor in stark gewürzten Satiren Ausdruck. Viel höher und feiner gebildet, als dieser begabte Landedelmann, war Johann Kochanowski (1530—1584), der als der vorzüglichste aller älteren polnischen Poeten gilt. Gründliche Kenntnis des klassischen Altertums vereinte sich bei ihm mit tiefem dichterischen Empfinden und vollendeter Meisterschaft in der Beherrschung der Sprache. Zumal als Lyriker ist er nie wieder erreicht worden. Neben den beiden adligen Dichtern repräsentiert Sebastian Klonowicz das Bürgertum, das in jenem hoffnungsreichen sechzehnten Jahrhundert sich mit zornigem Selbstbewußtsein seinen Anteil am Staats- und Volksleben zu erobern gedachte und gegen Aristokratie und Klerus zugleich seine Angriffe richtete. Diese revolutionäre Stimmung, auf religiösem wie auf politischem Gebiete, findet ihren Ausdruck in den kräftigen, geistvollen aber auch tief erbitterten Dichtungen Klonowiczs. — Diese drei hervorragendsten Poeten sind dann von einer ganzen Schar minderwertiger Dichter in polnischer und lateinischer Sprache umgeben. Leider blieb letztere für die Prosa meist vorherrschend: um so rühmenswerter ist Lukas Gornickis „Hofmann," ein in heimischer Sprache verfaßtes, ausgezeichnetes Sittenbild der damaligen höheren Gesellschaft Polens. — Das vielfach bewegte politische und religiöse Leben der Zeit übte ferner einen höchst anregenden Einfluß auf die weltliche und geistliche Beredsamkeit, die geradezu mustergültige Erscheinungen zu Tage förderte.

Unter der verhängnisvollen Regierung Sigismunds III. aber beginnt der helle Glanz der polnischen Litteratur zu erblassen. Der Bürgerstand wurde von jeder Teilnahme nicht nur am Staatsleben, sondern auch selbst am höheren Unterrichte ausgeschlossen. Die Schulen aller Grade waren den Jesuiten unterthan, die auch hier ihr Formelwesen, ihr flüssiges aber unklares und geistloses Latein, ihre Vorliebe für hohles Phrasenwesen und Theaterspielerei bethätigten. Fremde Universitäten zu besuchen, kam jetzt auch für den Adel, als religiös allzu bedenklich, in Wegfall. Mit der Krakauer Hochschule ging es reißend schnell abwärts. Die Herrschaft einer bevormundenden und streng ausschließlichen Kirche verbannte freie Forschung und selbständiges Denken. Die politische Auflösung, die Selbstsucht der regierenden Kaste schwächten jeden höheren nationalen Aufschwung. Noch einmal verherrlicht Waclaw Potozki einen glänzenden Sieg seiner adligen Standesgenossen in seinem Heldengedichte auf die Schlacht von Choczim, aber schon macht sich bei diesem Lobredner der Aristokratie ein bedeutender Verfall des künstlerischen Vermögens und der sprachlichen Vollendung geltend. Noch geringer sind die anderen Poeten, wenigstens die in polnischer Sprache. Bald schrieb man vorzugsweise lateinisch oder begnügte sich mit Übersetzung französischer Schriftsteller.

Die russischen Verhältnisse[1]) hatten sich, nach langer Verwirrung, befestigt

---

1) Herrmann, Gesch. des russ. Staates, Bd. III.

durch die Einsetzung des neuen Romanowschen Herrscherhauses. Zar Michail Fedorowitsch (bis 1645) war freilich ein gutmütiger und unbedeutender Mann, der zeitlebens von fremden Einflüssen abhängig blieb. Das benutzten zunächst die Bojaren, um bestimmend auf die Regierung einzuwirken. Allein die Sachlage änderte sich, als nach dem Frieden von Dewulino des Zaren Vater, Philaret, aus polnischer Gefangenschaft zurückkam und von seinem Sohne zum Patriarchen von Moskau ernannt wurde. Dieser energische Mann warf sich förmlich zum Mitregenten auf und ließ in den öffentlichen Urkunden neben den Regierungsjahren des weltlichen Herrschers auch die des geistlichen Primas aufführen: eine Gewohnheit, die nach seinem, im Jahre 1632 erfolgten Tode seine Nachfolger auf dem Moskauer Patriarchenstuhle bewahrten. Die Bojaren wurden nunmehr ihres Einflusses völlig beraubt und in die längst überkommene Dienstbarkeit wieder zurückgedrängt. Ihre Ratsversammlung wurde noch bei wichtigern Gelegenheiten zusammen berufen, und einzelne ihrer Mitglieder erlaubten sich wohl, ihre Ansicht über die vorliegenden Fragen auszusprechen: allein einen bestimmenden Einfluß übte sie nicht, und des Zaren endgültiger Beschluß blieb der allein maßgebende. Michail und sein Nachfolger Alexei haben außerdem bei verschiedenen Anlässen einen Landesrat, bestehend aus je zwei Edelleuten und zwei Bürgern jeder Stadt, versammelt; aber auch diese außerordentlichen Körperschaften wurden lediglich um den Ausdruck ihrer Meinung befragt: jeder, wer wollte, nahm das Wort, ohne daß es zu einer Abstimmung kam, geschweige denn daß der Zar an das Ergebnis einer solchen gebunden gewesen wäre. Von einer Art parlamentarischer Verfassung, wie die Slawophilen sie gern dem damaligen Rußland zuschreiben, kann also die Rede nicht sein.

Wir wissen, daß Zar Michail seine Kriege gegen Polen gerade nicht mit günstigem Erfolge führte. Nach seinem Tode bestieg sein Sohn Alexei den Thron. Erst sechzehn Jahre alt, blieb der junge Fürst vollständig abhängig von seinem bisherigen Erzieher, dem Bojaren Boris Morosow, der bald seine Gewalt in eigenmächtigster Weise mißbrauchte. Er verheiratete seinen königlichen Zögling mit der Tochter eines unbedeutenden Edelmannes, deren Schwester er selber ehelichte, und überantwortete Ämter und Einkünfte seinen sowie der Zarin Angehörigen. Plünderung des Volkes und schändliche Mißregierung durch diese gewissenlosen Emporkömmlinge ward nun der Zustand Rußlands. Handelsmonopole, zu gunsten der herrschenden Familien, hemmten den Verkehr und verteuerten die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse. Endlich riß dem geplagten Volke von Moskau die Geduld: es erhob sich in wütendem Aufstande (1648), nicht gegen den Zaren, wohl aber gegen dessen Beamte, deren es eine Anzahl erschlug. Nur mit Mühe rettete Alexei das Leben Morosows, mußte ihn aber aus seiner Nähe und von allen öffentlichen Stellungen entfernen.

Unter dem Eindrucke des Schreckens, den diese Empörung bei Alexei hervorgerufen hatte, bildete dieser aus mehreren Edelleuten und Geistlichen

eine Kommission zur Entwerfung eines neuen Gesetzbuches (Juli 1648). Diese „Uloshenie“ ward auf Grund des kirchlichen Rechtes, der früheren zarischen Verordnungen und der Urteile der Bojaren zusammengestellt. Eine Landesversammlung, die im Oktober 1649 sich vereinigte, erkannte dieselbe an, worauf man sie in allen dem zarischen Zepter unterworfenen Ländern als ausschließlich gültiges Rechtsbuch verkündigte. Allein trotz dieser weisen und volkstümlichen Maßregel kam das Reich nicht zur Ruhe. Die Unredlichkeit der Beamten rief schon im nächsten Jahre (1650) zu Nowgorod und Pskow neue Volksaufstände hervor, die zum Teil mit Waffengewalt niedergeschlagen werden mußten. Um die Quelle solcher Unzufriedenheit zu verstopfen und zugleich um den Ausbrüchen letzterer bei Zeiten vorzubeugen, schuf der Zar eine neue Behörde, die unter verschiedenen Namen bis auf den heutigen Tag fortbestanden hat: die „Kammer der geheimen Angelegenheiten.“ Sie sollte für unbedingte Ausführung der Beschlüsse des Zaren sorgen, die ganze Verwaltung übernehmen und regulieren. Alle Bojaren und Würdenträger wurden grundsätzlich von ihr ausgeschlossen, nur an sich bedeutungslose Leute in sie berufen. Ihre Mitglieder sollten eben nur Werkzeuge und blinde Diener der zarischen Macht sein, die auf solche Weise bewußt den Weg zu unbedingtem und schrankenlosem Absolutismus einschlug. Insofern ist die Begründung der „Kammer der geheimen Angelegenheiten“ für die innere Geschichte Rußlands eine Maßregel von einschneidender Wichtigkeit geworden. Die Nachfolger Alexei Michailowitschs sind die hier betretene Bahn mit Konsequenz und Thatkraft weiter gewandelt.

Diese Stärkung der zarischen Gewalt wurde um so wichtiger, als bald darauf die Kosakenfrage Rußland in einen langwierigen Entscheidungskampf gegen Polen hineinriß. Der Kosakenkrieg aber ist das Signal zum dauernden Niedergange des letzteren Staates, zum endgültigen Aufschwunge Rußlands und seiner Erhebung zum ersten Staate des Ostens geworden. Damals trat der große Umschwung ein, welcher im morgenländischen Europa Rußland eine ähnliche Rolle anwies, wie Frankreich sie in der westlichen Hälfte des Erdteiles spielte.

Diese Veränderung wurde nur ermöglicht durch den zuerst langsam, dann immer schneller eintretenden Verfall des osmanischen Reiches.[1]) Er zeigte sich auf allen Gebieten.

Zunächst in dem Zustande der Finanzen. Zur Zeit des Sultan Soliman des Großen hatte man alljährlich mindestens eine Million Dukaten (etwa 40 Mill. Mark nach heutigem Geldwerte) reinen Überschuß gehabt, der in den Staatsschatz niedergelegt werden konnte. Unter den folgenden Herrschern aber trat ein umgekehrtes Verhältnis ein. Bald übertrafen die Ausgaben des Staates — 10 3/4 Millionen Dukaten — die Einnahmen — 8 1/4 Millionen —

---

1) v. Hammer-Purgstall, Des osmanischen Reiches Staatsverfassung und Staatsverwaltung (2 Bde. Tübingen 1816). — Zinkeisen T. III. und IV. (Gotha 1855/56).

um 2 1/2 Millionen Dukaten oder etwa hundert Millionen Mark heutiger Münze. Die Diebereien und Unterschleife aller Beamtengattungen waren daran nicht weniger schuld, als die Habsucht der Sultane, welche die öffentlichen Gelder für ihre und ihrer Weiber wahnsinnige Verschwendung plünderten. Schließlich artete das ganze Finanzwesen in ein förmlich organisiertes System konsequenter Räuberei aus. Die Beamten plünderten nach Kräften, um dann wieder von ihren Vorgesetzten und in letzter Linie von dem Herrscher selbst geplündert zu werden. Ein jeder raubte und wurde beraubt, und nur das arme, gemeine Volk, welches niemand mehr unter sich hatte, an dem es sich schadlos halten konnte, mußte allein die Last dieser ganzen heillosen Wirtschaft tragen.[1]) Ämter und Stellen, die Statthalterschaft ganzer Provinzen, das Fürstentum in der Moldau und in der Walachei wurden an den Meistbietenden versteigert; kein Wunder, daß dieser sich an den Untergebenen wieder zu erholen suchte. Dabei mußte man sich beeilen, denn, um häufig in den Besitz des Steigerungsgeldes zu gelangen, wechselte der Sultan grundsätzlich oft seine Beamten aller Rangstufen.

Der Steuerdruck auf der einen Seite, der Mangel an Kenntnis des Landes und an Interesse für dasselbe bei diesen ephemeren Beamten auf der andern verbreiteten überall Elend und Verarmung und mit ihnen schnelle Entvölkerung. Die Landleute bauten nur gerade so viel Äcker an, wie für das eigene dringendste Bedürfnis notwendig war, weil sie wußten, daß ihnen jeder Überfluß immer mit Gewalt würde entrissen werden. An allen Orten zeugten verlassene Ortschaften und leere, verfallende Häuser von den traurigen Wirkungen dieser Mißwirtschaft.

Was half da die ungeheure Ausdehnung des Reiches? Seine Grenzlinie wurde auf 16 000 Miglien oder 24 000 Kilometer geschätzt. Es umfaßte in Asien die Anatolische Halbinsel, Armenien, Kurdistan, Mesopotamien, Syrien, Palästina, Arabien; in Afrika Aegypten, Tripolis, Tunis und Algier; in Europa Thrazien, Bulgarien, Moldau, Walachei, Siebenbürgen, den größten Teil Ungarns, Bosnien, Serbien, Dalmatien, Albanien, Mazedonien, Griechenland mit seiner herrlichen Inselwelt. Die schönsten und fruchtbarsten Gebiete dreier Erdteile, vom Tigris bis zur mittleren Donau und fast bis zu den Säulen des Herkules, gehorchten dem Zepter der Sultane. Aber anstatt die Kräfte dieser gewaltigen Ländermassen zur Eroberung der Weltherrschaft auszunutzen, wußte sie der Padischah nur zu zerreiben und zu vernichten, an der Stätte einst blühender und lebensvoller Reiche Tod und Zerstörung zu verbreiten.

In der Familie der Sultane selbst kam es zwischen den Lieblingsgattinnen, zwischen ihren Söhnen unter einander und zwischen diesen und dem Vater zu steten Zwisten und blutigen Kämpfen; schon unter dem großen Soliman hatten solche stattgefunden. Bereits begannen die Großwesire einen bedeutenderen Einfluß auf die Staatsgeschäfte auszuüben, als die Sultane selber,

---

1) Relaz. di Giov. Mori; Alberi Bd. III S. 337.

die immer mehr in Lüsten, Schwelgerei und Haremsintrigen verkamen. Die persönlichen Räte des Großwesirs bildeten die „hohe Pforte,“ die politisch wichtigste Behörde. Der glänzendste dieser hohen Würdenträger war Mohammed Sokolli, der, von christlicher Abstammung, noch unter Soliman zu der ersten Stellung emporstieg und zumal unter Selim II. allmächtig wurde. Nur ihm war es zu danken, wenn unter diesem ebenso schwachen und unfähigen wie rohen Sultane die Türkei noch im ganzen ihre Stellung behauptete. Sokollis Klugheit, seine Gerechtigkeitsliebe, seine Duldsamkeit gegenüber den früheren Glaubensbrüdern werden von allen kundigen Zeitgenossen höchlichst gelobt. Aber leider frönte auch er der unersättlichen Habsucht, welche der Fluch und das Verderben des osmanischen Reiches geworden ist. Nach vierzehnjähriger Regierung fiel er (1579) unter dem Dolche eines Derwischs, dem er nicht fanatisch genug erschienen war. Mit ihm, „dem Edelsten des Volkes,“ sank auch auf fast ein Jahrhundert die Bedeutung des Großwesirats dahin, das bei der Entartung des Herrschergeschlechtes den osmanischen Staatsorganismus noch hätte tragen und erhalten können.

Unter und neben dem Großwesir regierte der Diwan, der, aus den höchsten Beamten des Reiches zusammengesetzt, viermal in der Woche regelmäßige Sitzungen hielt und sich zugleich mit Politik, Verwaltung und Rechtsprechung beschäftigte. Jedermann durfte seine Angelegenheiten demselben vortragen. Seine Beschlüsse unterlagen der Bestätigung durch den Sultan, die aber nur selten verweigert wurde.

Die Heeresmacht der Türken hatte zunächst auf deren Lehensreiterei beruht, indem jeder Krieger ein größeres oder kleineres Lehen in erblichem Besitze gehabt hatte. Die Zahl dieser „Sipahi“ stieg bis auf mindestens 200 000; sie waren in Distrikte (Sandschaks) unter Sandschakbegs, diese wieder in Provinzen (Ejalets) unter Beglerbegs organisiert; die militärischen Führer waren auch zugleich die Verwaltungsbeamten für die betreffenden Landschaften. Die Sipahis hatten die Größe des türkischen Reiches begründet; aber mit dem zunehmenden Reichtum und der wachsenden Verweichlichung verloren sie den kriegerischen Geist. Vergebens suchten Soliman und sein zweiter Nachfolger Murad III. sie zu reformieren; selbst der Padischah war ohnmächtig gegen den Einfluß unabwendbarer Verhältnisse. Man nahm daher zu besoldeten Sipahis seine Zuflucht, die, zuerst nur eine Art Garde, zuletzt auf die beträchtliche Ziffer von 40 000 schwerbewaffneten Reitern gebracht wurden. Dazu kam noch die unregelmäßige Kavallerie, die anstatt des Soldes auf Plünderung und Raub angewiesen war; sowie die Hilfstruppen der Tataren, Moldo-Walachen, Georgier u. s. w. Diese gesamte Reiterei betrug im siebzehnten Jahrhundert noch über 220 000 Pferde und hat zu einer Zeit, wo die Feuerwaffen wenig ausgebildet waren, hauptsächlich die Überlegenheit des türkischen Heeresmacht aufrecht erhalten.

Indes bedurfte man auch einer zuverlässigen Infanterie. Man bildete sie noch immer vorzugsweise aus den zwangsweise ihren Eltern geraubten

Christenknaben, die, zum Islam und zu militärischer Zucht erzogen, später in das Janitscharenkorps eintraten. Das Elend in den von der Pforte regierten Ländern wurde allmählich so groß, daß Eltern und Kinder die Bestimmung der letzteren zum Janitscharentume immer mehr als Gunst und Vorteil betrachteten. Im Jahre 1638 unter Murad IV. wurde aber dieser Knabenzehnte abgeschafft, und seitdem das Korps einfach aus Freiwilligen gebildet. Der Dienst war lebenslänglich und streng, die Stellung sehr geehrt und gut bezahlt; was die Kraft dieses Korps ausmachte, war einmal der Geist der unbedingten Brüderlichkeit, des Eintretens aller für jeden, anderseits der wütende Christenhaß, die unter ihnen herrschten. Ordnung, Moralität und aufopfernde Tapferkeit machten sie zu einer Mustertruppe. Dieselbe verfiel aber, als man Türkensöhnen gestattete, in sie einzutreten. Diesen konnte man nicht, wie den geraubten Christensöhnen, die Heirat verbieten, und bald machte das Haremleben und die Sorge für die Familie die Janitscharen unkriegerisch und habgierig. Ihre Kinder traten seitdem noch im Knabenalter in das Korps ein.

So ging es mit der türkischen Kriegsmacht reißend bergab. Je ungünstiger die Finanzlage wurde, je unregelmäßiger also die Soldaten ihre Löhnung erhielten, um so häufiger fanden unter ihnen Aufstände statt, die bisweilen zu blutigen Katastrophen führten.

Noch schlimmer stand es, seit der Seeschlacht bei Lepanto, mit der türkischen Marine. Dieselbe hatte das Selbstvertrauen ganz verloren und wagte gar nicht mehr die Häfen zu verlassen. Es fehlte an dem nötigen Material, an geschickten Baumeistern und Werkleuten und vor allem an den Elementen zu einer tüchtigen Bemannung. Die Türken, zu Lande tapfer und unternehmend, hatten sich ja stets ungewandt und verzagt zur See gefühlt. Dazu kam die Finanznot. In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts sank die türkische Kriegsmarine auf die Zahl von fünfzig unbedeutenden Schiffen hinunter, die nur für den kleinen Dienst verwendbar waren.

Man muß sagen, die Osmanen haben es keineswegs verstanden, die in militärischer Beziehung ruhmreiche Glanzperiode ihrer Herrschaft auf europäischem Boden zu lebensvoller, fruchtbringender und deshalb dauernder Organisation zu benutzen. Starr und streng in seinen Formen, blieb dieses Staatswesen den beherrschten Stämmen stets fremd und feindlich, vermochte sie nicht sich zu assimilieren, ja nicht einmal die herrschende Kaste vor schneller Entartung, vor innerem und äußerem Verfalle zu bewahren. Die geistige Bildung blieb Eigentum weniger und auch bei diesen innerhalb beschränkter Grenzen. Einzelne Sultane haben die Wissenschaften begünstigt; allein die letzteren waren und blieben doch, abgesehen von einigen geschichtlichen Werken, fast ausschließlich religiöser Natur und vermochten sich zu einem freieren und höheren Standpunkte nicht aufzuschwingen. Welch' Gegensatz, diese litterarische Unfruchtbarkeit der Türken und die glänzende intellektuelle

Entwickelung, welche einst ihre arabischen und persischen Glaubensgenossen genommen hatten! Nicht günstiger stand die Rechnung in politisch-administrativer Beziehung. Die Gesetzgebung mußte stationär bleiben, weil sie sich von der Grundlage, welche der Koran bot, absolut nicht entfernen durfte noch konnte. Dessen Anschauungen entsprechend, wurde die Rajah, die Gesamtheit der christlichen Unterthanen, als eine willenlose Herde behandelt und ausgebeutet. Man zwang sie keineswegs, sich zum Islam zu bekennen — was offenbar eine bedeutende Festigung der Türkenherrschaft in den Balkan- und Donauländern zur Folge gehabt haben würde. Solcher Bekehrungseifer ist den Mohammedanern, zu deren Schaden, immer fremd gewesen. Ja, aus schnödem Eigennutze verboten einzelne Sultane jeden Massenübertritt zum Islam, um nicht der Kopfsteuer — Karatsch — und des Knabenzehnten von der christlichen Bevölkerung verlustig zu gehen. So vermochte man letztere nicht mit dem herrschenden Stamme zu verschmelzen; aber ebensowenig wurde sie für letzteren gewonnen, da stete Ausbeutung, Mißhandlung, Raub und Mord ihre Unzufriedenheit beständig wach erhielten und sie oft mit verzweifeltem Zorne gegen den Unterdrücker erfüllten. Ein solcher Zustand ließ sich offenbar nur durch brutale Gewalt aufrecht erhalten, und mußte sofort zusammenstürzen, sobald letztere durch Verfall der militärischen und finanziellen Kraft der Eroberer geschwächt wurde. Der schlagendste Beweis aber für die Unfähigkeit der Osmanen zur Herrschaft ist der Umstand, daß sie weder in Verwaltung noch Heer der verachteten Rajah entbehren konnten. Ebenso wie ihre Armee zum großen Teile sich aus geraubten Christenkindern rekrutierte, waren auch die höheren Verwaltungsämter fast ausschließlich mit solchen besetzt. Es kam dahin, daß wirkliche Türken, geborene Mohammedaner, schließlich zu jeder wichtigen Verwendung für untauglich gehalten wurden und sich überall durch Neubekehrte verdrängt sahen. Nur infolge dieses eigentümlichen Systemes, Heer und Verwaltung aus der Zahl der unterjochten Stämme zu bilden, hielt die Türkei sich noch bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts ziemlich aufrecht.

Mohammed Sokolli war es, der nach dem frühen Tode des Schwelgers Selim II. (1574) dessen ältestem Sohne Murad III. zum ungestörten Antritte der Herrschaft verhalf, die dieser, nach der gräßlichen osmanischen Sitte, mit der Tötung seiner noch jungen Brüder begann. Er versank bald in die entnervenden Ausschweifungen des Harem und zeigte für nichts Eifer, als für die schändliche Plünderung seiner Unterthanen. Dabei sicherte er sich die Treue seiner Truppen durch stete Geldgeschenke — eine gefährliche Sitte, die immer mehr Aufnahme fand und das Heer völlig demoralisieren mußte. Allein trotz der Erbärmlichkeit der Zentralleitung wußten tapfere und unternehmende Statthalter das Reich auf Kosten der schwachen österreichischen Herrschaft in den ungarischen Ländern fortwährend zu erweitern.

Inzwischen brach noch ein anderer Krieg aus und zwar mit dem orientalischen Nebenbuhler des Osmanenreiches, mit Persien (1578). Dieser Staat

war nicht nur aus politischen Gründen Gegner der türkischen Macht, sondern auch aus religiösen, da sein schiitischer Glaube den sunnitischen Türken, deren Sekte wieder den Persern gründlich verhaßt war. Nach zwölfjährigem Kampfe wurde 1590 Friede geschlossen, unter Bedingungen, die freilich für die Osmanen sehr ehrenvoll waren: Persien trat ihnen ganz Georgien (Transkaukasien) sowie die Provinzen am Südwestufer des Kaspischen Meeres ab. Allein trotz dieses anscheinenden Erfolges waren die Perserkriege für die Türken verderblich geworden: ihre besten Armeen — man behauptet an 600 000 Mann — hatten in denselben ihren Untergang gefunden, und ihre Finanzen waren gänzlich zerrüttet. Die üblen Konsequenzen dieser Umstände traten deutlich hervor, als 1593 der Krieg gegen Kaiser Rudolf II. von neuem ausbrach. Die Türken erlitten in diesem Kampfe zahlreiche Niederlagen; nur dem Wahnsinn und der religiösen Verfolgungssucht des Kaisers, sowie dem Aufstande der Ungarn und Siebenbürger unter Bocskay gegen denselben dankte die Pforte es, daß sie in dem Frieden von Zsitva-Torok (1607[1]) ohne schwere Verluste davonkam. Murad III. war inzwischen durch seinen Sohn Mohammed III. und dann durch dessen Bruder Achmed I. ersetzt worden, ohne daß diese unbedeutenden Fürsten den Gang der politischen und militärischen Angelegenheiten wesentlich beeinflußt hätten.

Bald erhob sich gegen Achmed ein furchtbarer Feind in dem energischen und reich begabten Perserschah Abbas dem Großen: er schickte sich an, den Türken die im letzten Kriege gemachten Eroberungen wieder zu entreißen. Und nun trat der Verfall des Osmanenreiches deutlich zu Tage; in den Kriegsjahren 1604 bis 1619 gingen ihnen an den Schah ihre sämtlichen Erwerbungen von 1590 wieder verloren. Die Perserkriege hatten die beste Kraft des Staates vernichtet.

Wie weit es mit demselben bereits gekommen war, zeigte der Umstand, daß nach dem Tode Achmeds (1617) der Diwan dessen ganz blödsinnigen Bruder Mustafa auf den Thron erhob, nur um in dessen Namen ungestört schalten und walten zu können. Nach drei Monaten setzte man ihn freilich wieder ab; zu gunsten Osmans (II.), des ältesten Sohnes Achmeds I. Der neue Sultan war ein schöner ritterlicher Jüngling, voll lebhaften Ehrgeizes und vor allem von dem Wunsche beseelt, das Reich und das Geschlecht seines gleichnamigen Vorfahren zur alten Größe zurückzuführen. Allein seine kriegerischen Entwürfe mißfielen höchlichst den Sipahis und Janitscharen, die lieber in gemächlicher Ruhe ihren Sold verzehren und die Herren spielen wollten. Daß ein Feldzug gegen Polen nicht glücklich ausfiel, vermehrte die Unzufriedenheit. Zum erstenmale brach 1627 unter den Truppen ein Aufstand gegen den Sultan selbst aus. Der Großwesir, der Kriegsminister (Kislar-Aga) und andere hohe Beamte und Offiziere wurden von den wütenden Soldaten ermordet; endlich teilte Osman selber dieses Schicksal. Es war der erste Regentenmord

---

1) S. T. VII Seite 610 f.

in der osmanischen Geschichte. Der wahnsinnige Mustafa wurde wieder auf den Thron gesetzt, wo er die tollsten Dinge trieb. Palastrevolutionen widerlicher Art, die einen beständigen Wechsel der wirklichen Inhaber der Gewalt zur Folge hatten, in der Hauptstadt rohe Prätorianerherrschaft, in



Abbas I.
(Nach einem persischen Originalbilde.)

den Provinzen Empörungen ohne Ende, überall zunehmende Auflösung des Reiches — das sind die Grundlinien zu dem Bilde der trostlosen Regierung Mustafas I.

Endlich erkannten Diwan und Armee, daß man einem so traurigen Stande der Dinge ein Ende machen müsse. Mustafa wurde in den Harem zurückgeschickt (1623), wo er noch sechzehn Jahre lang ein unbeachtetes Dasein

führte. An seiner Stelle erhob man Osmans Bruder, Murad IV., einen energischen, unternehmenden, ja wilden Jüngling, der seinem ermordeten Bruder vielfach glich; später hat übermäßiger Genuß starker Weine und der Liebesfreuden seine kräftige Natur völlig zu Grunde gerichtet. Seine Grausamkeit und Tyrannei aber waren bei dem damaligen Zustande des Reiches sehr wohl am Platze. Den Trotz und Übermut der Janitscharen brach er durch furchtbare und oft wiederholte Blutgerichte. Bald forderten die äußeren Ereignisse die thätige Einmischung des Sultans. Mehrere asiatische Paschas empörten sich, und Schah Abbas der Große war sofort bereit, sich des Aufstandes zur Ausdehnung seiner Gewalt zu bedienen. 1623 bemächtigte er sich selbst der Hauptstadt Mesopotamiens, der alten Kalifenresidenz Bagdad, und bald ging er zu noch weiteren Eroberungen über. Zum Glücke für die Osmanen starb er schon 1628 und sein Sohn Sefi war weit davon entfernt, ihm an Begabung gleich zu kommen. Da übernahm Sultan Murad selber den Kampf gegen die Perser, den er mit der ihm eigenen wilden Entschlossenheit führte. Eriwan, Tebris und Wan nahm er jenen wieder ab und endlich, 1638, erstürmte er auch Bagdad, das freilich nur noch einem Ruinenhaufen glich. Im nächsten Jahre wurde der langdauernde Perserkrieg dann durch einen Frieden beendet, welcher ungefähr den Zustand vor Ausbruch des Kampfes wieder herstellte.

Nach diesen Erfolgen gedachte Murad IV. seine siegreichen Waffen gegen das in zahllosen Streitigkeiten zerrissene christliche Europa zu wenden; schon zitterte dasselbe vor dem drohenden Angriffe: als 1640 der Sultan, von seinen Ausschweifungen und seiner Leidenschaftlichkeit vorzeitig aufgerieben, plötzlich in noch jugendlichem Alter starb. Er hatte dem Heere Disziplin und Mut zurückgegeben, den Finanzen Ordnung und Regelmäßigkeit. Freilich war diese Besserung nur auf die Furcht, nicht auf eine organische Reform begründet; und alles kam nun darauf an, ob Murad geeignete und tüchtige Nachfolger haben würde.

Sein jüngster Bruder, Ibrahim, der nach ihm Sultan wurde, war freilich ein völlig entnervter Weichling. Indes hatte er tüchtige Minister, welche das Ansehen der Pforte nach außen zu behaupten wußten, auch die Flotte reorganisierten und hierauf den Krieg mit Venedig zur Eroberung Kretas begannen (1645 [1]). Endlich machten die Janitscharen (1648) dem elenden Weiberregimente, dem Ibrahim den Staat zur Ausplünderung überlassen hatte, abermals durch Ermordung des Sultans und seiner Hauptwürdenträger ein Ende und setzten seinen jungen Sohn Mohammed IV. auf den Thron. Die wahren Herren des Reiches waren jetzt jene Prätorianer, vor welchen der Großherr und sein Wesire hilflos zitterten. Wiederum, wie vor der Thronbesteigung Murads IV., schien der Untergang des Staates unmittelbar zu drohen — wiederum wurde er gegen Erwarten gerettet: nicht aber durch einen Sultan,

1) S. oben S. 294.

sondern durch ein Geschlecht erblicher Großwesire, das 1656 mit Mohammed Köprili noch auf ein Vierteljahrhundert dem osmanischen Reiche ein künstliches Leben einflößte. Eine Bedeutung indes, welche seine wirklichen Kräfte um vieles übertraf, wurde demselben verliehen durch sein Bündnis mit dem Frankreich Ludwigs XIV. Dieses steht nun im Mittelpunkte der europäischen Ereignisse.

Fünftes Buch.

Das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten.

Erstes Kapitel.

Mazarin und Cromwell.[1])

Die gewaltige Entwickelung des königlichen Absolutismus in Frankreich, wie Richelieu sie, in Anschluß an Heinrich IV. und zahlreiche Vorgänger desselben, mit ebenso vieler Kraft wie Genialität zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte, war zu tief in der Geschichte dieses Landes begründet, um mit dem großen Kardinal zu verschwinden. Sie bildet vielmehr die Signatur, die fernerhin nicht nur die französischen, sondern auch die europäischen Verhältnisse beherrscht. König Ludwig XIII. war völlig von dieser Anschauung erfüllt, und trotz aller persönlicher Abneigung gegen seinen mächtigen Minister identifizierte er sich derart mit dessen System, daß er sich demselben auch nach dem Tode Richelieus unterwarf. Auf dem Sterbebette hatte ihm dieser seinen vertrauten Freund und Lieblingsschüler, den Kardinal Mazarin, empfohlen; gehorsam überlieferte der König demselben die Geschicke des Reiches.

Giulio Mazarini, geboren am 14. Juli 1602 zu Piscina in den Abruzzen, stammte aus einer mäßig begüterten und, wie es scheint, bürgerlichen sizilischen Familie, die sich in Rom niedergelassen hatte, um am päpstlichen Hofe ihr Glück zu machen. Nach sorgfältigen Studien in Spanien und Rom wählte

---

1) Das treffliche Buch Bazins über die Geschichte Ludwigs XIII. und Mazarins ist schon erwähnt. Neuerdings ist Mazarins Regierung geschildert in den beiden ersten Bänden von Kasimir Gaillardins Histoire du règne de Louis XIV (Paris 1874 bis 76, 6 Bde.); leider entspricht dieses Buch seiner großen Aufgabe durchaus nicht. Was Mazarin im besonderen betrifft, so wird diese Lücke in erwünschter Weise ausgefüllt durch A. Chéruel, Histoire de France pendant la minorité de Louis XIV. (4 Bde. Paris 1879. 80.). Die Fortsetzung dieses vorzüglichen Werkes: desselben Autors Histoire de France sous le ministère de Mazarin, 1651—1661 (3 Bde. Paris 1882), ist weniger gut, offenbar flüchtiger und ohne Kenntnisnahme der nichtfranzösischen einschlagenden Litteratur gearbeitet. — Ältere Schriften: Benj. Prioli, Ab excessu Ludovici XIII. de rebus gallicis historiarum libri XII (Paris 1662), geziert, lobrednerisch, aber voll wichtiger Details. Unter den zahlreichen Memoirenwerken erwähnen wir hier Mémoires de Mlle. de Montpensier éd. Chéruel (2. Aufl. 4 Bde. Paris 1866—69); Mém. du Comte de Brienne (Michaud et Poujoulat, Nouvelle collection de mémoires pour servir à l'hist. de France, Serie 3, Bd. 3, Paris 1840); Mém. du Cardinal de Retz, éd. Champollion-Figeac (Paris 1873, 4 Bde.). — Über den Kardinal Retz: R. Chantelauze, Le Card. de Retz, ses missions diplomatiques à Rome; und derselbe, Le Card. de Retz et l'affaire du Chapeau (2 Bde.).

der junge Giulio zunächst das Waffenhandwerk und diente als Kapitän der päpstlichen Truppen in den Kämpfen um das Veltlin. Bald aber betrat er, seine wahre Bestimmung erkennend, die diplomatische Laufbahn und zeichnete sich als Attaché des zur Friedensstiftung in dem oben erwähnten mantuanischen Kriege bestimmten Kardinals Pancirola derart aus, daß er diesen selbst ganz in Schatten stellte. Nach solchen diplomatischen Erfolgen vertauschte er den Waffenrock mit dem geistlichen Kleide, das nun einmal jeder römische Staatsmann tragen mußte; die eigentlichen geistlichen Weihen hat er freilich nie empfangen. Sein hervorragender politischer Scharfblick ließ ihn erkennen, daß Frankreich die nächste Zukunft gehöre, und er trug deshalb, obwohl geborener spanischer Unterthan, kein Bedenken, sich überall den französischen Interessen günstig zu erweisen. So gewann er sich die Freundschaft Richelieus, der ihn sofort schätzen lernte und ihn bald (1640) dauernd nach Frankreich zog. Der erste Minister Ludwigs XIII. verschaffte ihm die Kardinalswürde und behielt ihn stets als zuverlässigen Ratgeber und Freund in seiner Nähe. Scharfsinnig, mit vorzüglichem Gedächtnisse ausgestattet, der Rede in hohem Grade mächtig, alles genau abwägend, nichts dem Zufalle überlassend, bereit, sich vor der Gewalt der Dinge zu beugen, um sie desto sicherer im rechten Augenblicke zu bemeistern, ohne Rücksicht auf Treue und Glauben, dem Interesse alles unterordnend, war dieser Mazarin der vollendete Vertreter der feinen, ebenso geistvollen wie gewissenlosen Staatskunst des 17. Jahrhunders. Ohne die Schöpferkraft Richelieus zu besitzen, ließ er sich doch durch sein klares Urteil von der Richtigkeit und Angemessenheit von dessen Ideen überzeugen. Weniger genial und gewaltig, war er gewandter und listiger als sein Lehrmeister; von grenzenloser Selbstsucht und Habgier, vernüpfte er dieselben doch immer wieder mit dem Vorteile des Staates, dem er diente. Eiserner Fleiß und untrügliche Menschenkenntnis sicherten ihm den Erfolg. „Die Beharrlichkeit," pflegte er zu sagen, „besteht nicht darin, immer dasselbe zu thun, sondern Dinge zu vollbringen, die immer zu demselben Ziele führen."

Mazarins Verwaltung wurde indes bald wieder in Frage gestellt, als Ludwig XIII., stets schwach und kränklich, schon fünf Monate nach Richelieus Tode einer langwierigen Krankheit erlag. Am 14. Mai 1643 ist er gestorben, im 42. Lebensjahre. Zwei Söhne hinterließ er, beide noch in zartem Alter: den Dauphin Ludwig und Philipp von Anjou. Der Erstgeborene, Ludwig XIV., war am 5. September 1638 zur Welt gekommen. Von Geburt an ein kräftiger Knabe mit regelmäßigen Gesichtszügen, voll natürlicher Gewandtheit und Anmut, zeigte er frühzeitig eine große Entschiedenheit des Charakters. Selbstverständlich mußte für den fünfjährigen Knaben eine Regentschaft eingerichtet werden. Sein Oheim, Gaston von Orleans, war längst verdientermaßen von derselben ausgeschlossen, und so herrschte kein Zweifel, daß des jungen Fürsten Mutter Anna von Österreich sie zu übernehmen habe. Damit ward aber ein vollständiger Wechsel des politischen Systems wahrscheinlich.



Mazarini in

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches, 1659, von Robert Nanteuil



iner Gallerie.

630—1678); Originalzeichnung von François Chauveau (1620—1676).

Anna von Österreich (d. h. von Habsburg) hatte zu ihrem schwächlichen und herzlosen Gemahl nie in wahrhaft innigen Beziehungen gestanden. Zumal hatte eine Liebeständelei der Königin mit dem als außerordentlichen englischen Gesandten in Paris weilenden Herzog von Buckingham die beiden Gatten einander ganz entfremdet. Richelieu hatte dann — sei es, wie man sich erzählte, aus Eifersucht auf Buckingham, sei es wegen der Vorliebe Annas für ihr spanisches Geburtsland — diese Abneigung genährt, ja die Königin persönlich tief beleidigt. Dafür hatte diese alle Gegner des Kardinals begünstigt und deren Niederlagen mit empfunden. Annas Freunde waren dem Kerker und dem Schafott verfallen, oder weilten als Flüchtlinge in der Fremde. Kein Wunder, daß letztere nun sämtlich ihre Herrschaft herannahen glaubten. Damit wären aber alle Ergebnisse von Richelieus Regierung in Frage gestellt, das Vorwalten einer eigennützigen und unruhigen Aristokratie von neuem begründet gewesen. Kaum erscholl die Nachricht von des Königs gefährlicher Erkrankung, als ohne Erlaubnis die Verbannten und Internierten von allen Seiten nach Saint-Germain, dem damaligen königlichen Hoflager, strömten. Ihres kecken, anmaßenden Wesens halber nannte man diese Schar übermütiger Edelleute die „Wichtigthuer,“ Importants.

Ludwig XIII. hatte deren Herrschaft verhindern wollen, indem er, durch ein vom Parlamente in seine Register eingetragenes Edikt, zwar seine Gemahlin dem Namen nach mit der Herrschaft betraut, aber durch einen ihr beigeordneten Regentschaftsrat zu völliger Machtlosigkeit verurteilt hatte. Dieser Beschränkung sich zu entledigen, war Anna sofort entschlossen. Allein sie sah ein, daß sie dazu des Beistandes der bisherigen Minister bedurfte. Wenn auch nicht hervorragenden Geistes, so doch voll praktischer Einsicht, erkannte sie überdies die Nichtigkeit der Importants und deren Gefährlichkeit für die ihrem Schutze anvertraute königliche Gewalt. So näherte sie sich Mazarin, der ihr in nachdrücklichster Weise seine treuen Dienste, seine Geschäftskenntnis und seine weitreichenden Verbindungen zur Verfügung stellte. Öffentlich von den Importants, im geheimen von den Ministern unterstützt, erhielt sie ohne Schwierigkeit von dem Pariser Parlamente als erstem Gerichtshofe des Reiches volle Befreiung von den sie bindenden Klauseln. Der erste Gebrauch, den sie von ihrer absoluten Gewalt machte, war, zu allgemeiner Überraschung, die Ernennung Mazarins zu ihrem ersten Minister.

Derselbe zeigte sich bescheiden, freigebig, jedem gefällig. Ein heiteres üppiges Leben herrschte am Hofe. Draußen begleitete das Glück die französischen Waffen und umgab sie mit dem Glanze des Ruhmes. Goldene Zeiten schienen für Frankreich bestimmt.

Aber dieser innere Friede dauerte nicht lange. Als die Importants sahen, daß gegen ihr Erwarten die Regentin den Schüler Richelieus nicht fallen lasse, begannen sie ihr Verschwörerhandwerk von neuem. Das gab dem Kardinal die erwünschte Veranlassung, die ganze Partei durch Einkerkerung oder Verbannung zu zerstreuen und das Ministerium ausschließlich mit seinen

vertrauten Anhängern zu füllen (September 1643). Man sagte wohl, der König habe den Namen, die Regentin den Schatten, der Staatsrat die Zusage, aber jener italienische Kardinal die Substanz und Wirklichkeit des absoluten Befehls — ein Gegenstand des Staunens und der Bewunderung aller Zeitgenossen.[1]) Seine Gewalt war fernerhin um so unumschränkter, als die Königin ihm nicht nur durch den Verstand, sondern auch durch das Herz nahe gerückt wurde. Die eigenhändigen Briefe, die zwischen Anna und Mazarin gewechselt wurden, beweisen unwiderleglich, daß das intimste Verhältnis sie verknüpfte, ja sie machen es wahrscheinlich, daß diese Verbindung zwischen einer Souveränin und einem Kardinal durch eine Art Vermählung sanktioniert worden ist.

Indes nicht allein die Importants, sondern auch die große Masse der Bevölkerung fühlte sich bald von der neuen Regierung enttäuscht. Man hatte Mazarin friedliche Gesinnungen zugetraut; indes da derselbe keinen der großen Pläne seines Meisters aufgeben wollte, ging Jahr für Jahr der Krieg weiter. In militärischer Beziehung stand nun Mazarin tief unter Richelieu, und so wurde der Erfolg des Kampfes bald zweifelhafter. Die Katalonier, welche den König von Frankreich als Grafen von Barcelona proklamiert hatten, wurden von den Spaniern wieder unterworfen. Noch übler lief der Aufstand des neapolitanischen Volkes gegen die kastilische Herrschaft ab, und zwar nicht ohne Verschulden der französischen Regierung.

Palastintrigen war es, wie wir wissen (oben S. 282), im Januar 1643 gelungen, den spanischen König Philipp IV. zur Entlassung des verdienstvollen „Grafen-Herzogs" Olivares zu vermögen. Er ward als erster Minister durch Don Luis de Haro ersetzt, einen milden und wohlwollenden Staatsmann, dem es aber an Einsicht und Geschicklichkeit einigermaßen fehlte. Kein Wunder, daß auch er an der übermenschlichen Aufgabe scheiterte, die zerrütteten Kräfte Spaniens wieder zu erneuern und zu stärken; im Gegenteil wurde unter ihm der Verfall des Staatswesens nur immer auffallender. Zumal die unterthänigen Provinzen Italiens vermochten ebensowenig, wie unter Olivares Katalonien und Portugal, länger den Druck der Steuern und der spanischen Beamten- und Soldatenwillkür zu ertragen. In Sizilien brach unter der Leitung eines Drahtziehers, Giuseppe da Lesi, ein Aufstand aus, der erst nach mehreren Monaten, unter Erteilung vielfacher Zugeständnisse, gestillt werden konnte. Viel gefährlicher aber drohte die Empörung zu werden, die im Juli 1647 zu Neapel sich gegen die Steuern richtete, mit denen der Vizekönig Herzog von Arcos die notwendigsten Lebensmittel belegt hatte. Ein kühner phantastischer Fischer von Amalfi, Thomas Aniello — Masaniello —, trat an die Spitze der Aufständischen, organisierte sie, schlug die spanischen Truppen, hielt strenge Ordnung und Gerechtigkeit aufrecht. Masaniello zeigte sich zu einem Ausgleiche mit dem in das Castellnuovo geflüchteten Vizekönig sehr geneigt; allein dieser handelte auf das treuloseste, ließ Masaniello ermorden und brach den mit den Neapolitanern geschlossenen

1) Relazion des Giov. Batt. Nani (1648).

Vertrag. Darauf beschloß das Volk, die Spanier gänzlich aus dem Lande zu treiben, und wandte sich an Ludwig XIV. um Hilfe. Alle Angriffe der spanischen Flotten und Heere wurden von den Neapolitanern siegreich abgeschlagen. Ein französischer Großer, Herzog Heinrich von Guise, ward an die Spitze der neapolitanischen Republik gestellt, und Frankreich sagte wirklich seine Unterstützung zu. Unglücklicherweise hatte Guise zu den erbittertsten Feinden Richelieus gehört, und Mazarin glaubte, ihm nicht trauen zu dürfen. Persönliche Beweggründe haben hier sicher die Interessen des Staates beeinträchtigt. Genug, Guise fand sich von der heimischen Regierung so lau unterstützt, daß er nach fünfmonatlichem Kampfe Neapel verlassen mußte (April 1648); auf der Flucht wurde er gefangen und nach der Festung Gaeta geführt. Neapel aber kehrte, nach Erlangung billiger Bedingungen, unter die spanische Herrschaft zurück.[1])

Mit Recht warf man Mazarin den unglücklichen Ausgang dieser Ereignisse vor. Dabei wuchs durch die lange Dauer des Krieges die Steuerlast in erschreckender Weise. Der Grimm der Menge war um so größer, als wieder ein Italiener, gleich Mazarin, die Finanzen verwaltete, D'Emeri; um sich zu bereichern, hieß es, schinden die Fremden das französische Volk. Der populäre Widerstand, der hier und da in Bauernunruhen sich geltend machte, wurde nun eifrig von einer der ersten Körperschaften des Reiches zur Erweiterung ihrer Macht benutzt. Das Pariser Parlament hatte längst den Wunsch gehegt, es dem englischen gleich zu thun, mit dem es doch nichts als den Namen gemein hatte, und sich einen Anteil an der gesetzgebenden und finanziellen Gewalt zu verschaffen. Dazu benutzte es den Umstand, daß königliche Verordnungen erst dann Gültigkeit erhielten, wenn sie in die Register des Parlamentes eingetragen waren; freilich hatte letzteres gar nicht das Recht, diese Eintragung zu verweigern, sondern nur dem Könige Vorstellungen zu machen, wenn ihm ein Edikt dem Staatswohle schädlich erschien. Das Parlament aber, durch die englische Revolution und durch die unerwartet wichtige Rolle ermutigt, die es selber bei der Einsetzung von Annas Regentschaft gespielt hatte, stellte sich zur Durchführung seiner verfassungswidrigen Ansprüche auf einen sehr günstigen Boden, indem es wiederholt die Eintragung neuer Steuergesetze verweigerte. Lange Zeit wußte Mazarins geschickte Diplomatie den innern Frieden immer wieder herzustellen. Endlich aber, im Beginne des Jahres 1648, nutzte das Parlament das dringende Geldbedürfnis des Hofes aus, um denselben zur Entlassung d'Emeris und zur vollen Anerkennung der gesetzgeberischen Rechte dieser Körperschaft zu zwingen.

Der Hof ersehnte begreiflicher Weise eine Gelegenheit, dem immer diktatorischeren Auftreten des Parlamentes ein Ende zu bereiten. Der Moment schien gekommen, als eine glänzende Siegesnachricht alle Gemüter in freudige Aufregung versetzte. Ludwig von Enghien — oder vielmehr jetzt, nach dem

1) Jules Loiseleur, Mazarin et le duc de Guise, in Questions historiques du XVII. siècle (Paris 1873).

Tode seines Vaters Prinz Ludwig von Condé — vernichtete die spanische Infanterie und Artillerie des niederländischen Heeres am 20. August 1648 bei Lens in Flandern. Während des Tedeums, das wegen dieses ruhmreichen Erfolges in Paris gefeiert wurde, ließ die Regierung zwei Hauptführer der parlamentarischen Opposition, den Präsidenten von Blancmesnil und den Rat Broussel verhaften.

Allein sie hatte sich verrechnet. Das Volk sah in den Parlamentsräten die Verteidiger seiner Freiheit und seines Geldbeutels. Mit einem Schlage erhob sich ganz Paris, drängte die wenig zahlreichen Truppen um das Palais royal zusammen und erzwang die Freilassung der beiden Gefangenen. Neue Unzufriedenheit unter der nach Frieden und Steuerverminderung verlangenden Bevölkerung erregte es, daß die westfälischen Verträge zwar den Krieg mit dem Kaiser, nicht aber den mit Spanien beschlossen. Man beschuldigte Mazarin, er verlängere den Kampf aus Gewinnsucht, um an den Lieferungen für die Heere zu verdienen. Das gab der Opposition, die sich — man weiß nicht weshalb — „die Schleuderer," Frondeurs, die Fronde nannte, neue Nahrung. Sie nötigte den Hof, in der Nacht vom 5. auf den 6. Januar 1649 in unziemlicher Eile und Heimlichkeit von Paris nach St. Germain zu entfliehen. Nie hat Ludwig XIV. dieses Ereignis dem Parlamente vergeben.

Der eigentliche Berater des Hofes war damals Condé, da Mazarin sich mit Vorsicht möglichst von jeder Einmischung in die inneren Streitigkeiten fern hielt. Allein das schützte ihn, den Fremden, nicht davor, das Hauptziel für die Feindschaft der Fronde zu werden. Unzählige Spottlieder, „Mazarinaden," wurden gegen ihn gesungen; das Parlament ächtete ihn als „Störer der öffentlichen Ruhe, Feind des Königs und seines Staates" (8. Januar 1649). Der Bürgerkrieg war erklärt. Und mit der populären und parlamentarischen lebte auch die hocharistokratische Opposition wieder auf, trotz der wuchtigen Schläge, die Richelieu gegen sie geführt hatte. Eine Anzahl Großer stellte sich an die Spitze der Pariser Milizen — freilich für die Sache der Aufständischen ein zweifelhafter Gewinn: unter Einwirkung dieser selbstischen Hochadligen wurde die Fronde dahin gebracht, mit dem Reichsfeinde, dem Spanier, in Verbindung zu treten. Mußte das schon viele Einsichtige und Redliche stutzig machen, so noch mehr das eitle und selbstische Gebaren all der glänzenden Herren vom Adel, die, wie früher den Staat, so nun auch die Fronde nur als Gegenstand ihrer Beutegier und ihrer Lust an kläglichen Intrigen betrachteten. Das Volk murrte, für solche Menschen die Last und die Entbehrungen des Bürgerkrieges zu tragen, und deshalb schlossen die Abgeordneten des Parlaments am 1. April 1649 zu Ruel mit deu Ministern Frieden. Derselbe brachte nur den mit der Fronde verbündeten Großen persönliche Vorteile. Von den grundsätzlichen Forderungen des Parlamentes, von der Entfernung der Fremden von der Regierung kein Wort! Nicht allein der König konnte nach seiner Hauptstadt, sondern auch der verhaßte d'Emeri auf seinen Posten als Generalkontrolleur zurückkehren. Wahrlich, derartigen Widersachern gegenüber war die Krone des Sieges würdig und sicher.

Mit Schadenfreude bemerkte der Kardinal, daß die Frondeurs sich bald mit dem Prinzen von Condé überwarfen, der nach oben wie nach unten hin übertriebene Ansprüche erhob und schließlich Mazarin selbst zu beseitigen drohte. An der Spitze der Fronde stand ein ebenso geistreicher wie sittenloser, ebenso gewandter wie eitler, ebenso unwahrer wie ungläubiger Prälat, Johann von Gondi, Koadjutor des Erzbischofs von Paris, ein Mann, der durch glänzende und bestechende Gaben großen Einfluß auf die Bevölkerung gewonnen



Der große Condé.
Nach dem Kupferstiche von Ph. Lefebvre; Originalgemälde von Robert Nanteuil (1630—1678).

hatte. Indem Mazarin diesem den Kardinalshut, seinen Freunden neue Belohnungen zusagte, verbanden sie sich mit ihm zum Untergange Condés. Im Januar 1650 wurde der Sieger von Rocroy und Lens nebst Bruder und Schwager verhaftet und in das feste Schloß von Vincennes geführt. Da aber erhob sich für die Gefangenen das südwestliche Frankreich unter Leitung des Parlamentes von Bordeaux. Und während die königlichen Truppen sich zur Wiedergewinnung des hier Verlorenen wandten, brachen die Spanier, ohne ernste Gegenwehr zu finden, erobernd in die Picardie und die Cham-

pagne ein, erlitten in Italien und an der Pyrenäengrenze die französischen Heerführer, aller Mittel bar, fortwährend Verluste.

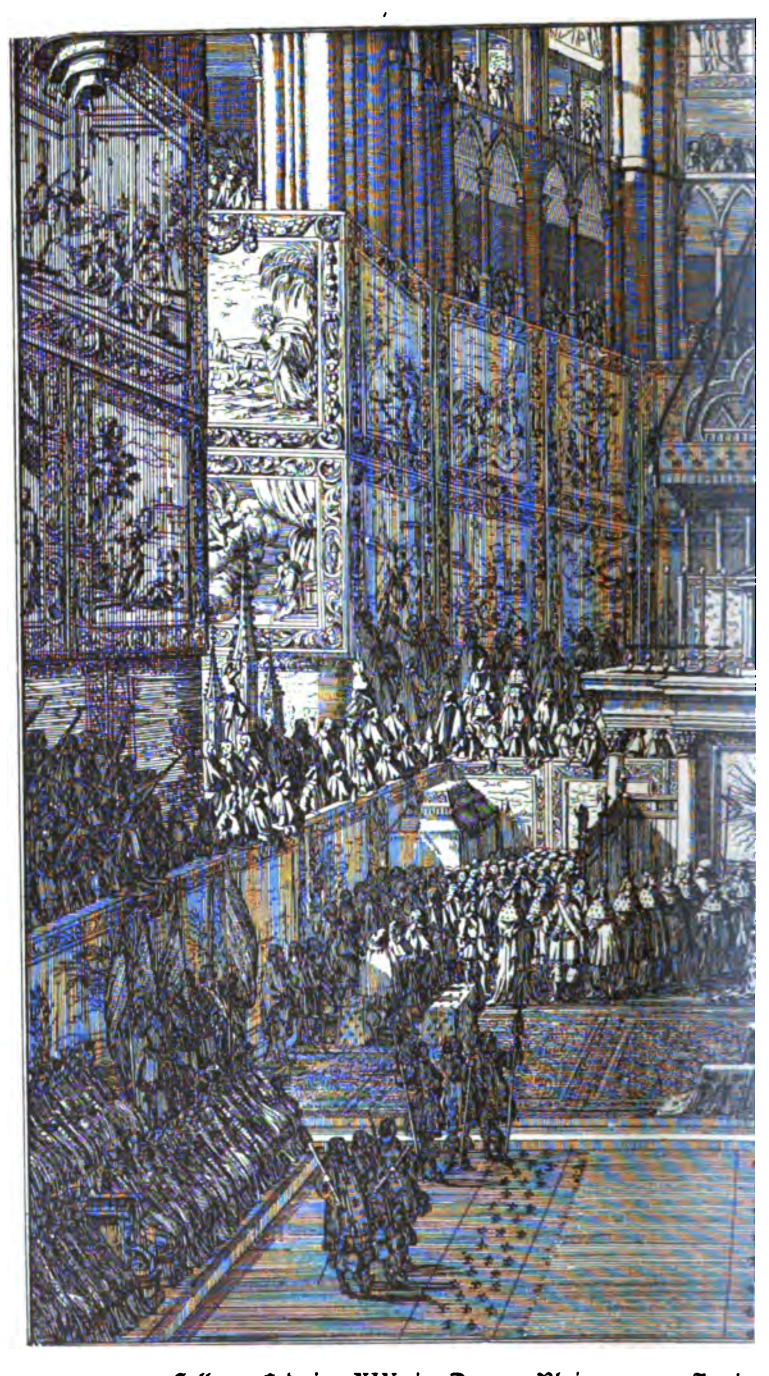
Diese Unglücksfälle, an denen Mazarin doch im Grunde unschuldig war, erregten große Mißstimmung im Lande, welche von den parlamentarischen und adligen Frondeurs eifrig bei Wiederaufnahme ihrer ehrgeizigen und habsüchtigen Intrigen benutzt wurde. Gondi war noch besonders gegen den Minister aufgebracht, weil der ihm versprochene rote Hut durchaus nicht eintreffen wollte. Selbst Gaston von Orleans griff wieder zu dem altgewohnten Metier der Verschwörung. Mazarin wollte den drohenden Sturm abschwächen, indem er selbst die gefangenen Prinzen in Freiheit setzte; allein niemand wußte ihm für die erzwungene Großmut Dank. Im Gegenteil verbannte das Parlament ihn (Februar 1651) mit allen seinen fremden Beamten für immer aus Frankreich. Er mußte dasselbe in der That verlassen und in Brühl, einem Lustschlosse des Kurfürsten von Köln, seinen Wohnsitz aufschlagen. Die verlockenden Anerbietungen der Spanier, in ihre Dienste zu treten, wies dieser vielgeschmähte „Fremde“ mit einem französischen Patriotismus zurück, der seinen Gegnern, geborenen Franzosen, meist abging. Die Königin und ihre Söhne wurden unterdes im Louvre wie Gefangene gehalten, alle Freunde Mazarins aus der Regierung entfernt.

Die Sieger hatten es in der Hand, eine neue freiheitliche Verfassung in Frankreich zu gründen. Aber nichts Derartiges geschah. Kein großer allgemeiner Gedanke leitete diese ideenarme selbstsüchtige intrigante Menge, die sich um die Reste des Königtums befehdete. So wurden die Bürger es bald überdrüssig, für den persönlichen Nutzen einiger Parteiführer die Waffen zu führen. Mazarin inzwischen beriet durch geheime Korrespondenz die Königin trefflich, die Zwietracht der Gegner zu erhöhen, indem man eine der Parteien gegen die andere ausspiele. Es gelang der Fürstin, Gondi und das Parlament zu gewinnen, so daß Condé unwillig Paris verließ und in seinem Gouvernement Guyenne den Bürgerkrieg begann.

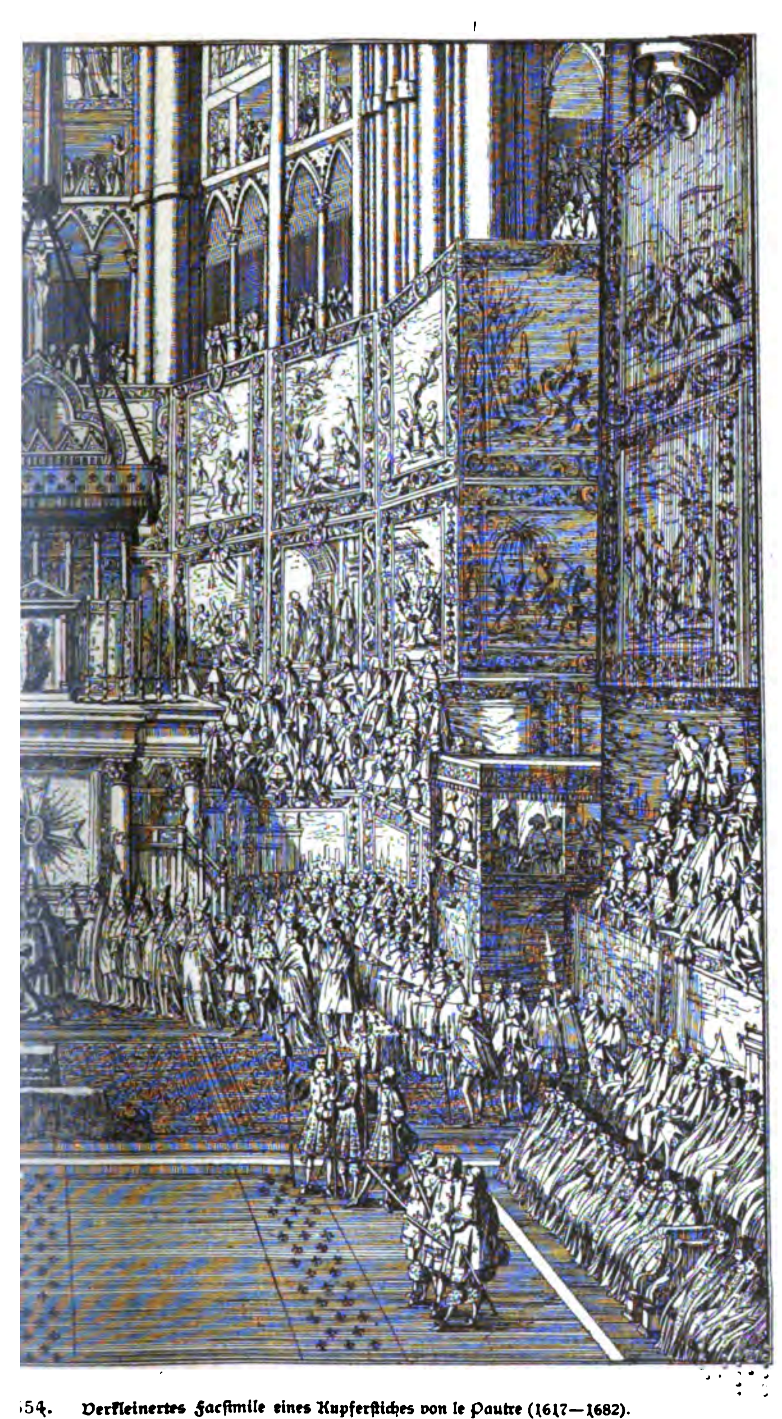
Er hatte um so weniger Aussicht auf dauernden Erfolg, als am 7. September 1651 der nun dreizehnjährige König seine nominelle Großjährigkeit in feierlicher Parlamentssitzung erklärte. In Wahrheit blieb die Regierung in den Händen der Königin-Mutter, allein dieselbe hatte jetzt den Vorteil, sich überall mit dem Namen des Herrschers decken zu können. Sie trat sofort mit größerer Kühnheit auf. Indem der Hof an der Spitze eines Heeres gegen Condé zog, berief er den Kardinal aus seiner Verbannung zurück. Freilich das Parlament brach darauf von neuem mit der Regierung und setzte auf Mazarins Kopf einen Preis. Das hinderte aber den Kardinal keineswegs, selber eine Armee von 6000 Mann zu werben und so als politisch-militärische Macht sich wieder zu Anna von Österreich zu gesellen (Anf. 1652), von der er etwa ein Jahr lang getrennt gewesen war.

Das Parlament und der Koadjutor, der soeben die ersehnte Würde erlangt hatte und sich nun Kardinal von Retz nannte, verhielten sich ruhig. Allein

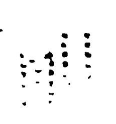




Salbung Ludwigs XIV. im Dom zu Rheims am 7. Juni



554. Verkleinertes Facsimile eines Kupferstiches von le Pautre (1617—1682).



die aristokratische Opposition wollte sich durchaus den Nachfolger Richelieus nicht gefallen lassen und erhob sich überall, unter Leitung Gastons von Orleans, zu erbittertem Aufstand. Die südwestlichen Provinzen, die nie Sympathien für die Nordfranzosen gehegt hatten und in denen die vornehmen Familien großen Einfluß besaßen, stellten sich mit Begeisterung auf die Seite der Prinzen. Diese scheuten nicht davor zurück, auch mit den Spaniern in Verbindung zu treten. Die Zeiten der Bürgerkriege, der Regentschaft Mariens von Medici schienen zurückgekehrt. Aber das Königtum besaß jetzt eine starke schneidige Waffe, die ihm früher gefehlt: das stehende Heer; und dieselbe wurde geführt von einem Feldherrn ersten Ranges: dem Vicomte von Turenne.[1]) Von unscheinbarem Äußeren, in seinem Benehmen linkisch und schüchtern, wußte doch dieser große General durch seinen rechtlichen Charakter, seine Freigebigkeit und Güte sich die begeisterte Hingabe seiner Soldaten zu sichern. Durch geschickte Manöver nötigte er die Loirearmee der Empörer, an deren Spitze Condé selber stand, zum Rückzuge auf Paris, dessen Thore das Parlament beiden Parteien verschließen ließ. Aber in der Vorstadt St. Antoine besiegte Turenne (2. Juli 1652) die Gegner, die vernichtet worden wären, wenn nicht ein Weib sie gerettet hätte. Es war die Prinzessin von Montpensier, eine kühne unternehmende Dame, ihrem Vater — dem feigen Gaston von Orleans — darin sehr unähnlich. Sie wollte durch heftige Opposition selber den König zwingen, sie, die viel ältere, aus Furcht zu heiraten, und so bewog sie den Pariser Pöbel, Condé und die Trümmer seines Heeres bei sich aufzunehmen. Das war ein harter Schlag für das Königtum. Nur Mazarin sah voraus, daß der Untergang der Pariser Pöbelherrschaft nicht lange anstehen könne; und um diesen Prozeß zu beschleunigen, räumte er (August 1652) noch einmal das Reich, an dessen Grenze, in dem Lüttichschen Städtchen Bouillon, er sich niederließ.

Was er vermutet, trat bald ein. Die höheren Klassen des Pariser Bürgertums wurden der wüsten Schreckensherrschaft der Prinzen und des Pöbels sowie der Plünderungen der unbezahlten spanischen Soldaten, die von denselben herbeigerufen worden, binnen kurzem herzlich überdrüssig. Das Parlament, die städtischen Magistrate, die Geistlichkeit, Retz selber erklärten sich für den König, so daß Condé aus der Hauptstadt entwich. Am 21. Oktober 1652 zog der junge Herrscher wieder in dieselbe ein, wo er mit dem größten Jubel begrüßt wurde und unweigerlichen Gehorsam fand. Der schöne Jüngling mit den regelmäßigen Zügen, dem ernsten Blick, dem würdevollen Benehmen machte einen tiefen Eindruck auf das leichte bewegliche Gemüt der Pariser Bevölkerung. Bald wurden auch die Provinzen unterworfen, die Adligen genötigt, die Verzeihung des Königs nachzusuchen. Condé und seine Spanier und Lothringer sahen sich durch Turenne nach Belgien gedrängt, wo der Sieger von Rocroy und Lens als Generalissimus in spanische Dienste

---

1) J. Roy, Turenne, sa vie, les institutions militaires et son temps (Paris 1884).

trat. Die Einnahme von Bordeaux, am 31. Juli 1653, schloß dann endgültig den Bürgerkrieg der Fronde ab.

Diese war völlig besiegt, der letzte Empörungsversuch der alten feudalen Gewalten und der großen Städte gegen das absolute, allmächtige Königtum unterdrückt. Die stehende Armee, unbedingt zur Verfügung des Monarchen, von den Parteiungen unberührt, hatte ebensoviel zu diesem Ergebnisse beigetragen, wie die im Grunde unzerstörbare Loyalität, die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden, welche die große Mehrheit des französischen Volkes beseelten. Aber der wichtigste Faktor für den Sieg der Krone war doch die Uneinigkeit, die erbärmliche Selbstsucht und Ideenarmut einer jeden der oppositionellen Fraktionen gewesen. Sie hatten dabei die schlimmsten Akte des Landesverrats begangen. Wie konnte also von Begeisterung, von dauernder Teilnahme für ihre Bestrebungen die Rede sein? Indem alle Parteien sich unwürdig und unfähig zur Regierung gezeigt hatten, erschien als der einzig angemessene Repräsentant der Nation, als die einzige Rettung aus dem wirren Getriebe das Königtum, mit dem das Glück und die Größe Frankreichs auf das engste verknüpft waren. Kein Zweifel übrigens, daß der Sieg der Krone auch durch die beharrliche, mehr den Thatsachen sich anschmiegende als sie leitende Politik Mazarins wesentlich gefördert war.

Retz, der noch immer eine große Rolle zu spielen gedachte, wurde in das Staatsgefängnis von Vincennes gebracht. Das gedemütigte Parlament registrierte ohne Widerspruch dreizehn neue Steueredikte. Kein Hindernis stand mehr der Rückkehr Mazarins im Wege, der am 3. Februar 1653, vom Könige eingeholt, von allen hervorragenden Persönlichkeiten unterwürfig begrüßt, triumphierend wieder in Paris einzog. Unähnlich Richelieu, hat er keinen einzigen seiner Gegner für deren hochverräterische Unternehmungen auf das Blutgerüst gebracht. Diese Milde zeigte sich geeigneter, die letzten Spuren des Bürgerkrieges zu beseitigen, als des Vorgängers stets neu erbitternde Grausamkeit. Mazarins Gewalt war jetzt unbestrittener denn je. Die Königin-Mutter widmete sich hauptsächlich ihren immer häufigeren Andachtsübungen und überließ die Geschäfte völlig ihrem vertrauten Minister. Der junge König beschäftigte seinen lebhaften Geist mit kriegerischen Übungen, Jagd, litterarischen Studien, die freilich sehr unvollständig blieben. Der Kardinal ließ ihn übrigens fleißig in den Staatsangelegenheiten unterrichten: doch hat der junge Monarch sich dessen Urteil allerorten unterworfen. Teils folgte er hierin dem Beispiele seiner Mutter, der er in aufrichtiger Liebe ergeben war, teils verehrte er in Mazarin den Führer und Berater seiner Jugend, den treuen und einsichtsvollen Verfechter der königlichen Autorität, deren Befestigung schon der Jüngling als das Hauptziel seines Lebens betrachtete.

Dabei beschäftigten den Heranwachsenden auch die ersten Herzensneigungen. Bezeichnend genug betrafen sie nacheinander zwei Nichten des Kardinals: zuerst Olympia Mancini, die indes bald einen savoyischen Fürsten heiratete und Mutter des Prinzen Eugen wurde; und dann deren Schwester Maria. Mazarin hat



Ludwig XIV.

Gemalt und gestochen, 1662, von Robert Nanteuil (1630—1678).

zuerst diese Tändeleien begünstigt, da sie dazu dienten, den König in Abhängigkeit von ihm zu erhalten. Als er aber sah, daß Ludwigs — übrigens durchaus sittliches — Verhältnis zu Maria Mancini einen ernsteren Charakter annahm und der König sie dringend zu heiraten begehrte, stellte er den Vorteil des Staates und des Souveräns höher als den eigenen und seiner Familie Nutzen, entfernte seine Nichte vom Hofe und verbot ihr jeden Verkehr mit dem Könige. Tief betrübt, aber in unverbrüchlichem Gehorsam unterwarf sich Ludwig.[1])

Eine ganz andere Vermählung hatte Mazarin für seinen Zögling in Aussicht.

Die Unruhen der Fronde hatten die völlige Verwirklichung von Richelieus hochfliegenden Plänen unmöglich gemacht. Weder an die Gewinnung des linken Rheinufers und der Hälfte Belgiens noch selbst an die Behauptung Lothringens konnte ferner gedacht werden. Es galt nur noch, dem Vordringen der Spanier ein Ende zu machen und wieder die Oberhand im Kampfe zu gewinnen. Wirklich waren die Franzosen bald von neuem im Vorteile, dank den Vorkehrungen des Ministers, der Feldherrnkunst Turennes und der kleinlichen Eifersucht, welche die spanischen Generale dem großen Condé entgegenstellten. Endlich wurde der Sieg in dem langen Kampfe durch den Umstand entschieden, daß Mazarin ebensowenig wie Richelieu Bedenken trug, sich mit der republikanischen königsmörderischen Partei in England und deren glorreichem Führer Cromwell zu verbinden.[2])

Die englische Republik, wie sie sich in den ersten Monaten des Jahres 1649 konstituiert hatte, bedeutete die Herrschaft einer Minderheit, die auf allen Seiten von unversöhnlichen Gegnern umgeben war. Von links her drohten die Levellers, die „Gleichmacher," eine religiös sozialistische Sekte, welcher zahlreiche Bestandteile des Heeres selbst angehörten. Von rechts her die Royalisten: in Schottland als Presbyterianer, mit parlamentarischer Färbung; in Irland als Katholiken und Absolutisten. Zwei Königreiche waren hier zu erobern, wenn man nicht auch in England die königliche Partei, durch zahlreiche gemäßigte parlamentarische und presbyterianische Elemente verstärkt, wieder zur Herrschaft kommen lassen wollte. Die Republik wäre verloren gewesen ohne die immensen militärischen und politischen Gaben des Mannes, der immer mehr als ihr Haupt und ihre Seele erschien: Oliver Cromwells.

---

1) R. Chantelauze, Louis XIV et Marie Mancini (Paris 1880): ungerecht gegen den Kardinal.

2) Thomas Carlyle, Letters and memoirs of Oliver Cromwell (2. Aufl. London 1871, 5 Bde.) — Guizot, Histoire de la république d'Angleterre et de Cromwell (Paris 1854, und seitdem in öfteren Auflagen). — Andrews, Life of Oliver Cromwell (London 1868). — R. Pauli im ersten Bande des „Neuen Plutarch" von R. v. Gottschall (Leipzig 1874). — M. Brosch, Oliver Cromwell und die puritanische Revolution (Frankf. a. M. 1886). — F. Hoenig, Oliver Cromwell, Bd. I (—1642; Berlin 1887): ein Werk, das hauptsächlich vom militärischen Standpunkte ausgeht, in politischen Dingen aber viele dilettantenhafte Irrtümer begeht. — A. Bisset, History of the commonwealth of England from the death of Charles I. to the expulsion of the Long Parliament by Cromwell (2 Bde. London 1867).

Zunächst galt es Irland. Mit 15000 Mann landete hier Cromwell im August 1649. Sein Plan war: Versöhnung der Protestanten, grausame Züchtigung der keltischen Katholiken. Beides wurde mit vollem Erfolge ins



Sitzung des Parlamentes.

Rückseite ($^6/_7$ der Originalgröße) des von Thomas Simon geschnittenen großen Siegels für England. Auf der Vorderseite zeigt dasselbe eine Landkarte von England mit der Umschrift: THE · GREAT · SEALE · OF · ENGLAND · 1651. (Berlin, Kgl. Geh. Staatsarchiv.)

Werk gesetzt, freilich unter Akten blutigster Strenge gegen die Iren, die man wie reißende Tiere jagte und mordete. Durch den Act of Settlement, das „Ansiedlungsgesetz“, wurden die katholischen Grundbesitzer vertrieben und durch englische Puritaner ersetzt. Der Ire ward besitzlos im eigenen Lande. So

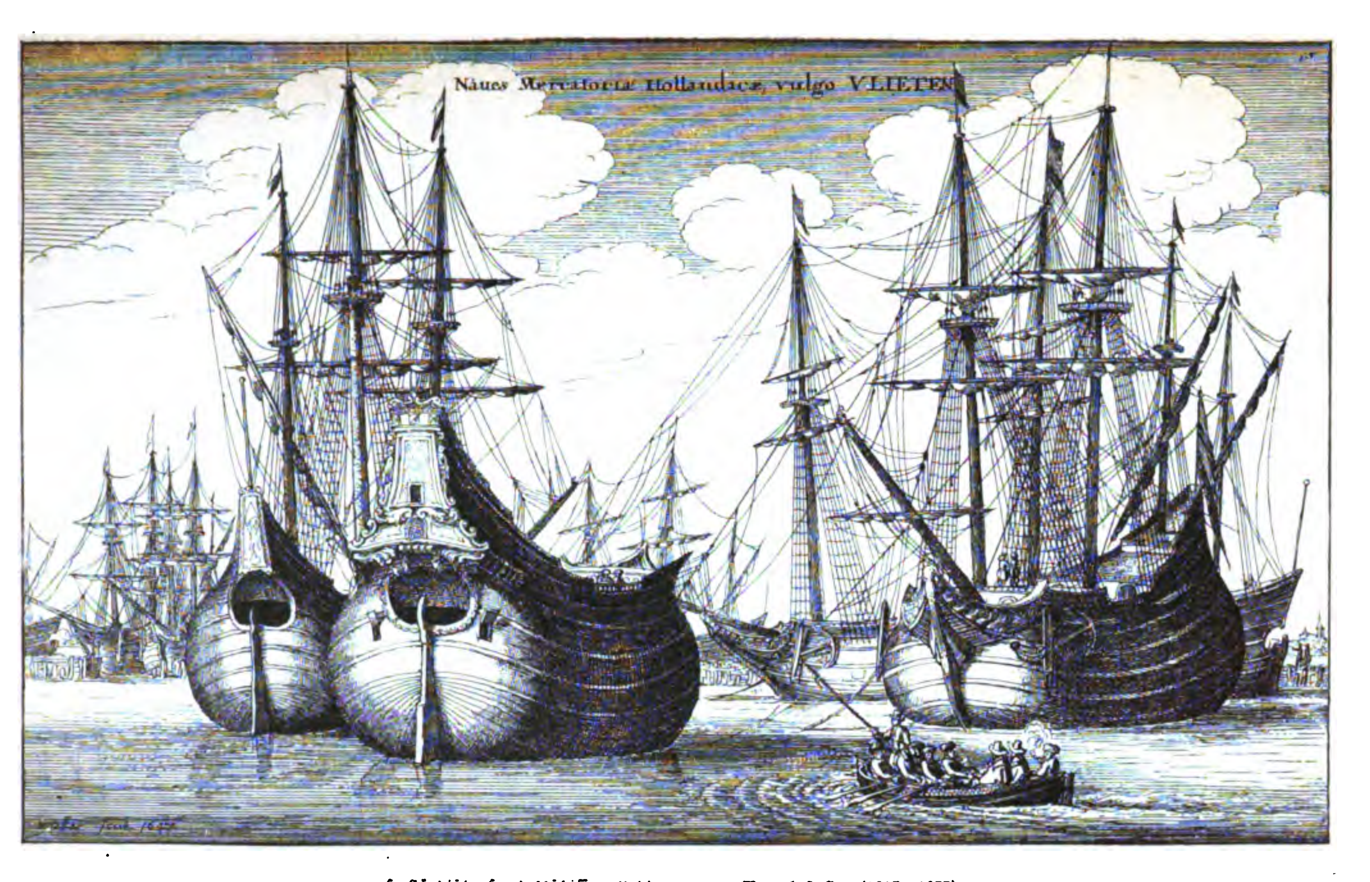
wucherte die blutige Saat der Unterdrückung und Zwietracht zu immer neuen Gewaltthaten auf beiden Seiten fort.

Kaum war Irland unterworfen, mußte Cromwell sich nach Schottland wenden. Das dortige Parlament hatte zunächst den für unbedingten Royalismus kämpfenden Montrose besiegt, und im Mai 1650 hatte dieser romantische Paladin des Königtums sein kühnes Leben am Galgen beenden müssen. Dann aber hatte das Parlament den jungen Karl Stuart in das Land berufen, allerdings unter Bedingungen, die ihn gänzlich der presbyterianischen Partei in die Hände lieferten. Sofort beschloß die englische Regierung den Krieg gegen die Schotten. Allein Cromwell traf bei seinem Einmarsch in deren Land auf die erbitterte Feindschaft der Bevölkerung und auf uneinnehmbare Verschanzungen, mit denen der erfahrene schottische General Leßley Edinburg deckte. Sein Feldzug wäre mißglückt, hätten die fanatischen presbyterianischen Geistlichen nicht Leßley wider Willen bei Dunbar zum Angriff auf die Engländer genötigt (3. Sept. 1650). Nun trugen Cromwells Genie und seiner Scharen Kriegserfahrung einen vollkommenen Sieg über die Schotten davon. Halb in Verzweiflung, faßte Karl Stuart den Plan, Schottland seinem Schicksale zu überlassen und in England einzudringen, wo er einen allgemeinen Aufstand zu seinen Gunsten erhoffte. Doch darin täuschte er sich; das Parlament hatte kräftige Gegenmaßregeln getroffen; die Furcht auf der einen, der altenglische Haß gegen die Schotten in des Prätendenten Armee auf der andern Seite ließen nur wenige hundert Engländer zu demselben stoßen. Bei Worcester, abermals am 3. September (1651), holte Cromwell Karls Truppen ein und vernichtete dieselben mit leichter Mühe. Der Stuart selbst, auf dessen Kopf eine Belohnung von tausend Pfund gesetzt war, wurde, nach langen Irrfahrten, von seinen Getreuen nach Frankreich gerettet.

Diese Ereignisse stärkten die herrschende Partei in England bedeutend; noch mehr aber den Einfluß Cromwells, des ruhmvollen und mächtigen Siegers der letzten Jahre. Der geniale Mann besaß die seltene Gabe, mit seinen größeren Verhältnissen zu wachsen: in diesem würdig auftretenden, herablassenden, gewandt redenden Obergeneral hätte niemand mehr den schmutzigen und wilden Fanatiker des Jahres 1628 erkannt. Freilich sein Beten, sein „Suchen des Herrn," seine „Selbstzerknirschung" wurden demonstrativer als je betrieben. Allein, wenn auch nicht ganz erheuchelt, war diese laute Frömmigkeit dem independentischen Führer jetzt sicher Mittel zu den Zwecken seines sonst wohlberechtigten Ehrgeizes.

Inzwischen hatten Ireton Irlands, Monk Schottlands Unterwerfung vollendet. In beiden Reichen wie in England selbst nahm das Parlament ein empfindliches, wenn auch nicht blutiges, Strafgericht an seinen Gegnern. Dieselben wurden vollends entmutigt, als Robert Blake, vom Landoffizier zum Admiral improvisiert, die königliche Flotte unter dem pfälzischen Prinzen Ruprecht bis in das Mittelmeer verfolgte und hier vernichtete.

Dieser maritime Erfolg gab den Engländern auch den Mut, der protestantischen Nachbarrepublik Holland die bisher bewahrte Vorherrschaft zur



Holländische Handelsschiffe. Radierung von Wenzel Hollar (1607—1677).

See streitig zu machen. Den Holländern war man in Westminster noch besonders feind, weil sie dem flüchtigen Karl Stuart ein Asyl gewährten. Vorzüglich gegen die Vereinigten Provinzen war die „Navigationsakte“ gerichtet, welche das Parlament am 9. Oktober 1651 verfügte, und gemäß deren fremde europäische Erzeugnisse fürder nur von englischen Schiffen oder Fahrzeugen des Produktionslandes, außereuropäische Erzeugnisse ausschließlich von englischen Schiffen nach England gebracht werden durften. Die Navigationsakte traf die holländische Marine sehr hart, die bis dahin für fast alle Staaten den Zwischenhandel betrieben hatte und sich hierbei nun von Großbritannien ausgeschlossen sah. Die Stimmung wurde gegenseitig so gereizt, daß im Juli 1652 der Krieg zwischen den beiden Seemächten offen ausbrach. Er wurde mit der ganzen Erbitterung geführt, welche das Bewußtsein verlieh, es handle sich hier nicht nur um moralische, sondern auch um ganz praktische materielle Dinge von unermeßlicher Tragweite. Immer wieder traf man in großen mehrtägigen Schlachten aufeinander, in denen sich der Engländer Blake, die Holländer Martin van Tromp und Michael de Ruyter mit Ruhm bedeckten. Im ganzen hatte das weit größere und an Hilfsmitteln reichere England den Vorteil.

So stark aber die Republik nach außen, so schwach war sie im Innern. Die Mitglieder der regierenden Fraktion des Unterhauses, des „Rumpfes,“ wie man diese Minderheit der Volksvertretung spottweise nannte, überließen sich einem doppelten Hange, der allen Machthabern natürlich ist: einmal sie wurden konservativ, und dann sie beuteten die erlangte Gewalt zu ihrem persönlichen Nutzen aus. Durch beides erregten sie den Grimm des fortgeschrittneren Teiles der republikanischen Partei und zumal des independentischen Heeres, zu dessen Sprecher und Agitator sich mit dem unfehlbaren Ehrgeiz des politischen Genies Cromwell aufwarf. Als aber der „Rumpf“ die Keckheit so weit trieb, unter dem Namen der allseitig begehrten Auflösung und Neuwahl vielmehr seine eigene Fortdauer, mit geringen Abänderungen, zu beschließen, jagte ihn Cromwell, mit Zustimmung seiner Oberoffiziere, durch einige Musketiere auseinander (20. April 1653). Das war das Ende des Langen Parlamentes; der revolutionäre Saturn hatte, nach dem Königtume, den Lords, der Mehrheit des Unterhauses nun auch den puritanischen „Rumpf“ verschlungen! „Dies Haus, augenblicklich unmöbliert, ist zu vermieten,“ stand an dem Sitzungssaale der noch soeben allmächtigen Körperschaft zu lesen. Kein Arm erhob sich für sie; die Armeen, die Flotte, die drei Reiche erkannten den Staatsstreich ohne Schwierigkeit an.

Der Kriegsrat der Offiziere, unter Cromwells Vorsitz, rief zwar sofort eine von ihm selbst gewählte Notabelnversammlung ein; allein diese zeigte eine so wahnsinnige Schwärmerei, daß sie nach wenigen Wochen aufgelöst werden mußte. Sie hat nach einem ihrer zelotischsten Mitglieder, dem Lederhändler Preisegott Barebone, den Spottnamen des „Barebone- (bloße Knochen-)Parlaments“ erhalten; auch als das „kleine Parlament“ hat man sie bezeichnet.

Jetzt waren nacheinander alle Parteien am Ruder gewesen: Absolutisten, gemäßigte Monarchisten, presbyterianische Parlamentaristen, independentische Republikaner, fanatische Sozialisten: alle hatten sich abgenützt, politisch unfähig und dabei religiös unduldsam gezeigt. Mit Notwendigkeit wies die Lage auf eine Ausnahmeregierung, auf eine Diktatur hin, bestimmt, dem zerrütteten Gemeinwesen Ordnung und Zusammenhang wiederzugeben. Seiner Stellung und seinen unvergleichlichen Gaben nach hatte aber nur Cromwell, der erste und berühmteste Mann Englands, das Haupt des allmächtigen Heeres, eine Anwartschaft auf solche Stellung. Am 16. Dezember 1653 wurde ihm „von der Armee und den drei Nationen“ die höchste Gewalt angeboten, die er unter dem aus der früheren Geschichte Englands wohlbekannten Namen eines Lord-Protektor annahm. Höchste Zivil- und Militärautorität sollte er in sich vereinigen, übrigens die Finanzverwaltung und Gesetzgebung völlig einem freigewählten Parlamente überlassen.




Inaugurationsmedaille des Protektorates; 1653. Originalgröße. (Nach Henfrey.)

An letzteres dachte man einstweilen wenig; die große Mehrheit des englischen Volkes aber begrüßte mit Freuden die Errichtung einer starken, zuverlässigen Gewalt, die es vor den Übeln des Umsturzes und der Anarchie retten würde.

Eine der ersten Handlungen des Protektors war eine Maßregel höchster Weisheit. Er dekretierte die Union Schottlands und Irlands mit England, in dessen Parlamente Vertreter jener beiden Länder, wenn vorläufig auch nur in geringer Anzahl, sitzen sollten. So wurden die britischen Inseln zum erstenmale zu *einem* Staatswesen zusammengeschlossen. Zwar hat die Stuartsche Restauration diese heilsame Neuerung wieder beseitigt; allein bald hat man auf sie zurückkommen und damit dem Genius des großen Protektors eine unfreiwillige Huldigung darbringen müssen.

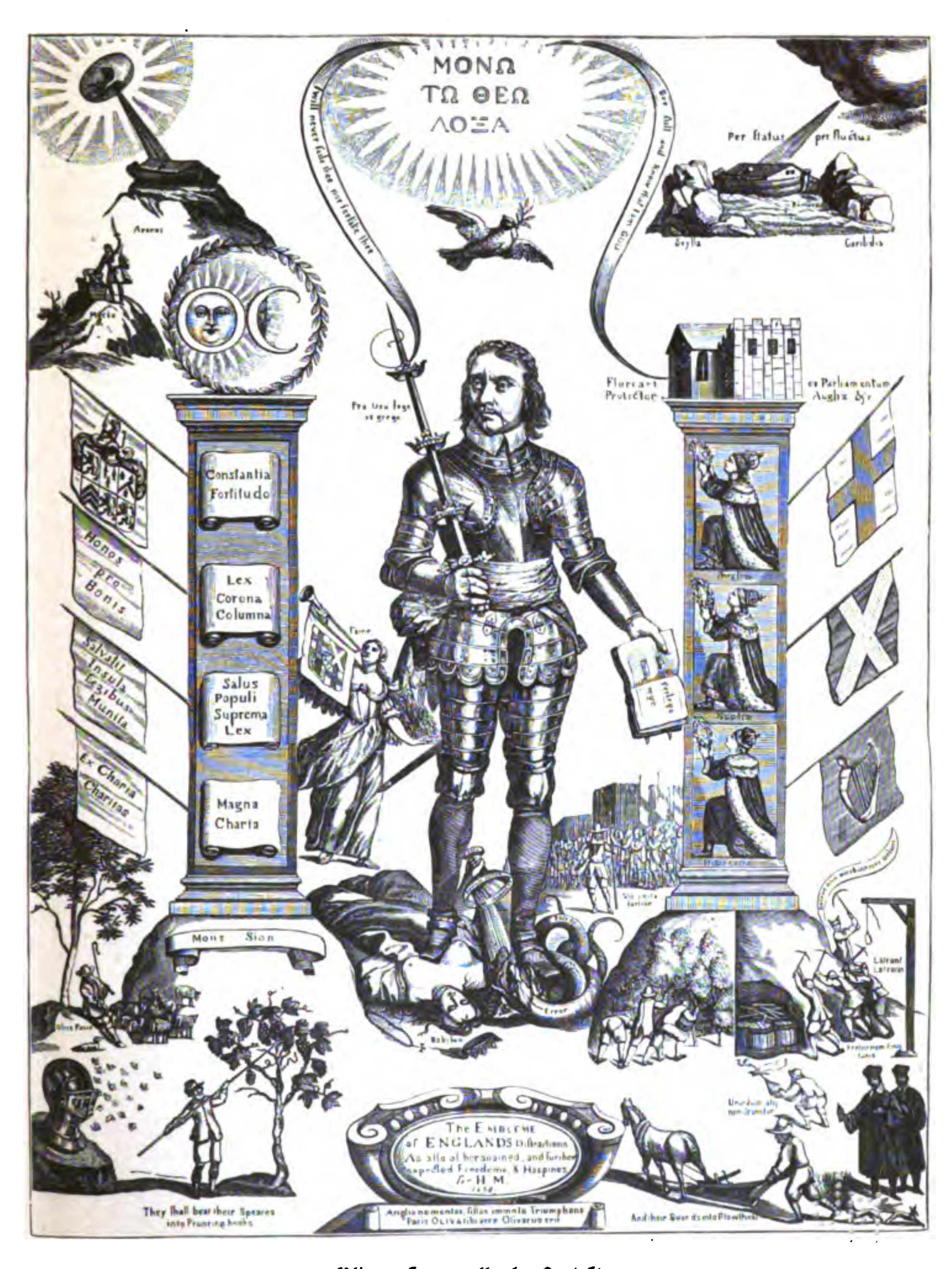
Dann machte Cromwell dem heftigen und für beide Teile erschöpfenden Kampfe mit Holland ein Ende. Er wollte jenes durch friedliche Mittel an England knüpfen, letzteres sollte die Führung aller protestantischen Staaten Europas übernehmen: wie für ihn persönlich sollte auch für sein Vaterland

die Religion den Grund der Macht und Größe bilden. Am 5. Juni 1654 wurde der Friede abgeschlossen. Er war für England sehr vorteilhaft, dessen Oberherrschaft in den umgebenden Seen ebenso anerkannt wurde wie die Navigationsakte. Und dann hatte der Protektor durch geheime Unterhandlungen mit dem einflußreichen Ratspensionär von Holland, Johann de Witt, der den Frieden unbedingt für nötig hielt, ein großes Zugeständnis im republikanischen und in seinem eigenen Interesse durchgesetzt: die sogenannte Acte van Seclusie, welche die Stuarts vom niederländischen Boden verbannte, und zumal die ihnen verwandten Oranier auf immer von den Admiral- und Generalissimuswürden der Niederlande ausschloß.

Ein weiterer Schritt zu der beabsichtigten Führerrolle Englands war der Bündnisvertrag zwischen diesem und Schweden. Frankreich und Spanien buhlten wetteifernd um seine Gunst.

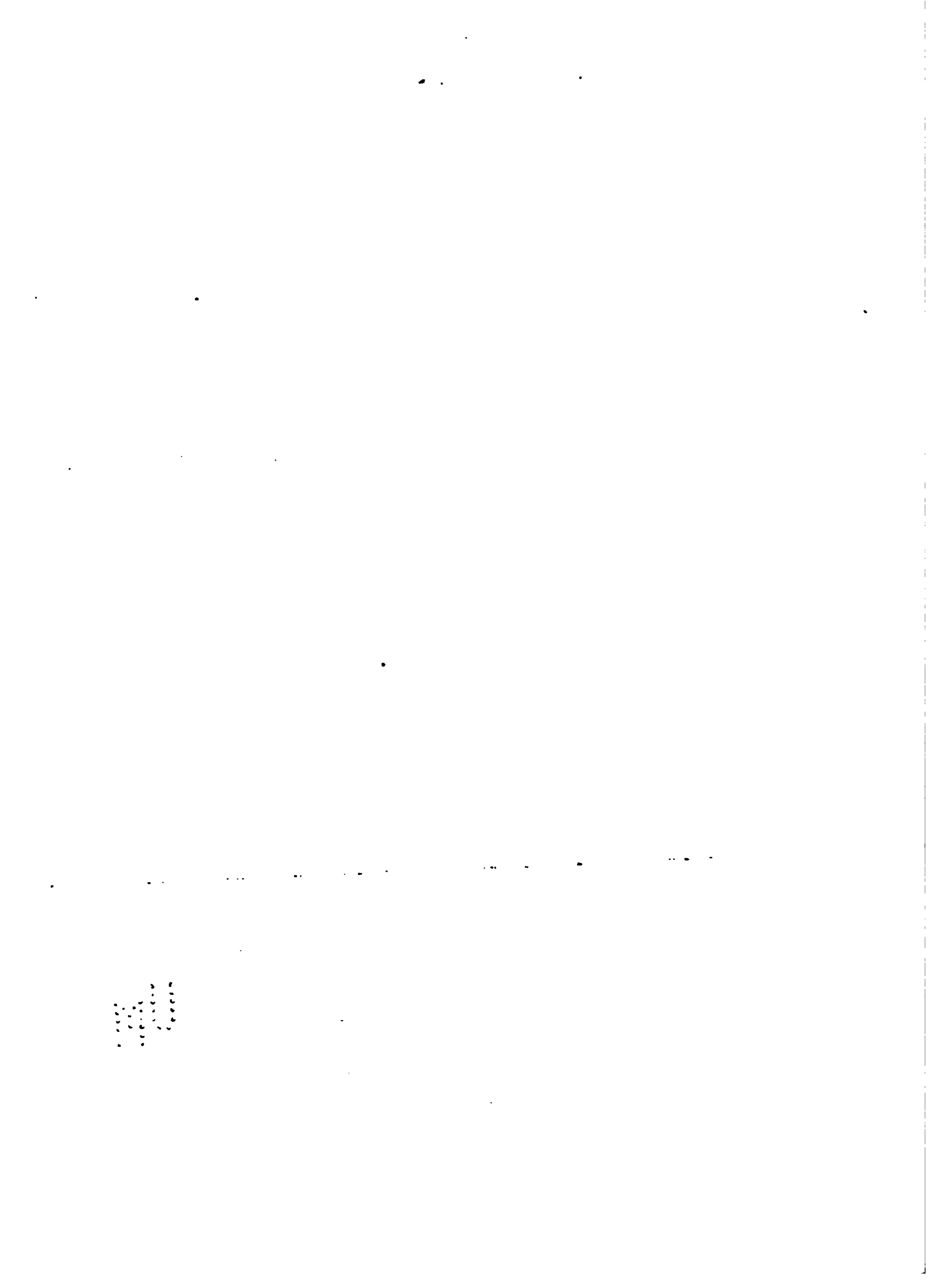
In traurigem Gegensatze zu seiner glänzenden Stellung nach außen befand sich die innere Lage des Landes. Hier vermochte Cromwell einstweilen nicht, zur Klärung zu gelangen und damit auch seiner eigenen Macht und der seines Hauses die erwünschte Festigkeit zu verleihen. Ein von ihm zusammenberufenes Parlament zeigte sich so widerspenstig, daß er es erst verstümmeln, im Januar 1655 ganz auflösen mußte. Nur mit Widerstreben hatte er sich zu diesem Schritte entschlossen, denn je länger je mehr vereinigten sich alle Parteien gegen seine jeglicher gesetzlichen Unterlage entbehrende Gewalt. Schon mußten eifrig republikanische Generale und Obersten eingekerkert werden. Cromwell sah sich genötigt, durch Schrecken zu wirken, das Land in Militärdistrikte zu teilen, in deren jedem ein Generalmajor mit diskretionärer Gewalt regierte. Eine solche Säbelherrschaft hatte noch nie in England bestanden. Sie hat die Fortdauer des Protektorats auf die Länge unmöglich gemacht, wenn auch für den Augenblick die Furcht, welche sie einflößte, der gegenseitige Haß der Parteien, das Ruhebedürfnis nach fünfzehnjährigen Umwälzungen, die patriotische Genugthuung über die auswärtigen Erfolge es nicht zu größeren Aufständen kommen ließen. Cromwell war übrigens kein blinder Despot; er gebrauchte seine Macht zum Wohle des Landes. Er begünstigte die Universitäten und beförderte Gelehrte und Schriftsteller, selbst wenn sie seine politischen Gegner waren. Er setzte einen Handelsrat ein, der alle Maßregeln zur Hebung des englischen Verkehrs und der englischen Schiffahrt zu treffen hatte. Die Briefpost wurde ausgedehnt und verbessert, die Wohlthätigkeitspflege neu geordnet. Duldung ward im weitesten Sinne geübt, selbst gegen die Katholiken und die Juden, welchen letzteren der Protektor zum erstenmale seit Jahrhunderten wieder den Aufenthalt in England gestattete; dieser Staat befand sich unter ihm in einem materiellen Aufschwunge, wie nie zuvor.

Am wohlsten fühlte der Protektor sich in der auswärtigen Politik. Da war er völlig freier Herr seiner Entschlüsse und brauchte weder von Royalisten noch von Republikanern Hindernisse zu fürchten. Er hatte eine viel zu hohe



Oliver Cromwell als Protektor.

Facsimile (nicht ganz 1/3 der Originalgröße) der Allegorie von William Faithorne (1616—1691): The Embleme of Englands Distractions as also of her attained and further expected Freedom and Happiness per H. M. 1658.



Meinung vor dem berechtigten Einflusse Englands, um nicht in dem großen Kampfe zwischen Frankreich und Spanien Partei zu nehmen. Von allgemeinerem und höherem Gesichtspunkte aus hätte er vielleicht richtiger gehandelt, die Übermacht Frankreichs auf dem Kontinente nicht zu begünstigen. Allein er ließ sich nur von praktischen Erwägungen leiten, und da Spanien ihm geringere Vorteile anbot, auch für Eroberungspläne eine leichtere Beute schien, erklärte er sich gegen dasselbe. Ohne vorhergehende Kriegsankündigung ließ er 1655 Jamaica für England erobern. Eine andere Flotte unter dem Helden Blake erschien im Mittelmeere, wo seit den Kreuzzügen die englische Kriegsflagge nicht mehr geweht hatte, nötigte den Papst und den Großherzog von Toscana zur Leistung von Schadenersatz für die Begünstigung des Prinzen Ruprecht und erzwang, durch das Bombardement von Tunis, die Freilassung aller von den berbrischen Seeräubern gefangenen Engländer. Aber noch mehr. Cromwell hielt sich für berufen, die einstige Stellung Englands als Vormacht des Protestantismus zu erneuern. Der Herzog von Savoyen hatte ein furchtbares Blutbad unter den armen Resten der Waldensersekte in den Thälern der Westalpen anrichten lassen.[1]) Durch direktes Einschreiten sowie durch die Vermittelung Mazarins, der dringend Cromwells Gunst begehrte, erreichte er von dem Turiner Hofe, daß derselbe den Waldensern ihre alten Rechte und Freiheiten zurückgab (1655).

Um den bevorstehenden Krieg mit Spanien nachdrücklicher führen zu können, wagte es der Protektor mit der Einberufung eines neuen Parlamentes. Freilich behandelte er dasselbe eigentümlich genug. Zweihundert von den fünfhundert Mitgliedern, seine entschiedenen Gegner, schloß er ganz einfach von der Teilnahme an den Sitzungen aus. Die Unzufriedenheit über diesen abermaligen unerhörten Gewaltstreich wurde einigermaßen gemildert, als seine Flotte einen neuen glänzenden Erfolg errang. Sie bohrte im Angesicht von Cadiz vier große spanische Silberschiffe in den Grund und nahm zwei andere mit einer kostbaren Ladung im Werte von einer Million Pfund Sterling (1656). Das gereinigte Parlament funktionierte dann begreiflicherweise ganz nach Befehl. Endlich beschloß es, den in jedem Engländer lebenden Wunsch nach Herstellung geordneter Zustände mit seiner Ergebenheit für den Protektor zu vereinen, indem es demselben die erbliche Königskrone anbot (Januar 1657). Es arbeitete einen Verfassungsentwurf aus, welcher die der großen Mehrheit der Engländer so überaus teuern altüberkommenen Einrichtungen, mit Einschluß des Hauses der Lords, im großen und ganzen wiederherstellte.

Cromwell wurde durch diese Vorschläge, die er doch selber gewünscht hatte, in peinigendste Unruhe versetzt. Er wußte, daß hier die beste Bürgschaft für die Dauer seiner und seines Hauses Herrschergewalt gegeben sei,

1) Die umfassendsten Nachrichten über diese Schändlichkeiten finden sich im ersten Bande von G. Claretta's Storia del regno e dei tempi di Carlo Emanuele II. duca di Savoia (3 Thle. Genua 1877—79). — Freilich sucht dieser Autor das Verfahren der turiner Regierung möglichst zu beschönigen.

daß er auf diese Weise die überwiegende Majorität des Volkes für seine Dynastie gewinnen würde. Anderseits sprach sich in der republikanisch-independentischen Partei, auf die er sich bisher gestützt hatte, und zumal in dem gänzlich puritanischen Heere lärmender Widerwille gegen die Herstellung des Königtums aus. Sein eigener Schwiegersohn Fleetwood stand an der Spitze der opponierenden Offiziere. Sollte er das Heer auflösen und sich damit seinen zahlreichen Feinden, Karl Stuart gegenüber wehrlos machen, oder gar den Aufstand der Armee hervorrufen? Er glaubte das nicht wagen zu dürfen und wies (Mai 1657) die Königskrone zurück. Es war der schmerzlichste Entschluß seines Lebens.





Das große Siegel für England nach Errichtung des Protektorates.
18/22 der Originalgröße. (Nach Henfrey.)

Sonst wurde freilich die alte Verfassung, mit einigen Modifikationen, wieder hergestellt, dem Unter- ein Oberhaus beigesellt, die ausführende Macht in den Händen des Protektors vereint, demselben das Recht verliehen, seinen Nachfolger selber zu bestimmen. Es fehlte nur der Name der Monarchie — aber eben dieser wäre von höchster Wirkung gewesen. Sein durch diese Vorgänge einigermaßen gemindertes Ansehen stellte Cromwell bald durch seine ruhmvolle und für England vorteilhafte Teilnahme an den äußeren Angelegenheiten wieder her. Im März 1657 schloß er das Angriffsbündnis mit Frankreich ab zur gemeinsamen Eroberung der spanischen Niederlande. Von diesen sollte Mardyke und besonders das damals sehr feste und wichtige Dünkirchen an England fallen, als Ersatz für

Calais. Von Dünkirchen aus hoffte auch Cromwell den französischen Ehrgeiz und den französischen Seehandel im Zaume halten zu können.

Die Mitwirkung der englischen Truppen entschied die endgültige Niederlage der Spanier in dem langen wechselreichen Kampfe mit Frankreich. Noch 1657 wurde Mardyke erobert. Ein alliiertes englisch-französisches Heer unter dem Oberbefehle Turennes vernichtete dann am 14. Juni 1658 auf den Dünen bei Dünkirchen die Armee Don Juan d'Austrias — eines natürlichen Sohnes Philipps des Vierten — die letzte, die das erschöpfte Spanien aufzustellen im stande war; die Anwesenheit Condés bei den Spaniern, die doch auf seinen Rat nicht gehört hatten, erhöhte nur den Ruhm Turennes. Dünkirchen ward eingenommen und von den Engländern besetzt, die nun wieder einen festen Brückenkopf auf dem Festlande besaßen. Ganz Flandern fiel in die Gewalt der Sieger, deren Reiter bis vor die Thore Brüssels streiften.

Unter dem Eindrucke dieses furchtbaren Schlages dachte Spanien nur an Frieden, den man durch eine Vermählung der ältesten spanischen Prinzessin Maria Theresia mit dem jugendlichen Ludwig XIV. besiegeln wollte; und Mazarin kam diesen Anträgen um so lieber entgegen, als auch Frankreich unter den Kriegslasten furchtbar litt und das ganze Volk dringend das Ende des fünfundzwanzigjährigen Kampfes herbeisehnte. Auf der Fasaneninsel, im Grenzflusse Bidassoa, trafen die beiden leitenden Minister Mazarin und Haro persönlich zusammen und schlossen hier am 7. November 1659 den Frieden ab, den man nach dem nahen Gebirge den pyrenäischen nennt. Die Hauptschwierigkeit hatte in zwei Forderungen der Spanier bestanden: der völligen Begnadigung und Restituierung Condés in alle seine frühern Würden; und der Bedingung eines ewigen Verzichtes auf das spanische Erbe, die sie für die Vermählung Maria Theresias mit dem Allerchristlichsten Könige stellten. Das erste erreichten sie edelmütig durch Aufopferung einer belgischen Festung; das andere für die Zusage einer Mitgift von einer halben Million Goldthalern, und weil die Franzosen meinten, sich später über ihren Verzicht leicht hinwegsetzen zu können. Sonst erhielten letztere bedeutende greifbare Vorteile: das wichtige Besitztum der Spanier im Norden der Pyrenäen, Rousillon, wurde ihnen abgetreten, sowie in den Niederlanden fast die ganze Grafschaft Artois, ein großer Teil des Herzogtums Luxemburg mit dem starken Diedenhofen und eine Reihe südbelgischer Festungen.

Der pyrenäische Friede war die Krönung des Werkes, welches seit König Heinrich IV. die französischen Staatslenker mit ebensovieler Ausdauer wie Geschicklichkeit betrieben hatten: nämlich Spanien des seit Beginn des sechzehnten Jahrhunderts behaupteten Übergewichtes in Europa zu berauben, dasselbe vielmehr an Frankreich zu übertragen. Nach verzweifeltem Ringen erkannte Spanien nunmehr die Überlegenheit des Rivalen an. Zugleich gewann Frankreich durch die Abtretungen Spaniens eine vorzügliche militärische Grenze, die ihm jederzeit gestattete, angriffsweise gegen Belgien und das nördliche Deutschland vorzugehen.

Mit diesem letztern hatte es bereits auf andere Weise Fühlung gewonnen. Freilich der Versuch Mazarins, nach dem Tode Ferdinands III. (1658) die Kaiserkrone dem Hause Österreich zu entziehen und sie den Wittelsbachern zu übertragen, war gescheitert: aber dafür hatte der französische Minister in des neuen Kaisers Leopold I. Wahlkapitulation die Bestimmung aufnehmen lassen, daß derselbe weder in Italien noch in den Niederlanden den Spaniern zu Hilfe kommen dürfe.[1]) Und noch mehr. Im Sommer 1658 schloß Mazarin mit den Kurfürsten von Mainz und Köln (später auch Trier), dem Könige von Schweden für seine Reichsländer, dem welfischen Hause, den beiden Landgrafen von Hessen, mit Pfalz-Neuburg, sowie den Bischöfen von Basel, Straßburg und Münster zu Frankfurt am Main ein Bündnis, welches der „Rheinbund“ genannt wurde und die Alliierten zu gegenseitiger Verteidigung und gemeinsamer Aufrechterhaltung des Westfälischen Friedens verpflichtete. Johann Philipp von Mainz, der die Hauptschuld an diesem reichsverräterischen Verhältnis trug, hatte freilich zumeist an die Sicherung des lokalen Friedens gedacht. Aber Frankreich gab der Sache eine größere und weitere, eine antiösterreichische Bedeutung. Dieses Bündnis mit seinen wenig präzisierten und leicht dehnbaren Bestimmungen sicherte Frankreich einen steten Vorwand zur Einmischung in die deutschen Angelegenheiten. Der französische König wurde mächtiger in Deutschland als der junge Kaiser selbst. Niemals, auch unter Richelieu nicht, hatte Frankreich im Innern soviel Ruhe, nach außen eine so glänzende Stellung besessen.

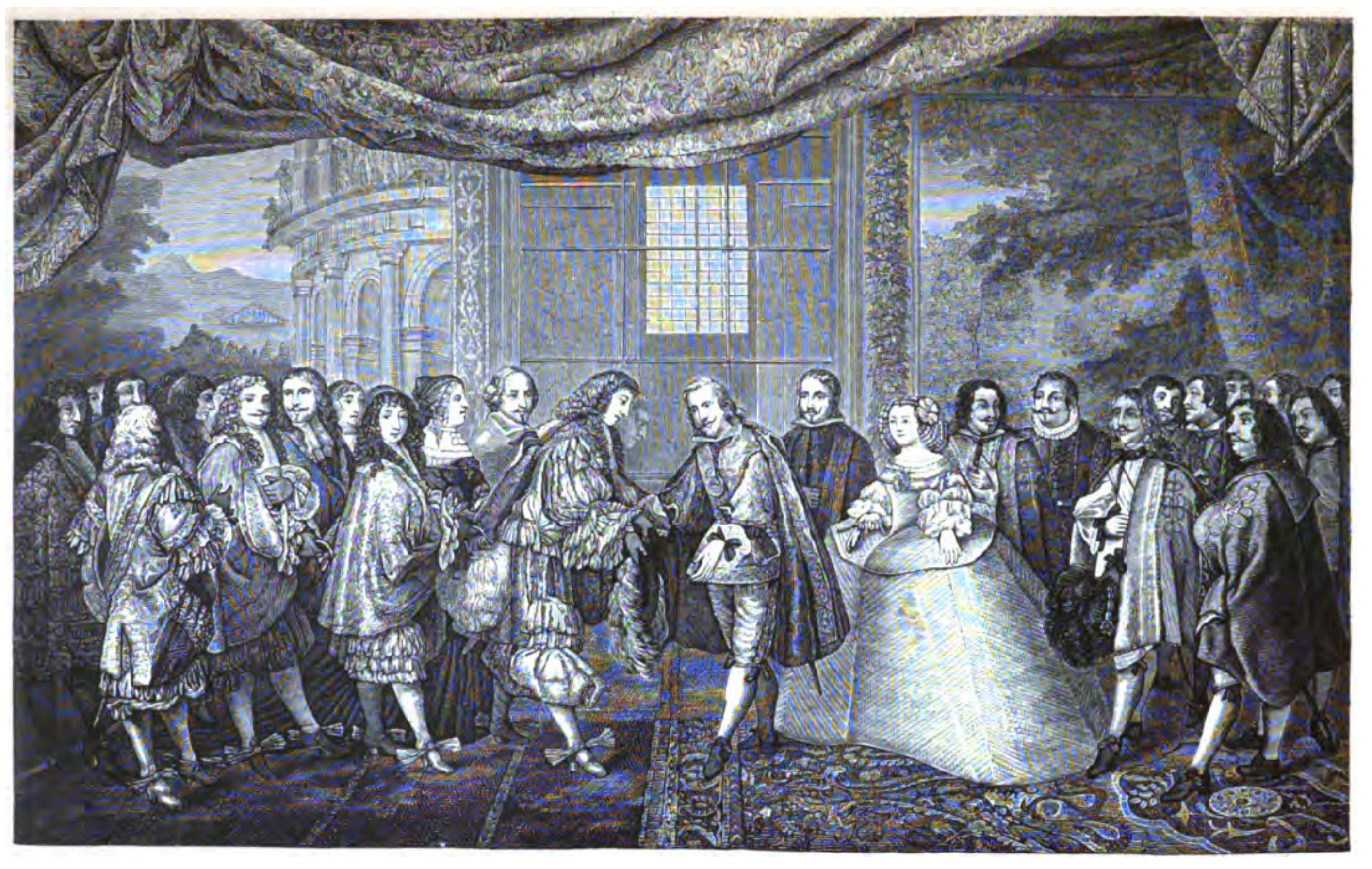
Am 3. Juni 1660 fand, dem pyrenäischen Friedensvertrage gemäß, die Vermählung des jungen Königs statt. Gewandt in ihrem Benehmen, von milden Sitten flößte Maria Theresia ihrem noch unverdorbenen Gatten im Beginn zärtliche Liebe ein, die sie sich freilich nicht lange zu wahren wußte.

So weit fügte sich alles nach den Plänen Mazarins. Der leitende Minister aber war nicht damit zufrieden, Spanien gedemütigt, Deutschland von sich abhängig gemacht zu haben. Er dehnte Frankreichs Einfluß auch über die Vereinigten Provinzen der Niederlande und über den skandinavischen Norden aus.

Die ersteren standen, nachdem sie zu Münster endgültig ihre Unabhängigkeit errungen hatten, in der Blüte ihrer Macht und Größe.[2]) Wenn

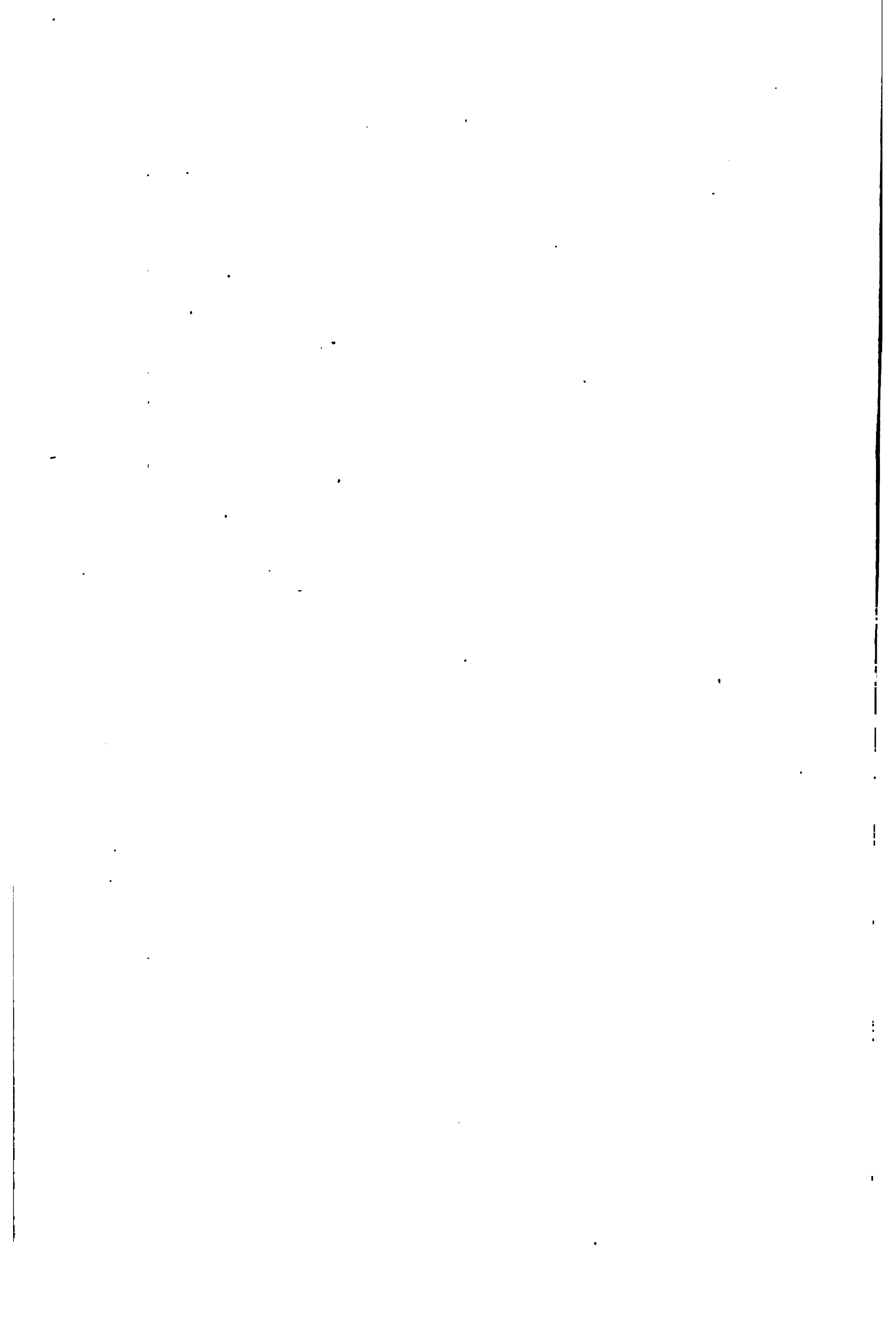
1) G. Heide, Die Wahl Leopolds I. zum römischen Kaiser; Forschungen z. deutsch. Gesch. XXV (1885) 1 ff. — Chéruel, Ligue ou alliance du Rhin, in den Séances de l'Acad. des sciences mor. et polit. CXXIII (1885) 35 ff. — Das Märchen, Mazarin habe seinem eigenen Könige die Kaiserkrone verschaffen wollen, muß nach Heides und Chéruels Forschungen völlig aufgegeben werden. Weitere Einzelheiten über diese Ereignisse bei W. Arndt, Zur Vorgeschichte der Wahl Leopolds I., Hist. Aufsätze zum Andenken an G. Waitz (Hannover 1886), S. 567 ff. — Eine abschließende Arbeit endlich giebt E. Joachim, Die Entwickelung des Rheinbundes vom Jahre 1568 (Leipzig 1886).

2) J. A. Wijnne, De Geschiedenis van Prins Willem II., Utrecht 1885. — Geddes, History of the administration of John de Witt (Bd. I. Haag 1879). — A. Lefèbre-Pontalis, Jean de Witt (2 Bde. Paris 1884); treffliches Werk, nur allzu parteiisch für de Witt.



Zusammenkunft Ludwigs XIV. mit Philipp IV., König von Spanien, im Jahre 1660 auf der Fasaneninsel.

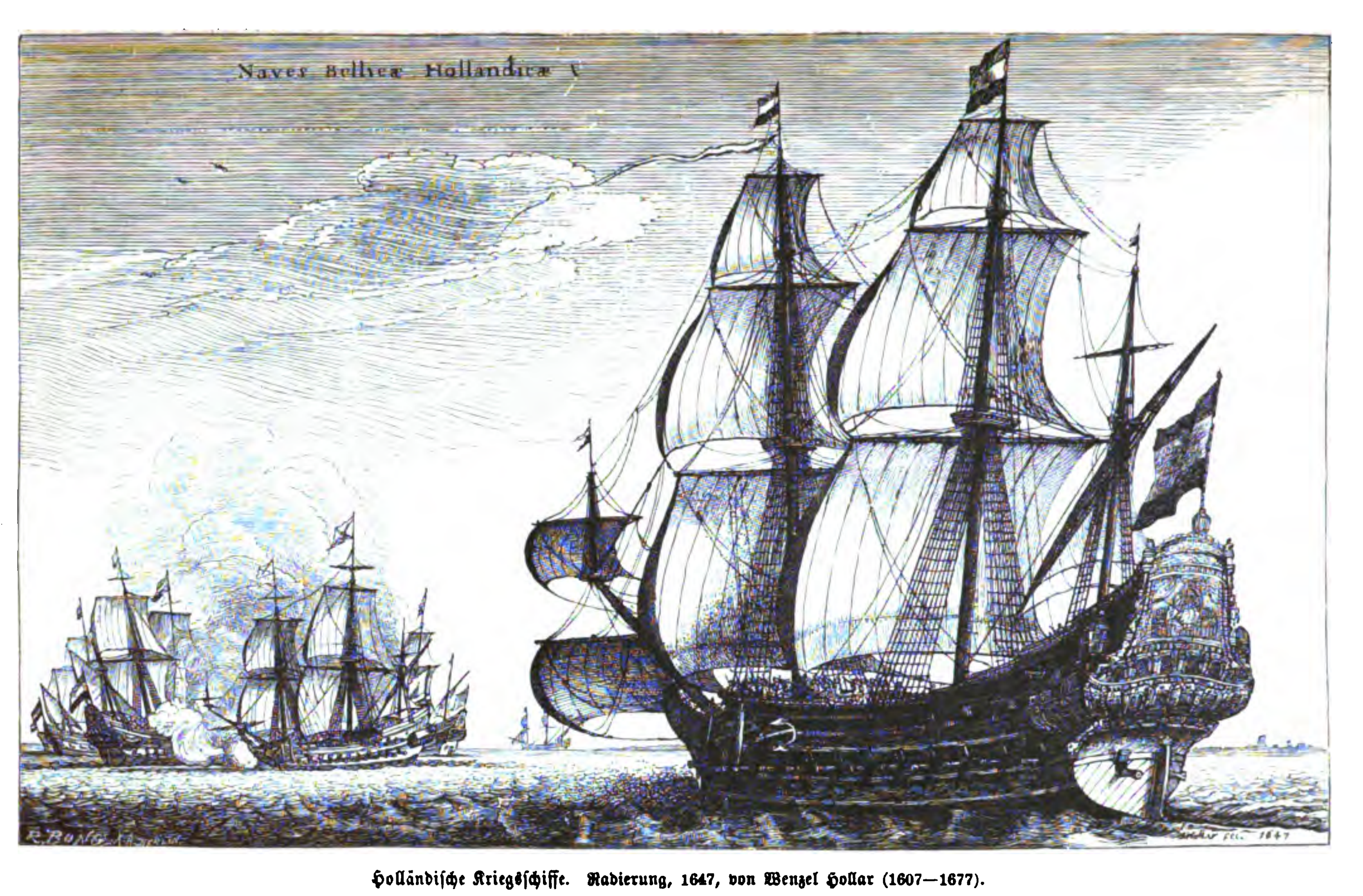
Nach dem Stiche, 1728, von E. Jeaurat (1672—1738); Originalgemälde von Charles Le Brun (1619—1690).



der achtzigjährige Krieg die Staatsfinanzen zerrüttet, so hatte er dafür die einzelnen in ausgedehntem Maße bereichert und die Hilfsquellen des verhältnismäßig kleinen Landes beträchtlich vermehrt. Denn gerade im Kampfe mit der spanischen Marine war die holländische Flotte die erste der Welt geworden, sie hatte die spanische Flagge vom Weltmeere verdrängt und hatte den internationalen Verkehr, sowohl den europäischen wie den überseeischen, fast ausschließlich übernommen. Sie hatte den Spaniern und Portugiesen deren einträglichste Kolonieen entrissen: die Molukken, Java, Ceylon, Malakka, Sumatra, Guinea, das Kap der guten Hoffnung; sie hatte auf den Küsten Malabar und Koromandel festen Fuß gefaßt. Zwei große Aktiengesellschaften — die ostindische (1602 gegründet) und die westindische — beherrschten diesen Welthandel und beuteten ihn aus. Noch zwanzig Jahre später berechnete man, daß von den 20 000 Handelsfahrzeugen Westeuropas 5—600 französische, 3—4000 englische, 15—16000 aber holländische seien! Die Amsterdamer Börse gab auf dem Geldmarkte den Ton an. Der Kapitalreichtum war so bedeutend, daß der Zinsfuß nur zwei bis drei Prozent betrug. Die Industrie blühte in gleichem Maße: Tuchfabrikation und Leinenweberei, Teppichmanufaktur und Stickerei beschäftigten fast ein Dritteil der Einwohner. Das flache Land glich einem weiten Garten, die saubern Städte Schmuckkästen. Die Meeresufer voll ausgezeichneter Häfen, gegen Überschwemmungen durch riesige Deiche geschützt, leicht befahrbare Kanäle überall neben den Landstraßen, reich, handeltreibend, industriell, in kriegerischen und diplomatischen Künsten wohl erfahren, waren damals die Vereinigten Provinzen mit ihren dritthalb Millionen Einwohnern eine der ersten Mächte Europas. Nicht minder blühten Künste und Wissenschaften unter dem frisch aufstrebenden, selbstbewußten Volke. Es ist die Zeit der höchsten Entwickelung der lebensfrohen, kecken und doch so sinnigen holländischen Malerschule. Drei Universitäten verbreiteten die gelehrten Kenntnisse. Klassische Philologie, Mathematik, Medizin, Rechtswissenschaft wurden mit besonderem Eifer gepflegt. Aber vor allem zeichneten sich die Vereinigten Provinzen durch ihre religiöse Duldsamkeit aus. Zu Staatsämtern freilich waren nur rechtgläubige Calvinisten befähigt, aber sonst blieb jedes Bekenntnis unangetastet. Die Niederlande wurden das Asyl für die wegen ihres Glaubens oder Unglaubens Verfolgten aus ganz Europa. Eine fast unbeschränkte Preßfreiheit herrschte; jeder mochte sagen und drucken, was ihm beliebte. Dort hat Descartes die meisten seiner philosophischen Schriften ausgearbeitet, dort Bayle sein berühmtes Dictionnaire veröffentlicht, den Vorläufer der sogenannten „Aufklärung.“

Allein dieses blühende Gemeinwesen litt fortwährend an der Zerfahrenheit seiner Verfassung und zumal an dem Kampfe zwischen den städtischen Oligarchien auf der einen und dem Statthalter auf der andern Seite. Jene stützten sich auf die regelmäßigen Staatsgewalten, die ja im Grunde auf die städtischen Oligarchien zurückgingen[1]), dieser auf das Übergewicht der materiellen Machtmittel, Armee und Flotte.

1) Vgl. oben S. 51.



Holländische Kriegsschiffe. Radierung, 1647, von Wenzel Hollar (1607—1677).

Heftig entbrannte der Kampf, als nach dem westfälischen Frieden die Provinz Holland eigenmächtig eine bedeutende Truppenverminderung vornahm. Generalstatthalter war damals (seit 1647) Wilhelm II., ein junger unternehmender Fürst voll Mutes und glühenden Ehrgeizes. Schon ergrimmt über den Abschluß des Friedes, der seinen — des Obergenerals — Einfluß herabsetzen mußte, wollte er sich jene ungesetzliche Schwächung der Bundesmacht und des Heeres nicht gefallen lassen. Er griff gleichfalls zur Gewalt, nahm einige Mitglieder der holländischen Stände gefangen und schloß Amsterdam so eng ein, daß die Provinz sich verpflichten mußte, ihre Maßnahmen rückgängig zu machen und sich den Beschlüssen der Generalstaaten zu unterwerfen. Diese Erfolge ermutigten Wilhelm II. zu Plänen weiterer Machtausdehnung zu gunsten seines Hauses: da starb er (November 1650) plötzlich an den Blattern. Sein Sohn — Wilhelm III. — wurde erst eine Woche nach des Vaters Tode geboren, andere männliche Mitglieder der oranischen Familie aber waren nicht vorhanden, und so war auf einmal die oranische Richtung, ohne sonstigen Anhalt in den konstituierten Gewalten, eben nur auf der Persönlichkeit des jedesmaligen Oraniers beruhend, entwaffnet. Unter dem Einflusse der Provinz Holland trat im Jahre 1651 eine konstituierende Versammlung der Republik ins Leben, welche die Zentralmacht auf ein Minimum zurückführte und vor allem die Aufhebung der Generalstatthalterschaft und der Bundesfeldherrnwürde für alle Zeit beschloß. An der Spitze der Republik stand nunmehr unbestritten das Haupt der aristokratischen Partei, der holländische Ratspensionär Johann de Witt (geboren 1625). Er war ein denkender und wohlunterrichteter Politiker, der, durch weite Reisen und sorgfältige Studien trefflich vorbereitet, sich genaue Kenntnis der politischen Zustände und leitenden Persönlichkeiten Europas erworben hatte; zugleich ein geschickter Unterhändler voll feiner Berechnung. Ein Schüler Descartes', selber poetischer, politischer und mathematischer Schriftsteller, liebte und begünstigte er Wissenschaft und Kunst. Er verehrte sein Vaterland; er trug die größte Einfachheit und Bescheidenheit zur Schau. Aber alle diese trefflichen Eigenschaften wurden zum Unheile für den Staat durch seinen blinden Parteihaß gegen die Oranier. Um diese jeder Aussicht auf Wiedererlangung ihrer Macht zu berauben, schloß er sich auf das engste und demütigste Frankreich an.

Nicht minder suchte Schweden seinen Schutz, ein Reich, dessen hohe, durch Gustav Adolf begründete Stellung in Europa durch seine wahre Macht kaum gerechtfertigt wurde. [1])

Im Jahre 1644 hatte Gustav Adolfs Tochter Christine als volljährig die Regierung Schwedens angetreten. Sie war wohlunterrichtet, scharfsinnig, beredt und kräftigen Geistes; aber zugleich reizbar, voll Selbstüberschätzung,

1) Grauert, Christine von Schweden und ihr Hof (2 Tle. Bonn 1837—42). — Geyer, Geschichte Schwedens, 3. Bd. Hamb. 1836; u. 4, als Fortsetzung, von Carlsson, ebendas. 1855. — Lundblad, Karl X. Gustavs Historia (2 Bde. Stockholm 1825. 29).

ungezügelter Leidenschaftlichkeit und Sucht nach Abenteuern und stetem Wechsel. Der Regierungsgeschäfte wurde sie bald überdrüssig, und so beschloß sie, nur noch ihren Launen zu leben. Im Jahre 1654 legte sie die Krone nieder. Ein Jahr darauf trat sie, durch den Umgang mit gelehrten und geistreichen Katholiken sowie durch den eigenen romantischen Sinn bewogen, in Innsbruck zur römischen Kirche über — sie, das einzige Kind des gepriesenen Retters des Protestantismus. Nun lebte sie bis 1689 teils in Rom, teils in Frankreich, zuerst mit großen Ehren, dann aber, ihres auffallenden und ausschweifenden Wandels halber, mit Geringschätzung behandelt. Besonders brachte sie die öffentliche Meinung gegen sich auf, als sie, mit angemaßtem Rechte königlicher Justizgewalt, in Fontainebleau ihren Stallmeister Monaldeschi aus noch nicht ganz aufgeklärten Ursachen umbringen ließ. Indes scheint es, daß sie immerhin besser war als ihr Ruf.

Ihr folgte auf dem schwedischen Throne ihr Vetter, der Pfalzgraf von Zweibrücken, als Karl X. Gustav (1654—60). Er fand Schweden, trotz alles äußern Glanzes, mit vielen Keimen innerer Schwäche vor. Die Scheidung der Stände war eine immer schroffere geworden, Bürger und Bauern immer ärmer, der Adel immer reicher, roher, gewaltthätiger. Da der letztere allein wohlhabend und dabei völlig steuerfrei war, lagen die Staatsfinanzen sehr im Argen. Die Einkünfte betrugen nur 3 800 000 Thaler jährlich, das Defizit war chronisch. Nur das Heer befand sich in gutem Stande: es zählte 50 000 Mann trefflicher Truppen. Karl X. Gustav wurde durch diese Zustände auf den Gedanken geführt, daß lediglich durch einen glücklichen Krieg Schweden aus innerer Zwietracht und zugleich, vermittelst der zu erhoffenden Beute, vor völliger Verarmung gerettet werden könne. Das entsprach auch seinem kühnen unternehmenden Charakter. Von unförmlicher Korpulenz, menschenscheu und verschlossen, war dieser Fürst doch von blitzähnlicher Schnelligkeit in seinen Entwürfen und Bewegungen — übrigens ein frommer Protestant, wie sein großer Oheim Gustav Adolf. Als bequemes Angriffsobjekt wählte er sich die gänzlich zerrüttete Republik Polen aus. Auf ihre Kosten hoffte er auch das alte Projekt der Wasa zu verwirklichen: rings die baltischen Küstenlande unter schwedischem Zepter zu vereinigen.

Im Juli 1655 fiel er, unter nichtigem Vorwande, in Polen ein, das, gänzlich unvorbereitet, in wenigen Monaten völlig erobert wurde. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg sah sich genötigt, für das Herzogtum Preußen den schwedischen anstatt des polnischen Königs als Oberherrn anzuerkennen.

Indes diese Erfolge waren zu glänzend, um von langer Dauer zu sein. Nachdem die Polen sich von ihrer ersten Bestürzung erholt hatten, regte sich in ihnen der nationale und zugleich der religiöse Gegensatz wider die protestantischen Schweden. So begann vom Süden des Reiches her ein umfassender Aufstand, welcher dem Könige Johann Kasimir zahlreiche, wenn auch ungeordnete Streitkräfte zur Verfügung stellte. Nur wenige Festungen hielten

sich für Karl X. Freilich errang letzterer, mit Hilfe der braven brandenburgischen Truppen, bei Warschau in dreitägiger Schlacht (28.—30. Juli 1656) einen vollständigen Sieg über die viermal stärkern Polen: allein derselbe blieb ohne dauernde Bedeutung. Dem Brandenburger mußte Karl Gustav die Souveränität in (Ost-)Preußen zugestehen.

Immer mehr verschlimmerte sich die Lage für Schweden. Der Kaiser sandte den Polen ein Heer zu Hilfe, der Brandenburger fiel, als Polen ihm in den Verträgen von Bromberg und Wehlau (1657) die preußische Souveränität bestätigte, zu jenem ab; der übermütige dänische Adel zwang seinen machtlosen König Friedrich III., dem schwedischen Nebenbuhler den Krieg zu erklären. Letzteres war Karl X. nicht unerwünscht. Er ließ nun das ferne wüste Polen fahren und warf sich (Juli 1657) auf das nahe Dänemark.

Hier hatte der Adel in schändlicher Selbstsucht den Staat geplündert, Heer und Flotte verfallen lassen. So konnte Karl X. im ersten Anlauf die jütische Halbinsel erobern. Der strenge Frost des Winters 1657/58 gab ihm dann den kühnen Plan ein, über den gefrorenen Seearm des Kleinen Belt nach der Insel Fünen überzusetzen. Das unerhörte Unternehmen glückte und hatte die Gefangennahme des größten Teiles des dänischen Heeres zur Folge. Noch waghalsiger war der Übergang über das Eis des Großen Beltes nach Seeland. Ohne Hoffnung, die verfallenen Wälle Kopenhagens gegen die Schweden verteidigen zu können, mußte Friedrich III. im Februar 1658 den schmachvollen Frieden von Roeskilde unterzeichnen, der die Festlandsprovinzen Halland, Schonen und Blekingen, die Insel Bornholm und den norwegischen Distrikt Drontheim an Schweden überlieferte, Dänemark völlig von letzterm abhängig machte. Der Friede von Roeskilde bildet den Glanzpunkt von Schwedens Größe.

Nicht lange begnügte Karl Gustav sich mit den hier errungenen Vorteilen. Schon nach einem halben Jahre begann er neue Händel mit Dänemark. Allein sein Übermut erhielt die gerechte Strafe. Gegen seinen abermaligen Angriff verteidigten sich die Bürger Kopenhagens mit erfolgreichem Mute. Aus der jütischen Halbinsel wurden die Schweden durch den Brandenburger vertrieben, auch Westpreußen und Kurland ihnen entrissen. Eine holländische Flotte schlug das schwedische Geschwader. Endlich setzten Brandenburger, Kaiserliche und Polen nach Fünen über, wo sie bei Nyeborg ein beträchtliches schwedisches Armeekorps vernichteten.

Schon jetzt würde die künstliche Größe Schwedens zerstört worden sein — wenn nicht Frankreich zu seinen Gunsten eingeschritten wäre. Der Pyrenäische Friede gab diesem Staate freie Hand; und seit dem dreißigjährigen Kriege sah er in Schweden seinen unentbehrlichen Bundesgenossen im Norden und Osten Europas. Mit scharfen Drohungen trat er für jenes ein; der plötzliche Tod Karls X. Gustav (23. Februar 1660) erleichterte den Abschluß des Friedens. Im Mai 1660 kam dieser zu Oliva, einem Kloster bei Danzig, zwischen Schweden, Brandenburg, Polen und dem Kaiser, im Juni zu Kopen-

hagen zwischen Schweden und Dänemark zu stande. Diese Verträge beließen den Schweden, obwohl sie zuletzt überall mit Verlust gekämpft hatten, Livland, Schonen, Halland und Blekingen. Schweden hatte sich auf dem eigenen Kontinent abgerundet, durch Livland die Herrschaft über den Rigaischen Meerbusen erhalten. Das war die Folge der Einmischung Frankreichs.

Und zu gleicher Zeit, wo dasselbe seine schwächern Verbündeten schützte und an sich kettete, wurde es eines übermächtigen und unbequemen, ja gefährlichen Alliierten entledigt.

Oliver Cromwell erlahmte mehr und mehr in dem aufreibenden Kampfe gegen die Parteien seines Landes, die sich immer einmütiger zum gemeinsamen Kampfe wider ihn zusammen schlossen. Sein Versuch, ein würdiges Oberhaus zu bilden, mißglückte kläglich; schließlich mußte er auch sein drittes Parlament auflösen. Das Volk war der ungesetzlichen Gewaltherrschaft müde, und täglich wurden Verschwörungen wider ihn entdeckt und grausam bestraft. In der eigenen Familie des Protektors gab es Entzweiungen. Er erkannte, daß eine solche Regierung keine Aussicht auf Dauer habe, und mußte beständig die ängstlichsten Vorsichtsmaßregeln gegen seine heimlichen Widersacher treffen. Fieber und Milzleiden schwächten ihn, der Tod seiner Lieblingstochter Lady Claypole warf ihn völlig nieder. Wie er an allem Irdischen verzweifelte, wie Kummer und Krankheit ihn dem Grabe näherten, lebte die frühere mystische Frömmigkeit wieder in ihm auf. In den Armen seiner alten Freunde, der independentischen Geistlichen, ist er am 3. September 1658 gestorben — am Jahrestage seiner Siege bei Dunbar und Worcester.

Facsimile der Unterschrift von Oliver Cromwell von einem Briefe, datiert Westminster 18. Juni 1656 an Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg. (Berlin, Kgl. Geh. Staatsarchiv.)

Cromwell war emporgekommen als Anhänger und Verfechter der schwärmerischsten Sekten, der entschiedenen Republikaner. Er hat geherrscht trotz ihrer und gegen sie. Nichtsdestoweniger wäre es ungerecht, Cromwell ohne weiteres der Heuchelei beschuldigen zu wollen. Mit höherm Alter und reicherer politischer und weltmännischer Einsicht erkannte er, wieviel Thorheit und Unsinn an den Grundsätzen jener Sekten sei, und daß sich mit denselben nicht regieren lasse. Um die religiöse Freiheit von staatlicher Unterdrückung zu befreien, hatte er gekämpft, und diesen Gesichtspunkt hielt er auch als Herrscher inne. Als jene Sekten, nach erfochtenem Siege, alle Obrigkeit vernichten und das bürgerliche Eigentum zerstören wollten, da wandte er sich gegen sie. Ihre religiösen Übungen ließ er unbehelligt, allein ihre verderblichen Wirkungen auf das soziale Leben durften sie nicht ausüben. Insofern ist sich Cromwell vollkommen treu geblieben.

Er war gewiß kein Tyrann aus Neigung. Es blieb der größte Kummer seiner letzten Jahre, daß er nicht in freiere, gesetzlichere Zustände einzulenken vermochte. Doch war er wenig bedenklich in der Wahl seiner Mittel, um zur Macht zu gelangen und sie zu bewahren. In pekuniärer Beziehung ist er völlig uneigennützig gewesen. Er, dem alle Hilfsquellen Englands zu unbeschränkter Verfügung gestanden hatten, hinterließ seiner Familie ein mäßigeres Vermögen, als er vor Beginn seiner großen Laufbahn besessen hatte. Welch Gegensatz zu Mazarins unersättlicher Habgier!

Nach außen hatte Cromwell England, das unter den beiden Stuarts jeden Einfluß auf die europäischen Verhältnisse eingebüßt hatte, wieder zur Großmacht erhoben, indem er mit schneller Entschiedenheit, mit schlagfertiger Flotte und Armee an der hohen Politik teil nahm. Gewiß war der Weg, den er in derselben einschlug, nicht der beste. Er ließ sich durch veraltete Erinnerungen und den Reiz augenblicklicher Vorteile dazu verleiten, die Partei des bereits übermächtigen Frankreich gegen das schon geschwächte Spanien zu nehmen. Aber in der Politik bringt oft auch eine falsche Richtung Nutzen, wenn sie nur mit Thatkraft verfolgt wird. Cromwell hatte nicht nur den Namen Englands furchtbar gemacht, er hatte letzterem auch in Dünkirchen und Mardyke eine starke kontinentale Stellung gesichert, deren weitere Ausdehnung wahrscheinlich in seinen Plänen lag.



Cromwells Geheimsiegel für England nach Errichtung des Protektorates.
Originalgröße. (Nach Henfrey.)

Erst eine späte Nachwelt ist dem von den Zeitgenossen und unmittelbaren Epigonen heftig angefeindeten Manne, einem der größten Regenten Englands, gerecht geworden.

Sein ältester Sohn Richard, der ihm zunächst in seiner Würde folgte, war ein gutmütiger, wohlmeinender Mann, indes ohne jede politische oder militärische Befähigung. Von den Parteien nicht minder gehaßt, als sein Vater, wurde er doch durchaus nicht von ihnen gefürchtet; und das Heer, dem er sich stets geflissentlich fern gehalten hatte, brachte ihm nur Abneigung und Geringschätzung entgegen. [1]) Bald kam es zwischen dem wieder einberufenen Parlamente und der Armee zu einem Streite, in welchem Richard

1) Guizot, Geschichte Richard Cromwells und der Wiederherstellung des Königtums in England (dtsche. Übers. Leipzig 1856).

sich auf die Seite der Volksvertretung neigte. Da vertrieben die Soldaten die letztere (April 1659), entkleideten thatsächlich den Protektor der Gewalt, welche dieser bald darauf auch der Form nach niederlegte, und riefen den sechs Jahre früher von ihnen selbst verjagten „Rumpf" zurück. Allein sie konnten sich mit diesem ebenso wenig vertragen und lösten ihn im Herbst 1659 von neuem auf.

Jedermann in England war dieser beständigen Umwälzungen und der ebenso drückenden wie unzuverlässigen Herrschaft des Schwertes herzlich überdrüssig; das Heer selber war in sich gespalten und unsicher und verachtete seine Führer. Da beschloß der in Schottland kommandierende General Georg Monk, ein ruhiger, kühler, listiger und eigennütziger Politiker, die Ruhe in England wieder herzustellen und, wenn die Umstände es erlaubten und ihm selbst Vorteil versprächen, das Königtum zurückzuführen, nach dem sich offenbar die große Mehrheit des englischen Volkes sehnte. Im Januar 1660 rückte er mit seinen ihm ganz ergebenen Truppen in England ein und ließ das Lange Parlament wieder zusammen treten, aber nicht allein den Rumpf, sondern auch die 1648 vertriebene presbyterianische Mehrheit. Die löste das Lange Parlament nach zwanzigjährigem Bestande endgültig auf und ordnete Neuwahlen an, die überwiegend in royalistischem Sinne ausfielen. Die neue Volksvertretung knüpfte mit Karl II. Verhandlungen an. Nachdem derselbe eine Amnestie bewilligt hatte, von der nur die „Königsmörder" — d. h. die Richter, die einst für den Tod seines Vaters gestimmt hatten — ausgenommen wurden, hielt Karl am 29. Mai 1660, unter dem Jubel des Volkes, seinen Einzug in London. Die Soldaten, die allein mißvergnügt waren, wurden zum größten Teile abgedankt.

Man mochte glauben, die letzten zwanzig Jahre seien für England ein bloßer Traum gewesen; und doch hatten sie für immer dem Parlamente das Bewußtsein seiner Überlegenheit über die Macht des Königtums gegeben.

Jedenfalls war die Monarchie Karls II. für Frankreich eine weit weniger gefährliche Rivalin, als die englische Republik unter Cromwells Protektorat. Ein neuer Gewinn für Mazarin!

Auch im Innern Frankreichs verloren sich die Nachwehen des Bürgerkrieges. Gewerbfleiß und Handel blühten lebhaft auf. Paris wurde bereits als die reichste Stadt Europas betrachtet. Mazarin, der Vielgehaßte, auf dessen Kopf als den eines öffentlichen Feindes man einen Preis gesetzt hatte, erlebte die Genugthuung, daß alles sich mit Bewunderung, ja mit Liebe vor seinen Verdiensten beugte. Die ersten Familien des Landes bewarben sich um die Ehre, sich mit seinen Nichten und Neffen zu verschwägern. Unumschränkt regierte er Frankreich. Es gab keine große oder kleine Sache, die nicht von seinem Willen ausging, keine geistliche oder weltliche Würde, die er nicht verteilte. Die Herrschaft Ludwigs XIV. besitzt keineswegs die majestätische Einheit, in der sie im Gedächtnis der Nachwelt fortlebt. Ihre ersten achtzehn Jahre — und es sind nicht die unrühmlichsten — gehören vielmehr Mazarin, Condé,



von P. H. Schut.

des Königs an Bord des englischen Admiralsschiffes. 7. Der Herzog von York. 8. Der Herzog von Gloucester.
der Prinzessin von Oranien, der Lords, Landstände und anderer Nobilitäten. 15. Neun Kompagnieen Fußvolk.
sich acht Tage aufgehalten hatte.

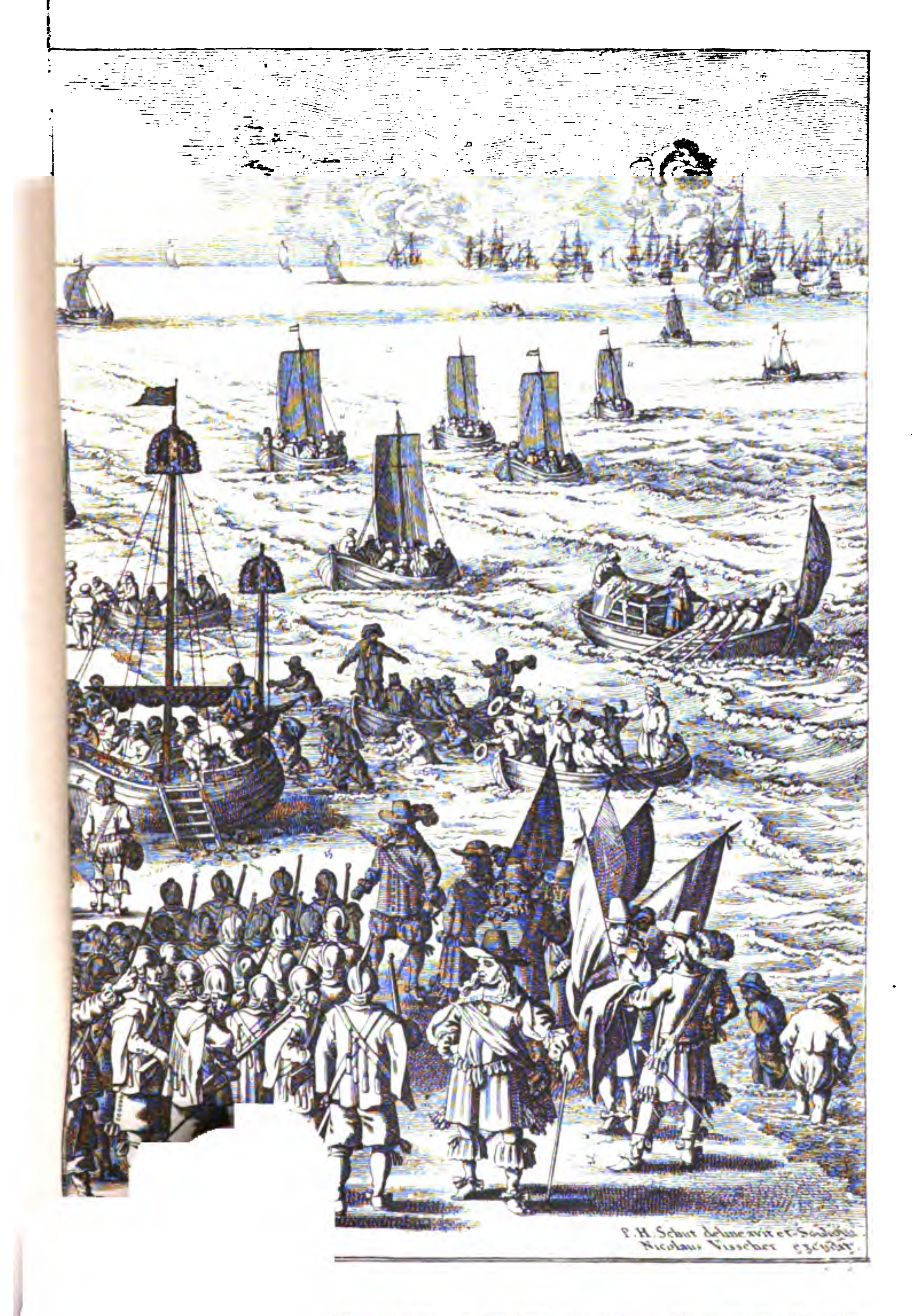
sich auf die Seite der Volksvertretung neigte. Da vertrieben die Soldaten die letztere (April 1659), entkleideten thatsächlich den Protektor der Gewalt, welche dieser bald darauf auch der Form nach niederlegte, und riefen den sechs Jahre früher von ihnen selbst verjagten „Rumpf" zurück. Allein sie konnten sich mit diesem ebenso wenig vertragen und lösten ihn im Herbst 1659 von neuem auf.

Jedermann in England war dieser beständigen Umwälzungen und der ebenso drückenden wie unzuverlässigen Herrschaft des Schwertes herzlich überdrüssig; das Heer selber war in sich gespalten und unsicher und verachtete seine Führer. Da beschloß der in Schottland kommandierende General Georg Monk, ein ruhiger, kühler, listiger und eigennütziger Politiker, die Ruhe in England wieder herzustellen und, wenn die Umstände es erlaubten und ihm selbst Vorteil versprächen, das Königtum zurückzuführen, nach dem sich offenbar die große Mehrheit des englischen Volkes sehnte. Im Januar 1660 rückte er mit seinen ihm ganz ergebenen Truppen in England ein und ließ das Lange Parlament wieder zusammen treten, aber nicht allein den Rumpf, sondern auch die 1648 vertriebene presbyterianische Mehrheit. Die löste das Lange Parlament nach zwanzigjährigem Bestande endgültig auf und ordnete Neuwahlen an, die überwiegend in royalistischem Sinne ausfielen. Die neue Volksvertretung knüpfte mit Karl II. Verhandlungen an. Nachdem derselbe eine Amnestie bewilligt hatte, von der nur die „Königsmörder" — d. h. die Richter, die einst für den Tod seines Vaters gestimmt hatten — ausgenommen wurden, hielt Karl am 29. Mai 1660, unter dem Jubel des Volkes, seinen Einzug in London. Die Soldaten, die allein mißvergnügt waren, wurden zum größten Teile abgedankt.

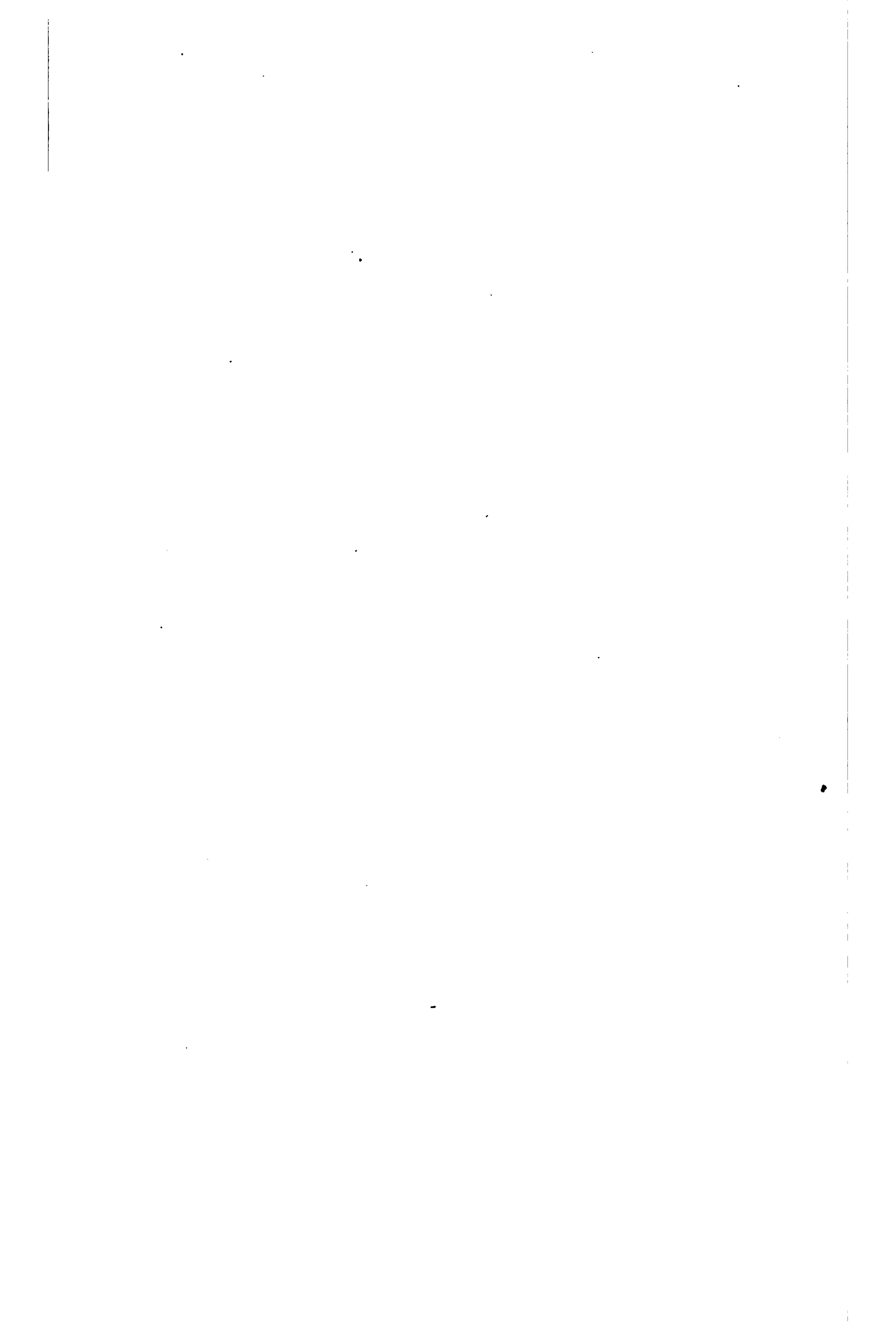
Man mochte glauben, die letzten zwanzig Jahre seien für England ein bloßer Traum gewesen; und doch hatten sie für immer dem Parlamente das Bewußtsein seiner Überlegenheit über die Macht des Königtums gegeben.

Jedenfalls war die Monarchie Karls II. für Frankreich eine weit weniger gefährliche Rivalin, als die englische Republik unter Cromwells Protektorat. Ein neuer Gewinn für Mazarin!

Auch im Innern Frankreichs verloren sich die Nachwehen des Bürgerkrieges. Gewerbfleiß und Handel blühten lebhaft auf. Paris wurde bereits als die reichste Stadt Europas betrachtet. Mazarin, der Vielgehaßte, auf dessen Kopf als den eines öffentlichen Feindes man einen Preis gesetzt hatte, erlebte die Genugthuung, daß alles sich mit Bewunderung, ja mit Liebe vor seinen Verdiensten beugte. Die ersten Familien des Landes bewarben sich um die Ehre, sich mit seinen Nichten und Neffen zu verschwägern. Unumschränkt regierte er Frankreich. Es gab keine große oder kleine Sache, die nicht von seinem Willen ausging, keine geistliche oder weltliche Würde, die er nicht verteilte. Die Herrschaft Ludwigs XIV. besitzt keineswegs die majestätische Einheit, in der sie im Gedächtnis der Nachwelt fortlebt. Ihre ersten achtzehn Jahre — und es sind nicht die unrühmlichsten — gehören vielmehr Mazarin, Condé,



Admiralsschiffes. 7. Der Herzog von York. 8. Der Herzog von Gloucester.
rds, Landstände und anderer Nobilitäten. 15. Neun Kompagnieen Fußvolk.





Mazarin.

Verkleinertes Facsimile des Stiches von Pieter van Schuppen (1623—1707). Originalgemälde von Pierre Mignard (1612—1695).

Turenne an. Sie sind bezeichnet durch glänzende Siege, durch ruhmreiche Eroberungen, durch glückliche Friedensschlüsse, sie sind bezeichnet durch eine nicht minder großartige Litteraturentwickelung. Allerdings schreibt Frankreich noch nicht, wie zwei Dezennien später, ganz Europa Gesetze vor; dafür ist es aber auch noch nicht zum gemeinsamen Feinde aller geworden, dafür verbündet sich noch nicht ganz Europa wider dasselbe, dafür nimmt es diplomatisch eine viel günstigere Stellung ein, als unter dem „Könige Sonne."

Freilich verleugnete Mazarin selbst auf dieser Höhe des Lebens nicht seine gemeine Hab- und Gewinnsucht. Er begnügte sich nicht mit seinem riesigen Einkommen aus zahllosen Ehrenstellen und geistlichen Pfründen: sondern er trieb auch mit den wichtigsten Ämtern einen schamlosen Handel, übervorteilte den Staat bei Lieferungen und schoß ihm Geld zu Wucherzinsen vor. Sein Vermögen wurde auf 40 bis 50 Millionen Livres (240 bis 300 Millionen Mark nach heutigem Geldwerte) geschätzt.

Am 9. März 1661 verschied Mazarin, nur siebzehn Monate älter als Richelieu geworden, nachdem er wie dieser achtzehn Jahre lang Frankreich beherrscht hatte. Nicht immer vermag der Mensch den Dingen sein eigenes Maß aufzuerlegen: der ungleich gewaltigere und schöpferischere Cromwell war gescheitert, während dem schwächern Mazarin alles, was er angestrebt, gelungen war. Jenem hatte die im englischen Volke herrschende Richtung widerstanden, diesem die in Frankreich vorwiegende gedient. Wer aber sollte nun hier die Regierung führen?

Ludwig XIV. war ganz in der Überlieferung der beiden Kardinäle erzogen worden: daß die Ausübung der monarchischen Gewalt von der Person des Monarchen getrennt sein müsse. Wohl hatte man schon dem königlichen Kinde die Lehre eingeprägt, daß der Herrscher unbedingt über Leben und Vermögen seiner Unterthanen verfüge, daß er allmächtig sei durch den Willen Gottes. Aber mit den Einzelheiten der Regierungsgewalt sollte der Souverän nichts zu thun haben, dieselben vielmehr einem Vertrauensmanne überlassen. In der That schien die Weise, in der Ludwig alle Geschäfte dem Kardinal überwiesen hatte, anzudeuten, daß er diesen für ihn persönlich so bequemen Grundsatz vollständig teile. Aber in dem jungen Fürsten lebten, von niemand in ihrem vollen Umfange geahnt, ein fester Wille, eine hohe Meinung von sich selbst, ein maßloser Ehrgeiz. Schon am Morgen nach dem Tode Mazarins trat er vor die erstaunten Minister mit der Erklärung: „Meine Herren, ich habe Sie zusammen kommen lassen, um Ihnen zu sagen, daß ich bis jetzt zufrieden war, meine Angelegenheiten durch den verstorbenen Kardinal leiten zu lassen; jetzt aber ist es Zeit, daß ich selbst regiere. Sie werden mich mit Ihrem Rate unterstützen, so oft ich Sie darum befragen werde. Ich verbiete Ihnen, auch nur das geringste, selbst einen Paß, ohne meinen Befehl zu unterzeichnen; Sie werden mir täglich in Person Rechenschaft geben und niemand besonders begünstigen."

So begann die Alleinherrschaft Ludwigs XIV.

Zweites Kapitel.

Ludwig XIV. als Alleinherrscher; der Devolutionskrieg.[1]

Der Entschluß des jungen Königs, selber die Regierung zu führen, erschien, nach den Erfahrungen eines halben Jahrhunderts, nur als eine vorübergehende Laune. Man erwartete jeden Tag, den Monarchen zu seinen Vergnügungen zurückkehren zu sehen, die Last der Geschäfte einem ersten Minister übertragend. Solcher hohen Stellung hielt man für sicher den Oberintendanten der Finanzen, Nikolaus Fouquet.[2] Dieser außergewöhnlich begabte Mann ist eine wahrhaft charakteristische Erscheinung für die Übergangszeit vom Feudalwesen zur absoluten Monarchie. Er hatte sich durch Geschicklichkeit und treue Dienste Mazarin empfohlen, der ihm zum Danke das zweitwichtigste Amt des Staates anvertraute. Fouquet aber, dem bei allen hervorragenden Geisteseigenschaften, bei feinem Geschmack für Kunst und Poesie, doch jedes moralische Gefühl gänzlich abging, benutzte jenes zu schamloser Ausplünderung des öffentlichen Vermögens. Mit den so erbeuteten Summen kaufte er sich Freunde unter Beamten und Generalen, erwarb feste Plätze und suchte sich zu einer selbständigen Macht im Staate zu erheben. Zugleich aber trieb er einen prahlerischen, mehr als königlichen Luxus, gewann er durch ungeheure Geschenke Maitressen bis unter die vornehmsten Damen Frankreichs, unterstützte er nicht minder, mit feiner und gediegener Auswahl, die großen Schriftsteller. Corneille, La Fontaine, Molière haben die Großmut des Oberintendanten erfahren und gepriesen. Allein diese nicht ganz uninteressierten Lobsprüche dürfen uns nicht über die Verwerflichkeit von Fouquets Absichten täuschen. Er gedachte den König in einen Strudel von Vergnügungen und Ausschweifungen zu ziehen, welche ihn die Staatsangelegenheiten vergessen lassen sollten, inzwischen durch Gefälligkeit und anmutige Formen die Gunst und das unbedingte Vertrauen des Monarchen zu fesseln. Dieser gefährliche Plan war bis in das Einzelnste ausgearbeitet, die Werkzeuge dazu bestimmt —

---

1) Mignet, Négociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV. (4 Bde. Paris 1835).

2) A. Chéruel, Mémoires sur la vie publique et privée de Fouquet (2 Bde. Paris 1865).

da fand sich für den König ein Warner in der Person eines andern Mitarbeiters des Kardinals: Jean Baptiste Colberts.[1])

Geboren am 29. August 1619 zu Reims als Sohn eines nur mittelmäßig begüterten Tuchhändlers, trat Colbert in den Dienst Mazarins und zeigte hier für finanzielle Verwaltung so hervorragende Anlagen, daß der Kardinal ihn dringend dafür an Ludwig XIV. empfahl. In der That war Colbert von strenger Rechtlichkeit dem Staate gegenüber und von unermüdlicher Arbeitskraft, um so mehr, als er jede Ausschweifung verabscheute. Umfassenden Blickes, gewohnt, sich stets große Ziele zu setzen, war er freilich zugleich eigensinnig, hart, habgierig für sich und die Seinigen und im ganzen nicht über die falschen ökonomischen Anschauungen seiner Zeit erhaben. Interesse für den Staat und für die eigene Laufbahn zugleich vermochte ihn dazu, dem Könige die unglaublichen Treulosigkeiten und Unterschlagungen Fouquets aufzudecken. Vergebens warnte Ludwig den letztern, dessen vorzügliche Begabung er nicht verkannte. Fouquet glaubte gewonnenes Spiel zu haben, als der Herrscher, seiner geistig unbedeutenden Gemahlin bald überdrüssig, sein feuriges Temperament in zahllosen Liebschaften bethätigte. Der Minister spann seine verbrecherischen Pläne mit immer größerer Kühnheit weiter. Allein er hatte sich verrechnet: Ludwig besaß die Kraft, unter unwürdigen Zerstreuungen den Geist und die nötige Zeit für die öffentlichen Geschäfte frei zu halten. Er sagte später einmal seinen Ministern: würden sie bemerken, daß irgend eine Frau politischen Einfluß auf ihn gewinne, so sollten sie ihn davon benachrichtigen; binnen vierundzwanzig Stunden verspreche er sich von ihr zu trennen.

Genug, inmitten eines glänzenden Festes, das Fouquet dem Könige gab, wurde er verhaftet, wurden gleichzeitig seine festen Sicherheitsplätze überfallen und genommen (5. September 1661). Mit Verachtung aller gesetzlichen Formen verurteilte ihn Ludwig selber zu ewiger Einschließung: nicht ohne die Gunst der öffentlichen Meinung in seinen Kerker mitgenommen zu haben, ist der Unglückliche 1680 in der Alpenfestung Pignérol gestorben.

Colbert, sein Feind und Angeber, wurde sein Nachfolger; später auch Oberintendant der königlichen Bauten, der schönen Künste und Fabriken. Und wie in der Erhöhung Colberts, bewährte Ludwig auch sonst, seit dem Beginne seiner Regierung, die erste Gabe eines Herrschers: einen fast unfehlbaren Scharfblick in der Auswahl seiner Minister und übrigen Diener. Neben Colbert nahmen damals den ersten Rang zwei Männer ein, die gleichfalls in der Schule Mazarins gebildet waren: Lyonne und Le Tellier. Wie Colbert waren sie von verhältnismäßig niederm Ursprunge, denn die Großen von den Staatsgeschäften auszuschließen, war die wohl überdachte und konsequent ausgeführte Maxime Ludwigs. Seine Minister sollten eben nur Geschöpfe

---

1) P. Clément, Lettres, instructions et mémoires de Colbert 7 Bde.) Paris 1862—73). — Derselbe, Histoire de Colbert et de son administration (2 Bde. Paris 1874). — Reymarck, Colbert et son temps (2 Bde. Paris 1877).



Franz Michael Le Tellier, Marquis von Louvois.

Facsimile des Kupferstiches von Gerard Edelinck (1640—1707); Originalgemälde von Pierre Mignard (1612—1695).

seiner Gnade, in allem von ihm abhängig sein. Er ließ sie in ihren persönlichen Angelegenheiten gewähren und liebte es nicht, sie zu wechseln, schon um seiner eigenen Unfehlbarkeit nicht in den Augen der Welt Abbruch zu thun. Aber daran hatten sie festzuhalten: sie mußten ihm, wenn auch nur scheinbar, überall die letzte Bestimmung überlassen, auch nicht die leiseste Miene der Selbständigkeit annehmen.

Hugo von Lyonne[1]) war eine genial angelegte Natur; feurig in allen seinen Trieben, wußte er sich weder bei der Arbeit noch bei dem Vergnügen zu zähmen. Sein lebhafter und durchdringender Geist, unterstützt durch eine unglaubliche Geschäftskenntnis, ersparte ihm freilich viele Mühe. Unerschöpflich an Hilfsmitteln, weit ausschauend und bodenlos verschlagen, hat er seinem Könige die hervorragendsten Dienste geleistet. So nachlässig er in Einzelheiten war, wußte er wichtige politische Pläne mit umsichtiger Meisterschaft zu entwerfen. Ein glänzender Stab vortrefflicher Diplomaten umgab ihn: ein Pomponne, Chanut, Feuquière, die beiden Grafen von Avaux, Großonkel und Großneffe, und so viele andere, welche den geschickten Plänen des Ministers die vollkommenste Ausführung versprachen.

Weit berühmter als Lyonne ist Franz Michael Le Tellier, durch Kauf einer Herrschaft Marquis von Louvois.[2]) Sohn eines Ministers Ludwigs XIII. und XIV. (geboren 1641), wurde er bereits im einundzwanzigsten Lebensjahre seinem Vater für die Geschäfte der Polizei- und Heeresverwaltung beigeordnet, später — 1668 — alleiniger Kriegsminister. Mit großer Schlauheit erwarb er die Gunst des wenig ältern Königs, indem er sich als dessen Schüler hinstellte. Ein Mensch ohne sittliches Gefühl, höhnisch bis zum Cynismus, aus innerer Neigung gewaltthätig und brutal, hat Louvois sich als Politiker viele Fehler und Verbrechen zu schulden kommen lassen; — als Administrator war er unvergleichlich, voll gesunden Urteils und klaren Einblicks in die Verhältnisse. Allem Phantastischen abgeneigt, hatte er nur einen beschränkten Vorrat grundsätzlicher Ideen, aber diese den Umständen anzupassen, sie in Wirksamkeit treten zu lassen, besaß er wunderbare Geschicklichkeit und Gewandtheit. Unermüdlich in den Geschäften, scheute er sich auch nicht, alle Hindernisse hinwegzuräumen, sei es selbst mit roher Gewaltsamkeit. Er vernichtete die noch beträchtlichen Reste feudaler Organisation im Heereswesen, ordnete dasselbe völlig der Zentralgewalt unter und verhinderte die bis dahin von den Oberoffizieren im weitesten Umfange geübten Betrügereien und Unterschlagungen durch eine genaue und wirksame Kontrolle, welche jene adligen Herren freilich nur unwillig ertrugen, aber doch ertragen mußten. Uniform und Bewaffnung der Soldaten wurde genau geregelt. Auf diese Weise wurde die Armee wirklich zu einer gleichartigen Masse umgestaltet, die Disziplin mit Strenge durchgeführt.

---

1) Valfrey, Hugues de Lyonne en Espagne et en Allemagne (Paris 1881).

2) Man sehe über ihn vorzüglich das meisterhafte, wenn auch sehr chauvinistische Werk Camille Roussets Histoire de Louvois (3. Aufl. Paris 1864).

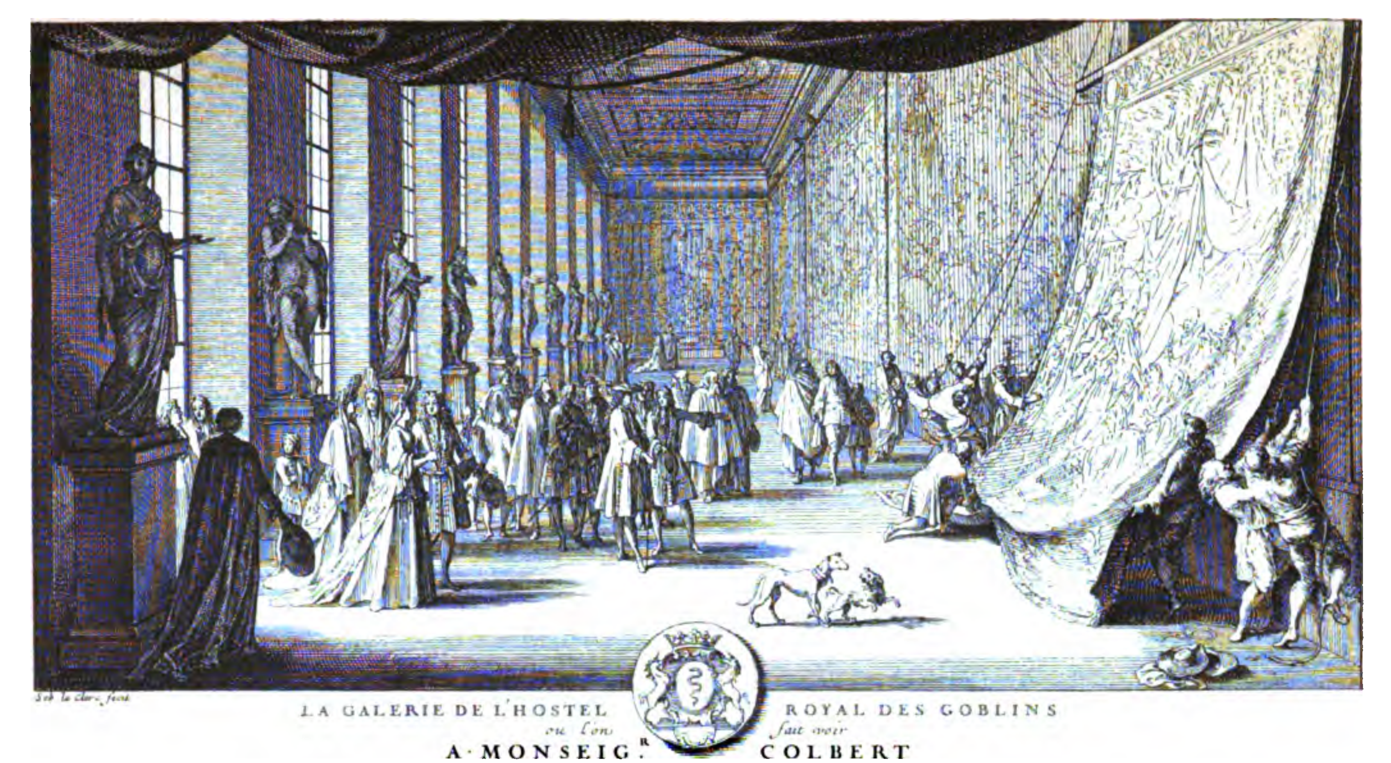
Ähnlicher Reformen bedurften alle anderen Zweige des öffentlichen Dienstes; denn Richelieu und Mazarin hatten zu viel mit der Verfassung des Staates und mit seiner äußeren Machtstellung zu thun gehabt, als daß sie den Einzelheiten der Verwaltung hinreichende Aufmerksamkeit hätten widmen können. Ludwig XIV. ging mit rühmlichem Eifer an die Abstellung aller dieser Unregelmäßigkeiten und Unordnungen. Er fühlte sich viel zu sehr als wahrer König, um dergleichen weiter zu dulden. Selbstbewußt wie er war, begann er schon damals sich eingehende Notizen über seine Absichten und Thaten aufzuzeichnen, um dieselben der Nachwelt in seiner Auffassung vorzuführen. Seine Zeit war auf das genaueste eingeteilt, so daß die Vergnügungen nicht die fleißige und pünktliche Erledigung der Staatsgeschäfte störten. Unter jenen liebte er zumeist die Jagd; daneben die Anordnung und Beaufsichtigung der Bauten, von denen er vorzüglich das Landhaus Versailles, dessen Lage ihm gefiel, vergrößerte und verschönte. Sonst arbeitete er angestrengt. Der richtige Takt, das gesunde zutreffende Urteil, welche die Natur ihm verliehen, ersetzten ihm zum guten Teile die fehlenden positiven Kenntnisse, die er übrigens nach Möglichkeit zu vervollständigen suchte. Noch als König hat er Latein gelernt, besonders um die Schriftstücke der päpstlichen Kanzlei zu verstehen. Überhaupt trug er schon damals eifrige Kirchlichkeit zur Schau, die freilich noch nichts von der finsteren und unduldsamen Frömmelei seines späteren Alters an sich hatte. Sie hinderte ihn auch nicht, trotz der Thränen seiner Mutter und seiner Gemahlin, an dem Verfolgen immer neuer Liebesaffairen. Der Tod Annas von Österreich, im Jahre 1666, befreite ihn dann von dem letzten moralischen Zwange.

Mit größter Strenge verfuhren Ludwig und Colbert gegen die systematische Ausplünderung des Staatsschatzes durch die Finanzbeamten. Ein besonders zur Bestrafung dieser Vergehungen eingesetzter Gerichtshof verurteilte 500 Individuen zur Erlegung von zusammen 110 Millionen Livres (gleich etwa 525 Millionen Reichsmark). Dafür konnte man die auf die unteren Stände so schwer lastende Personalsteuer — die Taille — beträchtlich vermindern. Weniger zu billigen waren die willkürlichen Zinsreduktionen der öffentlichen Anlehen, durch welche man den Staatsgläubigern ohne weiteres etwa die Hälfte ihrer vertragsmäßigen Einkünfte unterdrückte. Colberts Absicht war: auf Kosten der Reichen, zumal derjenigen, die aus den letzten Unruhen Vorteil gezogen hatten, die Ärmeren zu entlasten. Deshalb verringerte er grundsätzlich die direkten Abgaben und erhöhte um ebensoviel die indirekten Steuern, weil damals letztere von allen Einwohnern des Reiches, die ersteren aber nur von den nichtbevorrechteten unteren Ständen gezahlt wurden. Einfachheit und Klarheit waren die Gesichtspunkte, von denen Colbert bei seinen Verbesserungen der Finanzverwaltung ausging. Die Zahl der Beamten wurde wesentlich eingeschränkt. Der König selber nahm an diesen Dingen lebhaften persönlichen Anteil. Jede Ausgabe kam ihm nicht weniger als sechsmal vor Augen. Die finanziellen Ergebnisse von Colberts Verwaltung

stellten sich bald als sehr glänzende heraus. Schon nach fünf Jahren (1666) hatte er die Staatseinnahmen auf 92 Millionen Livres gehoben, die Ausgaben auf 77 vermindert, so daß ein jährlicher Überschuß von 15 Millionen zur Verfügung des Königs blieb. Der innere Kredit der Regierung war hergestellt, indem sie schon am Ende von 1662 den Beamten und Offizieren nicht allein sämtliche Besoldungsrückstände, sondern auch noch einen Jahresgehalt im voraus zu bezahlen im stande war; der Kredit im Auslande durch die sofortige bare Entrichtung von fünf Millionen Livres an England zum Ankauf der Festung Dünkirchen.

Colbert war nicht minder eifrig auf Hebung von Gewerbfleiß und Handel im Reiche bedacht. Er huldigte durchaus dem Protektionssysteme im weitesten Umfange. Man meinte damals noch durch gesetzgeberische Maßregeln erzwingen zu können, daß ein einziger Staat die größte Summe des Weltverkehrs an sich reiße, daß seine Ausfuhr sich ins ungemessene steigere, während er selber sich von dem Import fremder Erzeugnisse fast völlig frei mache. Dadurch wollte man im eigenen Lande möglichst viel Geld anhäufen; denn in der Menge der Edelmetalle sah man den einzigen Wertmesser des Nationalbesitzes. Deshalb verbot Colbert die Ausfuhr der Edelmetalle und des gemünzten Geldes und ordnete für jede Art der Privatthätigkeit umfassende Sperr- und Beaufsichtigungsmaßregeln an. Alle Gewerbe wurden in streng gegliederten Korporationen organisiert, in denen die Art der Herstellung der Waren durch genaue Reglements bei hohen Strafen vorgeschrieben war. Mit großen Kosten wurden fremde Fabrikanten und Arbeiter in das Land gezogen. Man verurteilt mit Recht diese einseitige Bevorzugung von Manufaktur und Handel gegenüber dem Ackerbau, dieses sogenannte Merkantilsystem: doch läßt es sich nicht leugnen, daß Colbert es mit großer logischer Folgerichtigkeit erfaßt, thatkräftig und durchdacht ausgeführt und auf ein und ein halb Jahrhundert zum herrschenden in Europa gemacht hat.

Unmittelbar griff Ludwig ein, wo es galt, die letzten Reste von Selbständigkeit dem Königtume gegenüber zu unterdrücken. Zwar hat er weder den berühmten Ausspruch gethan „L'Etat c'est moi," noch ist er in Jagdstiefeln und mit der Reitpeitsche, wie man erzählt, vor das Parlament getreten; allein diese Anekdoten entsprechen völlig seinen Gesinnungen. Er demütigte die Parlamente bei jeder Gelegenheit und brachte diese vor kurzem noch so stolzen Körperschaften dahin, daß sie selbst ihr altes Recht der Vorstellungen gegen königliche Edikte nicht mehr auszuüben wagten, sondern dieselben in schweigendem Gehorsam annahmen. Nicht größerer Schonung hatte sich der Adel zu erfreuen, wenn er auf Selbständigkeit Anspruch machte. Freilich hatte er die letztere, während der Unruhen der Fronde und der Kriegsjahre, teilweise zu schändlicher Unterdrückung der hilflosen Bauern mißbraucht. Der König sandte 1665 eine Kommission des Pariser Parlamentes nach der Auvergne, um dort für die benachbarten Provinzen die „großen Tage," d. h. eine feierliche und mit außerordentlichen Vollmachten bekleidete Gerichtssession zu



Ein Besuch Colberts in der Gobelinmanufaktur. Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Sébastien Leclerc (1637—1714).

halten. Die Kommission verfuhr mit durchgreifender Strenge. Allein 349 Adlige entflohen, um der Todesstrafe zu entgehen; 96 wurden verbannt. Die Güter der meisten Schuldigen wurden eingezogen. Der Adel zitterte, das Volk jubelte. Ähnliche „große Tage“ wurden dann auch in den Südprovinzen abgehalten.

Diese schreckhafte, schonungslose Justiz, ausgeübt durch bürgerliche Magistrate, die ihrerseits blinde Werkzeuge des königlichen Willens waren, brach für immer den Trotz des französischen Adels. Verbunden mit dem Vorgehen gegen Fouquet, gegen die Finanzmänner, gegen die Rentenbesitzer, ließ sie den Monarchen als unbedingten Herrn über Vermögen und Leben der Unterthanen erscheinen.

Nicht minder gewaltig wollte Ludwig nach außen auftreten. Frankreichs Macht nach allen Seiten hin zur Geltung zu bringen, war sein hauptsächlichstes Streben. Er begehrte in jeder Beziehung als der erste König der Christenheit zu erscheinen: darin liegt sein vornehmster Gesichtspunkt für die äußere Politik. Das war es, nicht eigentliche Eroberungsgier, was ihn leitete. Er wollte der Herr Europas sein und als solcher bewundert und gefürchtet werden.

Ludwigs Vermählung mit der ältesten Tochter des spanischen Königs änderte nichts an der, seit hundertfünfzig Jahren dem Hause Habsburg feindlichen Richtung der französischen Politik. Spanien verfiel immer mehr in Schwäche und Auflösung. Die einzige Schutzwehr, die seine Größe noch verteidigt hatte, seine treffliche, kriegsgewohnte, auf hundert Schlachtfeldern bewährte Armee, war auf den Gefilden von Rocroy und Lens, sowie auf den flandrischen Dünen vernichtet worden. Der Tod des wackeren Ministers Don Luis de Haro, welcher in demselben Jahre wie Mazarin starb, ließ dann den spanischen Staat vollends hilflos zurück.[1]

Wider einen so schwachen Gegner hielt Ludwig alles für erlaubt; und dabei wußte sein Minister Lyonne mit unvergleichlicher Schlauheit durch Überredung und Bestechung die europäischen Staaten über ihr wahres Interesse, das so klar in der gemeinsamen Bekämpfung der französischen Suprematie lag, zu täuschen. Ein Artikel des pyrenäischen Friedens verpflichtete Frankreich ausdrücklich, den rebellischen Portugiesen keinerlei Unterstützung zu gewähren. Ludwig und seine Minister aber fuhren nichtsdestoweniger fort, den gehaßten Nebenbuhler durch heimliche Sendungen von Geld, Offizieren, Veteranen nach Lissabon zu schädigen. Zugleich mußte der spanische König in demütigster Weise den Vorrang des französischen Monarchen und seiner Vertreter öffentlich anerkennen. Jeder Einsichtige in Europa begann, den jungen Herrscher als eine Gefahr für die Ehre und Unabhängigkeit der abendländischen Nationen zu fürchten.

Alle Mächte, alle Politiker, die Frankreich scheuten und deshalb haßten,

1) Ch. Weiß, L'Espagne depuis Philippe II. jusqu' à l'avènement des Bourbons (2 Bde. Paris 1844).

hatten ihre Hoffnung auf den englischen König, auf Karl II. gesetzt. Zumal das englische Volk, das mit seinem richtigen politischen Instinkte die europäische Freiheit lediglich von Frankreich bedroht sah, setzte voraus, daß



Karl II., König von England.

Nach dem Kupferstich, 1736, von Georg Vertue (1684—1756). Originalgemälde von Peter Lely (1617—1680).

Cromwells Gegenfüßler, daß der rechtmäßige König sich, der Stimme der Nation entsprechend, der immer weiter ausgreifenden französischen Politik widersetzen würde. Aber wie sehr hatte man sich getäuscht! Karl II., nicht ohne lebhaften witzigen Geist und praktischen Verstand, war doch träge,

selbstsüchtig in kleinlichster Weise, unwahr, ohne Erhebung der Seele, den ärgsten Ausschweifungen ergeben. Zwei Gesichtspunkte verfolgte er: ungehindert seinen Vergnügungen leben zu können und dann die stets wachsenden parlamentarischen Bestrebungen in England, die schon allzu große Macht der Volksvertretung möglichst niederzuhalten. Zu beidem glaubte er Frankreichs zu bedürfen, um von demselben Geld und im Notfalle auch militärische Unterstützung gegen seine eigenen Unterthanen zu erlangen; diesen Wünschen opferte er ohne Bedenken die Ehre und den Vorteil seines Staates. So vermehrte er die Zahl der Trabanten des Allerchristlichsten Königs. Trotz dem Murren seiner Unterthanen heiratete er eine Katholikin, eine Prinzessin von Portugal, lediglich auf den Wunsch der französischen Regierung, die Portugal an England einen Rückhalt sichern wollte. Er trat dann schmählicherweise Dünkirchen, diese kostbarste Eroberung des Protektors, für 5 Millionen Franken an Ludwig XIV. ab. Mit diesem unwürdigen Handel verzichtete England darauf, eine selbständige Politik auf dem Festlande zu verfolgen, gab es den damals besten Hafen der südlichen Niederlande auf, überließ letztere völlig der französischen Willkür. Der eigene Verlust schmerzte in England kaum tiefer als der Gewinn Frankreichs.

Des englischen Königs sicher, trat dieses mit um so größerem Übermut gegen die festländischen Staaten auf.

Um den Frankreich wenig günstigen Papst Alexander VII. zu demütigen, hatte der französische Gesandte in Rom, Herzog von Créquy, absichtlich durch besoldete Banditen mit dessen korsischer Garde ein Gefecht hervorgerufen, in welchem aber die ersteren unterlagen und sogar einige Schüsse gegen den Palast des Botschafters abgefeuert wurden. Sofort brach Ludwig, trotz aller Bitten und unterwürfigen Maßregeln des schwachen Papstes, die diplomatischen Beziehungen mit Rom ab, besetzte die päpstliche Grafschaft Avignon und rüstete ein Heer gegen den Kirchenstaat. Alexander VII., der den Mut des Widerstandes nicht besaß, unterwarf sich im Vertrage von Pisa (Februar 1664) völlig der brutalen Anmaßung des „ältesten Sohnes der Kirche." Sein Nepot mußte persönlich dem Könige Abbitte leisten. Die Korsen wurden für immer unfähig erklärt, im Kirchenstaate zu dienen, ihrer früheren Kaserne gegenüber eine Pyramide mit einer ihr Verbrechen und ihre Strafe berichtenden Inschrift aufgestellt. Für die Zukunft verhieß der Papst völlige Hingebung an Frankreich.

So war Spanien geschwächt und gedemütigt, England gefesselt, Italien mit dem Papsttum der französischen Willkür unterworfen. Auch dem zerrissenen und gespaltenen Deutschland drohte Erstickung in den es immer gewaltiger umklammernden Armen des in geeinter Macht aufblühenden Frankreich. Zunächst fügte dieses auch den König von Dänemark für dessen deutsche Besitzungen in den Rheinbund ein. Dann nötigte es Herzog Karl IV. von Lothringen, seine letzte Festung, Marsal, an Ludwig abzutreten und demselben eine breite Militärstraße westöstlich und nordsüdlich durch sein ganzes Gebiet zu bewilligen.

Damit war die politische und militärische Selbständigkeit dieses wichtigen deutschen Grenzlandes zu gunsten Frankreichs vernichtet (1663). Aber auch das innere Deutschland sollte an den Anblick französischer Feldzeichen gewöhnt werden. Da zogen französische Truppen dem Kaiser gegen die Türken zu Hilfe — mit denen Ludwig doch in Konstantinopel die freundschaftlichsten Beziehungen unterhielt. Da marschierte ein französisches Korps in das Herz Deutschlands, um dem rheinbündnerischen Kurfürsten von Mainz die Stadt Erfurt, die Reichsfreiheit beanspruchte, zu unterwerfen. Ludwig XIV. schien der wahre Kaiser von Deutschland.

Unter allen Angelegenheiten aber, die Ludwig beschäftigten, lag ihm keine mehr am Herzen, als sich, sei es mit Güte, sei es mit Gewalt, eines Teiles oder womöglich der Gesamtheit der spanischen Monarchie zu bemächtigen. Hierzu sollte eben seine Vermählung mit der ältesten spanischen Prinzessin dienen. Er fühlte sich dabei durch den pyrenäischen Friedensvertrag wenig beengt, denn er hatte sich eine sehr weitherzige Theorie über solche Abkommen zurecht gelegt und teilte sie ganz offen mit. Ebensowenig wie Versprechungen in Privatgesprächen seien solche zwischen Fürsten länger verbindlich, als sie mit den beiderseitigen Interessen übereinstimmten; wie könne man verlangen, daß Fürsten durch solche Verträge den Vorteil des eigenen Staates dauernd beeinträchtigten? Die Erfahrung beweise, daß sie nie in dieser Art aufgefaßt worden seien. So ließ er in dem Heiratsvertrage zwischen dem englischen Könige Karl II. und der Infantin Katharina von Portugal festsetzen, daß letzterm viertausend englische Soldaten und acht Fregatten zur Verfügung gestellt werden sollten; diese Streitkräfte wurden mit französischem Gelde bezahlt und durch einen Deutschen in französischem Solde, den General von Schomberg, befehligt. In Lissabon herrschte unbedingt der Einfluß der Königin Maria Franziska von Nemours-Aumale, einer geistreichen, thatkräftigen und ihrem früheren Vaterlande begeistert ergebenen Französin. Sie verhinderte jeden Friedensschluß zwischen Portugal und Spanien. Das letztere vermochte des von Frankreich und England unterstützten portugiesischen Aufstandes nicht Herr zu werden. Sein Heer und seine Flotte waren ebenso zerrüttet wie seine Finanzen, sein einst so kriegerischer Adel verkam in selbstsüchtiger Unthätigkeit. Endlich trug Schomberg am 17. Juni 1665 bei Villaviciosa einen entscheidenden Sieg über die Spanier davon: die Unabhängigkeit Portugals war gesichert.

Philipp IV. wurde von diesem verhängnisvollen Ereignis auf das tiefste betroffen. Der Schmerz über den Verfall seines einst so mächtigen Reiches nagte an seinem durch Kränklichkeit und hohes Alter ohnehin bedrohten Leben: am 17. September 1665 starb er. Ludwig XIV. konnte sich sagen, seinem Schwiegervater den tödlichen Streich versetzt zu haben. Allein seine Hoffnungen auf das Ganze der spanischen Erbschaft ließen sich nicht verwirklichen. Vier Jahre vor dem Tode Philipps IV. war diesem aus seiner späteren Ehe mit Maria Anna von Österreich noch ein Sohn geboren worden, der nun als

Karl II. den spanischen Thron bestieg, freilich ein überaus schwächlicher und kränklicher Knabe, dessen Leben keine lange Dauer versprach. Außerdem aber hatte Philipp seine jüngere Tochter Margarete mit seinem habsburgischen Vetter Kaiser Leopold unter der ausdrücklichen Bestimmung verheiratet, daß der zweite aus dieser Ehe entstammende Sohn der Erbe der spanischen Monarchie werden solle.

So der Aussicht auf den Erwerb ganz Spaniens einstweilen beraubt, wollte Ludwig wenigstens einen Teil für sich gewinnen. Hierzu sollte ihm das sogenannte Devolutionsrecht als Handhabe dienen.

In einigen belgischen Provinzen herrschte nämlich die eigentümliche Rechtsgewohnheit, daß das gesamte Erbe den Kindern einer ersten Ehe ausschließlich gehörte und im Augenblicke einer zweiten Vermählung auf dieselben „devolvierte,“ während der wieder verheiratete Vater (oder Mutter) nur den lebenslänglichen Nießbrauch dieses Vermögens behielt. Diese sonderbare, ganz lokale und nur für das bürgerliche Recht gültige Gewohnheit wollte nun Ludwig, durchaus willkürlich und fälschlich, auf das politische Gebiet übertragen. Seine Gemahlin war das einzige Kind Philipps IV. aus dessen erster Ehe; folglich sei der Katholische König seit seiner Wiedervermählung im Jahre 1649 nur im Nießbrauch desjenigen Teiles der Niederlande, in dem das Devolutionsrecht herrsche, gewesen, Maria Theresia aber die wahre Besitzerin desselben, in dessen Genuß sie nach dem Tode ihres Vaters einzutreten habe. Da die Königin-Witwe, Maria Anna, eine österreichische Prinzessin, als Regentin für den unmündigen Karl II. die Ansprüche des französischen Herrschers zurückwies, beschloß dieser den Krieg. Es handelte sich nur noch darum, dessen Erfolg von vornherein durch die Diplomatie zu sichern.

Des holländischen Bündnisses war Ludwig gewiß. De Witt hatte die Landarmee, in der er ein gefährliches Instrument für die Restaurationspläne der Oranier zu sehen glaubte, absichtlich verfallen lassen. Dafür hatte er die Kriegsflotte entwickelt, die, für die innere Gestaltung der Republik ohne Einfluß, deren maritimer Größe dienen konnte. Den Schutz zu Lande sollte eben das französische Bündnis gewähren. Dieses wurde den holländischen Patriziern noch unentbehrlicher, seitdem in Karl II. den Thron von England ein Verwandter der Oranier bestiegen hatte, der jene unablässig mit einem Kriege bedrohte. Um die Holländer ganz von sich abhängig zu machen und die Engländer zu beschäftigen, hetzte Ludwig wirklich Karl II. dazu, im Beginne des Jahres 1665 mit der Republik den offenen Kampf zu beginnen. Freilich fiel derselbe ganz anders aus als Karl gehofft hatte; er wurde von dem schwächeren Nebenbuhler arg gedemütigt. Der holländische Seeheld Ruyter konnte die Themse heraufsegeln, einen großen Teil des englischen Kriegsgeschwaders auf derselben verbrennen, London selbst in Schrecken setzen. Je größer aber unter dem englischen Volke die Unzufriedenheit mit solch schmählicher Kriegführung war, um so fester schlossen Karl und seine ehrvergessenen Minister sich dem französischen Herrscher an, der ihnen Schutz und reichliche Jahrgelder verhieß.

Lyonne entfaltete auch nach anderen Richtungen hin eine gewaltige und überaus geschickte Thätigkeit. Er beschäftigte Spanien auf der eigenen Halbinsel, indem er Portugal vom Friedensschlusse mit jenem abhielt und vielmehr zu einer Allianz mit Frankreich veranlaßte. Er ging mit den Rheinbündnern Verträge ein, in welchen dieselben den Durchzug kaiserlicher Hilfstruppen nach Belgien zu hindern versprachen. So war letzteres isoliert; es war auch ungerüstet, da Ludwig XIV. in Madrid jede kriegerische Absicht im Tone sittlicher Entrüstung ableugnete. Plötzlich (8. Mai 1667) überschritten 60000 Franzosen unter keinem Geringeren als Turenne die Grenzen der spanischen Niederlande, die ohne jede Schwierigkeit binnen vier Monaten erobert wurden.

Allein würde Ludwig auch das Gewonnene behaupten können? Die allgemeine Entrüstung über seine Gewaltthat zwang die Regierungen Englands und der Vereinigten Niederlande, im Juli 1667 zu Breda einen Frieden zu schließen, in dem das erstere Surinam und vielfache Handelsvorteile den Holländern zugestand, dafür in Nordamerika Neu-Amsterdam — von nun an New-York genannt — und New-Jersey erhielt. Die öffentliche Meinung brauste in beiden Ländern so gewaltig wider Frankreich auf, daß ihre Beherrscher auf Mittel sinnen mußten, dieser Aufregung durch schleunigen Beschluß des spanisch-französischen Krieges ein Ende zu machen. Zugleich bemühte sich Kaiser Leopold, Belgien vor gänzlicher Unterwerfung unter die Franzosen zu retten.

Allein auch diesen Gegner wußte die französische Diplomatie zu gewinnen. Ihr Vertreter in Wien, Gremonville, hatte durch klingende Gründe den einflußreichsten Minister des Kaisers, Fürsten Wenzel Lobkowitz, in sein Interesse gezogen, und beide wußten den Kaiser zu überzeugen, daß er viel wahrscheinlicher als Verbündeter Frankreichs denn als dessen Gegner einen beträchtlichen Anteil an der spanischen Monarchie erhalten werde. Leopold verriet, trotz der eifrigen Warnungen einsichtiger Staatsmänner, aus eigennützigen Beweggründen seinen spanischen Vetter, dessen Länder er, nach Karls bald erwartetem Heimgang, durch geheimen Vertrag vom Januar 1668 im voraus mit Ludwig teilte. Kurz darauf — 23. Januar 1668 — schlossen England und Holland ein Bündnis, das nach dem etwas später erfolgenden Beitritt Schwedens den Namen der Tripelallianz erhielt. Dieselbe war anscheinend gegen Frankreich gerichtet, um es zum Frieden zu zwingen; aber dieser Friede sollte auf Grund nicht etwa der von Ludwig schändlich verletzten Verträge, sondern gerade der von dem französischen Könige in Wien gestellten Forderungen zu stande gebracht werden! Die kontrahierenden Regierungen verfehlten auch nicht, ihr Werk in Paris in seinem wahren Lichte als ein Werk der Freundschaft darzustellen.

Spanien weigerte sich, die rechtlose Beraubung anzuerkennen, und zog es vor, mit Portugal um jeden Preis in Lissabon Frieden zu machen. Da fiel ein französisches Heer unter Condé in die neutral erklärte Franche-Comté ein und eroberte das wehrlose Land in vierzehn Tagen. Nach solchem Verluste,

und von der trügerischen Tripelallianz bedroht, mußte Spanien sich unterwerfen und den Frieden mit Frankreich am 2. Mai 1668 zu Aachen abschließen. Es erhielt die Freigrafschaft zurück und trat dafür eine Reihe der wichtigsten südbelgischen Orte, darunter Charleroi, Douai, Tournai, Lille, Courtrai, Bergues dem französischen Monarchen ab.

Der Devolutionskrieg, dessen diplomatische Feldzüge ebenso erfolgreich geführt worden wie die militärischen, hob den Ruhm, das Ansehen Ludwigs XIV. und seines Reiches in ganz Europa. Ein venezianischer Gesandter preist jenen wegen „seiner heroischen Tugenden und seiner großen Gaben," Frankreich aber als „Quintessenz der Menschheit." Allein der König war mit den Ergebnissen nicht zufrieden. Wenn die spanischen Niederlande auch durch Entreißung ihrer stärksten Festungen seinem Belieben unterworfen waren, hatte er sie doch nicht, wie er es beabsichtigt, zu einer Provinz Frankreichs gemacht. Diesen mangelhaften Erfolg schrieb er vor allem der Feindschaft zu, die ihm die öffentliche Meinung in Holland entgegen getragen hatte, und er beschloß, sich dafür zu rächen an diesen übermütigen Krämern, an dieser kecken bürgerlichen Republik, die er als solche verachtete und haßte. Hier, sagte er, liege der Schlüssel zu Brüssels Thoren. Auch litt er es ungern, daß der aufblühende französische Seehandel durch die holländische Marine in beengenden Schranken gehalten wurde, daß das protestantische Wesen, die allgemeine Toleranz, die ungezügelte Preßfreiheit Hollands ihn, den unduldsamen König, aufs äußerste reizte. Allein auf die Vorhaltungen seiner Minister wartete er geduldig ab, bis die feine Diplomatie Lyonnes den Gegenstand seiner Rache von allen Seiten umstrickt, bis ihm Louvois und Colbert die Mittel für dieselbe in reichstem Maße in die Hand gegeben hatte.

Colbert ist als der eigentliche Schöpfer der französischen Kriegsflotte zu betrachten, indem er einerseits die Konskription der seemännischen Bevölkerung für den Dienst des Staates einführte, anderseits die Zahl der Kriegsfahrzeuge bis auf dreihundert erhöhte und endlich eine vorzügliche Instruktion für dieselben ausarbeitete. Nicht minder hob er durch scharfe Überwachung der Finanzbeamten und Steuerpächter und durch geschickte Veranlagung der Abgaben die französischen Finanzen auf eine Höhe, die damals kein anderer Staat erreichte, und die dem allerchristlichsten Könige unerhörte Machtmittel zu Gebote stellte. Freilich wurden diese Ergebnisse durch immer steigende Leiden des Volkes erkauft, dessen anfängliche Entlastung bald neuen Bedrückungen Platz machte und dessen Unwille über die unerträgliche Anziehung der Steuerschraube sich in wiederholten Aufständen mehrerer Provinzen zu erkennen gab; sie wurden selbstverständlich mit furchtbarer Härte geahndet, die Empörer, soweit sie nicht getötet wurden, massenhaft auf die Galeeren gesandt — eine beliebte Strafe auch für leichtere Vergehungen, weil sie den königlichen Schiffen Ruderer lieferte.

Am meisten litt die Landbevölkerung unter dem Colbertschen Systeme. Seinen merkantilistischen Anschauungen getreu, drückte er jene zu gunsten des



Jean Baptiste Colbert.

Verkleinertes Facsimile des Stiches von Jean Audran (1667—1756); Originalgemälde von Nicolas Largillière (1656—1746).

Gewerbes und des Handels. Die Einfuhr fremder Industrieprodukte, die den französischen Manufakturen hätten Konkurrenz bereiten können, wurde durch die hohen Sätze des Zolltarifs vom Jahre 1667 fast unmöglich gemacht, und zugleich verhinderte er die Ausfuhr von Rohstoffen mit absolutem Verbote, um jene für die heimische Fabrikation zu billigen Preisen zu reservieren. War dies schon dem Ackerbau schädlich, so noch mehr die Verordnungen, welche den Preis des Getreides auf unlohnend niedriger Stufe hielten, um die Handarbeit in den Fabriken billig zu gestalten. Die Bauern gaben häufig die Bearbeitung ihrer Felder auf, für die sie doch keinen hinreichenden Verdienst erhoffen durften, und von der sie unerschwingliche Steuern entrichten sollten. Schließlich lohnte es sich nur noch, guten Boden anzubauen, während der mittelmäßige gänzlich brach gelassen wurde. Dagegen war es zu loben, wenn Colbert durch ein königliches Edikt vom Jahre 1667 den ländlichen Gemeinden alle ihre seit dem Beginne des Jahrhunderts verschleuderten Gemeindeländereien, gegen billige Entschädigung der Käufer, zurückgab und auch die Prozeßwut jener zu beschränken suchte.[1]) Es läßt sich ebensowenig leugnen, daß Colbert im ganzen fördernd und anregend für die Industrie Frankreichs gewirkt hat, allerdings mehr für die große, die sich bedeutend auf Kosten der kleinen Gewerbtreibenden ausdehnte. Er war der Ansicht aller Despoten, daß man die Menschen selbst wider ihren Willen glücklich machen müsse: unbekümmert um alle Klagen und Proteste nötigte er den Meistern und Fabrikanten Manufakturen auf, die sie nicht haben wollten, und unterwarf sie eingehendster Regelung und Überwachung durch königliche Beamten. Dieses Verfahren wurde dann von den meisten anderen Staaten nachgeahmt und hat überall eine künstliche und vorübergehende Blüte des Gewerbfleißes auf Kosten der ackerbauenden Mehrheit der Völker, eine Erdrückung der kleinen Industrie durch die große, die ersten Strikes und Arbeiterunruhen hervorgebracht.[2])

Besondere und einsichtige Sorgfalt wandte Colbert dem tief darnieder liegenden französischen Seehandel zu. Bis dahin war der Export zu Meere fast nur auf holländischen Schiffen geschehen; indem Colbert durch Prämien den Bau einheimischer Fahrzeuge ermutigte, die Fremden in französischen Häfen mit der Abgabe des Tonnengeldes traf, änderte sich die Sachlage zum guten Teil, und die französische Handelsmarine wurde wenigstens zur dritten der Welt. Nach damaliger Sitte gründete Colbert zahlreiche vom Staate unterstützte Gesellschaften, welche ein Monopol für den Handel mit fremden Erdteilen erhielten. Die wichtigste war die ostindische Kompanie (1664), die im Gangeslande und auf dem Dekkan bald den Engländern und Holländern zur Seite trat. Überhaupt arbeitete Colbert mit regem Eifer an der Ausdehnung des französischen Kolonialreiches, das bei seinem Tode wenn auch

1) A. Babeau, Le village sous l'ancien régime (3. Aufl. Paris 1882) S. 79 ff. 105.

2) Vgl. A. Babeau, La ville sous l'ancien régime (Paris 1880).

nicht das blühendste, so doch das weiteste der damaligen Welt war und zumal den größten Teil von Nordamerika umfaßte; mit Kanada und mit Louisiana, d. h. den gesamten Mississippiländern. Es ist kaum nötig zu bemerken, daß die französischen Kolonien wie die aller anderen seefahrenden Staaten damals lediglich zu gunsten des Mutterlandes ausgebeutet wurden.

Ebenso löblich waren Colberts Bemühungen für Verbesserung der Verkehrsmittel, zumal der Landstraßen und Wasserwege. Der Bau des großen Kanals von Languedoc, welcher die Garonne und durch sie den Atlantischen Ozean mit einer Anzahl von Flüssen, die sich dem Mittelmeere zuwenden, verbindet, dieses größte und volkstümlichste Werk der Regierung Ludwigs XIV., wurde durch Colbert vollendet. Er gewann dafür einen ebenso geistreichen wie einsichtsvollen Ingenieur, Riquet. Ungeheuer waren die Schwierigkeiten. Die Arbeit, 1664 begonnen, kostete 17 Millionen Livres (etwa gleich 82 Millionen Mark unseres Geldes) und dauerte siebzehn Jahre. Riquet starb vor Vollendung seiner großen Schöpfung. Aber Colbert hielt aus. Am 19. Mai 1681 ward der Kanal unter großen Festlichkeiten eingeweiht und hat fürder dem Verkehr, Ackerbau und Gewerbe der südwestlichen Provinzen die wesentlichsten Dienste geleistet.

Nicht minder zentralisirend, wie auf dem Gebiete des Verkehrs zeigte sich Colbert auf dem der Verwaltung. Um die Macht des hohen Adels, die sich in den Kriegen der Fronde noch einmal drohend erhoben hatte, endgültig zu brechen, entkleidete er die Provinzialgouverneure aller ihnen noch gebliebenen Funktionen, die er den wieder eingesetzten Intendanten übertrug. Diese wurden noch mächtiger als unter Richelieu; sie mischten sich so erfolgreich in die kommunale Finanzverwaltung, daß sie dieselbe schließlich ganz übernahmen. Anderseits wurden die Intendanten streng kontrolliert durch Sendboten, die der Minister von Zeit zu Zeit in die Provinzen schickte. So wurde durch die Intendanten und deren Unterbeamte, die Subdelegierten, die Zentralgewalt unbedingt herrschend.

Den Parlamenten, die wegen der Erblichkeit ihrer Richterstellen allzu unabhängig erschienen, wurden 1667 das Recht, Vorstellungen (Remonstranzen) zu erheben, sowie die Befugnis, königliche Edikte nach eigenem Urteil auszulegen, vom Könige thatsächlich entzogen. Durch neue, übrigens rationell angelegte Gesetzbücher ward die Freiheit des richterlichen Ermessens möglichst beschränkt. Eine königliche, vom Pariser Parlamente unabhängige Polizei hielt die Hauptstadt im Zaume und führte jede Laune des königlichen oder ministeriellen Despotismus aus. Ein königlicher Kabinettsbefehl (Lettre de cachet) genügte, um das darin bezeichnete Individuum ohne Prozeß auf unbestimmte Zeit in den Kerker zu führen. Die Zahl solcher Gefangener aus höherer Willkür erscheint erschreckend groß in den Dokumenten jener Zeit, obwohl wir sie noch nicht einmal alle nachweisen können. Von jeder Entscheidung der doch schon so gefügigen Parlamente durfte man an den „Geheimen Rat“ appellieren, der, unter dem Vorsitze des Kanzlers aus Verwaltungsbeamten zusammengesetzt, selbstverständlich immer nach dem Willen der Regierung entschied.

Noch größer, als gegen die Parlamente, war begreiflicherweise der Widerwille der Regierung gegen jede Art von Volksvertretung. Die Generalstände wurden gar nicht mehr versammelt, die Provinzialstände auf das Recht der Petition und der Steuerumlegung beschränkt. So war die gesamte Gesetzgebung und Steuerausschreibung uneingeschränkt in den Händen des Königs und seiner Minister. Die freie Presse, der dem französischen Volke so eigene Geist des Witzes und der Persiflage wurden mit der Folter, der Galeere, dem Galgen verfolgt. Nur von dem freien Boden Hollands aus wagten sie sich noch auszusprechen. Der Adel mußte sich um den Monarchen scharen, in seinen Dienst treten, seine Gnade nachsuchen; unabhängig gesinnten Männern, die sich selbständig hielten, zeigte dieser offene Abneigung. In alle Einzelheiten des Lebens der Unterthanen mischte sich die Regierung, der Polizeistaat erhielt eine wahrhaft ideale Ausbildung, die dann mustergültig wurde für die kleinliche Büreaukratenherrschaft in fast sämtlichen Staaten des 17. und 18. Jahrhunderts. Individuelles Leben, provinziale und kommunale Selbständigkeit wurden überall erstickt. Dieses System hat durch genaue Ordnung, Pünktlichkeit, große Gesichtspunkte und, wo das politische Interesse nicht in Frage kam, durch Unparteilichkeit viel Gutes gewirkt und zumal der französischen Staatsregierung ungeheure und prompte Machtmittel verliehen. Aber es hat die Franzosen auf lange politisch unmündig und unfähig gemacht, das Schablonenartige, Gleichförmige dem französischen Charakter aufgeprägt und, indem es jedes Individuum unvermittelt und in allen Beziehungen unter die drückende Einwirkung des Staates stellte, das Volk gegen diesen und sein Oberhaupt, den König, eingenommen und erbittert. Noch auf andere Weise hat das damalige Regierungssystem die Revolution hervorgerufen und groß gezogen. Indem es dem Adel alle politischen Pflichten abnahm, beließ es ihm doch die sozialen Vorrechte. Er allein bildete den Hof, er wurde im Heere vorgezogen, mit Pensionen bedacht, er war von allen direkten Abgaben frei und durfte seine Bauern durch Fronden ausbeuten. Solange der Gutsherr zugleich eine politische Behörde gewesen, hatte man die Privilegien natürlich gefunden; jetzt wo der Adel gar nichts Besonderes leistete, erschienen sie unnatürlich, drückend und odiös.

Nicht von dem heutigen, sondern nur vom Standpunkte seiner Zeit aus dürfen wir Colberts Werk beurteilen. Und da werden wir unsere Bewunderung einem Manne nicht versagen können, welcher der Verwirklichung der Ideen, die er dem Königtume und dem Lande für ersprießlich hielt, unermüdliche Arbeitskraft, durchdringenden Scharfsinn, umfassendste Kenntnisse, zähe Ausdauer gewidmet hat. Seine harten und grausamen Maßregeln sind ihm weniger zur Last zu legen als den ununterbrochenen Kriegen seines Herrn, gegen die er sich häufig genug mit großem Freimut aber ohne Erfolg ausgesprochen hat.

In religiöser Beziehung war Colbert aufgeklärt, ein Feind pfäffischer Übermacht. Es gelang ihm, von den vierundvierzig kleinen Festtagen des Jahres



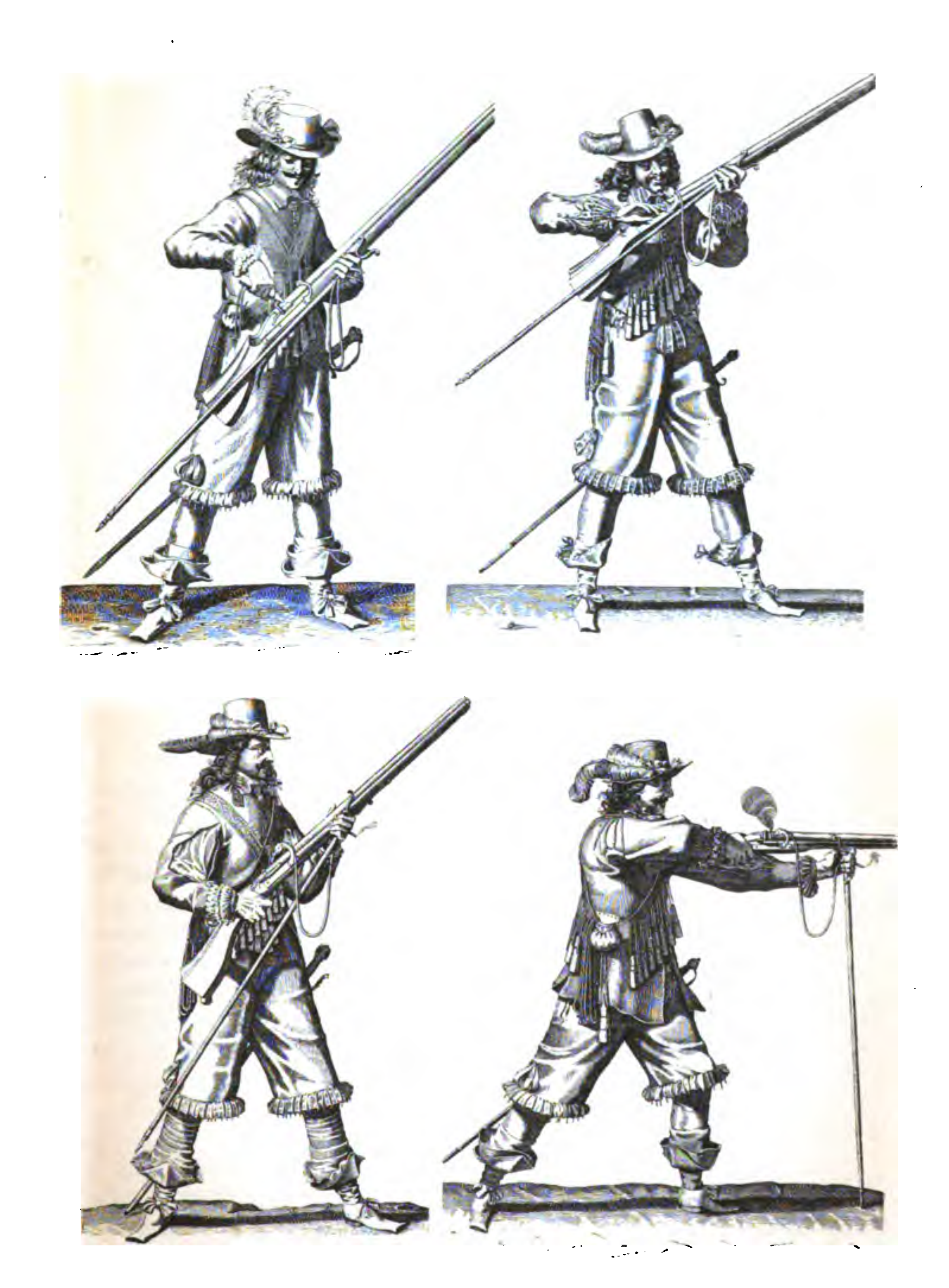
Typen der Infanterie Ludwigs XIV.

Aus: Le Marechal de Bataille, contenant le maniment des armes, les evolvtions etc. Par de Lostelneau, Marechal de bataille des camps et armées de sa Majesté, sergent major de ses gardes françoises. Paris MDCXLVII.



Typen der Infanterie Ludwigs XIV.

Aus: Le Marechal de Bataille, contenant le maniment des armes, les evolvtions etc. Par de Lostelneau, Marechal



Typen der Infanterie Ludwigs XIV.

de bataille des camps et armées de sa Majesté, sergent major de ses gardes françoises. Paris MDCXLVII.

fast die Hälfte zu unterdrücken — ein wahrer Segen für den Wohlstand und die Sittlichkeit des Volkes — sowie den Hexen- und Teufelsglauben erfolgreich zu bekämpfen. Deshalb haßten ihn die am Hofe schon mächtigen „Frommen." Mit ihrer Kabale verbündete sich Louvois, der auf des Kollegen Macht nicht wenig eifersüchtig war. Auch er war für Ludwig unentbehrlich, da er unermüdlich an der Hebung der militärischen Institutionen arbeitete. Er hat zum erstenmale durch Einordnung mehrerer Regimenter in Brigaden eine, bei der immensen Zunahme der stehenden Heere unentbehrliche höhere taktische Einheit geschaffen. Louvois hat die Spezialwaffen in wahrhaft bleibender Weise organisiert und mit militärischem Geiste erfüllt. So ward durch sein Verdienst das französische Heer immer besser, immer genauer den mannigfachen Anforderungen angepaßt, welche die Entwickelung der Kriegs- und Befestigungswissenschaften stellte. Regelmäßige Uniformierung, eiserne Disziplin, gegen den hohen Adligen ebensowohl wie gegen den „Roturier" geübt, fortwährende Übung machten aus der französischen Armee, die bis dahin den meisten fremden Truppen nachgestanden hatte, das Muster aller europäischen Heere. An Zahl übertraf sie alles bisher Bekannte. Sie zählte 47 000 Reiter, 10 000 Dragoner, 120 000 Infanteristen der Feld- und 100 000 der Garnisonregimenter. Auch die Waffe wurde durchaus reformiert: an Stelle der Piken und der schweren Luntenmusketen führte Louvois eine Waffe ein, die beide vorteilhaft ersetzte: die leichte Steinschloßflinte mit dem in Bayonne erfundenen Bajonett. Der Unterhalt dieser ungeheuren Armee wurde durch vorzügliche Regelung des Magazinwesens, das Los der verwundeten und kranken Soldaten durch Lazarette und Errichtung des großen Pariser Invalidenhotels gesichert. Durch die erstere Maßregel wurden Beweglichkeit und Schlagfertigkeit, durch die zweite der Mut des Heeres erhöht. Gegen die Folgen der Niederlagen endlich ward Frankreich geschützt durch die geniale Befestigungskunst Vaubans, der an den Landesgrenzen mehr als dreihundert für die damaligen Ingenieure kaum überwindliche Bollwerke schuf.

Gestützt auf eine zentralisierte Verwaltung, vortrefflich geordnete Finanzen und eine ebenso zahlreiche wie vorzügliche Armee, verteidigt durch Hunderte von Festungen, in allen diesen Dingen jeder anderen Macht weit überlegen, konnte das Frankreich Ludwigs XIV. mit schrankenloser Gewalt in die Weltereignisse eingreifen. Es scheute dabei vor einem Zusammenstoße mit dem deutschen Reiche keineswegs zurück.

Drittes Kapitel.

Deutschland unter Leopold I.[1]) und die erste Koalition gegen Ludwig XIV.

Durch den Westfälischen Frieden waren die beiden Mächte, um welche sich einst, während des Mittelalters, das heilige römische Reich deutscher Nation gedreht und die durch dasselbe auf die ganze Christenheit einen bestimmenden Einfluß ausgeübt hatten — waren das Kaisertum und das Papsttum in den Hintergrund gedrängt worden. Der Pontifex hatte gegen jenen Vertrag, welcher die wider Rom rebellische Kirche offen anerkannte, Verwahrung eingelegt: aber sein Protest war wirkungslos verhallt. Damit hatte das Papsttum selbst darauf verzichtet, einen bestimmenden Einfluß auf die Fortentwickelung der europäischen Politik auszuüben, welche sich eben fürder auf dem Boden der Übereinkommen von Münster und Osnabrück abspielte. In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts hat die Kurie die Bedeutung verloren, welche sie noch im sechzehnten und beginnenden siebzehnten Säkulum bewahrt hatte.

Noch größer war, wenigstens was den materiellen Machtumfang betrifft, die Einbuße, welche damals das Kaisertum erlitten hatte. Die letzten Reste einer oberherrlichen Gewalt, die letzten Fiktionen eines Einheits- oder selbst eines Bundesstaates gingen 1648 für Deutschland verloren. Das Reich war in Wirklichkeit nur noch eine lose Konföderation von Fürsten und Städten, über welche der Kaiser kein anderes Privileg als das des Vorsitzes hatte. Es gab da nicht weniger als ungefähr 1800 Souveräne, von denen 1475 reichsritterschaftliche Territorien besaßen, 314 das Recht der Reichsstandschaft, der Teilnahme am Reichstage übten. Seit dem Jahre 1663 war der letztere in Regensburg permanent. Freilich nahmen von da an die Fürsten gar keinen

---

1) (M. Meyer) Theatrum Europaeum; 45 Bde. 4°. Frankf. a. M. 1657—81. — Gualdo Priorato, Historia di Leopoldo Cesare (4 Bde. Wien 1670—76). — Wagner, Historia Leopoldi (2 Tle. Fol. Wien 1719—31). — K. G. Helbig, Pufendorfs Bericht über Kaiser Leopold (Leipzig 1862). — Mailath, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, Bd. IV. (Hamb. 1848). — J. A. Feßler, Geschichte von Ungarn. 2. Aufl. bearb. von E. Klein, T. IV. V. (Leipzig 1875—78). — Zinkeisen, Gesch. des osmanischen Reiches in Europa, T. V. (Gotha 1857). — Ad. Wolff, Fürst Wenzel Lobkowitz (Wien 1869).

Anteil mehr an demselben, wurde er ausschließlich von den Gesandten der Stände besucht und gebildet. Da aber jene selber für das Reich wenig oder kein Interesse hegten, so boten die Beratungen ihrer Bevollmächtigten lediglich das Bild buntester Verwirrung. Erledigt wurden fast nur Fragen des Zeremoniells: über den Vorrang, über die Form und Farbe des einem jeden zukommenden Lehnstuhles stritt man mit einem Eifer, der bei ernsten und wirklich wichtigen Angelegenheiten zu fehlen pflegte. Wurde einmal in der That vom Reichstage ein Beschluß von nationaler Bedeutung gefaßt, so war derselbe sicher, entweder laue oder gar keine Ausführung zu finden. Und doch war der Kaiser in jeder gesetzgeberischen, finanziellen, politischen Thätigkeit durchaus an die Mitwirkung dieses Reichstages gebunden. Ohne des letzteren Bewilligungen beliefen sich seine gesamten regelmäßigen Einkünfte vom Reiche jährlich auf 13884 Gulden 32 Kreuzer — zu einer Zeit, wo das französische Budget schon hundert Millionen überschritt.

Nur mit Mühe und unter großen Zugeständnissen hatte Kaiser Ferdinand III. die Erwählung seines gleichnamigen ältesten Sohnes zum römischen Könige durchgesetzt. Allein derselbe war vor ihm, bereits 1654, gestorben. Als nun der Kaiser im April 1657 mit Tode abging, ohne daß ihm ein Nachfolger ernannt gewesen wäre, hatten — wie erwähnt — Mazarin und die Schweden die Verdrängung der Habsburger vom Kaiserthrone durch die Wittelsbacher betrieben. Die geistlichen Kurfürsten hatten sie wirklich, durch Bestechung ihrer Minister, gewonnen; allein der Widerstand der Protestanten, welche den bayrischen Kurfürsten noch mehr fürchteten als die Habsburger, und die Bundestreue Bayerns ließen den Plan scheitern. Endlich, nach einem Zwischenreich von fünfzehn Monaten, konnte der zweite Sohn Ferdinands III., Leopold I., den Kaiserthron wieder einnehmen. Derselbe hatte freilich um so weniger Wert, als Frankreich und das mit ihm alliierte Schweden durch den Rheinbund in Deutschland völlig die Meister spielten.

Kein Wunder, daß Leopold wenig Interesse für die ungefüge Reichsmaschine hegte, von der man kaum sagen konnte, ob sie den deutschen Habsburgern mehr eine Stütze oder ein lästiger Ballast war. Stärker denn je richtete sich nunmehr das Streben dieser Familie auf die Ausdehnung ihres unmittelbaren Länderbesitzes. Bis zum dreißigjährigen Kriege war die territoriale Macht der Habsburger eine geringe gewesen. Tirol, Vorderösterreich und Elsaß, Steier, Kärnten und Krain hatten Nebenlinien des Hauses gehört. Ungarn war zum bei weitem größten Teile im Besitze der Türken. Im eigentlichen Erzherzogthum und Böhmen hatten die Stände dem Landesherrn kaum einen Schatten von Macht belassen. So vermochte der Kaiser mit Großstaaten, wie Spanien, Frankreich und selbst England keineswegs in materiellen Wettstreit zu treten. Schon während des Krieges war aber der kaiserlichen Linie eine bedeutende Befestigung ihrer territorialen Gewalt gelungen. Den Ständen der böhmischen Krone und des Erzherzogtums war jeder Einfluß, jede Selbständigkeit genommen, und die landesherrliche Macht

war dort die alleinherrschende geblieben. Indem der steirische Erzherzog auf den Kaiserthron gelangte, waren Steier, Kärnten und Krain mit jenen Ländern vereinigt worden. Elsaß ging an Frankreich verloren, aber Vorderösterreich kam durch Todesfall gleichfalls an den kaiserlichen Zweig. Endlich das letzte der altösterreichischen Lande, Tirol, ist 1665 mit den übrigen Gebietsteilen vereinigt worden. Daß keine neue Zersplitterung drohte, hatte bereits Ferdinand II. verhütet, indem er die Unteilbarkeit der österreichischen Erbländer festsetzte.

So kam ein ansehnlicher Staatskomplex zusammen, aber es fehlte doch viel, daß derselbe eine seiner Ausdehnung entsprechende Bedeutung besessen hätte. Die verschiedenen Provinzen waren durch Geschichte, Abstammung, Sprache, Einrichtungen und Verfassung von einander geschieden. Sie bildeten drei gesonderte Gruppen: Deutschösterreich, Böhmen mit Mähren und Schlesien, Ungarn mit seinen Nebenländern. Jede von ihnen hatte ihre eigene Rechtspflege, Polizei und Wehrpflicht, ja sogar eigene Zollinien und Gesetze. Die Provinzialstände hemmten die einheitliche Gestaltung, und innerhalb ihrer lag das Schwergewicht in dem Herren- und Ritterstande, d. h. hohen und niederen Adel. Der Klerus besaß ungeheuren moralischen Einfluß und war zugleich allerorten der größte Grundbesitzer. Das Beamtentum, viel zu zahlreich für seine Geschäfte, war ebenso ungebildet wie träge und gewissenlos; Protektionswesen und Schlendrian beherrschten es in allen seinen Rangklassen. Die Steuern, höchst ungleich verteilt, wurden unzweckmäßig eingehoben und auf wenig geregelte Weise verwendet. Die Staatsanleihen waren zu ungeheuren Zinsen, mehr als sechzehn Prozent, vergeben; jeder Staat nahm bei solchen Anlehen anstatt baren Geldes Waren an, die er nur mit großem Verluste in Geld umwandeln konnte. Dazu unverschämte Unterschlagungen seitens der höchsten Finanzbeamten. So reichten die zwölf Millionen Gulden, welche der Kaiser jährlich bezog, nicht einmal zum Unterhalte des Heerwesens aus. Die Industrie stand in den Kinderschuhen, und die reichen Naturerzeugnisse blieben wertlos aus Mangel an Handelsgeist und an den nötigsten Vorrichtungen für den Verkehr. Auch die bestgemeinten Versuche, die Industrie zu heben, scheiterten an der Unreife des Volkes wie an der Unfähigkeit und Gewissenlosigkeit der damit betrauten Beamten. Von Patriotismus war in der zurückgebliebenen, in ihrer Intelligenz wenig entwickelten Bevölkerung nur spärlich die Rede. Der Bürger- und zumal der je länger je mehr mißhandelte Bauernstand waren tief gesunken. „Der Bauer ist wie eine Weide, je tüchtiger man sie beschneidet, desto besser wächst sie.“ Der stete Geldmangel hinderte die wichtigsten Unternehmungen oft im entscheidenden Augenblick.

Am wirksamsten aber wurde die Machtentfaltung Österreichs gehemmt durch den gewaltigen türkischen Nachbarn, der, noch nicht zufrieden mit dem Besitze des größten Teiles von Ungarn, auch den Rest dieses Reiches, ja selbst Deutschland zu erobern gedachte. Er hielt Österreich unaufhörlich in Angst

und Schrecken, gegen ihn mußte es seine besten Kräfte richten und in ununterbrochener Anspannung aufzehren.

Die Habsburger allein wären sicher nicht im stande gewesen, unter solchen Umständen den Schutz Deutschlands gegen die sonstigen Nachbarn, zumal Frankreich und Schweden, zu übernehmen. Aber die unverwüstliche Kraft des deutschen Wesens gab sich darin kund, daß, während aus dem Stamme das Leben gewichen schien, es in einzelnen Ästen und Zweigen noch frisch pulsierte und sproßte. Mochte der ungefüge Gesandtenkongreß in Regensburg, welcher den Namen des Reichstages führte, in endlosem Geschwätz über Förmlichkeiten und Nichtigkeiten debattieren, während der Feind schon das Herz Deutschlands bedrohte: es gab doch immer einzelne Landschaften, die ein wohlgerüstetes, schlagfertiges Heer, gut geordnete Finanzen, eine patriotische, mutige Bevölkerung und begabte, thatkräftige Fürsten besaßen; allen voran Brandenburg-Preußen und dann die welfischen Territorien. Sie und einige andere übten einen bestimmenden Einfluß auf die deutschen Geschicke aus und trugen, wenn auch in ungleichem Maße, zur Rettung des deutschen Wesens vor völliger Vergewaltigung durch die Fremden bei.

Kein Land hatte unter den Greueln des dreißigjährigen Krieges schlimmer gelitten, als die Kurmark.[1]) Die geistige Beschränktheit, die Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit des Kurfürsten Georg Wilhelm hatten die brandenburgischen Lande widerstandslos den hin und her wogenden Soldatenmassen der Kaiserlichen und Mansfelder, der Schweden und Sachsen überlassen, die jene abwechselnd aussaugten und verheerten. Inzwischen diente Preußen den Schweden und Polen zum Tummelplatz ihrer Kämpfe, wurden die rheinischen Provinzen unter dem Vorwande einer unbezahlten Schuld von den Holländern okkupiert. Pommern, das nach dem Aussterben seiner Herzogsfamilie in Gemäßheit alter Erbverträge an Brandenburg hätte fallen sollen, wurde von den Schweden eingezogen. Ein Minister von mehr österreichischer als brandenburgischer Gesinnung, Graf Schwarzenberg, ließ die eigenen Kriegsvölker des Kurfürsten dem Kaiser schwören; worauf sie ohne Scheu nicht feindliches Land, sondern die Marken plünderten. Das ganze Kurfürstentum schien der Auflösung verfallen.

Zum Glücke starb Georg Wilhelm schon 1640, und sein Sohn und Nachfolger, Friedrich Wilhelm, obwohl erst zwanzig Jahre alt, zeigte sich sofort als ein Herrscher von ganz anderm Schlage. Er entfernte mit ebenso viel List wie Kühnheit den im Lande allmächtigen Schwarzenberg, unterdrückte die Meuterei der unbotmäßigen Soldateska, gab seinen verarmten Unterthanen

---

1) Sam. von Pufendorf, De rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni Electoris (Berlin 1694). — J. G. Droysen, Zur Kritik Pufendorfs (Sitzungsber. der sächs. Akad. d. Wissenschaften 1864). — L. v. Orlich, Geschichte des preußischen Staates im siebzehnten Jahrhundert (3 Tle. Berlin 1838 ff.). — J. G. Droysen, Gesch. der preuß. Politik, Abt. 3: Der Staat des Großen Kurfürsten (3 Tle. Berlin 1861 ff.). — Erdmannsdörffer, Simson u. a. m. Urkunden u. Aktenstücke zur Gesch. des Kurf. Friedrich Wilhelm von Brandenburg (Berlin 1864 ff.).

durch einen Frieden mit Schweden Ruhe und Sicherheit zurück, stellte sich unabhängig von allen kriegführenden Parteien. Um diesen Achtung einzuflößen, schuf er mit unsäglicher Mühe eine eigene Streitmacht — den Kern des heutigen preußischen, deutschen Heeres! So ward er durch ebenso behutsames wie zielbewußtes und folgerichtiges Verfahren allmählich der eigenen Lande, darunter auch Preußens und Kleves, wieder Herr.

Das wurde um so wichtiger, als Brandenburg bei den westfälischen Friedensunterhandlungen den drohenden Verlust Pommerns abzuwenden hatte. Man weiß, daß dies nur zur Hälfte gelang, daß es aber der Kurfürst verstand, für die Einbuße von Vorpommern und Rügen sich reiche Entschädigung zu verschaffen. Nicht weniger als 600 Quadratmeilen, meist fruchtbaren Landes, kamen hier zu den 1300, welche die Hohenzollern bisher ihr eigen genannt. Ein Staat von fast 2000 Quadratmeilen, mit 1 100 000 Bewohnern, unter der Leitung eines genialen Herrschers, konnte unter der Zerrüttung der deutschen Verhältnisse schon eine bedeutende Rolle spielen. Nur galt es, diese über ganz Norddeutschland zerstreuten Provinzen, in denen die junkerlichen Stände den krassesten Partikularismus pflegten und hüteten, jeder einheitlichen Zusammenfassung und Machtentfaltung mit kleinlicher Eifersucht entgegen traten, wirklich zum einheitlichen Staatswesen zu gestalten. Das konnte nur durch Brechung jener verderblichen und zum Teil geradezu verräterischen landständischen Gewalten geschehen: ein Werk, an dem Friedrich Wilhelm fürder mit ebenso vieler Zähigkeit wie Entschlossenheit arbeitete. Erfüllt von der höhern Berechtigung und der Notwendigkeit des Staatsgedankens, trug er kein Bedenken, sich über das formelle Recht hinwegzusetzen: nicht ohne Not, aber doch in vielen Fällen ist er mit Privilegienbruch, Gefängnis und selbst Schafott gegen die widerstrebenden Edelleute und Stadtmagistrate eingeschritten. Durch solches Vorgehen, an das man freilich nicht immer den Maßstab privater Moral legen dürfte, hat er aus jenen zerstreuten und vereinzelten Provinzen ein einheitliches Ganze gebildet, ist er der eigentliche Schöpfer des brandenburgisch-preußischen Staates geworden, ja hat er schließlich selbst bei den Widerstrebenden Anerkennung gefunden und brandenburgischen Patriotismus geweckt. Nur auf diese Weise vermochte er Finanzen und Verwaltung zu ordnen, ein schlagfertiges Heer von 20 000 Mann aufzustellen. Gleichen Erfolg erntete er in der äußern Politik. Schon 1647 hatte er durch einen Vergleich mit dem neuburger Pfalzgrafen zu Düsseldorf den endlosen jülich-klever Erbstreit abgeschlossen. Er erhielt etwa die Hälfte der betreffenden Ländermasse, das Herzogtum Kleve, die Grafschaft Mark und Ravenstein. Voll unruhigen Ehrgeizes, aber nicht für seine Person, nur für seinen Staat, unerschütterlich in seinen bedächtig und reiflich erwogenen Plänen, kühn im Augenblicke gefährlicher Entscheidungen, ging er doch nie auf Unternehmungen ein, die nicht große Hoffnung des Gelingens boten und zugleich die Möglichkeit des Rückzuges offen ließen, und wußte er sich geschmeidig vor unbezwinglichen Hindernissen zu beugen — freilich um auf Umwegen doch

zum Ziele zu gelangen. Ein tüchtiger Kriegsführer, ein feiner, allerdings völlig skrupelloser Diplomat, übrigens nicht ohne Sinn für das Heil und die Ehre des großen deutschen Vaterlandes, hatte er aus der Beteiligung an den Kriegen Karls X. von Schweden, wenn schon keinen nennenswerten Landzuwachs, doch den unschätzbaren Vorteil gewonnen, unabhängiger Herr des Herzogtums Preußen zu sein. Es war die Grundlage des souveränen preußischen Königtums. So hatte er Brandenburg aus kläglicher Zerrüttung und Auflösung binnen dreißig Jahren zum mächtigsten der deutschen Reichsfürstentümer erhoben.

In weniger glücklicher Lage befanden sich, trotz der hervorragenden Tüchtigkeit ihrer Regenten, die welfischen Lande.[1] Durch den Familienvertrag des Jahres 1569 waren diese endgültig unter die ältere Linie Braunschweig-Wolfenbüttel und die jüngere Braunschweig-Lüneburg (Hannover) geteilt, welche letztere das weitere und bevölkertere Gebiet erhielt. Leider wurde auch dieses wieder in die beiden Lande Celle und Hannover zerrissen. Trotzdem hatte Christian Ludwig von Celle (1648—1665) es verstanden, durch einsichtige Heilung der im dreißigjährigen Kriege geschlagenen Wunden, durch sorgsame Verwaltung, strenge Rechtspflege und Hebung der geistigen Entwickelung seiner Unterthanen sein Gebiet blühend und kräftig zu machen. Er erlangte für das Gesamthaus Lüneburg, wenigstens alternierend mit einem katholischen Prälaten, die Besetzung des bischöflichen Stuhles von Osnabrück. Ebenso tüchtig war sein Nachfolger Georg Wilhelm (1665—1705), der mit einer kleinen, aber wohlorganisierten und tapfern Armee wiederholt bedeutsam und in patriotischem Geiste in die politischen und militärischen Händel der Zeit eingriff. In Hannover hat Johann Friedrich (1649—1679) gleichfalls die Macht der Stände gebrochen, ein absolutes Regiment und eine starke Streitmacht organisiert: doch nur, um — unähnlich dem Brandenburger Kurfürsten und dem Celler Herzoge — sich in französischen Sold zu begeben und den Glanz des Versailler Hofes thöricht nachzuäffen. Das wurde aber anders unter seinem Bruder und Nachfolger Ernst August (1679—1698), einem ausgezeichneten Fürsten, der mit lebhafter Vorliebe für die Wissenschaften und mit treuer reichspatriotischer Gesinnung die größte Sorgfalt für das Wohl der Unterthanen und weise Sparsamkeit verband. Unter ihm ward Hannover ein kräftiges und streitbares Glied des deutschen Reiches, während sein Hof durch fröhliches, glänzendes und dabei geistig angeregtes Wesen die Augen ganz Deutschlands auf sich zog.

Diesen neu sich erhebenden Territorien gegenüber traten diejenigen in den Hintergrund, welche seit hundert Jahren die vornehmste Stelle innegehabt hatten: Kursachsen und die Wittelsbacher Lande. Jenes Gebiet, bereits durch die Abtretung der Kreise Weißenfels, Merseburg und Zeitz an jüngere Linien

1) Havemann, Gesch. der Lande Braunschweig u. Lüneburg (3 Bde. Göttingen 1853—57).

des Wettinischen Hauses geschwächt, hatte an Johann Georg II. (1656—1680) einen schwachen und prachtliebenden Fürsten, der, für den Glanz eines prunkenden Hofes, seine Finanzen zerrüttete, die Interessen des Staates fremden Abenteurern preisgab und für den eitlen Schimmer italienischer und französischer Kunst die Wehrkraft des Volkes und die Verteidigung deutscher Unabhängigkeit opferte. Viel tüchtiger war sein Nachfolger Johann Georg III., dem es an militärischen Fähigkeiten nicht fehlte, und der in seinem Lande die erste stehende Armee errichtete. In Bayern war Maximilians I. Sohn Ferdinand Maria (1651—1679) nur bedacht, die Schäden des dreißigjährigen Krieges wieder gut zu machen und dabei seine Residenz München durch prachtvolle Bauten, seinen Hof durch Nachahmung Versailler Treibens zu verherrlichen. Die pfälzer Linie der Wittelsbacher, der Oberpfalz beraubt und in einem verwüsteten und ausgesogenen Ländchen herrschend, vermochte ihre frühere Bedeutung nicht wieder zu gewinnen. Dagegen hielt Hessen-Kassel unter schnell wechselnden Herrschern das Ansehen seiner tapfern und zahlreichen Krieger aufrecht, die freilich seltener für das eigene Land als für den Dienst fremder Soldherren verwendet wurden. So glänzte, bei allem Elend und aller Misere, doch in zahlreichen deutschen Territorien noch der Ruhm des alten waffenmächtigen Germaniens. Es kam den Habsburgern in ihren Kämpfen gegen die Türken wirksam zu Hilfe.

Kaiser Leopold I. (geboren 1640) besaß nichts von denjenigen Eigenschaften, welche die Menschen unwillkürlich unterjochen und mit sich fortreißen. Er war für die Kirche erzogen worden, und erst der Tod seines älteren Bruders, des Römischen Königs Ferdinand (IV.) im Jahre 1654 hatte ihn der politischen Laufbahn zugeführt. Wuchs und Haltung waren unansehnlich, der Blick düster, halb erloschen, in den letzten Jahren kummervoll und in sich versenkt, das Gesicht durch die stark herunterhängende Unterlippe entstellt. Thatkraft und Entschlossenheit gingen ihm ab, und eine so übertriebene Meinung er auch von seiner persönlichen Würde hegte, ließ er sich die Zügel der Regierung entschlüpfen: das war seine viel belobte Gutmütigkeit. Er überantwortete die Geschäfte sich befehdenden Parteien unter den höchsten Beamten, zum großen Nachteile des Staates. Auch steuerte er keineswegs dem ihm wohlbekannten Unterschleif seiner nichtswürdigen Diener, der mehr als der Krieg die Finanzkraft Österreichs aufzehrte. Mit dieser Unentschlossenheit vertrug sich ganz gut eine gewisse passive Widerstandskraft, eine durch keinen Schicksalsschlag zu erschütternde, selbstbewußte Hartnäckigkeit, die dem Kaiser in vielen Beziehungen zu statten gekommen, freilich nur durch die Gunst der Umstände schließlich zu glücklichen Ergebnissen gelangt sind. Wie alle echten Habsburger war er den alten Überlieferungen in Staat und Kirche ergeben und betrachtete jede abweichende Gesinnung als verabscheuungswerte Sünde. Gegen protestantische und freiheitliche Bestrebungen kannte er deshalb keine Milde und hat wider sie mit einer Grausamkeit gewütet, die mit seiner sonstigen Charakterschwäche in seltsamem Kontraste steht. Seine Frömmigkeit

ging so weit, daß er nicht nur die politischen Maßnahmen, sondern selbst die Feldzugspläne der Prüfung seines Beichtvaters, meist eines Jesuiten, unterwarf. „Eur Kaiser mag verheissen was er wiel; wan Pater Emerick es nicht gutt findt, so helt er es nicht," durfte der brandenburgische Kurfürst dem kaiserlichen Gesandten ins Gesicht sagen. Doch hat Leopold mehrere Reformversuche unternommen, welche auf eine größere Einigung des Staates zielten, und in der Gerechtigkeitspflege einige wohlgemeinte Verbesserungen getroffen. Sein Familienleben war musterhaft treu und innig; an seinem Hofe herrschte die strengste spanische Etikette.

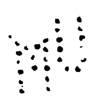
In Ungarn behauptete er damals nur die an den Karpathen gelegenen und dann die westlichen Gespanschaften zwischen der March und dem Bakonierwalde, endlich den größten Teil von Kroatien. Dagegen befanden sich Slavonien, Syrmien, das Banat sowie die mittel- und niederungarischen Gespanschaften mit Pest und Ofen in der unmittelbaren Gewalt der Türken. Siebenbürgen und der nordöstliche Teil des eigentlichen Ungarn standen unter der Herrschaft des Hauses Rakoczy, welches zugleich die Obergewalt beider Monarchen, des Kaisers und des Sultans, anerkannte. Aber selbst in dem kleinen Teile des Königreiches, welcher den Habsburgern gehörte, war deren Autorität äußerst beschränkt. Sie herrschten dort keineswegs als Erbkönige, sondern nur durch die Wahl der Magnaten, zu deren Gunsten die Macht der Krone durch die goldene Bulle Andreas' II. wirksam vermindert war. Die Reichsstände hatten Gesetze und Steuern zu bewilligen, und brachten ihre Beschwerden oft genug laut und selbst beleidigend vor. Sie mußten mindestens jedes dritte Jahr versammelt werden und bestanden aus der Magnatentafel — einer Art Oberhaus — sowie der Ständetafel, zu welcher die niedern Edelleute und die königlichen Freistädte ihre Abgeordneten sandten. Jeder Adlige hatte das Insurrektionsrecht, d. h. die Befugnis, bei Gesetzesübertretungen seitens der Krone die Waffen zu ergreifen. War der König nicht im Lande, so mußte er einen Palatin als Stellvertreter mit unbeschränkten Vollmachten ernennen. Auch die Lokalverwaltung in den einzelnen Gespanschaften oder Komitaten lag völlig in der Hand des Adels. Kein nicht-ungarischer Beamter durfte angestellt, keine fremde Truppe im Lande erhalten werden. Zu solchen Gründen häufiger Unordnung kamen die Streitigkeiten zwischen Katholiken und Evangelischen, die sich so ziemlich an Zahl die Wage hielten. Jeder Edelmann besaß das jus reformandi, aber es konnte nicht fehlen, daß in der Praxis hieraus oft die ärgerlichsten Mißhelligkeiten entstanden, die viele Reichstage sprengten und fruchtlos machten. Endlich erregte das stete Streben der habsburgischen Herrscher, die Konstitution und die Religionsfreiheit zu vernichten, Unzufriedenheit und Zank. Die Nähe der Türken und Siebenbürger steigerte die allgemeine Anarchie.

Sie wurde unerträglich, als Georg II. Rakoczy wegen seiner selbständig mit Polen begonnenen Kämpfe von der Pforte abgesetzt worden und darüber ein Krieg ausgebrochen war, welcher mit der Niederlage und dem Tode



Kaiser Leopold I.

Nach dem Schwarzkunstblatt von Peter Schenck (1645—1715).



Rakoczys endete (1660). Die Stände von Siebenbürgen wählten nun den Johann Kemeny zum Großfürsten, welcher, um sich des überaus drückenden türkischen Tributes zu entledigen, Kaiser Leopold um Hilfe anging. Dieser Herrscher ergriff mit Freuden die Gelegenheit, Siebenbürgen fester an Österreich zu knüpfen, und erklärte der Pforte, er werde jeden Angriff auf das Großfürstentum als eine Kriegserklärung betrachten. Als die Osmanen sich aber daran nicht kehrten, sondern den Kemeny nichts destoweniger mit Krieg überzogen und selbst töteten, brach 1663 der Kampf zwischen ihnen und dem Kaiser aus.

Die Lage Leopolds war sehr schwierig, da die protestantischen Ungarn über Benachteiligung ihrer Religion, sämtliche Ungarn über des Kaisers systematische Ungunst und mannigfache Gesetzesverletzungen klagten und deshalb die Stände alle Subsidien verweigerten. Die Türken dagegen hatten das Glück, unter der Leitung einer ausgezeichneten Familie von Großwesiren zu stehen. Mohammed Köprili, von albanesischer Herkunft, hatte die Ordnung in dem zerrütteten Reiche wieder begründet und einen erfolgreichen Krieg gegen Venedig begonnen, dem der größte Teil Kretas entrissen wurde. Auf ihn folgte sein Sohn Achmed Köprili, der dem Zwiste mit Venedig glücklich durch einen die Abtretung fast der ganzen Insel bedingenden Frieden ein Ende machte und darauf mit 120 000 Mann in Ungarn einbrach. Von letzterm noch neue Stücke abzutrennen, Siebenbürgen unmittelbar zu einer Provinz des türkischen Reiches zu machen, war die ausgesprochene Absicht des Wesirs. Er nahm die wichtige Festung Neuhäusel und sandte Streifscharen bis nach Mähren. Zum Glück weckte diese gemeinsame Gefahr die Christenheit aus ihrer Gleichgültigkeit und Zerfahrenheit. Zahlreiche deutsche Truppen und selbst ein französisches Korps stießen zu dem kaiserlichen Heere unter Raimund Montecuccoli, der wirklich den vierfach überlegenen Feind bei St. Gotthard an der Raab entscheidend schlug (August 1664). Allein diese Schlacht wurde mehr dadurch bedeutend, daß sie der erste große Landsieg der Christen über das bis dahin unbezwingliche Heer der Türken war und deshalb die deutschen Truppen mit frischem Zutrauen erfüllte, denn durch ihre unmittelbaren Folgen. Der Kaiser fühlte sich so wenig im stande, den errungenen Vorteil zu verfolgen, daß er schon wenige Tage nach dem Siege mit den Türken den Frieden von Vasvar abschloß, welcher jenen Neuhäusel und Großwardein überließ, sowie den von der Pforte trotz dem Kaiser in Siebenbürgen eingesetzten Großfürsten Apafy bestätigte.

Das war freilich ein trauriger Vergleich, über welchen die Erbitterung in dem kaiserlichen Ungarn sehr groß war. Die Protestanten hatten dort über immer härtere Bedrückungen zu klagen, auch die Katholiken über das längere Verweilen der deutschen Truppen, die, wie man meinte, zur Vernichtung aller Freiheiten benutzt werden sollten. Wirklich hatten die kaiserlichen Minister gar kein Hehl, daß man denselben je eher je lieber ein Ende zu machen versuchen müsse. Unter diesen drohenden Umständen traten einige der vornehmsten

Adligen zusammen, um das Vaterland gänzlich von der despotischen Herrschaft der Habsburger zu befreien: der Palatin Veselény, der Judex Curiae (Oberrichter) Nadasdy, der Ban von Kroatien Peter Zrinyi und der junge Fürst Rakoczy. Allein ihr Plan wurde vorzeitig verraten, während sie weder bei Apafy noch bei den Türken die gehoffte Unterstützung fanden. Als nun Rakoczy notgedrungen zu früh losbrach, wurde er besiegt und konnte nur durch reumütige Unterwerfung, sowie eine ungeheure Straffumme sein Leben retten. Nadasdy wurde eingekerkert, Zrinyi durch Verrat gefangen genommen, beide mit einigen Mitverschworenen nach Wien geschleppt und dort hingerichtet (1671).

Damit hatte der Kaiser in Ungarn eine Macht gewonnen, wie nie zuvor. Auch mit den Türken in tiefstem Frieden, hätte er um so mehr in den westlichen Angelegenheiten mit aller Entschlossenheit für die Interessen seines Hauses und der europäischen Freiheit überhaupt auftreten können. Gerade jetzt empfing er dazu eine ernste Mahnung. Ohne jeden stichhaltigen Grund besetzte Ludwig XIV. mitten im Frieden das wehrlose Lothringen, dessen Herzog Karl IV. nur durch eilige Flucht dem Kerker entging. Diese beispiellose Gewaltthat isolierte die Freigrafschaft, führte die französischen Truppen bis wenige Meilen von Trier. Allein anstatt die Vernichtung eines deutschen Reichslandes zu rächen, wollte der Kaiser, auf Lobkowitz' Rat, lieber Protestantismus und Freiheit in Ungarn zerstören. Er schloß am 1. November 1671 mit Frankreich eine Übereinkunft, sich in keinen Krieg zu mischen, der außerhalb Deutschlands und Spaniens geführt werde, und den von Frankreich angegriffenen Mächten keinerlei militärischen Beistand zu leisten. So dankte Österreich als Großmacht zu gunsten des gefährlichsten Gegners ab! Lobkowitz war schamlos genug, sich bei dem französischen Gesandten Gremonville zu rühmen, er habe Ludwig XIV. damit die siebzehn Provinzen der spanischen und der freien Niederlande verschafft. Es versteht sich, daß auch von den Rheinbundfürsten die einen — Kurköln, Münster, Hannover, Mecklenburg-Schwerin — ihre Mitwirkung gegen die Holländer, die andern wenigstens Neutralität versprachen.[1]) Geld und Verheißungen hatte Frankreich nicht gespart; den Katholiken schilderte man den Kampf wider die holländischen Ketzer als einen Religionskrieg.

Noch leichter war Karl II. von England zu haben; er bot sich von selbst an.

Der wenig rühmliche Friede von Breda hatte in England und zumal in der Volksvertretung eine solche Entrüstung hervorgerufen, daß des Königs erster Minister, der Kanzler Graf Clarendon, es vorzog, seine Entlassung zu nehmen. Da dieser treue Diener des Königtums durch ehrenhafte und patriotische Gesinnung Karl sehr unbequem gewesen war, ließ er ihn gern fallen;

---

1) Depping, Geschichte des Krieges der Münsterer und Kölner gegen Holland (Münster 1840).

ohne zu bedenken, daß er so das Recht des Parlamentes, einen diesem mißliebigen Diener der Krone zu beseitigen, und damit das Übergewicht des Parlamentarismus im Staate anerkannte. Er berief ein neues Ministerium, dessen meiste Mitglieder zu den verdorbensten Politikern jener tief unsittlichen Epoche Englands gehörten. Man nannte es spottweise nach den Anfangsbuchstaben der Namen der Minister Cabal, Kabale. Sie legten dem Könige keine Schranken auf, als derselbe sich in französische Dienstbarkeit begab, in der dreifachen Absicht, die Macht des Parlamentes zu brechen, die für seine zügellosen Ausschweifungen nötigen Mittel zu erlangen, endlich dem Katholizismus, dem er im geheimen zugethan war, die Herrschaft in dem widerstrebenden England zu verschaffen. Dieser Verrat der englischen und europäischen Interessen an Frankreich hat dann hauptsächlich das Verhängnis für das Stuartsche Haus herbeigeführt.

Nach mehrfachen Verhandlungen kam die Schwester Karls, die Herzogin von Orleans, Schwägerin und Vertraute Ludwigs XIV., im Juni 1670 zum Besuche nach England. Was schien natürlicher, als daß Karl ihr nach Dover entgegen kam? Aber die Herzogin führte einen Vertragsentwurf mit sich, der im tiefsten Geheimnis in Dover selbst vollzogen wurde, und der England wider den Willen der ganzen Nation an Frankreich fesselte. Für gewisse Hilfsgelder versprach Karl, nicht nur die Rechte Ludwigs auf die spanische Monarchie zu verfechten, sondern demselben auch sechstausend Mann und fünfzig Linienschiffe sowie den ganzen diplomatischen Einfluß Englands gegen die Generalstaaten zur Verfügung zu stellen. Damit bahnte Karl eine Herrschaft Frankreichs über das gesamte westliche Mittelmeer, über die Niederlande mit Amsterdam und Antwerpen, über die spanischen Kolonien in Amerika an, d. h. das politische und maritime Übergewicht Frankreichs, den Untergang der englischen Seemacht. Um dieses Werk des Verrates würdig zu krönen, brachte Henriette von Orleans dem liederlichen Bruder eine gewandte bretonische Schöne mit, Luise von Kerouallе, die auch wirklich das leicht entzündliche Herz Karls gewann, als seine Hauptmätresse zur Herzogin von Portsmouth erhoben wurde und als Stipendiatin Frankreichs ihren Liebhaber immer wieder an dessen Politik fesselte.[1])

Mit dem Gewinne der englischen Freundschaft für Frankreich hatte Lyonne sein Werk gekrönt. Niemals ist eine große militärische Aktion umfassender und meisterhafter diplomatisch vorbereitet worden als durch diesen Minister. Zu Hilfe kam ihm dabei die aus Parteileidenschaft hervorgegangene Verblendung de Witts, der von allen wider sein Vaterland gerichteten französischen Umtrieben nichts sah oder nichts sehen wollte und durch weitere Verfolgung der Oranier den englischen König immer mehr reizte.

Im Herbst 1671 starb Lyonne. Es folgte ihm als Minister des Äußern

1) Vgl. Forneron, Louise de Kéroualle duchesse de Portsmouth; Revue historique. Bd. XXVIII (1885) S. 1 ff.

Simon Arnaud Marquis von Pomponne, ein fein gebildeter und geschickter Diplomat, der in den Augen Ludwigs XIV. nur den unverzeihlichen Fehler hatte, allzu gerecht, zu wenig brutal und gewaltthätig zu sein. Es gelang ihm, wie England so auch Schweden von der Tripelallianz loszulösen. In diesem Lande führten nach dem plötzlichen Tode Karls X. Gustav die selbstsüchtigen und gewissenlosen Hochadligen des „Reichsrates“ die Regentschaft für den noch ganz jungen Karl XI. Sie boten ihre Mitwirkung und das treffliche schwedische Heer dem Meistzahlenden an. Abermals ließ Holland sich einen mächtigen Bundesgenossen entgehen: im April 1672 erhielt Frankreich den Zuschlag in einem Vertrage, durch welchen Schweden gegen Subsidien versprach, jeden Reichsfürsten anzugreifen, der die Vereinigten Provinzen verteidigen würde, und zu diesem Behufe 16000 Mann in Vorpommern aufzustellen.

In eben diesen Tagen brach der Krieg aus.

Vergebens hatten die holländischen Aristokraten sich in schmachvoller Selbsterniedrigung dem französischen Despoten zu Füßen gelegt, vergebens den brandenburgischen Kurfürsten, der allein ihnen ein Bündnis anbot, aus Furcht vor Frankreich abgewiesen. Ludwig ließ einstweilen Karl II. in Aktion treten, der den Generalstaaten immer ärgere Demütigungen zufügte, um das Maß ihrer Geduld endlich zu erschöpfen und dadurch einen Konflikt hervorzurufen. Als sie sich allem unterwarfen, überfiel die englische Flotte nichtsdestoweniger im März 1672 das reiche levantische Geschwader der Holländer. Wenige Tage darauf erklärte Karl den Niederländern den Krieg. Ludwig, mit nicht mehr Grund, folgte am 1. April. Seine Truppen standen schon längst an der holländischen Grenze bereit. Die thätigsten Anhänger der Franzosen im Reiche waren nämlich die drei Brüder Fürstenberg, von denen der eine in Bayern allmächtig, der zweite Bischof von Straßburg, der dritte Domherr und einflußreichster Minister in Kurköln war. Auf des letztern Veranlassung öffnete der Kurfürst von Köln den Franzosen dieses sowie das ihm gleichfalls untergebene lütticher Land. So konnten an Rhein und Maas 90000 Franzosen sowie 30000 deutsche Bundesgenossen, unter vorzüglichen Feldherren, wie Condé, Turenne und dem Marschall von Luxemburg, und unter dem nominellen Oberbefehl Ludwigs selbst, in die Vereinigten Provinzen eindringen. Deren Untergang schien gewiß, da das Heer verkommen, die Festungen zerfallen waren, die Natur selbst sich mit dem Feinde verbündete, indem eine lange Dürre die großen Ströme, hinter welchen die Holländer sich unangreifbar dünkten, zu flachen, leicht durchwatbaren Wasserrinnen austrocknete. Die Eroberung auch der spanischen Niederlande, die direkte oder mittelbare Unterwerfung des linken Rheinufers, die Knechtung ganz Europas — das wären die sichern Folgen der Überwältigung der Republik gewesen.

Das hohe Verdienst, dieses drohende Unheil nicht allein erkannt, sondern auch ihm mit seltenem Mute entgegen getreten zu sein, kommt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, kommt dem „Großen Kurfürsten“ zu. Er



Belagerung von Nymwegen, Juli 1672. Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Sébastien Le Clerc (1637–1714).

wollte nicht, daß man „die Bastille nach Deutschland trage.“ In der allgemeinen Furcht und Verzagtheit war er es allein, der den Holländern sein Bündnis förmlich aufdrängte, der überall um Allianzen warb. Wirklich gewann er den Wiener Hof, da der Kaiser Beweise erhalten hatte, daß Frankreich den ungarischen Aufrührern Unterstützung hatte zukommen lassen, und so Lobkowitz' Einfluß zeitweilig zurückgedrängt wurde. Das Betreten des Reichsbodens durch Ludwigs Truppen gab Leopold den Vorwand, den vorjährigen Vertrag mit Frankreich für hinfällig zu erklären, und im Juni 1672 mit Brandenburg ein Bündnis zur gewaffneten Aufrechterhaltung der bestehenden Traktate sowie der Reichsintegrität abzuschließen.

Es war die höchste Zeit gewesen, denn wie eine verheerende Flut hatten sich die französischen Scharen über die freien Niederlande ergossen. Die entmutigten und desorganisierten holländischen Truppen leisteten so gut wie gar keinen Widerstand. Ludwig konnte den von Boileau mit so vieler Emphase gepriesenen Rheinübergang ohne Schwierigkeit bewerkstelligen. Der kriegerische Bischof von Münster, Bernhard von Galen, fiel zugleich über das nordöstliche Holland her. Verräterische städtische Magistrate und aristokratische Kommandanten übergaben ohne Schwertstreich ihre verfallenen Festungen. Anfang Juli waren nur noch Seeland und der größere Teil der eigentlichen Provinz Holland frei: zwei Meilen indes von Amsterdam streiften schon die französischen Reiter.

De Witt und seine Freunde sahen das Heil nur in demütigendsten und verlustreichen Friedensanerbietungen. Zum Glück für die Niederlande und für Europas Freiheit wies Ludwig sie zurück und forderte völlige Unterwerfung. Da erfolgte der Umschlag. Ludwig XIV. und seine Minister hatten bei ihren klugen und listigen Berechnungen die nationalen und patriotischen Empfindungen des freien holländischen Volkes übersehen — ein Rechenfehler, der absolutistisch gesinnten Diplomaten so oft das Konzept verdirbt. Mit tobendem Unwillen über das verderbliche aristokratische Regiment erhob sich das Volk Hollands. Es zwang zunächst die herrschende Partei, die Dämme zu durchstechen und so das ganze Land unter Wasser zu setzen, dann, mit Aufhebung der jüngsten Gesetze, den einundzwanzigjährigen Wilhelm III. von Oranien wieder zum Generalstatthalter und Oberfeldherrn mit weitgehenden Vollmachten zu ernennen. In der That hatten diese entschiedenen Maßregeln einen ersten günstigen Erfolg: das Meer, die Grundlage und die Quelle der Macht und des Wohlstandes der Vereinigten Provinzen, rettete jetzt deren Dasein, indem nach Durchstechung der Dämme seine entfesselten Wogen allerorten das weitere Vordringen der Franzosen hemmten. Mit derselben Kraft und mit denselben Mitteln, wie im sechzehnten Jahrhundert, haben im siebzehnten die Bewohner der Provinz Holland sich dem sonst überall siegreichen Feinde widersetzt. Leider wollte die Volkswut Opfer haben. Wie sie stets bei nationalen Unglücksfällen alle Schuld auf einzelne Sühnopfer häuft, so beschuldigte sie damals fälschlich die de Witts verräterischen Einverständnisses mit den Feinden: am 20. August 1672 ermordete der Pöbel im Haag den

Ratspensionär und seinen Bruder, den hochverdienten Flottenkommissär Cornelis de Witt. Rühmlicher, als solche Schandthaten, war die Verteidigung der neuausgehobenen Truppen unter dem Oranier, der Flotte unter Michael de Ruyter gegen Engländer und Franzosen.

Indes, sie würden sicher der ungeheuren Übermacht unterlegen sein, wenn ihnen nicht von zwiefacher Seite Hilfe gekommen wäre: einmal durch den wackeren und thatkräftigen Statthalter der spanischen Niederlande, den Marquis von Monterey, und zumal durch Kurfürst Friedrich Wilhelm mit seinen 26 000 Brandenburgern, sowie 16 000 Kaiserlichen unter Montecuccoli,



Wilhelm III. von Oranien.
Nach dem Kupferstiche von Jacobus Houbraken (1698—1780); Origialgemälde von de Baan (1633—1702).

dem Sieger von St. Gotthard. Ludwig XIV., der im Kriege für seine eigene kostbare Person stets löbliche Vorsicht zeigte, hielt es unter solchen Umständen für besser, nach Versailles zurückzukehren und sich hier von Höflingen und Dichtern als ein neuer Alexander und Cäsar verherrlichen zu lassen, während der Marschall von Luxemburg die holländischen Eroberungen halten, Turenne den Deutschen und Spaniern trotzen sollte.

Beides gelang, und zwar durch die Verräterei Lobkowitz', der Montecuccoli, gegen dessen Willen[1]), und durch ihn den Großen Kurfürsten an jeder Aktion hinderte, ja die rheinischen Fürsten gegen diesen aufhetzte. So erhielt

1) J. Großmann, Raimund Montecuccoli (Wien 1878).

Ludwig Gelegenheit, die Vereinigten Provinzen für ihren Widerstand furchtbar zu strafen, indem er die besetzten Teile derselben durch den cynischen, ebenso verbrecherischen wie genialen Luxemburg gründlich ausplündern ließ. Dabei wurden Martern und Mordthaten ohne Zahl geübt. Vergebens flehten Colbert, Pomponne, selbst Generale und Armeeintendanten um Schonung für das unglückliche Land; Ludwig folgte lieber den rachgierigen Ratschlägen Louvois' und befahl, „jene Lande aufzuzehren." Man schärfte den Offizieren und Beamten ein, „ja recht boshaft zu sein," man erlaubte ihnen, den König tüchtig zu bestehlen, wenn man ihm nur noch Beträchtliches übrig lasse. Seit diesen Ereignissen hatte sich der Haß gegen Ludwig, gegen die Franzosen tief in das Herz der Holländer gepflanzt, bis am Ende des achtzehnten Jahrhunderts neue Verhältnisse eine veränderte Stimmung erzeugten.

Im Beginne des Feldzuges 1673 machten die Franzosen noch einige Fortschritte. Unter Ludwigs persönlicher Anwesenheit nahm Vauban das starke Mastricht, die letzte Festung der Holländer an der Maas. Um die Deutschen einzuschüchtern, besetzte Turenne das friedliche Kurfürstentum Trier, unternahmen die Franzosen einen weitern Überfall auf die freien Reichsstädte im Elsaß, die im Westfälischen Frieden ihre Unabhängigkeit bewahrt hatten. Allein diese neuen Gewaltthaten hatten nur den Erfolg, ganz Deutschland gegen den rechtlosen Unterdrücker aufzubringen und zu erbittern. Jedermann mußte da einsehen, daß auf den überschwemmten Ebenen Hollands die Freiheit oder Sklaverei Europas entschieden werde. Der Kaiser nahm Lobkowitz den bestimmenden Anteil an den Geschäften und unterzeichnete am 30. August 1673 mit Spanien, Holland und dem zwar länderlosen, aber von einer tüchtigen Armee umgebenen Herzoge von Lothringen ein Bündnis zur Herstellung des Westfälischen und Aachener Friedens.

Ein vollständiger Umschwung folgte auf den endlichen mannhaften Entschluß des Wiener Hofes. Ludwig XIV., angegriffen von den Deutschen, bedroht von den Spaniern, mußte sich schweren Herzens zum Aufgeben seiner Eroberungen, zur Räumung Hollands verstehen, die freilich unter erneuten greulichen Plünderungen und Mordbrennereien ins Werk gesetzt wurde. Allein diese Schandthaten machten den französischen Namen nur um so verhaßter in Europa. Nachdem die Verbündeten das Kurfürstentum Köln erobert, trat (1674) auch Dänemark der großen Allianz bei. Das war um so erwünschter, als die allgemeine Mißstimmung des dänischen Volkes über das feige und selbstsüchtige Treiben der Aristokratie es dem Könige Friedrich III. ermöglicht hatte, dort die Vollgewalt der Krone wieder herzustellen. Der Kopenhagener Reichstag von 1660 machte aus dem Wahl- wieder ein Erbkönigtum und übertrug diesem die Summe der Gewalt. Die Umwandlung erwies sich für das zerrüttete und entkräftete dänische Reich um so segensreicher, als die nächsten Monarchen milde und einsichtig regierten und die Hilfsquellen des Staates auch für die äußere Aktion vorzüglich entwickelten.

Aber noch bei weitem wichtiger waren die Vorgänge in England. Gleichzeitig mit der Kriegserklärung gegen Holland hatte hier König Karl II. den

ersten Schritt zu der mit Frankreich verabredeten Katholisierung der englischen Regierung gethan: durch die sogenannte Indulgenzerklärung hatte er auf Grund des königlichen Begnadigungsrechtes alle den Katholiken gesetzlich auferlegten Beschränkungen abgeschafft. Diese Maßregel war aber den Engländern doppelt verhaßt, einmal weil dieselben von Unduldsamkeit gegen die Katholiken erfüllt waren, anderseits weil sie eine solche Ausdehnung der königlichen Prärogative für unkonstitutionell erklärten. Die ruhmlose Führung des Krieges gegen die Holländer, ein auch für die Privaten sehr empfindlicher teilweiser



Vauban, Marschall von Frankreich.
Nach dem Kupferstiche von Bertonnier; Originalgemälde von Hyacinthe Rigaud (1659—1743).

Staatsbankerott infolge der finanziellen Mißwirtschaft steigerte den Unwillen aller Bevölkerungsklassen. Das Parlament nötigte 1673 den König zur Rücknahme der Indulgenzerklärung und zur Bewilligung der „Testakte,“ die hundertfünfundfünfzig Jahre in Kraft geblieben ist mit ihrer Bestimmung, daß alle Personen, die irgend ein bürgerliches oder militärisches Amt bekleiden wollten, sich vorher eidlich auf das Bekenntnis der anglikanischen Kirche zu verpflichten hätten. Und endlich, im Februar 1674, mußte Karl sich dazu verstehen, mit den Generalstaaten zu Westminster Frieden zu schließen. Die Ziele des heimlichen und verbrecherischen Bündnisses Karls mit Ludwig XIV. waren auf allen Punkten verfehlt.

Immer einsamer wurde es um Ludwig XIV. In Deutschland hatten seine Gewaltthaten eine zornmütige nationale Begeisterung erzeugt, wie man sie seit Jahrhunderten nicht gesehen. Volk und Fürsten riefen um Rache gegen die kecken, anmaßenden Fremdlinge, die soeben noch die Pfalz greulich verheert hatten. Im Frühjahr 1674 fielen alle Rheinbundfürsten von Frankreich zu Österreich ab, wurde der Reichskrieg gegen jenes erklärt. Allein man muß doch sagen: die europäische Koalition, gebildet aus zahlreichen Staaten mit verschiedenen, oft entgegengesetzten Interessen, leistete gegen das mächtig in sich geeinte und von den ersten Ministern und Feldherren der Zeit geleitete Frankreich durchaus nicht, was man von ihr erwartet hatte. Auf französischer Seite eine scharfe, schneidige Organisation, stete Bereitschaft, Ausnutzen jedes Vorteils; auf der andern — mit Ausnahme des Brandenburgers — nur Selbstsucht, Zerfahrenheit und Schwäche. In sechs Wochen eroberte Vauban die Freigrafschaft. Am Rhein hatte Montecuccoli, durch Kränkungen und Hemmungen aller Art von Wien her beleidigt, sein Kommando an Bournonville übergeben, einen unterwürfigen und flachen Höflingsgeneral, der sich trotz überlegener Truppenzahl bei Sinsheim von Turenne schlagen ließ (Juni 1674). Des letztern Nebenbuhler, Ludwig von Condé, fügte in den Niederlanden, bei Seneffe, dem Prinzen von Oranien einen empfindlichen Nachteil zu. Als endlich Kurfürst Friedrich Wilhelm mit 20000 Mann zu Bournonville stieß und denselben zu einem Einfall in das Elsaß nötigte, benahmen sich die Kaiserlichen geradezu verräterisch; mehrere kaiserliche Minister standen mit Versailles in förmlicher Korrespondenz. Was half es, daß endlich den Hauptschuldigen, den Fürsten Lobkowitz, die Strafe ereilte, er vom Hofe verbannt und eines Teiles seines großen Vermögens beraubt wurde? Inzwischen war es Turenne gelungen (Anfang 1675), die Verbündeten aus dem Elsaß, nicht ohne große Verluste, wieder zu verdrängen. Dessen Bewohner, damals noch durch und durch deutsch, hatten die größte Freude über das Erscheinen der kaiserlichen Streitkräfte geäußert. Jetzt sahen sie sich der Rache der Franzosen überliefert, ja von den zuchtlosen verbündeten Truppen auf deren Rückzuge schändlich ausgeplündert. So verloren sich die deutschen Sympathien im Elsaß. Aber auch im Reiche wurde man des Krieges herzlich überdrüssig, da die eigenen Truppen, schlecht bezahlt und hungernd, anstatt den Feind zu bekämpfen, nur auf Aussaugung und Plünderung der heimischen Gebiete bedacht waren.[1] „O wie stehet es doch so sehr erbärmlich," rief Ernst von Hessen aus, „wenn man zu diesen und jenen Aufzügen, Cavalcaden, Comedien, Balletten, Schlittenfahrten, Feuerwerken, Musiken so viel tausend und abertausend Thaler anzuwenden sich nicht scheuet, ehrliche Offizirer und Soldaten aber nicht bezahlet sondern wie Bettler herumgehen lassen thuet."

Während so das Elsaß von neuem den Deutschen verloren ging, brach

1) Man sehe darüber zahlreiche Klagen von Fürsten und in Volksliedern in „Landgraf Ernst v. Hessen-Rheinfels," Deutsche Rundschau, Juli 1887, S. 56 ff.

in Sizilien ein Aufstand gegen die spanische Mißregierung aus; die Messiner riefen Frankreich zu Hilfe, das sich beeilte, ihnen eine Flotte mit zahlreichen Kriegsvorräten zuzusenden.

Ludwigs XIV. Waffen hatten alle Anschläge der Koalition vereitelt, Aber noch entscheidender wurden die Vorteile, die seine gewandte, rücksichtslose, mit Geldmitteln reichlich ausgerüstete Diplomatie davontrug. Sie verstand es, den Verbündeten gefährliche Feinde in deren Rücken zu erwecken.

Die Entdeckung der ungarischen Verschwörung im Jahre 1671 hatte man in Wien zur Ausführung des längst gehegten Planes auf Umsturz der ungarischen Verfassung, auf Herstellung des weltlichen und geistlichen Despotismus in diesem Lande auszunützen versucht. Vor keiner Grausamkeit, vor keiner Gewaltthat schreckte die kaiserliche Regierung dabei zurück. Ein Blutgericht unter dem General Heister bestrafte zahlreiche Anhänger der Verschwörung. 30000 Mann deutscher Truppen mußten die Ungarn bei sich unterhalten. Die Befugnisse der Krone wurden für unumschränkt erklärt, die Palatinswürde abgeschafft, ein Deutscher, Kaspar Ambringer, zum kaiserlichen Gubernator ernannt. Während diese Maßregeln bezweckten, Ungarn politisch zu unterwerfen, es in staatsrechtlicher Beziehung den Erbländern gleichzustellen, begann auch zugleich die religiöse Unterdrückung. Allerorten wurden die evangelischen Prediger vertrieben, die Kirchen den Protestanten entrissen und Jesuiten als Seelsorger eingeführt. Die evangelischen Geistlichen und Lehrer aus ganz Ungarn wurden als Teilnehmer der Verschwörung angeklagt, selbstverständlich nur, damit man willkürlich gegen sie verfahren könne. Sie wurden nur begnadigt, wenn sie einen Revers unterschrieben, der sie verpflichtete, keine gottesdienstliche Handlung mehr vorzunehmen. Neunundzwanzig Prediger, die sich dessen weigerten, wurden erbarmungslos auf die Galeeren geschickt.

Allein wenn Leopold und seine Minister derart die Widerstandskraft der Magyaren zu brechen gedachten, hatten sie ohne die Energie dieses thatkräftigen Volksstammes gerechnet. Ein gemäßigteres, allmählicheres Verfahren hätte vielleicht zum Ziele geführt; die rohe täppische Anwendung brutaler Gewalt rief überall Widerstand hervor. Zahlreiche Unzufriedene entflohen nach Siebenbürgen und begannen von hier aus mit Apafys Hilfe den Krieg gegen die kaiserlichen Truppen. An ihre Spitze trat Emmerich Tököly, ein zwanzigjähriger Edelmann voll Geist, Entschlossenheit und gründlicher politischer Bildung. Hier setzte nun Ludwig XIV. ein. Er sandte dem Tököly Geld und Offiziere zur Organisierung von dessen Streitkräften. Gleichzeitig verschaffte er ihm auch von Polen Unterstützung.

Hier hatte im Mai 1674 der französische Einfluß, durch beträchtliche Geldsummen unterstützt, dem Großfeldherrn Johann Sobieski die Krone zuerteilt[1]), einem kriegerischen Edelmanne, der wiederholt Siege über die Türken davongetragen hatte, zugleich aber durch seine französische Gemahlin und eine

1) Salvandy, Histoire du roi Jean Sobieski (5. Aufl. Paris 1855).

Pension an Frankreich gefesselt war. Er sandte auf Ludwigs Andringen zahlreiche polnische Reiterscharen den ungarischen Aufständischen und den mit diesen verbündeten Siebenbürgern zu Hilfe.

Und wie die Sizilier gegen Spanien und die Ungarn gegen den Kaiser, so ließ Ludwig die Schweden gegen den Kurfürsten von Brandenburg losbrechen. Seine Bestechungen und Subsidien brachten es dahin, daß in den letzten Wochen des Jahres 1674 Feldmarschall Wrangel mit 15 000 Schweden in die von Truppen entblößte Kurmark einrückte, die er mit Plünderungen und Brandschatzungen greulich plagte.[1]) Von allen seinen Verbündeten vertragswidrig im Stiche gelassen, mußte sich der Große Kurfürst entschließen, den Rhein aufzugeben und zur Rettung seiner Lande zu eilen. Er handelte mit gewohnter Thatkraft. Es galt, die Schweden — jetzt 20 000 Mann — in ihren weit verstreuten Quartieren zu überraschen. In rapidem Marsche, auf dem nur die Reiterei und 1200 Infanteristen folgen konnten, fiel er auf die Gegner, sprengte ihre Stellung bei Rathenow in zwei Heereskörper auseinander und warf sich auf den größeren derselben bei Fehrbellin (28. Juni 1675). Obwohl er nur die Hälfte so stark war, wie die Feinde, besiegte er dieselben durch geschickten und energischen Angriff vollständig und rieb sie in eifriger Verfolgung bis an die Seeküste fast völlig auf.

Die den Schweden, diesen für unbezwinglich gehaltenen Soldaten, durch ein Häuflein Brandenburger zugefügte Niederlage brachte einen unermeßlichen Eindruck hervor. Das deutsche Nationalgefühl entzündete sich an dieser Ruhmesthat, und auf einmal erhob sich halb Norddeutschland gegen die Schweden, denen der größte Teil ihrer dortigen Besitzungen abgenommen wurde.

Allein was schadete das Ludwig XIV.? Er war durch alle diese Diversionen vor dem Schicksale bewahrt worden, von den überlegenen Kräften der Koalition erdrückt zu werden. Vielmehr machten die Franzosen 1675 in den spanischen Niederlanden neue Fortschritte. Dagegen verteidigte der greise Montecuccoli erfolgreich den Oberrhein, und als (27. Juli 1675) eine Kanonenkugel bei Saßbach dem glorreichen Leben seines großen Gegners Turenne ein Ende gemacht hatte, konnten die Kaiserlichen noch einmal in das Elsaß eindringen. Zugleich schlug Karl IV. von Lothringen den Marschall Créqui bei der Konzer Brücke über die Saar und eroberte Trier zurück.

So schloß das Jahr 1675 im ganzen mit einer Niederlage Frankreichs. Der große kombinierte französisch-schwedische Angriff auf Deutschland war abgeschlagen, Kaiserliche und Brandenburger vielmehr allerorten auf der Offensive begriffen. Doch diese erlahmte bald, da Schweden, Ungarn und Polen die besten Streitkräfte der deutschen Mächte beschäftigten. Ludwig dagegen ernannte acht neue Marschälle, preßte den murrenden Unterthanen neue Steuern ab, um neue Regimenter zu errichten, neue furchtbare Geschütze zur Eroberung der

---

1) H. v. Gansauge, Der Krieg in der Mark Brandenburg i. J. 1675 (Berlin 1834). — von Witzleben u. Dr. Hassel, Fehrbellin (Berlin 1875).



Admiral de Ruyter.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Romeijn de Hooghe (1638—1708).

belgischen Festungen herzustellen. Die französische Flotte, unter dem Hugenotten du Quesne, zeigte sich der holländischen in den sizilischen Gewässern überlegen: zweimal wurde de Ruyter besiegt, bis ihm bei Catania ein Kartätschenschuß beide Beine zerschmetterte; acht Tage darauf ist der niederländische Seeheld verschieden (April 1676). Ludwig selber, von Vauban begleitet, nahm eine ganze Reihe belgischer Städte, hielt sich aber von jeder Schlacht mit einer Vorsicht zurück, die dem „großen Könige" reichlichen Spott einbrachte. Immerhin waren die Holländer, welche ja für ihr eigenes Gebiet nichts mehr zu fürchten hatten, über die ruhmlose Art, in der Wilhelm von Oranien den Krieg in den Niederlanden führte, sehr aufgebracht. Die so tief gedemütigte aristokratische Partei erhob von neuem ihr Haupt. In den egoistischen Seelen überwog die Sehnsucht nach Ruhe, nach dem friedlichen Wiederaufleben des Handels, nach dem Aufhören der Kriegslasten das höhere staatliche Interesse und die den Bundesgenossen gelobte Treue. Im Herbst 1676 wurde zu Nymwegen der Friedenskongreß eröffnet.

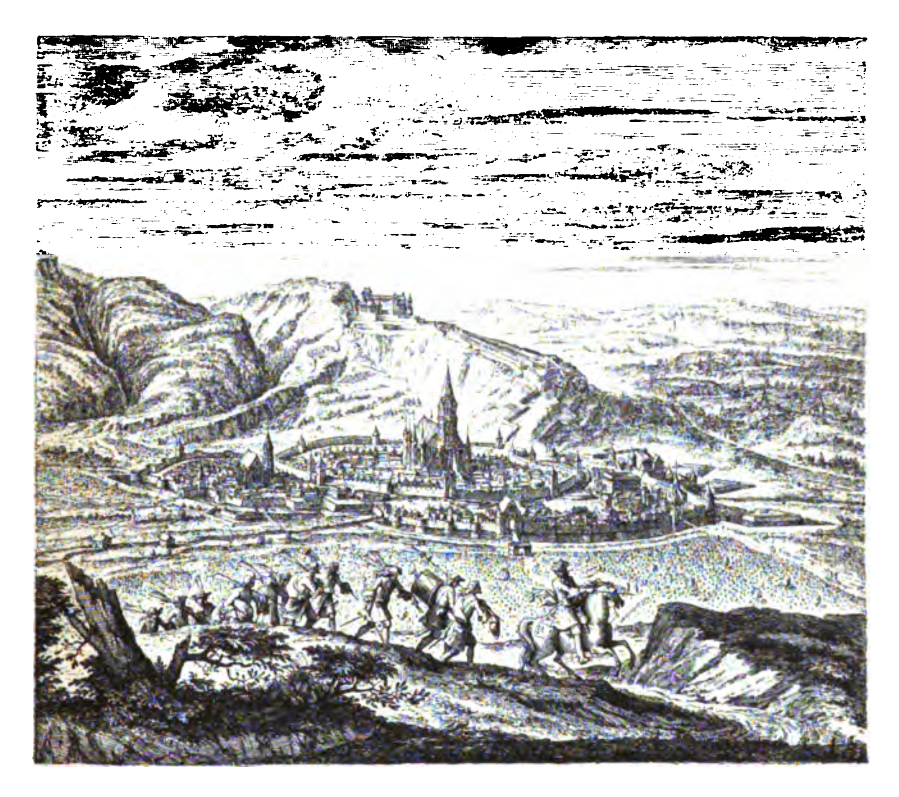
Freilich waren einstweilen die Ansprüche der Koalition noch ziemlich bedeutend. Um sie herabzustimmen, ließen Ludwig und Louvois, den damaligen Kriegsgewohnheiten ganz zuwider, noch im Winter ein starkes französisches Heer im Felde erscheinen, Valenciennes, Cambrai, St. Omer wegnehmen. Als Wilhelm von Oranien endlich zum Entsatze St. Omers herbeieilte, wurde er von dem Marschall von Luxemburg bei Cassel in Flandern (11. April 1677) völlig geschlagen. Im Herbst eroberten dann die Franzosen am Oberrhein den Breisgau mit dessen Hauptstadt Freiburg.

Nach solchen Niederlagen hätten die Holländer sicher den Frieden geschlossen, wenn nicht zwei Umstände sie daran verhindert hätten: die Hartnäckigkeit des Prinzen von Oranien und ihre eigene kaufmännische Habsucht.

Wilhelm Heinrich von Oranien hatte als Waise, unter der harten Aufsicht seiner aristokratischen Gegner, eine traurige Jugend verlebt. Zarter Gesundheit, wurde er unter diesen trüben Eindrücken doppelt ernst, in sich gekehrt, ja mürrisch. Aber er machte dabei auch eine treffliche Schule diplomatischer Kunst durch, der Fähigkeit, weit ausschauende Pläne sorgsam zu verbergen, um doch mit aller Kraft an ihrer allmählichen Ausführung zu arbeiten. Die Freuden der Jugend, Wissenschaft und Kunst vernachlässigte er, nur den öffentlichen Dingen galt von früh an sein Interesse. Wenn er auch selbstverständlich den eigenen Vorteil nie außer Auge ließ, ordnete er denselben doch einem größern und allgemeinern Ziele unter: der Vernichtung der französischen Tyrannei über Europa. Dadurch hat er sich um den ganzen Erdteil unsterbliches Verdienst erworben. Persönlich unliebenswürdig, auf dem Schlachtfelde meist unglücklich, kränklich, verdrießlich und kalt; aber klar sich seiner Ziele bewußt, unerschütterlich, niemals verzweifelnd, bereit seine Person jederzeit der großen Sache zu opfern: ist Wilhelm III. von Oranien, wenn auch keine anziehende, so doch eine bewundernswerte und in ihrer Art großartige Erscheinung. Jetzt kam es ihm zu statten, daß Ludwig den Holländern die

geforderten Handelsvorteile nicht einräumen wollte und damit deren Friedenssehnsucht beträchtlich herabminderte.

Ein neuer Bundesgenosse von hervorragender Bedeutung schien den Alliierten zu erwachsen, indem Karl II. Miene machte, endlich dem Drängen seines Volkes, den Vorstellungen seines Neffen von Oranien, dem unzweifelhaften Interesse seines Staates zu entsprechen und zu jenen überzutreten. Es



Französische Streifschar vor Freiburg i. Br.
Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Sébastien Le Clerc (1637—1714).

handelte sich um eine Angelegenheit von größter Wichtigkeit. Karl II. hatte nämlich keine legitimen Kinder, sein Thronerbe war sein Bruder, Herzog Jakob von York. Dieser wiederum hatte nur zwei Töchter, die übrigens, auch nach dem Übertritte ihres Vaters zum Katholizismus, eifrige Protestantinnen geblieben waren. Nach dem Tode Yorks mußte die älteste von ihnen, Maria, Beherrscherin Englands werden. Deshalb war deren Vermählung eine Sache von europäischer Bedeutung. Ludwig XIV. hätte sie gern mit seinem Dauphin verheiratet — allein das würde die öffentliche Meinung in England nie

zugegeben haben. Karl wollte dieser nicht allzu sehr trotzen: gegen den Willen seines Bruders ließ er seinen Vetter Oranien nach London kommen und vermählte ihm Maria (November 1677). Zwischen beiden Fürsten trat eine wachsende Vertraulichkeit ein, und sie einigten sich über, freilich sehr vorteilhafte, Friedensbedingungen, die sie Frankreich vorschlugen. Als Ludwig dieselben hochmütig zurückwies, loderte der Unwille in England so lebhaft auf, daß Karl das Parlament einberufen, diesem Forderungen zur Verstärkung des Heeres stellen mußte. „Es handelt sich um die Krone," erwiderten er und York entschuldigend den Vorwürfen des französischen Gesandten. Die Anhänger der Koalition triumphierten, trat noch England ihr bei, so schien ihr Sieg gewiß.

Und doch war Frankreichs Stellung nie vorteilhafter gewesen. Auf allen Seiten ging die goldene Saat auf, die seine Diplomatie mit reichen Mitteln ausgestreut hatte.

Sobieski hatte lieber einen opfervollen Frieden mit der Türkei geschlossen, um nur auf seines französischen Soldherrn Geheiß mit vollem Nachdruck den ungarischen Empörern Hilfe bringen zu können. Die jagten darauf die Kaiserlichen aus ganz Oberungarn, bedrohten Wien selbst: man mußte fast sämtliche kaiserliche Truppen vom Rhein nach dem Osten ziehen. Zum Zeichen des engen Bündnisses zwischen Ungarn und Frankreich zeigten die Münzen Tökölys auf dem Rande die Umschrift: Ludovicus XIV. Galliae Rex Defensor Hungariae. Was half es der Koalition, daß inzwischen die Schweden von der vereinten holländisch-dänischen Flotte unter dem jüngeren van Tromp und Juel bei Öland völlig geschlagen, von Kurfürst Friedrich Wilhelm ganz Vorpommerns beraubt wurden? Auf Frankreichs Beistand vertrauend, setzten sie den Kampf dennoch fort. Im Reiche selbst bewog Ludwig durch Geld und das Versprechen der Vermählung einer bayrischen Prinzessin mit dem Dauphin den Kurfürsten von Bayern zur Neutralitätserklärung.

Und ebenso überlegen wie Frankreichs Diplomatie zeigten sich seine Waffen. Mitte März 1678 nahmen sie Gent, Ypern, bedrohten sie Brüssel. Das alles wurde von Louvois mit musterhafter Geschicklichkeit und feinster Berechnung ins Werk gesetzt. An Marschfähigkeit und Vollkommenheit der Organisation, an Vorzüglichkeit der Artillerie und des Geniekorps kam keine andere Armee der französischen gleich. 300 000 Mann hatte Ludwig damals im Felde; so mochte er freilich halb Europa Widerstand leisten.

Die Hauptsache war jedoch, daß Karl von England trotz allen Polterns und Drohens gar nicht daran dachte, sich durch einen Krieg von seinem Parlamente und von einem protestantisch gesinnten Heere abhängig zu machen. Er wandte sich lieber an Ludwig XIV.: wenn dieser ihm auf drei Jahre sechs Millionen Livres jährlicher Subsidien zusichere, werde er die Verbündeten zur Annahme billiger Friedensbedingungen nötigen und die fernere Einberufung des Parlamentes unterlassen. Dieses ehrlose und verräterische

Anerbieten Karls wurde von Ludwig mit kaum minder verwerflicher List ausgebeutet und bestraft: er beschloß den englischen König hinzuhalten, ihm aber nichts zu zahlen und bei dem geringsten Zeichen von Feindseligkeit den wichtigen Brief, den er in Händen hatte, zu veröffentlichen und dadurch England derart in innere Verwirrung zu stürzen, daß es nach außen völlig brach gelegt sei. Man muß sagen, die Stuarts haben ihr Schicksal reichlich verdient; denn niemals ist es früher oder später geschehen, daß ein Monarch ehrlos genug war, für schnödes Geld gegen sein eigenes Volk mit dessen entschiedenstem Gegner zu konspirieren.

Und gleichzeitig setzte sich die aristokratische Partei in Holland mit Ludwig in Verbindung. Die öffentliche Meinung war ihr günstig geworden, da dieselbe fürchtete, aus der englischen Heirat des Oraniers möge dessen Gewaltherrschaft in den Niederlanden hervorgehen. Nur schleuniger Friede, Abdankung des Heeres schienen der drohenden Tyrannis des Oraniers einen Damm vorziehen zu können. Dabei kam gerade den Holländern Ludwig mit feinster Berechnung entgegen: das Ultimatum, das er im Frühjahr 1678 zu Nymwegen stellte, war für sie sehr vorteilhaft, während darin den anderen Mächten die schärfsten Bedingungen zugemutet wurden. Den vereinigten Provinzen aber sollte Mastricht zurückgegeben und der für sie überaus günstige Handelsvertrag von 1662 erneuert werden. Während Karl II. öffentlich seine Kriegslust beteuerte und auf die Unzuverlässigkeit der Generalstaaten schalt, ließ er diese heimlich wissen, er habe sich längst mit dem Könige von Frankreich verständigt. Das gab den Ausschlag. Am 10. August 1678 unterzeichneten zu Nymwegen die holländischen Bevollmächtigten mit den französischen den Frieden auf Grund jenes Ultimatums. Der offizielle Bevollmächtigte Englands, Sir William Temple, der von seinem Könige nicht in das Geheimnis gezogen war, verweigerte seine Mitunterschrift. Karl II. durfte nun laut auf die Untreue und den Wankelmut der Holländer schelten.

In der That wurden gegen dieselben von allen Seiten die lebhaftesten Vorwürfe erhoben. Um ihretwillen hatte Europa zu den Waffen gegriffen, es hatte sie gerettet, und nun ließen sie ihre opferwilligen Verbündeten schmählich im Stiche. Von den beiden Staaten, die sich zuerst für sie am Kampfe beteiligt hatten, sollte Brandenburg all die glorreich gewonnenen schwedischen Eroberungen wieder herausgeben, Spanien gar die ganze Freigrafschaft und die letzten südbelgischen Festungen — darunter Ypern, Valenciennes, Cambrai — an Frankreich abtreten. Das letztere behielt auch Lothringen. Es war ein ehrloser und selbstischer Bruch aller moralischen und vertragsmäßigen Verpflichtungen seitens der Holländer. Auch Wilhelm III. war voll Zorn: noch im letzten Augenblicke suchte er den Abschluß des Friedens zu verhindern, indem er den Marschall Luxemburg in der Abtei St. Denis bei Mons angriff; die Schlacht blieb indes unentschieden.

Am schwersten wurde durch den Nymweger Frieden die spanische Monarchie betroffen. Allein an Talent, Menschenzahl und finanzieller Kraft völlig

bankrott, war sie unfähig, den Kampf weiter zu führen. Die Unzufriedenheit mit der Regierung der Königin-Mutter Maria Anna war allgemein in Spanien. Schließlich stellte man den jungen König Karl II. selbst an die Spitze einer Palastrevolte, welche die Regentin zwang, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Die Regierung übernahm seitdem des Monarchen natürlicher Bruder Don Juan d'Austria, der freilich mit seinem glänzenden Namensvorgänger aus dem 16. Jahrhundert wenig Ähnlichkeit besaß. Da Maria Anna ihrer österreichischen Heimat treu ergeben gewesen war, schloß Don Juan sich selbstverständlich Frankreich an, mit dem er im September 1678 gleichfalls Frieden machte.

Englands König sah sich plötzlich in allen seinen glänzenden Hoffnungen von Frankreich, das ihn nicht mehr brauchte, getäuscht. Die Generalstaaten verfehlten nicht, zu ihrer eigenen Entschuldigung so viel, wie sie nur selber wußten und ahnten, von Karls zweideutigem Verfahren aufzudecken. Die Hinterlist und Ehrlosigkeit dieses betrogenen Betrügers begann sich in furchtbarer Weise wider ihn zu kehren.

So harrten nur noch der Kaiser, die deutschen Reichsfürsten und Dänemark im Kampfe gegen die Franzosen aus. Kaiser Leopold hatte jedoch nicht viel Lust, den Krieg gegen Ungarn und Franzosen zugleich fortzusetzen. Freilich, als ihn der Kurfürst von Brandenburg, der inzwischen auch die Insel Rügen in ruhmvollem Kampfe den Schweden abgenommen hatte, zur Beständigkeit ermahnte und versprach, seine nordischen Alliierten würden Österreich mit voller Kraft beistehen, gab Leopold die schönsten Verheißungen. Allein es war ihm nicht unangenehm, daß gerade in dieser entscheidenden Zeit der Kurfürst im eigenen Lande bedrängt und damit der Vorwand gegeben wurde, auf jedes Zusammenwirken mit ihm zu verzichten, ihn aufzuopfern.

Johann Sobieski von Polen hatte die Schweden ermuntert, von Livland aus einen Einfall in Preußen zu thun und ihnen gestattet, zu diesem Behufe Werbungen in Polen anzustellen. So wurde der schwedische Feldmarschall Horn in den Stand gesetzt, in der Mitte des Novembers 1678 unvermuteterweise mit 16 000 Mann die Grenze des gänzlich wehrlosen Herzogtums zu überschreiten. Kurfürst Friedrich Wilhelm aber erkannte wohl, wie bedenklich gerade in den damaligen entscheidungsvollen Wochen das Verweilen eines schwedischen Heeres auf brandenburgisch-preußischem Boden sei; und mit der ihm eigenen blitzähnlichen Energie suchte er diesem Stande der Dinge ein Ende zu machen. Mit 10 000 Mann rückte er schon im Januar 1679 eiligst von den Marken und Pommern nach Preußen. Sobald die Schweden vernahmen, daß der Sieger von Rathenow, Fehrbellin und Rügen nahe, begaben sie sich auf den Rückzug, wurden aber so kräftig verfolgt, daß derselbe sich bald in Flucht verwandelte. Die Kälte des Winters, die Feindschaft der von den Schweden mißhandelten Bauern trugen dazu bei, das Heer jener binnen kurzem bis auf die Hälfte zu vermindern. Die brandenburgische Infanterie folgte der vorangeeilten Reiterei auf Schlitten, mit der sie über die fest-

gefrorenen Flächen des Frischen und Kurischen Haffs fuhr. Endlich hatte man die Feinde eingeholt, von denen eine große Menge in wiederholten Gefechten niedergehauen oder gefangen wurde. Nur 1500 Kampffähige brachte Horn über die livische Grenze zurück.

Aber während der Kurfürst in diesem ruhmreichen zwölfwöchentlichen Feldzuge seine Überlegenheit über die Schweden noch einmal auf das kräftigste bethätigte, hatte die allgemeine politische Lage sich immer mehr zu seinem Nachteile verändert. Wirklich hatte Leopold I. zu Nymwegen im Februar 1679 gleichfalls seinen Frieden mit den Franzosen geschlossen. Und welchen Frieden! Derselbe beließ Freiburg im Breisgau dem allerchristlichsten Könige, verfügte die vollständige Rückgabe aller früheren Besitzungen an Schweden und stellte sogar den Franzosen eine Straße durch das Reich frei, um die nordischen Alliierten mit den Waffen zur Unterwerfung zu zwingen. Der Kaiser hatte erwogen, daß Brandenburg gar nicht Vorpommern erhalten dürfe; denn habe es Schweden nicht mehr zu fürchten, so werde es auch die Freundschaft Österreichs nicht mehr suchen. Darauf rückten die Franzosen in das brandenburgische Rheingebiet, das Herzogtum Kleve, ein. Vergebens suchte Friedrich Wilhelm durch alle Künste einer listigen Diplomatie wenigstens Stettin zu retten: Ludwig XIV. bestand mit einer ihn ehrenden Festigkeit auf volle Wiederherstellung seines schwedischen Bundesgenossen und ließ endlich den Marschall Créqui mit einem überlegenen Heere bis an die Weser vorgehen. Keine Hand rührte sich für Brandenburg, das fruchtlos die Holländer und den Kaiser um die ihm vertragsmäßig geschuldete Hilfe anging. So mußte der Kurfürst nachgeben; schweren Herzens opferte er das durch vierjährige Kämpfe ruhmvoll Erstrittene. Im Frieden von St. Germain-en-Laye (29. Juni 1679) erstattete er Schweden ganz Vorpommern zurück, mit Ausnahme des schmalen Landstriches am rechten Oderufer. Wehmütig und zornig zugleich soll Friedrich Wilhelm ausgerufen haben: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! Das wäre nicht gegen den loyalen Feind, sondern gegen die falschen Alliierten, und zumal gegen den Kaiser gerichtet gewesen. Treffend war es jedenfalls, wenn er hinzufügte: nicht Frankreich, sondern die Treulosigkeit seiner Verbündeten zwinge ihn zu diesem Frieden.

Nicht besser erging es, im Vertrage zu Fontainebleau (September 1679), dem Könige von Dänemark.

So hatte Ludwig XIV. Europa genöthigt, seinen Bedingungen sich zu unterwerfen; dem ganzen gegen ihn verbündeten Erdteil hatte er sich überlegen gezeigt. Freilich war dieser Triumph mit dem Ruin der arbeitenden Klassen seines Reiches erkauft; freilich war er weniger den französischen Waffen als den geschickten diplomatischen Umtrieben und Bestechungen zu danken gewesen — aber das Ergebnis war doch dasselbe. Ludwig hatte den Zweck nicht erreicht, den er sich beim Beginne des großen Kampfes gestellt: die Demütigung Hollands auf alle Zeiten. Indes was er erlangt hatte, war fast noch mehr; zu dem materiellen Erwerbe eines weiteren wichtigen Stückes von

Belgien sowie der Freigrafschaft, die sein Gebiet trefflich abrundete, das Bewußtsein der Überlegenheit auch der Gesamtheit der anderen Staaten gegenüber und damit das Bewußtsein der eigenen Allmacht. Damals zeigte eine nur allzu charakteristische Karikatur eine Hand, die sich aus einer Wolke hervorstreckte und an jedem Finger eine als Fürsten gekleidete Marionette tanzen ließ:[1]) sie bezeichnete in der That die Stellung, die Ludwig errungen hatte. Er meinte, seine Universalherrschaft — seine „Monarchie“ sagte man damals — dem unwilligen Erdteil auferlegt zu haben. Seit Karl dem Großen hatte es nicht seinesgleichen gegeben.

1) Champfleury, Histoire de la caricature, S. 228.

Viertes Kapitel.

Ludwig XIV., sein Reich und sein Volk.[1])

Der strahlende Mittelpunkt ganz Europas war seit dem Frieden von Nymwegen Ludwig XIV. von Frankreich: auch die äußere Erscheinung des damals einundvierzigjährigen Monarchen schien dieser alles überragenden Stellung nicht unebenbürtig. Er war von hoher heldenhafter Statur und ebenmäßigem Körperbau. Die Gesundheit und Kraft seiner leiblichen Entwickelung diente seinem majestätischen Auftreten, das, mit Anmut jeder Bewegung vereint, ihn als schon von der Natur zum Königtum bestimmt erscheinen ließ. Im bequemen Hauskleide war er nicht weniger imposant, als im Glanze der Feste oder an der Spitze seiner Truppen. Die ausdauernde Kraft seines Wesens, freilich von ihm sorgfältig gepflegt, setzte alle in Erstaunen; weder Ermüdung noch Krankheit kannte er. Im Jahre 1675 führte er die majestätische Lockenperücke ein, die von Versailles aus die höheren Klassen ganz Europas eroberte. Seine Miene war stets ernst, aber nicht unfreundlich, sein Benehmen war gnädig und verbindlich, so daß die Wohlthaten, die er erteilte, dadurch doppelten Wert erhielten. Aufregung und Leidenschaft zu zeigen, hielt er für durchaus unangemessen, Selbstbeherrschung und unerschütterliches Gleichmaß für die höchsten Tugenden des Königs. Ungetrübt wie die Gottheit, sollte der Monarch sich über das Irdische erheben. Niemand erinnerte sich, seine schönen kalten Züge von Grimm oder Kummer entstellt gesehen zu haben. Todesfälle unter seinen nächsten Dienern, in seiner eigenen Familie brachten wenigstens äußerlich bei ihm ebensowenig Veränderung hervor wie unvermutetes Glück. Wenn sein Beispiel zur Sittenlosigkeit ermunterte, so wachte er doch mit der größten Strenge darüber, daß sein Hof das äußere Gepräge des Ziemlichen und Ehrbaren trug. Seine

---

1) Man vergleiche hierzu die berühmten Memoiren des Herzogs von St. Simon (beste Textausgabe von Chéruel und Regnier, Paris 1873, 20 Bde.; vorzügliche Ausgabe mit zahlreichen Anmerkungen und Exkursen von Boislille, noch unvollendet, Paris 1879 ff.). — Ergänzung: St. Simon, Le Parallèle entre les trois premiers rois de la maison de Bourbon (Paris, Hachette, 1881). — Dazu: Arm. Baschet, Le duc de St. Simon, son cabinet et l'historique de ses manuscrits (Paris 1874), sowie A. Chéruel, St. Simon, considéré comme historien de Louis XIV. (Paris 1865). — Ferner die Denkwürdigkeiten des Marquis de Dangeau (Paris 1854 ff. 19 Bde.), des Marquis de Sourches, éd. Cosnac u. Pontal (Paris 1882 ff.) 2c. Vgl. Arnold, St. Simon u. Dangeau; Hist. Zeitschr. N. F. XX. 219 ff.

Galanterie gegen die Damen war eine hoheitsvolle, nie fiel etwas Unpassendes vor. Niemals ging er auch nur vor einer Kammerfrau vorüber, ohne den Hut zu lüften; redete er aber mit Damen, so geschah es stets unbedeckten Hauptes.

Beharrlich in Zuneigung und Widerwillen, ließ er seinen Dienern kleine Verschuldungen gern durchgehen, war aber in der Bestrafung großer, und zumal solcher, die gegen seine Autorität oder Würde verstießen, unerbittlich. Mit Schmeicheleien konnte man ihm niemals zu viel bieten. Jede seiner Bewegungen, jedes seiner Worte war berechnet und doch von angeborener Anmut. Sein ganzes Leben war ein Theaterspielen, allein mit solcher Kunst, daß nur die Scharfsichtigsten es bemerkten. Das erhabene, höchst selbstbewußte Königtum war mit einer Etikette umgeben, die einem der Gottheit geweihten Kultus nicht unähnlich war. Damit sollte der Herrscher weit und unvergleichlich über alle Klassen der Nation erhöht werden. Ludwig XIV. wollte nicht mehr, wie sein Großvater, „der erste Edelmann seines Reiches" sein, sondern eine über die höchsten Spitzen der Aristokratie sich unnahbar erhebende Persönlichkeit. Die Zahl der Hofchargen, der von den Großen dem Könige persönlich zu leistenden Dienste wurde beträchtlich vermehrt: die Hofbeamten jeder Art machten ein ganzes Volk aus, 3000 Menschen.[1]) So lebte der Hochadel in müßiger vergoldeter Knechtschaft, während die eigentlichen ernsthaften Geschäfte von Plebejern geführt wurden. Es war das größte Vorrecht der vornehmen Herren, bei der Morgentoilette des Königs zugegen sein, ihm das Hemd, das Waschwasser, das Morgenkleid reichen zu dürfen. Bei der Messe, der er jeden Morgen mit dem ganzen Hofe beiwohnte, wandte letzterer in lästerlicher Weise dem Altare den Rücken, dem Könige das Gesicht zu. An seinem Tische speiste er allein, höchstens seine Gemahlin durfte neben ihm sitzen — sein Bruder reichte ihm von Zeit zu Zeit die Serviette. Bei dem Niederlegen des Monarchen waren wieder die Vornehmen und Günstlinge zugegen und beschäftigt. So war der Beherrscher der Welt vom Erwachen bis zum Einschlafen mit Anbetung und Dienstbarkeit von seiten der erlauchtesten und berühmtesten Personen Frankreichs umgeben. Ihr aller Leben schien nur um den einzigen sich zu drehen, nur in den Strahlen zu existieren, die von diesem ausgingen. Es lag in solchem Byzantinismus viele politische Berechnung. Konnte Unabhängigkeitsgefühl, konnte ein selbständiger Sinn Personen verbleiben, die sich um die Ehre stritten, dem Könige die Schüssel zu reichen oder ihm den Rock aufzuknöpfen? „Ihr müßt überzeugt sein," schreibt Ludwig XIV. selber seinem Sohne vor, „daß die Könige unumschränkte Herren sind und von Natur den vollen und freien Besitz aller Güter haben, die den Geistlichen wie den Laien gehören. Sie sind geboren, um alles zu besitzen und allen zu befehlen. Der Wille Gottes ist, daß jeder, der als Unterthan geboren ist, ohne eigenes Urteil gehorche."

Dieses Dasein als unbedingter Herr über so viele Millionen erschien

1) Monteil VII. 341.



Ludwig XIV.

Nach dem Stiche von Pierre Drevet, 1697—1739; Originalgemälde von Hyacinthe Rigaud (1659—1743).

freilich Ludwig derart wünschenswert, daß er sich mit den kleinlichsten Sicherheitsmaßregeln umgab. Der Gottähnliche hatte eine kindische Furcht vor dem Tode; bekannt ist, daß er deshalb St. Germain mit Versailles vertauscht haben soll, weil man von jenem Schlosse aus die Türme der Kathedrale von St. Denis, der Grabkirche der französischen Könige, stets vor Augen hatte. Allein er nahm doch das Leben nicht so leicht: unausgesetzt arbeitete er in seinem Berufe. Das Regieren als solches bereitete ihm Genuß, so daß er auch das scheinbar trockenste Detail nicht vernachlässigte. Er las aufmerksam jede Depesche seiner zahlreichen Diplomaten.[1] Dabei war er fest davon überzeugt, als König unmittelbare göttliche Erleuchtung zu empfangen. Seine Beichtväter, seine Bischöfe bestärkten ihn in solcher Ansicht. Die Fülle von Einzelheiten wurde ihm von seinen Ministern mit Freuden vorgelegt, um ihn im großen von sich abhängig zu machen. Sie mußten es nur geschickt anfangen, jeden Entschluß von weitem so vorbereiten, daß er ihn am Ende für den seinigen hielt, im kleinen offenbare Fehler machen, damit er die Freude habe, sie zu verbessern, jedes Verdienst des Erfolges ihm zuschreiben. Doch wenn Ludwig im Grunde zu wenig Genie besaß, um nicht der Leitung seiner Umgebung zu verfallen, hatte er doch genug gesundes Urteil, um zu erkennen, ob er gut oder übel, seinen Zielen entsprechend oder nicht bedient sei. Die Minister mußten stets auf der Hut sein, nicht nachlassen und nicht ermatten. Dieses ganze System, mit der unermüdlichen Thätigkeit und Aufsicht der Zentralregierung, mit der Unbeugsamkeit in den einmal gefaßten Beschlüssen, verstärkt und geheiligt durch den konstanten Willen und die unbegrenzte Strafgewalt des Monarchen, bildete ein so künstliches und unzerreißbares Netz über das ganze Reich, daß kein Unterthan sich gegen dessen drückende Maschen zu sträuben, kein Fremder der Bewunderung sich zu entschlagen vermochte. Dem Wortlaut nach hat Ludwig das berüchtigte „Der Staat bin ich“ nicht geäußert; aber in Wahrheit war das seine Gesinnung. Man durfte nie vom Staate sprechen, stets nur vom „Dienste des Königs, dem Interesse des Königs, der Ehre des Königs.“ Zwanzig Millionen Franzosen waren nur die Nullen hinter der ungeheuren Eins des Monarchen. Auf die unverschämtesten und lästerlichsten Schmeicheleien pflegte Ludwig mit herablassender, würdevoller Gnade zu antworten, wie jemand, dem solches von Rechts und Natur wegen zukommt. Er sang wohl selbst die Operncouplets, die zu seiner Verherrlichung gedichtet und komponiert waren.

Seine Gemahlin Marie Therese, eine sanfte fromme Frau, mehr den himmlischen als den irdischen Dingen zugethan, ward von Ludwig stets mit achtungs-

---

1) Geffroy im Recueil des instructions données aux ambassadeurs et ministres de France, depuis les traités de Westphalie jusqu' à la Révolution française, par la Commission des archives, Bd. II. (Suède, Paris 1885), Introduction, S. XXf. — Zu einseitig ungünstig beurteilt Ludwigs Thätigkeit O. Radke in seiner sonst guten Zusammenstellung: Verwaltungsgeschichte Frankreichs unter Ludwig XIV. (Königsb. Inaug. Diss. 1883).

voller Ehrerbietung behandelt; dafür mischte sie sich weder in die öffentlichen Angelegenheiten noch in die zahllosen Liebeshändel ihres Gatten.[1]) In der ersten Zeit von dessen Regierung war seine erklärte Maitresse Luise von La Vallière, eine sanfte, schlanke, blonde Dame, dem Könige mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit ergeben und doch stets von Reue über ihren Fehltritt geplagt. In so düsterer, verzweifelter Stimmung vermochte sie um so weniger dem Wettbewerb der üppig schönen, geistvollen und unternehmenden Madame von Montespan zu widerstehen, als diese keck und geschickt auf Eroberung des Königs ausging. Mit Kränkungen überhäuft, trat Luise 1674 in ein Karmeliterinnenkloster, in dem sie noch sechsunddreißig Jahre strenger Buße lebte. Die Montespan triumphierte; und als ihr Gemahl sich dem doppelt ehebrecherischen Verhältnisse widersetzen wollte, mußte er fliehen, um nicht in die Bastille eingeschlossen zu werden. Dagegen wurde der Herzog von Montlausier, der bei dieser Gelegenheit den Kuppler gespielt hatte, zum Erzieher des Dauphins ernannt. So schamlos schlug Ludwig XIV. in seinem unbegrenzten Egoismus der Moral, der Zukunft seines Sohnes und der seiner Gemahlin geschuldeten Achtung zugleich ins Gesicht! Auch Colbert erniedrigte sich dazu, dem Herrscher bei dessen Gelüsten die verächtlichsten Dienste zu leisten. Doch muß man anerkennen, daß Ludwig den Grundsatz, den er für seinen Sohn niederschrieb, wirklich bethätigte: bei Liebschaften eines Königs dürfe nur das Herz und nicht der Geist beteiligt sein. Auf den Gang der Staatsangelegenheiten übte die Montespan keinerlei Einfluß. Sie begnügte sich damit, öffentlich als Favoritin des Monarchen anerkannt zu sein und als solche mit blendender und frecher Pracht aufzutreten.

Und wie Gemahlin und Maitressen, so gingen an diesem Hofe auch eheliche und illegitime Kinder nebeneinander, als ob es nicht anders hätte sein können. Der Dauphin Ludwig, 1661 geboren, wurde in vollständiger Abgeschiedenheit und mit drückender Strenge und Härte mehr zum Gelehrten als zum Staatsmann und Feldherrn erzogen. Jeder Schwung, jede Selbständigkeit wurde in dem Jünglinge wie absichtlich vernichtet. Es war klar, daß der König, auf Kosten von Frankreichs Zukunft, in der Gegenwart ohne Nebenbuhler, ohne Furcht vor der aufgehenden Sonne verbleiben wollte. Der Dauphin wurde mit Maria Anna Viktoria vermählt, der geistvollen und graziösen Tochter des Kurfürsten von Bayern, den Ludwig XIV. dadurch unauflöslich an Frankreich zu fesseln hoffte. Dieser Ehe entsprossen dann zwei Söhne, die Herzoge von Burgund und Anjou.

Bei weitem mehr Neigung, als dem Dauphin und dessen Söhnen, zeigte der König seinen unehelichen Kindern, die er sämtlich nach kürzerer oder längerer Zeit anerkannte. Er war häufig in ihrer Gesellschaft und bereitete ihnen allen eine glänzende Stellung: sie erhielten den Namen „von Bourbon," wie die ebenbürtigen Prinzen von Geblüt, und einen Rang zwischen diesen

1) Duclos, Madame de la Vallière et Marie-Thérèse d'Autriche (Paris 1869). — A. Lair, Louise de la Vallière et la jeunesse de Louis XIV. (Paris 1881). — P. Clément, Madame de Montespan et Louis XIV.; 2c.



Louise-Françoise de la Baume-le Blanc, Duchesse de la Valliere

à Paris chez la Vefue Moncornet rue S.t Iacque vis à vis S.t Yues auec Priuilege du Roy.

Herzogin von la Vallière.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Gerard Edelinck (1640–1707).

und den einfachen Herzogen. Die Töchter wurden nur mit echten königlichen Prinzen verheiratet, die sich freilich dadurch erniedrigt glaubten, aber nicht zu widersprechen wagten. Es liegt dieser Bevorzugung seiner natürlichen Kinder bei Ludwig wohl nicht allein Vaterliebe, sondern — wie in allen Verhältnissen seines Lebens — zugleich Berechnung zu Grunde. Alles, was vom Königtume herrührte, sollte über jedes andere Menschliche emporragen, sollte Anspruch auf höchste Ehrerbietung erheben können. Die erlauchtesten Namen Frankreichs sollten hinter diese Bastarde zurücktreten, nur weil dieselben den verliebten Launen des großen Königs entsprossen waren.

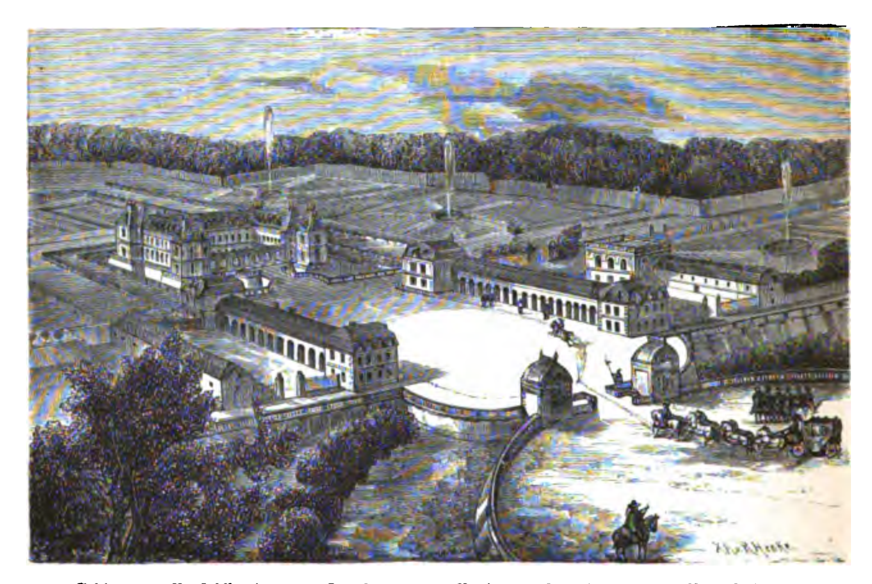
Einfluß und Macht der vornehmen Familien suchte Ludwig zu zerstören, indem er sie finanziell zu Grunde richtete. Vorzüglich diente ihm hierzu das Spiel, das er deshalb an seinem Hofe nach Kräften begünstigte. Es kam vor, daß man an einem Abende 100 000 Pistolen verlor. Selbst der immens reiche Herzog von Orleans mußte bei einer solchen Veranlassung seine Edelsteine verpfänden. Dazu kamen die glänzenden Festlichkeiten. Der Herzog von Vendôme z. B. gab in seinem Schlosse Anet eine Reihe von Festen, bei denen die Musik Lullis sowie alle Tänzer und Tänzerinnen der Pariser Oper mitwirkten, und von denen nur eines 100 000 Livres kostete. Da die Großen nicht mehr in politischen Thaten, im Einflusse auf die Staatsgeschicke wetteifern durften, so suchten sie ihren Ehrgeiz in Äußerlichkeiten, im Überstrahlen ihrer Genossen durch Pracht und Luxus. Die Folge von dem allen war, daß eins der fürstlichen Vermögen nach dem andern verschwand, daß eine der großen Familien nach der anderen in Armut versank und unterging. Der Herzog von Vendôme mußte Häuser und Güter im Werte von fast 2½ Millionen Livres zur Befriedigung seiner Gläubiger verkaufen. Der Herzog von Chaulnes behielt von seinem Vermögen von 2 700 000 Livres kaum 300 000 übrig. Der König gefiel sich dann darin, diesen Leuten, die sich an seinem Hofe zu Grunde gerichtet, durch einträgliche Ämter, Geldgeschenke, Pensionen oder — auf eine ihm noch bequemere Weise — durch Schutzbriefe gegen ihre Gläubiger zu Hilfe zu kommen und damit zugleich ihre Knechtschaft zu besiegeln. Solche Wohlthaten vermochten begreiflicherweise nur vorübergehend zu helfen: immer mehr jener großen Familien, die einst gegen Karl IX., Heinrich IV., Ludwig XIII. und in der Fronde gegen Ludwig XIV. selbst gekämpft hatten — darunter auch die Guise (1671) — starben aus, und ihre Güter fielen an die Bastarde des Königs. Molière wird nicht müde, die entarteten Nachkommen der trotzigen Dynastengeschlechter, jene „Marquis“ zu verspotten, welche in ihre Bänder und die modische Form ihrer Stiefel, in den Schnitt ihrer Röcke und die Fülle ihrer Perücken ihren ganzen Ehrgeiz setzten. Je abhängiger aber sich diese Großen nach oben fühlten, um so brutaler traten sie gegen alle niedriger Stehenden auf, um so unbarmherziger preßten sie ihre Bauern aus. Ludwig XIV., freilich nur als getreuer Schüler Richelieus und Mazarins, hat dem Adel jene unmögliche Stellung gegeben, die zu den furchtbaren Repressalien der Revolution führte.



Marquise von Montespan.

Verkleinertes Facsimile des Stiches von Gerard Edelinck (1640 – 1707); Originalgemälde von Benoist.

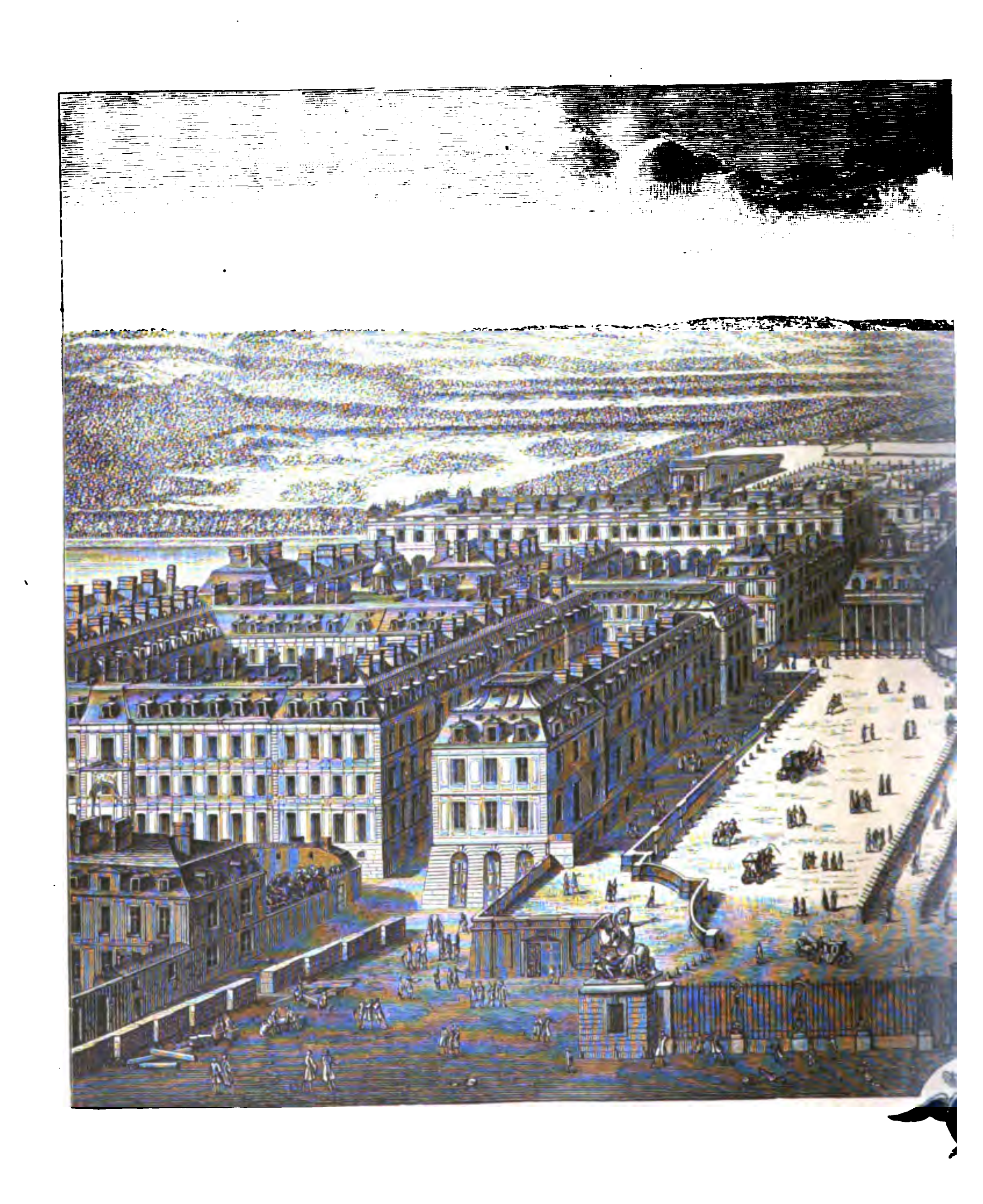
In Paris ließ sich der König nur bei feierlichen Gelegenheiten sehen, wo seine Anwesenheit dort unentbehrlich war. Die Erinnerung an die revolutionären Vorgänge der Fronde flößte ihm eine unüberwindliche Abneigung gegen seine „guten Pariser" ein. Auch wollte er nicht an einem Orte verweilen, wo die Menge des Volkes seine Majestät in den Schatten treten ließ; er zog es vor in einer selbstgeschaffenen Residenz zu thronen, wo es nichts gab, was nicht von ihm ausging oder auf ihn Bezug hatte, wo das Königtum, der Hof, die königlichen Diener und Arbeiter die gesamte Welt ausmachten. Wahrscheinlich weniger wegen des Anblickes der Grabeskirche von



Schloß von Versailles in den ersten Jahren der Regierung Ludwigs XIV. (Nach Laborde.)

St. Denis, als um der Schöpfer seines eigenen Wohnsitzes zu sein, verließ er den bisherigen Sommeraufenthalt der bourbonischen Könige, St. Germain, und begann mit ungeheuren Kosten das Waldschlößchen von Versailles zu dem großartigsten Palaste auszubauen, den je ein Monarch bewohnt hat, würdig des mächtigsten Königs der Christenheit. Es war „eine Favoritin ohne Verdienst:" die Gegend war öde, einförmig, verlassen, die Luft ungesund, das Wasser geradezu verderblich. Aber wie später Peter der Große, gedachte Ludwig XIV. die Natur seiner Willkür zu unterwerfen; gleich den ägyptischen Pharaonen achtete er es für nichts, daß Arbeiter und kommandierte Soldaten in der Sumpfatmosphäre zu Tausenden dahinstarben. Colbert erhob Einspruch gegen die ungeheuren Summen, welche diese Anlagen und Bauten verschlangen; er wollte den König im Louvre, inmitten seines Volkes sehen: umsonst, er machte sich durch seine Einwendungen und Vorstellungen nur dem Monarchen

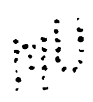




Ansicht des Schlosses von Versailles im Jahre 1715. Nach de



Kupferstiche von P. Menant; Originalzeichnung nach der Natur von demselben.



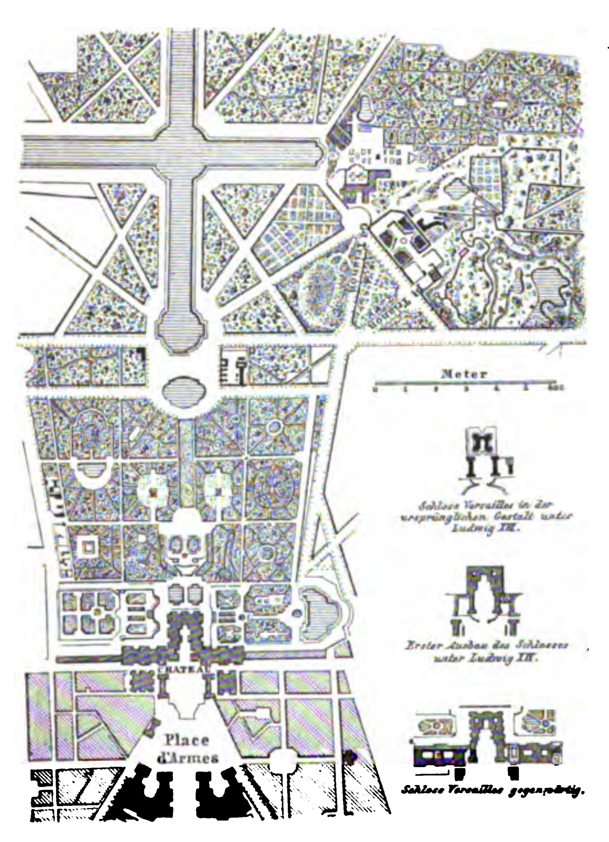
verhaßt. Seit dem Jahre 1678, unmittelbar nach dem Frieden von Nymwegen, arbeitete Ludwig an der Verwirklichung des vermessenen Planes, wobei ihn der Baumeister Mansard unterstützte. Man bedenke, daß zu gleicher Zeit zu Trianon, zu St. Germain, zu Marly und für die Montespan auf Kosten des Königs zu Clagny gebaut wurde, sowie zu Meudon auf Kosten des Dauphins. In Versailles aber arbeiteten bisweilen 22000 Menschen und 6000 Pferde. So entstand ein Werk, mehr glänzend und staunenswert als schön zu nennen. Alles ist prächtig, üppig dekoriert, prahlerisch, kolossal, aber ohne wahre Schönheit, ohne durchgebildeten Stil, ohne einen Zug, der die Seele erfreut oder erhebt. Höchstens von der Pariser Seite aus bietet das



Das Schloß von Versailles von der Terrasse aus gesehen. (Nach Photographie.)

kleine aber pittoreske Schloß Ludwigs XIII. in seinem Kontraste mit den ungeheuren gleichförmigen Bauten, die sein Sohn darum angehäuft hat, einen erfreulichen Anblick. Sonst verstimmt nur die tote geistlose Pracht. Im Parke legte Le Nôtre ein endloses und doch langweiliges Gewirre von beschnittenen Alleen und Bosketts, von Tempeln, Theatern, Lauben, Grotten aller Art aus den unglücklichen mißhandelten Bäumen an. Die ganze Natur ist verstümmelt, verunstaltet, in den Dienst des großen Königs gezwungen. Ein Heer von Statuen bevölkert diesen steiflinigen grünen Palast; aber ebensowenig wie dieser wirklich ein Garten, sind dort die Jupiter, Venus, Juno, Neptun wirklich die klassischen Gottheiten der Antike. Jupiter ist Ludwig XIV. ohne Perücke und blausamtnen Rock; Venus und Minerva sind die La Vallière oder die Montespan; Apollo ist ein „Marquis“ mit theatralisch abgezirkelter Miene, Mars ein eleganter, ausschweifender, selbst-

bewußter Marschall von Frankreich. Die alten Götter sind offenbar Höflinge Ludwigs, die in lebenden Bildern mitwirken. Steinerne Monarchen und Nationen liegen unter den Füßen eines steinernen Herkules oder Alexander, der natürlich wieder kein anderer ist als der „große König.“ Alles und jedes, was in Ludwigs Bereich kam, mußte sich ihm anpassen: Garten, Wald, Wasser, Berg, Menschen und Götter. Ganz Versailles, eine Stadt von 50 bis 60 000 Menschen, lebte nur wegen seiner und für ihn. Und im Mittelpunkte dieser eigenartigen künstlichen Welt: Ludwig XIV., der sich Selbstzweck war, nur immer mit seiner eigenen Größe beschäftigt.

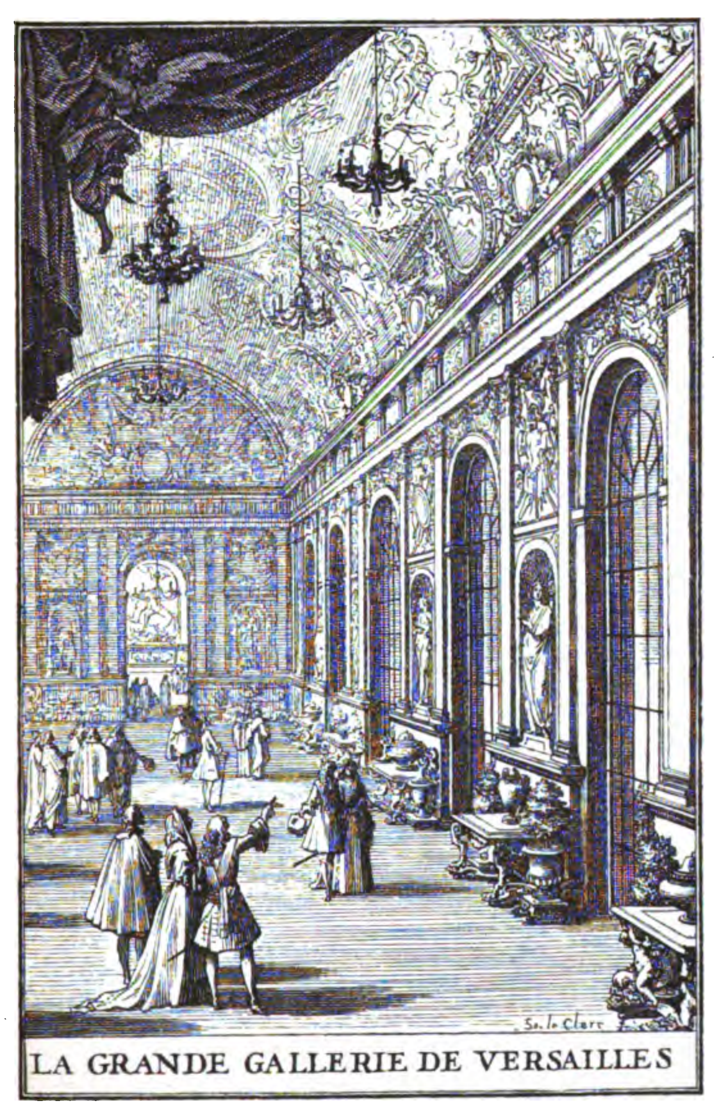


Grundriß des Schlosses von Versailles. (Nach Laborde.)

Auch im Innern des Palastes nur Ludwig XIV.! Keine Erinnerung an seine glorreichen Vorgänger, ausschließlich er; seine Siege, seine Triumphe, Allegorien seiner Größe und Allmacht strahlten ihm von den Wand- und Deckengemälden, von den goldenen und marmornen Trophäen und Statuen entgegen. Welch anderer Mensch als Ludwig XIV. würde es ertragen haben, überall nichts als seine eigene Apotheose zu sehen?

Versailles kostete dem Könige an 150 Millionen Livres, dem heutigen Geldwerte nach etwa gleich 900 Millionen Franken. Aber ohne Rücksicht auf diese enormen Ausgaben, auf die wachsende Zerrüttung seiner Finanzen, auf den unerträglichen Steuerdruck baute er sich noch ein Landhaus, natürlich nach seiner Art, wie es sich für einen irdischen Gott eignet, der stets der anbetenden Priester bedarf. Er wählte sich dafür ein feuchtes Gehölz zwischen Versailles und St. Germain, Marly. Ludwig hat für seine Wohnsitze stets

die Reize der Natur vermieden; offenbar fühlte er sich durch Schönheit beengt, welche, ohne von ihm geschaffen worden zu sein, die Blicke auf sich zog.



Die große Galerie im Schloß zu Versailles.
Facsimile des Kupferstiches von Sébastien Le Clerc (1637—1714).

Dieses „Landhaus“ glich wieder einer kleinen Stadt. Es war aber bestimmt, die höchste Verherrlichung für den König zu enthalten: seine Darstellung als

Sonne (im Französischen, wie bekannt, männlichen Geschlechts), furchtbar verzehrend für die Feinde, wohlthätig belebend für die Gerechten, die täglich anbetend vor ihm knien. An dem Hauptgiebel Marlys erschien der Sonnengott auf seinem Wagen, und die zwölf kleinen Pavillons um den großen schienen die Bilder des Tierkreises, die sich um die Sonne schlingen. Die letztere wurde seitdem das Lieblingssinnbild des Roi-soleil.

Der wahnsinnige Bauluxus, der sich auch auf die alten Schlösser Chambord und Fontainebleau ausdehnte, hat Ludwigs Finanzen in den Friedensjahren erschöpft und die alten siegreichen Regimenter durch Krankheiten, welche die harte Arbeit in ungesunder Umgebung unter ihnen in furchtbarem Umfange erzeugte, zum guten Teile vernichtet. Wie in der alten Tragödie, hat auch hier der frevle Übermut die Strafe der rächenden Gottheit nach sich gezogen.

Über den Glanz und Ruhm der Gegenwart vergaß Ludwig der Zukunft nicht, und wie in den Sälen und Statuen von Versailles, so wollte er auch in Erzählung und Lied für die Nachwelt weiter leben. Er hoffte das Urteil der Geschichte nicht weniger beherrschen und blenden zu können, als die Meinung seiner Zeitgenossen. Er gewährte Gelehrten und Dichtern Wohlthaten; aber er wurde dabei durchaus nicht von platonischer Liebe und Begeisterung für Wissenschaft und Poesie geleitet, sondern was er darin suchte, war lediglich wieder er selbst, sein Ruhm, seine Verherrlichung. Wie alle Dinge, so betrachtete er auch die Werke des Geistes nur in Beziehung auf seine eigene Persönlichkeit. Colbert setzt uns das gelegentlich sehr unverblümt auseinander. Übrigens waren die einzelnen Pensionen nicht bedeutend; niemals wurden für die französischen Schriftsteller, alles in allem, mehr als 80 000 Livres jährlich ausgegeben. Aber auch ausländische Gelehrte wurden mit Wechseln auf die Bankiers des Allerchristlichsten Königs, in Begleitung schmeichelhafter Briefe, beehrt: Niederländer, Deutsche, Italiener, merkwürdigerweise lauter unbedeutende Männer, von denen man hoffen durfte, daß die ihnen zugekommenen Vorteile sie zum Preise des hohen Wohlthäters veranlassen würden. Jedenfalls muß man zugestehen, daß Ludwig seinen Zweck, sich selbst für alle Zeit zu glorifizieren, nicht kleinlich auffaßte, daß er auch für den Ruhm, der ihm aus den Werken des Geistes erwachsen konnte, Sinn und Verständnis besaß.

So liebte er es, sich nicht nur mit Höflingen, Staatsmännern und Feldherren, sondern auch mit den hervorragendsten litterarischen Größen seines Landes zu umgeben. Strahlen von ihrem Glanze fielen auf ihn zurück und erhöhten den Schimmer der königlichen Sonne; er erschien als Mittelpunkt auch der intellektuellen Bestrebungen, als Inkarnation des französischen Geistes nach allen seinen Richtungen hin. Er wollte nicht allein sagen: „Der Staat bin ich,“ sondern „Ich bin Frankreich.“ Von der königlichen Huld angelockt, schart sich wirklich um ihn der Kreis der Schriftsteller, auf seine Bestrebungen und Anschauungen gehen sie ein, sie sind seine Diener, gleichwie Colbert und Louvois, wie Turenne und Luxemburg, sie fügen sich in die Rolle, ihre Fähigkeiten und ihren Fleiß gleichsam nur zum Ruhme des Einen zu



Verkleinertes Facsimile des Stiches von Gerard Edelinck (1640—1707).

besitzen und anzuwenden. Sie sind wie der Chor lobpreisender Engel um den Thron der Gottheit. In diesem blasphemischen Sinne dachte sich Ludwig selbst das Verhältnis, er, der sich zum Wahlspruche gewählt hatte: Deo minor sed orbe maior, „Kleiner als Gott, aber größer als der Erdkreis."

Ludwig hat sich 1672 zum Protektor der französischen Akademie erklärt, ihr den königlichen Palast des Louvre zu ihren Sitzungen eingeräumt. Er schuf mit Colbert die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften sowie die naturwissenschaftliche Akademie. Nicht minder wurde für die Künste gesorgt: auch sie sollten im Dienste des großen Monarchen stehen, seine Thaten verherrlichen, seine Schlösser schmücken, seine Feste verschönern, auch sie sollten die majestätische Würde und wohlerzogene Regelmäßigkeit wiedergeben, die von der Person Ludwigs XIV. ausstrahlte. Zunächst wurde eine „Akademie der Malerei," dann eine französische Künstlerschule in Rom gestiftet. Eine „Akademie der Baukunst," eine „Akademie der Musik" folgten. Es war die stete Sorgfalt für Litteratur und Kunst die edelste Seite von dieses Königs sultanischem Egoismus, und ihr verdankt er nicht am wenigsten den Glanz, der noch jetzt „das Zeitalter Ludwigs XIV." umstrahlt.

Dasselbe bezeichnet die höchste Ausbildung jener freilich sehr einseitigen und beschränkten Litteraturrichtung, die man als die „klassische" Zeit der französischen Dichtung bezeichnet. In Peter Corneille hatte noch die selbständige Charakterisierung ein dürftiges Anrecht behauptet, man vernimmt in seinen oft erhabenen Versen Nachklänge aus der freieren Zeit Heinrichs IV. und Mariens von Medici: sein unter dem jungen Ludwig XIV. siegreicher Nachfolger und Nebenbuhler Johann Racine, gewandter in der Anordnung, fließender in der Sprache, besitzt doch bei weitem weniger Kraft und Eigentümlichkeit. Seine zart empfindenden, in Liebeständeleien sich ergehenden Helden und Heldinnen mit ihrer eleganten, wohltönenden, liebenswürdig einschmeichelnden Sprache sind echte Abbilder der Gesellschaft von Versailles und Marly. Griechen, Römer, Juden, Asiaten: wie sie auf der Bühne mit Perücke, kleinem Hütchen und Galanteriedegen erschienen und sich Monsieur und Madame anredeten; so dachten, fühlten und sprachen sie sämtlich als Höflinge Ludwigs XIV. Alexander, Agamemnon, Titus waren der König-Sonne. Boileau, Racines Freund, erkannte es an, „daß Racine, neue Wunder erzeugend, die Gemälde aller seiner Helden nach Ihm formte." Nur von der wechselnden Gunst des Monarchen erwartete der Dichter Freud und Leid. In ihm sah er sein Ideal; der Zorn des Königs beschleunigte seinen Tod. Der Antike, die an dessen Hofe, freilich in verzerrter Auffassung, Mode ward, entnahm Racine die äußere Gestaltung seiner Dramen, aber von ihrem Geiste ist nichts in demselben zu finden. Die „Regeln," die „drei Einheiten" sind genau beobachtet, allein von dem, was den hohen Wert der Antike ausmacht, dem ewig und einfach Wahren, ist bei Racine noch weniger als bei Corneille die Rede. Der Wohllaut der Sprache allein und die milde Sanftmut der Empfindungen, diese Kennzeichen einer hoch ausgebildeten, selbst übermäßig

verfeinerten Zivilisation sind es, die Racine bis auf den heutigen Tag einen bedeutenden Rang unter den Dichtern bewahrt haben.

Wie wir in Racine mehr Rhetorik finden als wahre Poesie, so herrschte auch sonst in der Dichtkunst des Zeitalters Ludwigs XIV. der praktische, ohne innere Erhebung auf das Nützliche und Vorteilhafte gerichtete Sinn vor, der von Ludwig auf das ganze Volk überging. Die nüchterne, kritische Erwägung ist ihr hervortretendes Kennzeichen; sie wird besonders repräsentiert durch



Nicolas Boileau des Préaux.
Nach dem Kupferstiche, 1704, von Pierre Drevet (1664—1739); Originalgemälde von Roger de Piles (1635—1709).

Nikolaus Boileau. In seinen kalten aber wohlgedrechselten Versen sucht er die tyrannische Herrschaft der Regel, der Etikette und des gesunden, d. h. flachen Verstandes, wie sie damals allerorten im Leben überwog, auch in der Dichtkunst ausschließlich zu begründen. In seinen „Satiren" greift er mit dem Verkehrten, Übertriebenen, Unnatürlichen auch allen Enthusiasmus, alles dichterische Feuer, den überirdischen Flug des Genius, kurz alles an, was die wahre Poesie ausmacht und verherrlicht. Seine „Episteln" sind Musterwerke dieser wohlerzogenen, höfischen, anständigen Muse: Lobgedichte an Ludwig XIV., der obligate Preis des Landlebens von seiten eines Höflings, der es höchstens in Marly oder Fontainebleau kennen gelernt hatte, Selbstanpreisungen

und dergleichen. Dann als Gipfel seiner Thätigkeit, gleichsam die positive Ergänzung zu den Satiren, „die Kunst zu dichten," die Art poétique. Hier wird dem dramatischen, lyrischen, komischen Dichter genau vorgeschrieben, wie er es anzustellen habe, zum Ideal seiner Kunst vorzudringen. Überwindung der unzähligen Schwierigkeiten, unermüdete Arbeit, Anstrengung, alles dies wird für nötig zum großen Dichter erklärt; aber Genie? Davon ist nicht die Rede; das wäre nur eine störende Zugabe, die sehr leicht vom Kultus der allein seligmachenden „Vernunft" abwendig machen könnte. Boileaus beste Gabe war sein Witz, doch auch im Grunde eine mehr verstandesmäßige als



Jean de La Fontaine.
Nach dem Kupferstich von P. Dupin; Originalgemälde von Hyacinthe Rigaud (1659—1743).

dichterische Eigenschaft, wie sie in seinem anziehenden komischen Gedichte „der Chorpult" (le Lutrin) unterhaltend und fesselnd hervortritt. Dieser Boileau war begreiflicherweise ein Mann nach den Herzen Ludwigs XIV. und wurde ein Hauptgegenstand der königlichen Freigebigkeit, zumal er denselben mit hyperpolischen Schmeicheleien überhäufte.

Der gleichen Richtung gehört der unvergleichliche Fabeldichter La Fontaine an, den man nicht mit Unrecht den allerfranzösischsten Poeten genannt hat, d. h. Verehrer des gesunden praktischen Verstandes, leicht und liebenswürdig, mehr belebt als leidenschaftlich, gefühlvoll ohne Begeisterung, moralisierend und spekulierend ohne Herbheit und mit dehnbarer Anpassung an die positive Religion. Viele dieser Eigenschaften würden in einer höheren Dichtungsart ein Fehler sein, stehen aber der leichten, graziösen Fabel, die weder Tiefe

des Gedankens noch der Empfindung verlangt, sehr wohl an; populär, wie sie gemeint ist, darf sie ohne Schaden bei La Fontaine die bequeme Moral wiederspiegeln, mit deren wohlklingenden allgemeinen Phrasen sich damals gern die Unsittlichkeit und Selbstsucht in allen Einzelfällen verbanden und beschönigten. Das erschien auch in La Fontaines Persönlichkeit; der Fabeldichter ist notwendigerweise Moralist, und doch war er so offenbar, so cynisch sittenlos, daß er damit bei dem wohlanständigen Hofe Ludwigs XIV. den größten Anstoß erregte. Dazu kam, daß er ein Freund des unglücklichen Intendanten Fouquet gewesen war, daß seine Muse nicht unmittelbar der Verherrlichung des großen Königs diente: so konnte er, trotz alles Bettelns, von demselben nie einen Gunstbeweis erlangen.

Es ist bezeichnend für die verstandesmäßige Richtung des französischen Geistes zu jener Zeit, daß die Gattung der eigentlich moralisierenden Schriftsteller gerade damals ins Leben trat. Ihr wahrer Schöpfer ist der Herzog von La Rochefoucault, der einst in den Streitigkeiten und Liebeshändeln der Fronde eine unglückliche Rolle gespielt und seitdem sich in melancholische Beschaulichkeit zurückgezogen hatte, in welcher dann seine geistvollen, schwermütigen, oft wahren und immer glänzenden „Maximen“ enstanden. Oberflächlicher, milder, abwechselnder, für die Menge anziehender sind La Bruyères „Charaktere,“ eine Reihe moralisierender Abhandlungen, nicht geschrieben, wie die „Maximen,“ aus der Tiefe eines verwundeten Gemütes, um wieder schmerzlich zu treffen, sondern von der leichten Hand eines Philosophen für die Welt, der lächelnd und gefällig zu belehren gedenkt. — Von diesen angenehmen moralischen Skizzen ist der Weg nicht weit zu den musterhaften Briefen der Frau von Sévigné, diesem fein geschliffenen Spiegel ihrer ganzen Zeit. Wie erkennt man sie hier wieder, diese eleganten Höflinge, die heimlich über ihre eigene Knechtschaft spotten, von fern mit scheuer Ehrfurcht den nicht geliebten Monarchen umgeben, mit äußerlicher Frömmigkeit eine sehr ausgesprochene Vorliebe für die Güter dieser Welt verbinden. Geistvoll, witzig, formgewandt, keineswegs bösartig, aber sittlich gleichgültig, ist Frau von Sévigné höchst charakteristisch für die Epoche Ludwigs XIV. Endlich wurde auch der Roman in nicht ungefälliger Weise über die Manieriertheit der Scudery erhoben durch Frau von La Fayette, die Verfasserin der „Prinzessin von Cleve.“

Weit über allen diesen Schriftstellern und der zahllosen Schar geringerer Geister steht der größte Dichter, den Frankreich je hervorgebracht hat, Molière. Wie jeder Lustspieldichter, bedient auch Molière sich derjenigen Vorbilder, die seine Zeit ihm gewährte. Was für den Tragiker ein Vorwurf, ist für den Lustspieldichter eine Notwendigkeit. Die großen Eigenschaften des Menschen gewinnen, wenn sie frei von allen momentanen Verdunkelungen über eine weite Zeitentfernung hinaus gesehen werden; die Schwächen, die der Komiker schildert, werden durch die Verschiedenheit der Epochen bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet. Aber das Geniale bei Molière ist eben, daß er sich über das Wechselnde und Vergängliche zum Bleibenden und Ewigen zu

erheben versteht. Seine Personen tragen das Gewand der Zeit, sind aber in ihrem innersten Wesen unvergängliche Typen der Menschennatur, wie sie stets und in jeder Periode sich wieder erneuern. Er hält nicht allein seiner Gegenwart den Spiegel vor, sondern allen Epochen, solange Menschen Menschen bleiben werden. Und dazu, besonders in seinen besten Werken, welche Kraft, welcher Wohllaut, welche Sicherheit und frische Ursprünglichkeit der Sprache! — Nach einigen Schwierigkeiten und Kämpfen hatte Molière, dieser Sohn eines Tapezierers, das Glück, von dem großen Könige selbst unter seinen allmächtigen Schutz genommen zu werden. Geschickt angebrachte Schmeicheleien für jenen stärkten seine Stellung, und so erwarb sich Ludwig ein unbestreitbar großes Verdienst, indem er den Dichter gegen dessen Feinde — alle die sich in seinen Komödien getroffen und verletzt fühlten — protegierte. Ludwig hatte ein hinreichend klares und gesundes Urteil, um zu erkennen, daß Molières unsterbliche Werke eine der glänzendsten Verherrlichungen seiner Regierungszeit sein würden. Besonders lebhaft war der Kampf um den „Tartuffe.“ Die Frömmler fühlten sich zu tief getroffen, als daß sie nicht alle Mittel gegen dieses Stück aufgeboten hätten. Der Pariser Erzbischof verdammte es in einem Hirtenbrief; der erste Präsident des Pariser Parlamentes, Lamoignon, untersagte seine Aufführung; der große Kanzelredner Bourdaloue predigte gegen dasselbe: aber nach vierjährigem Ringen erwirkte Molière von Ludwig XIV. die Erlaubnis zur Darstellung. Es ist wahr, daß die letzten Szenen dieser Komödie eine geschickte Verherrlichung des Monarchen bilden. Ludwig allein hat dann 1673 die ehrenvolle Beerdigung des Dichterschauspielers gegen die Unduldsamkeit der rachgierigen Geistlichkeit durchgesetzt.

Die großen Schriftsteller Ludwigs XIV. stammten alle aus einer früheren, freieren und individuell unabhängigeren Zeit; sie waren sämtlich schon fertig gebildet, als dieser Monarch die Herrschaft nach dem Tode Mazarins in die Hand nahm. Daß sein Regierungssystem nicht selbst schöpferisch und geistig anregend wirkte, dafür giebt es wohl keinen besseren Beweis, als die Abspannung, die während der zweiten Hälfte seines Königtums eintrat. Nachdem die genialen oder hoch talentierten Männer, die vor seinem Regierungsantritt sich entwickelt hatten, gestorben, standen keine mehr auf, die ihnen auch nur im entferntesten gleich gekommen wären; wohl aber erblühten solche von neuem, als unter dem Regenten sowie in den ersten Jahrzehnten von Ludwigs XV. Regierung politisch und religiös freiere Zeiten eingetreten waren. Die ungünstige Wirkung von Ludwigs selbstischem Despotismus zeigt sich noch deutlicher, als in der Litteratur, wo sie doch nur allmählich eintrat, in der Kunst. Der Grund ist, daß Ludwig und Colbert, welche auf die Litteratur nur mittelbar wirkten, auf die Künste einen direkten Einfluß ausübten, sie wohl überlegt und gewaltsam unter das System der Einheit und Uniformität drückten, das dem staatlichen Organismus eingesenkt war. Jeder Kunstzweig wurde in das Hofkleid gezwängt.

Die Malerei, zumal infolge der französischen Akademie in Rom, knüpfte an die italienische Schule der Caracci an, deren derbe Natürlichkeit sich in

Frankreich freilich in eine gezierte, höfisch aufgeputzte Natürlichkeit — nach Art der Natur in den Gärten Le Nôtres — verwandelte. Diese verderbliche Richtung erfocht den höchsten Sieg bei Ludwigs Lieblings- und eigent-



Molière.
Nach dem Kupferstich von Jacques Firmin Beauvarlet (1731—1797); Originalgemälde von Sebastien Bourdon (1616—1671).

lichem Hofmaler, Karl Le Brun (1616—1690), welcher unter dem königlichen Schutze die Kunst mit demselben rücksichtslosen Despotismus beherrschte, wie Ludwig den Staat. Er war ein Künstler von großem Talent, von reicher

Phantasie und leichter Gewandtheit der Darstellung, aber ohne tieferes Gefühl, ohne idealen Schwung und Erhebung, nur auf blendende Dekoration im Dienste des Allmächtigen bedacht. Le Brun, ein Mensch von niedrigem und kleinlichem Charakter, benutzte seinen unbedingten Einfluß auf den Monarchen, um nur seine knechtischen Schüler und Nachahmer aufkommen zu lassen, originelle Geister aber mit allen Mitteln der List und Gewalt zu unterdrücken. Durch zahllose Schlachtenbilder und allegorische Gestalten verherrlichte Le Brun den Ruhm Ludwigs XIV. Von ihm und seiner Schule datiert die traurige Entartung der französischen Malerei, der Übergang zu hohler, theatralischer Manieriertheit, die als der tiefste Verfall aller Kunst zu betrachten ist. Von ihm ganz unabhängig hielt sich der feine, anmutige und doch wahrhaftige Porträtmaler Mignard.

Die französische Plastik wurde, nicht weniger als die Malerei, von Italien beherrscht, und zwar von dem uns schon wohlbekannten Lorenz Bernini. Seine übertrieben naturalistische, auf blendenden Effekt und rohen Sinneskitzel hinauslaufende Manier sagte Ludwig XIV. derart zu, daß derselbe ihn nach Paris berief, mit fürstlicher Auszeichnung empfing und zu seinem Berater für alle Werke der Skulptur und Architektur erkor. Die französischen Hauptvertreter Berninischer Richtung waren Girardon und Puget. Auch hier leistete nur die Porträtdarstellung Wertvolles, durch den trefflichen Lyoneser Coyzevox.

Am meisten liebte Ludwig die Baukunst, weil ihre Werke am ehesten in die Augen fallen und vor allem die Macht und den Reichtum des Bauherrn zur Anschauung bringen, während bei der Plastik und Malerei der Besteller gänzlich hinter den Meister zurücktritt. Er ließ auch in Paris zahlreiche prächtige Gebäude errichten. Allein gerade an dieser Favoritin des Königs rächte sich die von ihm begünstigte und beförderte falsche Richtung des Geistes, da sie den Mangel an Schwung und Erfindungsgabe nur durch Übermaß und langweiligen Glanz zu ersetzen wußte. Mansard Oheim und Neffe verstanden nichts, als für Hunderte von Millionen Livres riesige und im einzelnen überladene, im ganzen aber kleinliche und nüchterne Gebäude zu errichten. Bei weitem das beste ist Claudius Perraults Hauptfassade des Louvre mit ihrer grandiosen Säulenreihe vor den oberen Geschossen; aber Perrault stammt noch aus der früheren Zeit und ist nie ein Liebling Ludwigs XIV. geworden.

Das sind also die Verdienste dieses Königs um die Künste: er hat sie durch seine Gunst nur zu Grunde gerichtet, er hat mit seinen selbstischen Umarmungen jeden edleren Keim in ihnen getötet. Und wie steht es um die Wissenschaften?

Während seiner ganzen Regierung gab es keinen großen Historiker, keinen bedeutenden Rechtsgelehrten, keinen Naturforscher ersten Ranges. Alles, wozu Schwung, Begeisterung, Leben, Seele erforderlich ist, fand kein Fortkommen unter dem einförmigen, ertötenden, alles absorbierenden Despotismus Ludwigs. Nur er in ganz Frankreich sollte gehört werden — und so verstummten seine Unterthanen. Um so mehr wurde der geduldige, anspruchslose, ausdauernde Fleiß begünstigt und gepflegt, das nüchterne, trockene Gelehrtenwesen, zumal wenn sie dem Staate und Königtum unmittelbaren Nutzen zu bringen versprachen.





Die Akademie der Wissenschaften und der schönen Künste.



Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Sébastien Leclerc (1637—1714).

Da wurde Karl Dufresne Herr du Cange hochgeschätzt, besonders wegen seiner „gallo-byzantinischen Geschichte“ und seiner „Geschichte des Konstantinopeler Reiches unter den französischen Kaisern,“ in denen er die Großthaten der Franzosen im Orient erzählt und so den späteren Verdiensten des Hauses Österreich um die Verteidigung der Christenheit gegen die Moslemin ein Gegengewicht verleiht. Der König interessierte sich deshalb für diese Arbeiten, Colbert unterstützte sie. Aber für seine beiden bewundernswerten Hauptwerke, das „Wörterbuch der mittleren und späten Latinität“ und das „Wörterbuch des Spätgriechischen“ fand er bei den Machthabern keine Ermutigung, denn was sollten sie dem großen Könige nutzen? Ganz fern von dessen unmittelbarer Einwirkung, aber doch unter dem Einflusse der herrschenden Richtung auf die glorreiche Vergangenheit Frankreichs im Mittelalter entstanden die unschätzbaren geschichtlichen Arbeiten der Benediktiner-Kongregation von Saint Maur. Hier soll nur Mabillon erwähnt werden, der durch sein epochemachendes Werk „Über die Diplomatik“ (1681) der ruhmreiche Begründer einer für die genaue und zuverlässige Kenntnis des Mittelalters unentbehrlichen historischen Disziplin wurde. — Die philologische Thätigkeit steht in gar keinem Zusammenhange mit dem Ruhme Ludwigs XIV.; kein Wunder, daß sie vernachlässigt wurde, und daß die großen französischen Philologen des sechzehnten und beginnenden siebzehnten Jahrhunderts keine würdigen Nachfolger fanden: am meisten ragten die doch nur mittelmäßigen beiden Dacier, Mann und Gattin, hervor.

Die Philosophie, die in der vorhergehenden Zeit in außerordentlichen Männern, wie Descartes, Gassendi, Pascal, geblüht hatte, konnte unter einem autokratischen und dabei streng kirchlichen Herrscher nicht zur ungestörten Entfaltung kommen. Der Leiche Descartes' verweigerte der König eine feierliche und auszeichnende Bestattung, denn der große Denker war ihm widerwärtig. Da mußte sich die Philosophie mit epigonenhaften Gegnern des Cartesianismus, wie Huet und Daniel, oder mit kaum minder unselbständigen Schülern desselben, wie Geulinx und dem mystischen Malebranche, begnügen.

Je tiefer unter dem Druck des allseitigen Despotismus die alte gallische Unabhängigkeit und Freiheit des Denkens sank, desto größeren Ansehens genoß die Geistlichkeit: nicht nur wegen der streng kirchlichen Richtung des Monarchen, sondern weil sie zugleich einen integrierenden Teil der Staatsmaschine ausmachte. Der König war bei weitem mehr als der Papst Herr der französischen Kirche: Fénelon hat das offen ausgesprochen. Ihre unzähligen Benefizien, die zum großen Teile reine Sinekuren waren, hatte der König zu vergeben, während dem Pontifex nur ein in der Praxis völlig nominelles Bestätigungsrecht geblieben war. Mit allen Hoffnungen auf Beförderung, Reichtum, Macht war also die Geistlichkeit auf den König und lediglich auf diesen angewiesen. So war die Kirche mit den festesten Banden an die Krone geknüpft, und wenn Ludwig sich ihrer annahm und sie verteidigte, so verfocht er damit nur seine eigene Autorität. All' ihr Ansehen, all' die ungeheure Macht, die sie über die

Gemüter des Volkes besaß, wandte sie an, um unbedingten Gehorsam gegen das Königtum zu lehren und dasselbe zu verherrlichen.

Richelieu hatte bei der Wahl der Bischöfe genau darauf geachtet, daß bei ihnen Wissenschaft mit Sittenreinheit und Sorgfalt für die Kirchenzucht sich innig verbinde. So zog er einen vorzüglichen Episkopat und durch diesen einen ausgezeichneten Klerus heran, die in der That das Recht hatten, einen großen Einfluß auf die Nation auszuüben, und die zu kirchlicher Frömmigkeit zugleich einen aufrichtigen Patriotismus gesellten. Treffliche Theologen und Kanzelredner entstammten dieser Schule Richelieus. Bourdaloue zeichnete sich durch die Klarheit seiner Rede, durch die Kraft seiner dialektischen Beweisführung, durch den ruhigen Ernst seiner Predigten aus. Sein Zeitgenosse Flechier, Jesuit wie Bourdaloue, wirkte mehr durch das Feuer seiner Phantasie, durch wahrhaft dichterische Anlage, durch den Fleiß, den er auf künstlerischen Satzbau und Wohllaut der Rede verwandte. Von den Jesuiten erzogen ward auch Bossuet (geboren 1627[1]), der hervorragendste Theologe dieser Zeit. Unübertrefflich in der Gewandtheit und Feinheit der Darstellung, musterhaft durch blühenden und energischen Stil, voll Geist und Schwung, lassen seine Schriften an Gründlichkeit und Gelehrsamkeit viel zu wünschen übrig. Auch seine Milde und Unparteilichkeit werden fälschlich gelobt: wie er in seinen Büchern Anwendung der Gewalt gegen Andersgläubige empfiehlt, so ist er im politischen Leben einer der erbittertsten Gegner der Jansenisten, Quietisten und Protestanten geworden. Durchaus rechtgläubiger römischer Katholik, kehrt er sich nur dann gegen den Papst, wenn derselbe mit den Interessen der französischen Bischöfe oder der französischen Krone in Streit gerät.

Wie dem auch sei, diese Kirche hatte wesentliche Verdienste. Was sie für die Armen, für Milderung der rohen Sitten, für Einschränkung der Prozeßwut that, wird ihr auf ewig zum Ruhme gereichen. Indes Ludwig XIV. begründete hier eine vollständig andere Richtung. Er hatte vor allem im Auge, sie zu einem Werkzeuge seiner Macht, zu einer vom Hofe durchaus abhängigen Anstalt umzuwandeln, und er besetzte deshalb ihre höheren Stellen fast ausschließlich mit bedürftigen Adligen und seinen persönlichen Günstlingen. Man sah ganz unwürdige Persönlichkeiten zu den ersten Kirchenämtern gelangen: einen ausschweifenden Diplomaten, wie Kardinal de Bonzi, Erzbischof von Toulouse; einen schamlosen Wüstling, wie de Harlay, Erzbischof von Paris; den Kardinal von Fürstenberg, der kirchliche Würden an den Meistbietenden versteigern ließ; einen Bischof von noch nicht fünfzehn Jahren, wie Colbert-Croissy. Eben nicht Sittenstrenge und Verdienst, sondern die Laune des Königs sollte entscheiden. „Ich bin," sagt er selber in seinen Memoiren, „unumschränkter Herr und besitze deshalb das volle und freie Verfügungsrecht über alle Güter, die kirchlichen ebenso gut wie die weltlichen, um davon, je nach den Interessen des Staates, Gebrauch zu machen." Deutlicher kann man wohl die Kirche

1) Réaume, Bossuet (Paris 1869. 70, 3. Bde.)

dem Staate nicht unterwerfen, gründlicher sie nicht zu einer bloßen Staatsanstalt ohne selbständige Bedeutung herabsetzen!

Die allgemeine Kirche wurde damals gespalten durch den Streit zwischen Jansenisten und Jesuiten. Cornelius Jansen, Bischof von Ypern[1]) hatte in seinem erst 1640 — zwei Jahre nach seinem Tode — veröffentlichten Buche



Jacques Benigne Bossuet, Bischof von Meaux.
Nach dem Stich von C. Roy; Originalgemälde von Hyacinthe Rigaud (1659—1743).

Augustinus die Lehre dieses Kirchenvaters über die Gnadenwahl, die ja auch den deutschen Reformatoren zur Grundlage gedient hatte, wieder erneuert und weiter ausgebildet. Nicht aus eigener Kraft, nicht durch einzelne wohlthätige oder kirchliche Handlungen vermöge der Mensch sich aus den sündhaften Begierden zu erheben, sondern nur durch die Gnade Gottes, die seinen Willen

1) Alph. Vandenpeerebom, Cornelius Jansenius (Brügge 1882).

reinigt und bessert und ihn mit Liebe zu Gott und der Tugend erfüllt. Damit trat Jansen vor allem der Lehre der Jesuiten, deren äußerlichem Sich-abfinden mit der Verschuldung entgegen.

Durch Jansens Freund Du Verger de Haurane, Abt von St. Cyran, wurde der Jansenismus auch in Frankreich heimisch gemacht, und zwar dem französischen Charakter gemäß sofort in praktischer Form. Sich erniedrigen, dulden, von Gott abhangen, dem weltlichen Leben entsagen, stellte Du Verger als unumgängliche Forderung für den Weg zur Gnade auf. Bald fand er bei ausgezeichneten Geistern Beifall. Staatsmänner, berühmte Advokaten zogen sich seinen Ansichten gemäß in die Einsamkeit zurück. Vor allem aber ward in einem Nonnenkloster, dem von Versailles nach Paris verlegten Port royal, die Lehre Jansens und des Abtes von St. Cyran die allein herrschende.[1]) Diese Schule dehnte sich mit reißender Schnelligkeit unter allen denjenigen aus, welche durch Dogmen, kirchliche Formen, das hierarchische System sich nicht befriedigt fühlten und eine mehr innerliche Genugthuung und Erhebung suchten. Gerade die gebildeten und geistig hervorragenden Kreise der französischen Gesellschaft schlossen sich Port royal an — dieselben Kreise, die vier Menschenalter früher sich vorzugsweise dem Protestantismus in die Arme geworfen hatten — darunter ein tiefer Denker wie Pascal, ein Dichter wie Racine, ein Gelehrter wie der Historiker Tillemont. In den Niederlanden, in Frankreich bekannte sich ein großer Teil des Klerus selbst zum Jansenismus, obwohl derselbe die Unfehlbarkeit des Papstes indirekt leugnete. Der Kardinal Retz machte sich aus jenem noch 1660 eine Waffe gegen Mazarin und dessen Regierung.

Denn revolutionär war der Jansenismus in seinem innersten Kern, revolutionär gegen die bestehenden kirchlichen Anschauungen und Formen, revolutionär gegen das damalige weltliche Regierungssystem mit seinem auf lärmende und glänzende Äußerlichkeiten gegründeten Wesen. Mazarin ließ nun durch Papst Alexander VIII. fünf Sätze, die Jansen gelehrt haben sollte — was aber dessen Anhänger leugneten — nicht nur als ketzerisch verdammen, sondern auch wirklich als von demselben herrührend bezeichnen (1661). Die Jansenisten, die sich durchaus als gute Katholiken behaupten wollten, erwiderten darauf, eine Erklärung dieser Art überschreite die Befugnis der päpstlichen Macht, der Papst könne nicht so weit unfehlbar sein, Thatsachen, die falsch seien, in richtige zu verwandeln. So nahm dieser Streit die Ausdehnung auf ein Gebiet, das ihm ursprünglich ganz fremd gewesen war: das der Grenzen der päpstlichen Gewalt.

Die Nonnen von Portroyal weigerten sich, die päpstliche Entscheidung zu unterschreiben: sie wurden durch die Polizei aufgehoben und in verschiedenen Klöstern gefangen gehalten (1664). Die weltlichen Bekenner des Jansenismus mußten sich verbergen, da man diejenigen, die man fand, in die Bastille warf. Gegen vier Bischöfe wurde der Absetzungsprozeß eingeleitet.

---

1) Sainte-Beuve, Histoire du Port royal (3. Aufl. Paris 1867, 6 Bde.).

Allein gerade die Standhaftigkeit der Jansenisten verschaffte ihnen zahlreiche Freunde, zumal ihre Gegner, die Jesuiten, bei den übrigen Klerikern meist verhaßt waren. Die altberühmte ehrwürdige theologische Fakultät von Paris — die Sorbonne — sowie das Parlament erklärten sich mit vielem Nachdruck gegen die päpstliche Unfehlbarkeit; ja dadurch ermutigt, sprach sich auf den allgemeinen Versammlungen der französischen Geistlichkeit die Mehrheit gegen „dieses neue und unerhörte Dogma“ aus. Ludwig XIV. selber war durchaus nicht abgeneigt, sich hier des gallikanischen Klerus anzunehmen. Er fühlte die Gefahr, welche der Sieg der päpstlichen Unfehlbarkeit für die weltliche Gewalt mit sich bringen mußte; er hatte soeben erst einen erbitterten Streit mit der Kurie gehabt.[1]) Seine Dazwischenkunft vermochte den milden Klemens IX., 1668 mit dem französischen Episkopat ein Abkommen zu treffen, das den Jansenisten völlige Freiheit ließ. Es war, trotz aller Wahrung der kurialen Formen, ein Sieg des Jansenismus über die Unfehlbarkeitsbestrebungen des Papsttums. Nun kamen die eben Verfolgten wieder in Gunst. Port-royal und sein Tochterkloster wurden von neuem eröffnet; man sah Jansenisten, wie den Minister Pomponne, in des Monarchen unmittelbarer Umgebung.

Allein darum verlor der Jansenismus nicht seinen oppositionellen Charakter gegen das Herrschersystem Ludwigs XIV. Der letztere sollte ihn bald sich gegenüber finden, und zwar, wunderbarer Weise, auf seiten Roms.

Der Streit brach über die sogenannten Regale in den vier südlichsten Provinzen Frankreichs aus.[2]) Diese waren nämlich die einzigen, wo der König nicht die Regale d. h. das Recht der Einziehung der bischöflichen Einkünfte während der Sedisvakanz besaß. Ludwig XIV. aber, nach seiner beliebten Methode, erließ 1673 kurzweg eine Verordnung, durch welche er die Regale über g a n z Frankreich ausdehnte. Diese Angelegenheit, an sich unbedeutend, hatte dadurch einen wichtigen Hintergrund, daß durch die Aussprüche allgemeiner Konzilien wiederholt verboten worden war, die Rechte weltlicher Gewalten in der und über die Kirche ohne deren Zustimmung auszudehnen, was durch jene königliche Verfügung zweifellos geschah. Die Frage war demnach: ob die weltliche Gewalt sich über die Beschlüsse der allgemeinen Konzilien, also der Kirche, in nicht eigentlich theologischen sondern kirchenpolitischen, die äußern Einrichtungen der Kirche betreffenden Angelegenheiten hinwegsetzen dürfe — eine Frage, die bekanntlich noch in unserer Zeit Gegenstand erbitterten Streites ist.

Die Mehrzahl der Bischöfe in jenen vier Provinzen unterwarf sich gefügig dem königlichen Willen; nur zwei wagten Widerstand zu leisten, Männer, die bisher an der Spitze jener asketischen jansenistischen Schule gestanden hatten: Bischof Pavillon von Alet und Caulet von Pamiers. Sie und nach ihrem Tode ihre Domkapitel achteten weder die Beschlagnahme ihrer weltlichen Besitzungen durch die Regierung, noch selbst Einkerkerung und Verbannung,

---

1) Oben S. 364.

2) G. J. Phillips, Das Regalienrecht in Frankreich (1873).

noch endlich die Erklärung der ihnen vorgesetzten Erzbischöfe zu gunsten des Königs.

Das schroffe Verfahren des Königs, besonders aber der Verrat, den die hohe französische Geistlichkeit zu gunsten des Staates an den kirchlichen Interessen übte, versetzten Papst Innozenz XI. in den höchsten Zorn. In einem Schreiben an das Kapitel von Pamiers billigte er alle dessen Handlungen und verhängte über den Erzbischof von Toulouse, der sich rückhaltlos der Regierung zur Verfügung gestellt hatte, ohne weiteres die Exkommunikation (Januar 1681). Dieses päpstliche Breve erregte freilich unter der französischen Geistlichkeit eine noch größere Aufregung als bei der Regierung. Die Einmischung in die innere Diözesanverwaltung, die ohne jeden kirchlichen Prozeß über einen Erzbischof verhängte Exkommunikation erschienen als unerträgliche Eingriffe in die Freiheit der gallikanischen Kirche. Auf das Andringen des Episkopats berief Ludwig XIV. eine Versammlung der französischen Geistlichkeit auf den Oktober 1681. War er es doch, der den einzelnen Kirchenprovinzen die zu wählenden Abgeordneten bezeichnete, der in Wahrheit die Sitzungen der Versammlung leitete. Indem letztere dem Könige gegen die ausdrücklichen Vorschriften des Papstes die Befugnis zugestand, die Regale auch über die vier bis dahin von ihr befreiten Provinzen auszudehnen, also das Recht, in kirchenpolitischen Fragen sich über die Entscheidungen der höchsten kirchlichen Gewalten hinwegzusetzen, kam es überhaupt zu Verhandlungen über die Machtbefugnis des heiliges Stuhles. Die berühmten vier Sätze, die am 19. März 1682 auf Veranlassung Bossuets vom französischen Klerus angenommen wurden, bedeuten noch einmal einen Sieg der nationalen Tendenzen und der bischöflichen Selbständigkeit gegenüber dem alles erdrückenden Asolutismus des Papsttums, wie er seit Jahrhunderten von diesem angestrebt wurde. Leider waren die Beweggründe, aus denen dieser wichtige Schritt hervorging, keine reinen und edlen, und so war auch seine Wirksamkeit von geringer Dauer: er verdankte nämlich seine Entstehung nur dem Drucke des Hofes, und die Gallikaner von 1682 waren lediglich die gehorsamen Diener der weltlichen Macht.

Im ersten dieser Sätze erklärt man, daß die päpstliche Gewalt sich nur auf geistliche, nicht aber auf weltliche Dinge erstreckt; die Könige können deshalb nicht durch den Papst abgesetzt noch ihre Unterthanen von dem Treueide entbunden werden. Zweitens: in Gemäßheit des Konzils von Konstanz steht die päpstliche Gewalt unter den Beschlüssen allgemeiner Kirchenversammlungen. Drittens: die päpstliche Gewalt hat sich zu regeln nach den allgemein angenommenen kirchlichen Gesetzen und insbesondere nach den Rechten und Gewohnheiten der gallikanischen Kirche. Viertens: die Entscheidungen des Papstes in Sachen des Glaubens sind einstweilen für alle Katholiken gültig, stehen aber definitiv erst fest, wenn die allgemeine Kirchenversammlung sie angenommen hat.

Der König, der sich überhaupt mit Innozenz XI. auf gespanntem Fuße befand, war hoch erfreut über diese Deklaration und befahl sofort, daß sie in allen

geistlichen Lehranstalten vorgetragen und von sämtlichen französischen Klerikern angenommen werden solle. Damit aber war der Krieg zwischen der französischen Kirche und dem Papsttum erklärt; denn ohne eine tausendjährige Vergangenheit aufzugeben, konnte letzteres die in den vier Thesen ausgesprochenen Grundsätze nicht billigen. Wirklich erklärte der Papst den Beschluß der Versammlung für ungültig und sprach die Hoffnung aus, daß dieselbe „nach besserer Untersuchung der Sache ihr Gewissen und den guten Namen der französischen Geistlichkeit retten werde." Allein der König ließ letzterer keine Zeit zur Überlegung, sondern löste die Versammlung sofort auf. Er hatte mit ebenso viel Geschick wie Entschlossenheit operiert, nach den Ratschlägen Colberts.

Nun fehlte doch viel, daß sich alles den Prätentionen des französischen Monarchen und seiner geistlichen Diener gefügt hätte. Zunächst mißbilligte die Sorbonne das Vorgehen der Versammlung von 1682, so daß eine Anzahl der berühmtesten Doktoren verbannt wurde. Das Volk von Paris nahm ganz offen für sie Partei.[1]) Um so mehr war Innozenz XI. entschlossen, sich nicht durch die weltlichen Machtmittel Ludwigs einschüchtern zu lassen, sondern unerschütterlich auf dem Boden der kirchlichen Rechte zu verharren. Fast die ganze katholische Christenheit trat auf seine Seite. Die Fakultäten der katholischen Universitäten außerhalb Frankreichs, angesehene Prälaten der spanischen und ungarischen Kirche verwarfen die vier Sätze durchaus und in den schärfsten Ausdrücken. In Frankreich selbst fanden sich unter dem niedern Klerus, der stets lieber das ferne Rom als den nahen Bischof allmächtig sehen wollte, viele, die in heimlich verbreiteten Schriften die Versammlung von 1682 und deren Werk angriffen.

Allein Ludwig wußte seine Stellung zu behaupten. Als der Papst keinem der Anhänger der vier Thesen die zur Übernahme eines Bistums notwendige Institution gewähren wollte, ließ der König sie von den betreffenden Kapiteln zu Generalvikaren wählen, die, während der Sedisvakanz, fast den vollen Umfang der bischöflichen Gewalt besitzen. So stellte Frankreich in kirchlicher Hinsicht sich kühn der übrigen Welt entgegen, ein in sich abgeschlossenes Gemeinwesen. Wie in weltlicher Beziehung Ludwig allein das Schicksal der Welt, die Gestaltung der Staaten zu bestimmen beanspruchte, so hatte er in geistlicher die Prätention, durch seine eigenen abhängigen Kleriker über die wichtigsten kirchenpolitischen Fragen die endgültige Entscheidung zu geben. Widerstand fand er freilich auf beiden Gebieten, Gegner, die sich ihm nicht zu unterwerfen gedachten: es fragte sich, ob er seine Ansprüche werde durchsetzen können.

Er vertraute auf den ununterbrochenen Aufschwung der französischen Macht während des ganzen 17. Jahrhunderts. Die Fremden selbst erkannten bewundernd die Überlegenheit Frankreichs im Beginne der Selbstregierung

1) Mémoires de Sourches, I. 120.

Ludwigs XIV. an. Gefürchtet und mächtig nach außen, erschienen die Franzosen doch zugleich liebenswürdig, geschickt in allen Gewerben und Künsten des Friedens. Während sie sich von fremder Einfuhr fast ganz frei gemacht hatten, wurden ihre eigenen Waren in allen übrigen Ländern Europas begierig gesucht wegen ihrer geschmackvollen und soliden Bereitung: viele Millionen strömten dafür jährlich in das Reich. Der Landbau gewährte hinreichendes Getreide, die besten Weine der Welt, die feinsten Öle, die trefflichsten Gemüse, die reichlichste Rohseide. Die Zahl der Bewohner war von zehn Millionen am Schlusse der Bürgerkriege auf achtzehn gestiegen. Der industrielle und kommerzielle Mittelpunkt dieses weiten Reiches war Paris. Es war schon damals die Hauptstadt der Luxusindustrie: in Geweben und Tüchern übertrafen seine Fabriken die englischen, in Gold- und Silberstickerei sowie in Seide die lombardischen, in Glas und Kristall die venezianischen. Colbert ließ Paris nicht die Ungunst des Königs entgelten; außer den Manufakturen, die er dort gründete, den monumentalen Bauten, die er dort errichtete, arbeitete er mit einem Eifer, der an die Tage des zweiten Kaiserreichs erinnert, an dessen Verschönerung d. h. Modernisierung. In seinem nüchternen, streng logischen und auf das Nützliche ausschließlich gerichteten Geiste fand er keine Sympathie für die wunderbaren Denkmäler des Mittelalters. Dessen zahllose Türme, Erker, Vorsprünge, Durchgänge mit ihrer beengenden aber malerischen Unregelmäßigkeit verschwanden vor langen, geraden und für jene Zeit breiten Straßen, welche die Umgebung des Louvre, der Tuilerien und der Place royale der Luft und dem Licht zugänglich machten. Auch in den übrigen großen Städten trat diese doppelte, für die ganze Zeit so charakteristische Bestrebung nach geraden, gleichmäßigen Straßenlinien und nach Einführung praktischer Verbesserungen hervor. Die Intendanten und ihre Unterbeamten arbeiteten fortwährend darauf hin. Aber vorzüglich wandte doch die Regierung ihre Sorgfalt der Hauptstadt zu. Am wichtigsten wurde für diese die Umwandlung ihrer Befestigungen in weite, baumbepflanzte, unvergleichlich schöne und prächtige Straßen, die noch den Namen „Bollwerke," Boulevards, bewahren. Die Niederreißung der Wälle, von denen die Pariser so oft und noch zuletzt in der Fronde dem Königtume getrotzt hatten, sollte zunächst politischen Zwecken dienen, der Entwaffnung der gefährlichen Großstadt. Man sieht, daß die politische Bedeutung von Paris sich nicht erst von der Revolution herschreibt. Anderseits erhielt dasselbe hiermit die herrlichsten Straßen der Welt, glänzende Verkehrsadern, einen unvergleichlichen Schmuck. Die Zahl der Straßen schätzte man auf tausend, in denen etwa 25 000 Häuser standen, und die vom Einbruch der Dunkelheit bis zwei Uhr Morgens durch fünftausend Laternen erleuchtet wurden — eine Neuerung, die man damals allgemein bewunderte.[1]) Die Bevölkerung betrug etwa eine halbe Million, mehr als die jeder andern europäischen Stadt.

---

1) Monteil, VIII. 290 f.

Allein unter der Einwirkung der beständigen Kriege, die Ludwig XIV. führte, der ungeheuren Lasten, welche sie dem Lande auferlegten, des unerbittlich fiskalischen Regierungssystemes Colberts und seiner grundsätzlichen Benachteiligung des Ackerbaues gewann Frankreich allmählich ein anderes, trüberes Aussehen. Nach der Veröffentlichung des Friedens von Nymwegen gab sich die Regierung den Anschein von Großmut, indem sie sechs Millionen an rückständigen Steuern erließ: aber es waren dies nur solche Beträge, die von den Beamten als uneinbringlich bezeichnet worden waren. Nicht ungestraft entfaltete Frankreich die beispiellose militärische Macht, die ganz Europa schreckte und in Schach hielt. So hoch auch die Steuern waren, sie reichten nicht hin, die Armee völlig zu unterhalten, und ein großer Teil der Lasten wurde wieder auf das arme Volk abgewälzt: die Nichtprivilegierten waren zur unentgeldlichen Einquartierung durchmarschierender Soldaten verpflichtet. Überall flohen die Einwohner vor den Erpressungen und Mißhandlungen der Soldaten. Hatten diese doch gesetzlich von ihren Wirten täglich zwei Pinten Wein, $1\frac{1}{2}$ Pfund Fleisch und $1\frac{1}{2}$ Pfund Brot zu fordern. Wie hoch mochten nun erst ihre ungesetzlichen Ansprüche sein! Ganze Städte, zumal in den Grenzdistrikten, wurden deshalb von ihren Bewohnern verlassen.[1]) Nicht nur der englische Philosoph Locke auf seiner Reise durch Südfrankreich, auch ein Höfling des großen Königs[2]) bezeugt, daß der Bürger die Hälfte seines Einkommens dem Steuersammler preisgeben muß, daß die Ländereien durch die Menge der auf ihnen ruhenden Lasten allen Wert verloren haben, daß die Zahl der Bankerotte in erschreckendem Maße zunimmt. In harten Wintern finden Tausende aus Mangel an Nahrung, Kleidung und Feuerung den Tod. Das sind die tiefen Schattenseiten der glänzenden Regierung Ludwigs XIV. Von Teilnahme, Mitleid, Herz für die „Canaille“ war freilich bei dem „König-Sonne,“ seinen ebenso selbstsüchtigen wie knechtischen Ministern, seinen goldstrahlenden Höflingen nicht die Rede. Nur zu gunsten Colberts müssen wir eine Ausnahme machen. Er hat sich nach Möglichkeit den kriegerischen Abenteuern, der Bauwut, der Belastung des Volkes durch neue Steuern und Anleihen widersetzt. Allein er scheiterte an dem despotischen Willen des Königs.

Aber auch der Adel sollte nur durch die Gnade des Herrschers existieren. Man schätzte jenen damals auf etwa 50 000 Familien mit 250 000 Mitgliedern, etwa den fünfundsiebzigsten Teil der Nation. Durch die Ausgaben, welche der König ihnen vorschrieb, absichtlich zu Grunde gerichtet, durch harte Strafen und willkürliche Belohnungen alles Freiheitssinnes beraubt, stürzten sich die ersten Geschlechter Frankreichs blindlings in die Knechtschaft. Den ungestümen und unruhigen Mut, durch welchen der Adel so oft der Krone gefährlich geworden war, bethätigte er jetzt in deren Dienst auf zahllosen Schlachtfeldern. Freilich empfand er das Drückende und Unziemliche seiner

---

1) Babeau, La ville sous l'ancien régime, S. 303 ff.

2) Der Marquis von Sourches in seinen Memoiren, I, 10.

Lage, freilich beklagte er in vertrautem Kreise, das Werkzeug des eigenen Unglücks sein zu müssen: aber niemand wagte es, der Sklaverei, unter der alle seufzten, sich zu entziehen, ja der einzelne hielt sich für zurückgesetzt, wenn der König ihn nicht durch Befehle, Aufträge, Dienstleistungen auszeichnete. Ruhig auf seinem Schlosse zu leben, während die Standesgenossen am Hofe, in der Verwaltung, im Heere glänzten, schien dem Edelmann eine empfindliche Schmach. Die Individualisierung war das große Prinzip, das Ludwig XIV. von seinen Vorgängern, den beiden Kardinälen, als das beste Mittel zur Befestigung und Aufrechterhaltung des königlichen Despotismus gelernt hatte. Indem es in Frankreich keinen andern Vereinigungspunkt gab, als allein und ausschließlich das Königtum, ward nicht nur jeder gefährliche Ausbruch des allgemeinen Mißvergnügens verhindert, sondern es war auch ein jeder Einzelne mit seinen persönlichen Wünschen und Bestrebungen nur auf das Belieben und die Huld des Monarchen angewiesen. Nicht mehr, wie früher, unter dem Schutze reicher und halb unabhängiger Großen konnte der kleine Edelmann emporkommen — jene waren nun machtlos, verarmt — sondern nur im Dienste der Krone. Deshalb war ein Aufstand des hohen Adels unmöglich geworden.

Dieses allmächtige Königtum umgab Ludwig, ungeachtet des zunehmenden Elends seiner Unterthanen, mit einem nie erhörten Luxus, der eben nur dessen und seiner Verherrlichung dienen sollte. In einem einzigen Jahre kamen die Hoffestlichkeiten auf zwei Millionen Franken zu stehen. Vergebens erhob Colbert wiederholt die dringendsten Vorstellungen gegen diese völlig nutzlose Verschwendung. Wenn der König seinen Thron bestieg, um fremde Gesandten zu empfangen, trug er ein Kleid von unermeßlichem Werte, dessen Diamanten allein mehr als sechzehn Millionen gekostet hatten. Die königliche Tafel, die Livreen seiner Dienerschaft, die ausländischen Pflanzen, mit denen seine Zimmer geschmückt wurden — alles dies war mit raffinierter Verschwendung ausgestattet. Eine Reise, welche er nach Versailles unternahm, kostete 1 200 000 Franken; seine feierlichen Mahlzeiten jede 300 000.

Selbstverständlich suchten es die Großen dem Könige an Glanz möglichst gleich zu thun; war dies doch das sicherste Mittel, seine Gnade zu erwerben. Ein Fest, das der große Condé ihm in Chantilly gab (1671), kam auf mehr als eine Million Franken zu stehen. Colberts Sohn Seignelaye veranstaltete dem Herrscher eine Feier, welche die berüchtigtesten Feste Fouquets bei weitem übertraf. Und so fort. Freilich richtete man sich dabei zu Grunde, da man nicht, wie Ludwig selber, den Staatssäckel zur unbeschränkten Verfügung hatte. Condé hatte acht Millionen Livres Schulden. Man half sich, wie man konnte, bezahlte seine Gläubiger gar nicht oder spärlich, erbettelte vom Könige Geschenke und Pensionen, selbstverständlich auf Kosten der armen Steuerzahler; ja es kamen in dieser glänzenden Gesellschaft ganz gemeine Betrügereien und Diebstähle vor. Endlich war ein verzweifeltes Mittel, „um die dürren Güter zu düngen,“ die Heirat mit den Töchtern reicher Bürger, die ihr Geld gern

hingaben, um ihre Enkel mit dem Schimmer hohen Ranges geschmückt zu sehen. Indes es war dies nur eine Aushilfe für einzelne, während der Adel als Ganzes unrettbar verarmte. Es mußte der Tag kommen, wo das Königtum seine Dienerschaft — den Adel — ausschließlich auf Kosten des Volkes ernährte, wo die französische Staatsverfassung zu einer großartigen Ausbeutung der Nation zu gunsten der eng untereinander verbündeten Hofleute wurde.

Der Luxus begünstigte in hohem Grade die unglaubliche Auflösung der Sitten, zu welcher der König selber die Anregung und das Beispiel gab. Es galt geradezu als eine Art Opposition, wenn man den Tugendhaften, den „Cato" spielen wollte. Die eigene Schwägerin des Monarchen, Henriette von Orleans, eine englische Prinzessin, und mit ihr die höchstgestellten Damen des Reiches befleißigten sich der schamlosesten Untreue gegen die ehelichen Bande. Man beugte das Knie nicht allein vor der Montespan, der offiziellen Mätresse des Königs, sondern auch vor Madame Dufresnoy, einer Apothekerstochter und Frau eines Unterbeamten, welche Louvois seiner Liebe würdigte. Die vornehmsten Herren und Damen hielten es nicht unter ihrer Würde, diesem Geschöpf ihre Huldigungen darzubringen, um dem mächtigen Minister zu gefallen. Und wie wurde die Montespan von Racine, Boileau, La Fontaine verherrlicht! Aber schlimmer als dieser Weihrauch bezahlter Poeten, so sehr letztere sich auch dadurch entwürdigten, war es für Sittlichkeit und Tugend, daß der König seine unglückliche vernachlässigte Gemahlin zwang, ihre bevorzugte Rivalin zu empfangen, deren Kinder zu besuchen und zu begrüßen. Einige Monate hindurch — es war im Jahre 1679 — hatte die Montespan den dauernden Sieg einer jüngern Nebenbuhlerin zu fürchten, der Maria Angelika von Fontanges, „schön wie ein Engel, wunderbar vom Scheitel bis zur Sohle, aber dumm wie ein Sieb." Ein Jahr lang führte sie eine absolute Herrschaft, als sie aber an der Folge einer Fehlgeburt erkrankte, wurde sie von ihrem herzlosen Liebhaber in ein Kloster gesandt, wo Siechtum und Kummer sie im zwanzigsten Lebensjahre töteten (1681). Das war das Beispiel, welches der „König-Sonne" vom Throne herab seinen gehorsamen Völkern gab.

Die Ausschweifung kannte dann auch unter diesen keine Grenzen mehr. „Unser Hof ist ein kleines Sodom," bemerkt 1682 der Marquis von Sourches in seinen Memoiren. Das Hotel der Prinzen von Conti, das des Herzogs von Orleans waren wenig besser als öffentliche Häuser. Die Frauen, die jungen Mädchen taugten nicht mehr als die Männer. Auch im Bürgerstande wurden diese Laster nachgeahmt, und zwar um so mehr, als damals in weit höherm Grade als jetzt die Ehen rein auf das Geldinteresse hin geschlossen wurden. Die Gatten selber waren dabei Nebensache, nur der Vorteil der Familie kam in Betracht. Häufig verehelichte man die Knaben zu vierzehn, die Mädchen zu zwölf Jahren, ehe sie noch Willen und Urteil besaßen: solche Vereinigungen konnten freilich nicht innig und dauerhaft sein.

Dieser Untergang der Sitte hatte natürlich noch schlimmere Verbrechen zur unmittelbaren Folge. Wer hätte nicht von den „Erbschaftspulvern" der Marquise von Brinvilliers gehört?[1]) Diese Frau, aus einer ehrenhaften Familie entsprossen, aber von frühester Jugend an verderbt, hatte von ihrem Liebhaber Sainte-Croix die Zubereitung von Giften gelernt, die töten, ohne eine Spur zu hinterlassen. Sie benutzte diese Kunst, um ihren Vater und ihre Geschwister aus dem Wege zu räumen, damit deren Vermögen ihr anheimfiele. Sechs Jahre lang blieb die Mörderin unerkannt, bis ein merkwürdiges Ungefähr das schreckliche Geheimnis enthüllte. Sainte-Croix starb plötzlich bei Anfertigung seiner Gifte, da die Glasmaske zersprang, mit der er sich bei solchen Arbeiten das Gesicht schützte: in seinem Nachlasse spürte man eine Kassette auf, in welcher sich außer den stärksten Giften die Briefe der Brinvilliers vorfanden. Diese wurde 1676 enthauptet; man sprach von zahlreichen Vornehmen, die in diese Angelegenheit verwickelt seien.

Alle solche Befürchtungen schienen gerechtfertigt, als im Jahre 1679 ein neuer Prozeß wegen Giftmischerei anhängig gemacht wurde, der so viele und so hochgestellte Angeklagte betraf, daß die Brinvilliersche Sache völlig in den Schatten trat. Es lebte in Paris eine gewisse Monvoisin, gewöhnlich „die Voisin" genannt, eine Kartenlegerin, die nach der Art solcher Personen noch allerhand geheime Künste pflegte, wie Liebespulver zuzubereiten, Diebe aufzufinden, geheime Schätze anzusagen, Mittel für Erhaltung der Jugend zu verkaufen, auch unsittlichen Damen noch schlimmere Gefälligkeiten zu gewähren. Der Glanz ihrer Haushaltung, die reichen Mittel, über die sie gebot, erweckten den Verdacht der Polizei. Sie wurde gefänglich eingezogen, und da man sofort wieder auf Gift riet, setzte der König zur Untersuchung aller solcher Verbrechen einen besondern Gerichtshof ein, der, weil er nur bei Fackelschein tagte, den schreckeneinflößenden Namen der „brennenden Kammer" führte. Dieselbe entdeckte noch mehr, als man gefürchtet hatte: auf die Aussagen der Voisin hin wurden die höchstgestellten Personen des Hofes, die Gräfin von Soissons, die Prinzessin von Tingry, die Herzoginnen von Bouillon und Foix, viele andere Damen, der Marschall von Luxemburg u. a. m. verhaftet. Die meisten, darunter Luxemburg, wurden schließlich wieder frei gelassen, aber ohne daß sie sich von dem auf ihnen lastenden Verdachte hätten völlig reinigen können. Einige wurden zu Geldstrafen oder Verbannung verurteilt, die Voisin selbst und ihre Helfershelfer verbrannt oder gerädert. Nichts unternahm man freilich gegen Madame von Montespan, die sich von der Voisin hatte Pulver geben lassen, um die buhlerische Liebe des Königs zu gewinnen.

So sah es mit der sittlichen Beschaffenheit jener glänzenden Höflinge aus, die sich vor den Strahlen des „Königs-Sonne" zu beugen pflegten. Selbstverständlich versäumten diese Leute keine kirchliche Zeremonie.

Ungestört von solchen Wahrnehmungen, verfiel Ludwig, wie einst die

---

1) Blompain, La marquise de Brinvilliers (Paris 1871).

römischen Kaiser, allmählich der erschlaffenden Wirkung des allmächtigen Cäsarentums. Er begann seine Günstlinge nicht nach ihren Fähigkeiten, sondern nach seiner Laune zu wählen, seine verdienten Minister aber immer strenger und tyrannischer zu behandeln. Nichts kann bezeichnender für dieses Herrschers Anschauungen und Absichten sein, als das von ihm entworfene und verbesserte Tagebuch. Hier spricht er sich mit naiver Klarheit aus. Das Leben und das Gut der Unterthanen gehört unbedingt dem Könige. Die Minister sind nur seine Kommis. Alles Große und Ruhmvolle ist nur von ihm ausgegangen. Ebenso wenig, wie der gegenwärtigen Helfer, durfte man vor ihm der ehemaligen Begründer der französischen Macht gedenken: Richelieu, Mazarin hatten nicht existiert, die Größe Frankreichs begann erst mit Ludwig XIV.[1])

Colbert fiel ganz in Ungnade, weil er den König zur Sparsamkeit ermahnte, ihn von seiner unsinnigen Verschwendung zu heilen versuchte. Sein Nebenbuhler Louvois that das Seinige, um den Zwiespalt zu verbittern. Von der furchtbaren angestrengten Arbeit erschöpft, mit Kränkungen überhäuft, brach Colbert zusammen: am 6. September 1683 starb er, 64 Jahre alt. Er war bei dem Volke auf das bitterste verhaßt; und der König, dem zuliebe er sich den Fluch seiner Mitbürger zugezogen, hatte ihn in seiner letzten Krankheit nicht einmal besucht! Seitdem beherrschte Louvois unbestritten das Feld. Indem er dem Herrn grenzenlos schmeichelte, indem er alle seine Entwürfe dessen Ehrgeiz, Eitelkeit und gieriger Herrschsucht anpaßte, sich dabei immer nur als den gehorsamen und bewundernden Diener hinstellte, während er in Wahrheit viel mehr als der König das treibende Rad der innern und äußern Politik wurde: für diesen Preis durfte er sich nach unten alles erlauben. Er wurde geradezu allmächtig, setzte die Minister ein und ab nach Belieben. Er mischte sich in alle Zweige der Staatsverwaltung und gab auch in den andern Departements häufig Befehle, ohne die nominellen Inhaber des Amtes auch nur davon zu benachrichtigen. Der rechtschaffene und feine Pomponne hatte bald seinen Zorn erregt; war derselbe doch, wie Louvois in brutalem Hohne an einen Gesandten schrieb, „von der Krankheit befallen, sein Amt ernstlich nehmen zu wollen," d. h. nicht in allem Louvois gewähren zu lassen. Der letztere wußte den Minister des Auswärtigen dem Könige als zu schwach und furchtsam, zu wenig der Würde und Allmacht Frankreichs bewußt zu schildern: 1679, bald nach dem Abschlusse des Nymweger Friedens, ward Pomponne unter dem Ausdrucke der vollen königlichen Ungnade entlassen. Nun war Louvois auch hier unbestrittener Herr. Das Äußere dieses allgewaltigen Ministers verkündete durchaus nicht den genialen Menschen. Er war von groben Zügen und graudunkler Gesichtsfarbe, von kleiner Statur und übermäßigem Leibesumfang, langsam in seinen Bewegungen: nur die scharf funkelnden Augen ließen die

1) Ch. Dreyß, Mémoires de Louis XIV. pour l'instruction du Dauphin (2 Bde. Paris 1860). — Grouville, Oeuvres de Louis XIV. (6 Bde. Paris 1806).

Lebhaftigkeit des durchdringenden Geistes ahnen. Seine Sprache war abgerissen, sein Benehmen roh und zurückstoßend, seine Bildung äußerst mangelhaft. Allein dieser körperlich schwerfällige und durchaus unliebenswürdige Mann war gewandt, unermüdlich und stets selbstgewiß in der überwältigenden Fülle der Einzelheiten, die ihn bestürmten; schnell entschlossen und doch wieder methodisch und logisch in der Ausführung; mit bewundernswerter Richtigkeit wußte er seine Werkzeuge auszuwählen und mit unerbittlicher Strenge zu bedingungslosem Gehorsam und Eifer anzuhalten. Und trotz aller dieser großen Eigenschaften hat er Frankreich und seinem Könige bitteren Schaden bereitet. Sich und seine Familie bereicherte er durch Ehrenstellen und Einkünfte aller Art. Verderblicher aber war die Weise, in der er die auswärtige Politik Frankreichs leitete. Hier war nicht mehr von der geistvollen Planmäßigkeit, der vorschauenden und alle Verhältnisse beherrschenden Gewandtheit Lyonnes, von Pomponnes maßvoller Bedachtsamkeit die Rede: brutale Gewalt, zügelloser Übermut, unbegrenzte Keckheit, stete Rechtsverletzung, das waren die Mittel, durch welche Louvois Frankreichs Größe aufrecht zu erhalten und zu vermehren meinte, durch welche er aber zuletzt ganz Europa ohne jede Ausnahme gegen Frankreich unter die Waffen brachte und den Niedergang dieses Staates herbeiführte. Günstlinge und ein Premierminister: wie weit sind wir schon von dem Ludwig des Jahres 1661 entfernt!

Dabei zeigte sich immer schreckender das Gespenst des jährlichen Defizits. Bei dem Tode Colberts betrugen die jährlichen Einnahmen des Reiches über 110 Millionen Livres (gleich 660 Millionen Franken nach heutigem Geldwerte). Ruhige und gewissenhafte Beobachter waren aber überzeugt, daß dem Volke von den Steuerpächtern und Steuerempfängern etwa das Doppelte abgepreßt wurde. Dasselbe hatte also ungefähr 1250 Mill. Franken nach verhältnismäßigem Geldwerte zu bezahlen. Bedenken wir, daß die Bevölkerung damals nicht halb so stark war wie jetzt; daß heutzutage der Reichtum ein viel größerer und verbreiteterer ist; daß die Steuern nur die ärmeren Klassen, und zwar in ganz willkürlicher Weise trafen; daß außerdem Einquartierung, Abgaben für die Geistlichkeit, Frondienste für Gutsherren und Staat von denselben zu leisten waren — so können wir uns einigermaßen den furchtbaren Druck vorstellen, der auf dem Bauern, Handwerker, Krämer, dem städtischen und ländlichen Arbeiter lastete.

Und doch überstiegen die Ausgaben die Einnahme regelmäßig, da der König weder abrüsten noch seine Bauten und Festlichkeiten einschränken wollte. In fünf Jahren (1684 bis 1688) betrug z. B. das Defizit 82 Mill. Livres (492 Mill. Franken), die man durch Anleihen und Antizipationen zu decken suchte. Freilich gab der König in einem Jahre für den Ankauf von Diamanten 2, für die Bauten 15 Mill. Livres (zusammen gleich 102 Millionen Franken) aus. Und dieser selbe Monarch hatte die herzlose Keckheit, allen Ermahnungen seiner Minister zur Sparsamkeit zu antworten: „Die Höhe der Steuern thut mir leid, aber sie sind alle notwendig!“

Buchstäblich genaues Transskript

des eigenhändigen

„Briefes Ludwigs XIV. an den Marschall Turenne“:

„A mon cousin le vicomte de Turenne.

A Versailles le 17[e] Mars 1673.

„Quoique jaie ordonné au marquis de Louvoy de vous tesmoigner de ma part la satisfaction que jai de ce que vous avés fait pour la gloire de mes armes je suis bien aise de vous dire moy mesme ce qui en est et que je suis tres satisfait de touttes la conduitte que vous avés tenue en ce rencontre. Le succés heureux que nous avons eu depuis quelque temps vous doit aussi donner baucoup de joie. Sachant lamitié que jai pour vous vous croirés aisément que nous la partageons ensemble. Soiés assuré quelle durera toujours et que vous en recevrés des marques en continuant a me servir comme vous faites.

Louis.“

a versailles le 17e.

quoy que faire ordonn
de bonnoy de nom
de ma peart la ea
presser de ce que
fait pour la gloi
armees je suis bien
[illegible] de nous
le quil en est [illegible]
tres eahs tant de
conduitte que vou
en ce rencontre [illegible]
heureux que nous
depuis quelques
etoit aussi dou

ame

chant lautre que jai pour

vous nous avoirés absolument

que la plus bas ~~...~~ semble

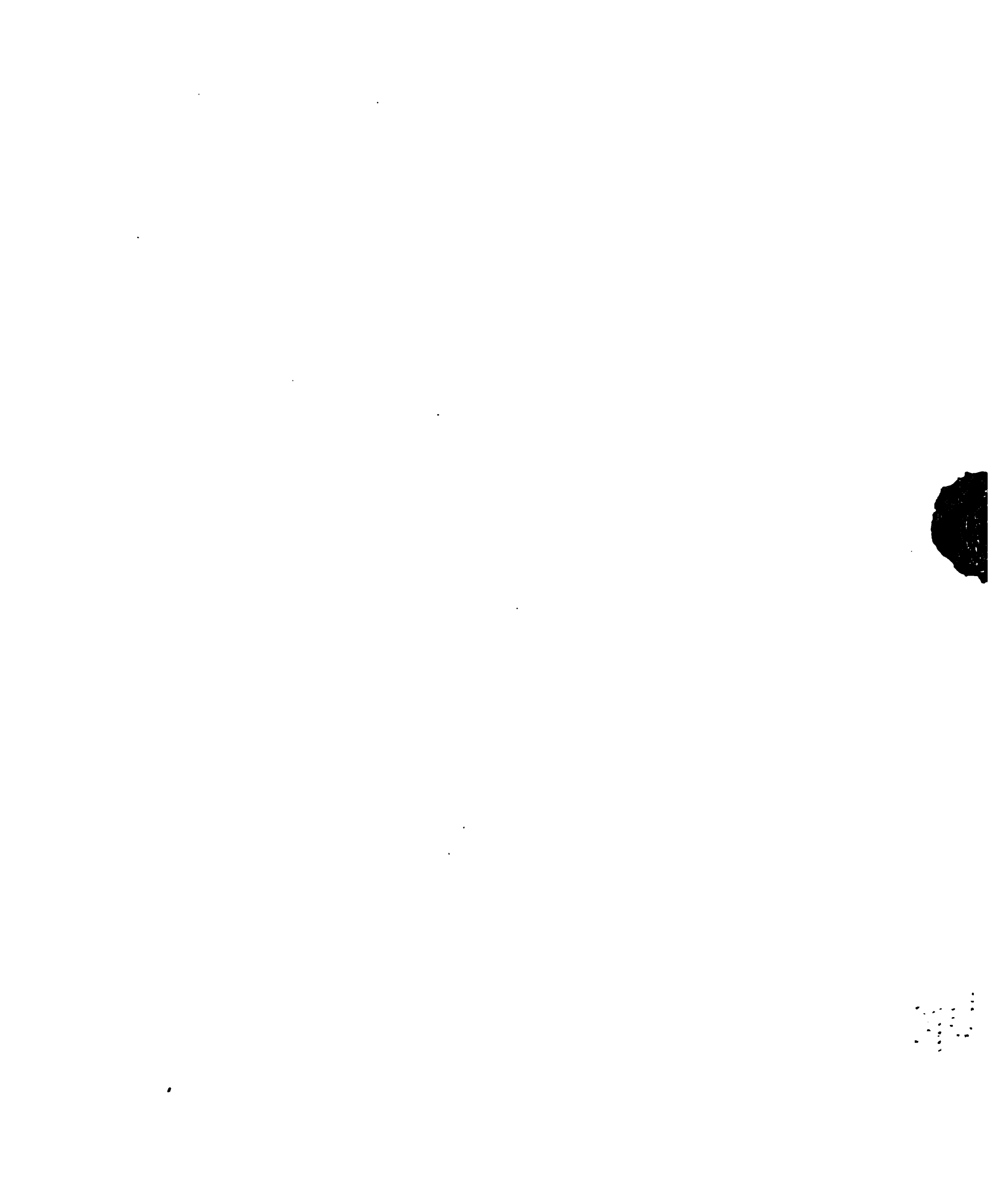
riés assuré que elle durera

toujours et que vous en recev

les marques de continuant

me servir comme vous faites

Louis



A mon cousin
le vicomte de
Turenne



So legte man dem Volke beständig neue Lasten auf. Und mit welcher Wirkung! Der Gouverneur des Dauphiné schrieb im Jahre 1675 an Colbert: „Ich darf nicht unterlassen, Ihnen das Elend zu schildern, in das ich diese Provinz versunken sehe. Der Handel hat in derselben völlig aufgehört, und von allen Seiten kommt man zu mir mit der Bitte, dem Könige vorzustellen, wie man ganz außer stande ist, die Abgaben zu bezahlen. Es ist sicher, und ich spreche davon, weil ich es genau weiß, daß der größte Teil der Einwohner unserer Provinz während des Winters nur von Eichel- und Wurzelbrot gelebt hat, und daß man sie jetzt das Gras der Wiesen und die Rinde der Bäume essen sieht."

Die Unzufriedenheit, das Mißvergnügen herrschten denn auch im ganzen Lande. Die Kaufleute von Paris reichten dem Könige im Jahre 1685 eine Denkschrift ein, welche mit Klagen über den Verfall von Industrie und Handel erfüllt war. Also selbst diese bevorzugten Erwerbszweige befanden sich in trauriger Lage. Die venezianischen Gesandten, Vertreter eines befreundeten Staates, schildern in den stärksten Ausdrücken die allgemeine Erregung, die Sehnsucht nach völligem Umsturze aller Verhältnisse in sämtlichen Ständen und Klassen des Volkes. Wirklich verging fast kein Jahr ohne größere oder kleinere Empörungen in irgend einer Provinz. Am gefährlichsten waren die Revolten des Jahres 1675, inmitten des Koalitionskrieges: zu Bordeaux gegen die indirekten Steuern, in der ganzen Bretagne gegen alles, was Obrigkeit, Beamte, Edelleute war, ein wahrer Bauernkrieg. Am Ende des Feldzugs hatte dann die Regierung Truppen genug, um die Rebellen niederzuschlagen, und sie that das mit einer solchen Grausamkeit, einer solchen Habgier, daß selbst Madame de Sévigné ausruft: „Es giebt keine Bretagne mehr." Während die Nachwelt die glänzende Epoche Ludwigs XIV. bewundert, war diese für die Mitwelt eine Zeit der Unterdrückung, des Jammers und Elends. Selbst unter dem Adel der Normandie bildete sich eine Verschwörung gegen das Regiment des „großen Königs." Aber diese Versuche waren die letzten eines gewaltsamen Widerstandes gegen die Unterdrückung aller Selbständigkeit und gegen die Aussaugung ganz Frankreichs zu gunsten eines Mannes. Immer schwerer, immer lastender legte sich der Despotismus auf alle Klassen der Bevölkerung. Diese verlor den Mut zu offener Widersetzlichkeit; sie klagte nur im stillen und erhoffte von der Vorsehung eine Rettung, die sie selbst sich nicht mehr zu schaffen wagte. Der große König hatte auch über seine eigenen Unterthanen triumphiert. Desto ungestörter konnte er seine furchtbare Macht nach außen wenden, um, nach dem energischen Ausdrucke des großen Kurfürsten, „die Bastille auch nach den fremden Ländern zu bringen."

Fünftes Kapitel.

Frankreichs Einfluß auf das Ausland; Gewaltthaten Ludwigs XIV.[1])

Das Instrument des westfälischen Friedens war noch in lateinischer Sprache ausgefertigt worden — es war das letzte. Seitdem wurde, zum Zeichen der politischen und geistigen Herrschaft, die Frankreich über Europa ausübte, die Sprache der Diplomatie und der guten Gesellschaft allerorten die französische. Es ist das nicht etwas rein Äußerliches. Indem jeder Gebildete sich besser, als mit seiner eigenen Muttersprache, mit der französischen vertraut zu machen hatte, wurde er zugleich mit französischen Ideen, Richtungen, Bestrebungen und Anschauungen erfüllt, drängte sich die besondere französische Art des Seins, Denkens und Schaffens allen Völkern des zivilisierten Europa auf. Paris und Versailles erschienen als die Mittelpunkte nicht nur Frankreichs, sondern der Welt. Von hier aus ertönten nicht allein die Befehle des großen Königs, die über Krieg und Frieden, über das Wohl und Wehe der Völker entschieden, sondern von hier aus ergingen gleichfalls über den bewundernden Erdteil die Geisteswerke, welche der Gebildete jeder Nation mit Eifer und Entzücken las und anstaunte. Von hier aus erflossen die Gesetze der Mode und des guten Tones, ewig wechselnd und doch streng und tyrannisch und von den Fremden fast noch gehorsamer befolgt, als die Dekrete des Halbgottes in Versailles. Die vornehme Welt wollte nur noch französische Stoffe tragen, die von Pariser Schneidern, Hut- und Schuhkünstlern verarbeitet waren. Nicht mehr zu den gewandten Nobili Venedigs, auf die altberühmten Universitäten von Padua oder Bologna, noch in die milde poetisierende Gesellschaft des mediceischen Florenz begab man sich, um seine Erziehung zu vollenden: nur nach Paris pilgerten die jungen Kavaliere und Fürstinnen, um in der Hauptstadt des feinen Geschmackes dessen Offenbarungen zu empfangen und dann als begeisterte Apostel des glänzenden, berauschenden, liebenswürdigen und geistvollen französischen Wesens nach der Heimat zurück-

---

1) S. Sugenheim, Frankreichs Einfluß auf und Beziehungen zu Deutschland seit der Reformation, Bd. II (Stuttgart 1856). — J. J. Honegger, Kritische Geschichte der französischen Kultureinflüsse (Berlin 1875).

zukehren. Wie einst am Schlusse des Altertums die griechisch-romanische Kultur gleichmäßig alle Völker vom Euphrat bis zu den Säulen des Herkules und von der Sahara bis zu der Pictenmauer im fernen Britannien umfaßte — so im Zeitalter Ludwigs XIV. die französische Kultur das gesamte Abendland. Aber nicht französische Sitte und Sprache allein, auch französische Staatsweisheit, die so überraschende Ergebnisse erzielt hatte, wurde im Auslande eifrig nachgeahmt. Das Merkantilsystem Colberts fand zum Unheile der Welt allseitigen Beifall mit seinen hohen Zolltarifen, Einfuhrverboten und Staatsbeglückung auf dem Gebiete der Industrie. Nicht der gegenseitige Austausch, sondern die gegenseitige Ausschließung schien die normale Grundlage des internationalen Handels zu sein. So wenig wie möglich von fremden Erzeugnissen zu gebrauchen, wurde die Summe der handelspolitischen Weisheit; eine Art chinesischer Mauer ward zwischen den Produzenten und Konsumenten verschiedener Nationalität errichtet — nach französischem Muster.

Besonders in dem armseligen, verwüsteten, zerrissenen, materiell und moralisch verlumpten Deutschland des dreißigjährigen Krieges brachte dies glänzende, in allem Schimmer der Macht, des Reichtums und des Geistes erstrahlende Frankreich einen geradezu blendenden, unwiderstehlichen Eindruck hervor. Ein Hof nach dem andern wurde französiert und dadurch jeder Einwirkung deutschen Nationalgefühls entzogen. Der unbeschränkte Despotismus Ludwigs XIV., seine prahlerische Pracht, sein Beamten- und Soldatenheer, sein üppiges Leben — alles das erregte die neidische Bewunderung und den Nachahmungstrieb der deutschen Reichsfürsten. Jeder kleine Dynast, der nur über zwei oder drei Quadratmeilen Landes und wenige tausend Unterthanen gebot, wollte seinen glänzenden Hofstaat, seine in Gold und Stickereien prunkenden Garden, seine Mätressen haben; im Namen der „Staatsraison" und der göttlichen Herrscherrechte mißhandelte er „sein Volk." Mit Gewalt, mit revolutionärer Rechtsverletzung entledigten sich die Fürsten des Mitregimentes und des Steuerbewilligungsrechtes der Landstände, gegen die leiseste und rechtmäßigste Opposition mit Kerker und Schafott wütend. Aber mit verschwindenden Ausnahmen dachten diese zahllosen kleinen Blutsauger Deutschlands gar nicht daran, Ludwig XIV. auch in seinen großen Eigenschaften nachzuahmen: in dem frischen Aufschwunge, den er dem Nationalgeiste zu geben wußte, in dem Bemühen, überall der würdige Repräsentant des französischen Volkes zu sein, seinem Staate die höchstmögliche Stellung in der europäischen Welt zu geben. Diese deutschen Dutzend-Ludwige sahen nur das Äußerliche des von dem König-Sonne begründeten Wesens; dasselbe in seinen eigentlich großartigen innern Triebfedern aufzufassen, waren sie außer stande. Die Verschwendung, die ein großes und reiches Volk, wie das französische, seinem Herrscher kaum gewähren konnte, wurde nun in den armen kleinen Territorien Deutschlands in das Werk gesetzt und begrub dieselben bald unter einer Last von Schulden. Die Orgien, die männlichen und weiblichen Günstlinge, der Kleider- und Tafelluxus, die Bauwut erschöpften das Mark der Völker. Eine einzige

Geliebte, die Gräfin Cosel, kostete August dem Starken von Sachsen zwanzig Millionen Thaler. Bei der Vermählung der Tochter des Kurfürsten von Brandenburg trug dieselbe Diamanten im Werte von vier Millionen Thalern, auf der kurfürstlichen Tafel erschienen bei dieser Gelegenheit binnen einer halben Stunde fünfhundert Schüsseln, während die Hofleute zugleich an sechsundachtzig Tafeln gespeist wurden. Nicht anders sah es am bayrischen Hofe aus.[1] „Die Mehrzahl der Deutschen Fürsten," heißt es in einer gleichzeitigen italienischen Betrachtung über unser Vaterland, „hat nichts von einem Fürsten und großen Herrn als den Namen, das Blut und den Hochmut, begleitet von einem mehr als plebejischen Mangel. Wer ihnen nur immer Geld oder die Hoffnung giebt, durch Raub das gegenwärtige Elend zu erleichtern, dessen Versuchung sind sie ausgesetzt."[2] Natürlich war jeder Franzose, der sich zum Lehrmeister in solchen Künsten oder auch der feinen Sitte hergeben wollte, selbst der erste beste hergelaufene Abenteurer, an den deutschen Höfen hochgeehrt und gut bezahlt. Um so knechtischer mußte jeder Deutsche zum Fürsten, ja zum höher Gestellten überhaupt aufblicken. „Wenn Gott nicht Gott wäre, wer sollte billiger Gott sein, als Eure hochfürstliche Durchlaucht?" schreibt ein Skribent und Komponist jener Zeit an den unbedeutenden Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen. Die Edelleute hatten schon seit einem Jahrhundert im ausländischen Kriegsdienste die Nachahmung des Fremden, zumal des französischen Wesens gelernt. „Es ist leider dahin gekommen," sagte Cyriakus Spangenberg bereits am Ende des sechzehnten Säculums in seinem „Adelsspiegel," „daß schier nichts deutsches in der Kleidung gilt bei dem Adel, es muß alles ausländisch sein: spanische Kappen, französische Hosen, ungarische Hüte, polnische Stiefel, böhmische Mützen oder welsche Bäuche und Kragen."

Von den Höfen und dem Adel ging die Lust am Französieren auf alle Klassen des Volkes über. Man erschien sich vornehm und fein, wenn man etwas Französisch radebrechte, die plumpe schwerfällige Muttersprache verachtete, oder sie wenigstens mit so vielen französischen Worten wie möglich aufputzte und verbrämte. Die gefälligen Umgangsformen, das leichte und selbstbewußte Auftreten, das Leichtnehmen des Lebens und der Moral, das heitere skrupellose Gefallen am Anmutigen und sinnlich Reizenden entzückte alle Stände. Sie suchten dieses französische Wesen nachzuahmen, womit sich dann die Pedanterie oft seltsam paarte und vereinte. Schon Logau, der kurz vor dem Regierungsantritte Ludwigs XIV. starb, rügte in seinen Sinngedichten die „à la mode-Kleider" und die „à la mode-Sitten." Auch Leibniz, der doch selbst seine meisten Werke lateinisch oder französisch schrieb, schilt in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken" heftig über die Herrschaft der „Franz-Gesinnten." Wie eifert der wackere niederdeutsche Dichter Lauremberg in

---

1) de Vogüé, Villars diplomate I; Revue des deux Mondes, 15. Aug. 1885.

2) Discurso sopra la Germania, MS. in Hannover, citiert in: „Ernst v. Hessen-Rheinfels," Deutsche Rundschau, Juli 1887, S. 54.



Zwei Kostümbilder aus der Mitte des 17. Jahrhunderts.
Gestochen von Pet. de Jode (geb. 1606); gezeichnet von Sebastiaan Francken (1573—1647).

seinen meisterhaften vier Satiren gegen die modische Nachäfferei des Französischen! Die Franzosen, heißt es in der dritten Satire, haben der deutschen Sprache die Nase abgeschnitten und ihr eine andere angeflickt, die zu den deutschen Ohren nicht paßt. Jetzt kann man im Stalle Komplimente hören, wie: Munsör, wenn es ihm nicht zuwider wäre, wolle er den Kot herausschaffen! In der That muß man Lauremberg recht geben, wenn man z. B. bei dem Hamburger Musikschriftsteller Feind folgendes liest: „Es ist die größeste Bassesse eines mauvais goût und das Zeichen eines schlechten esprit des auditorii, daß man in Hamburg ohne Arlequin keine Oper giebt." Allein vergebens war die Opposition deutschgesinnter Gelehrten und Poeten gegen eine Sucht, die an der wirklichen Überlegenheit des damaligen Frankreich über Deutschland nur allzu viel Nahrung fand. Mit jedem Dezennium wurde es schlimmer.

Begreiflicherweise wurde auch in der Litteratur diese französierende Art bald die herrschende. In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts steht die deutsche Poesie noch unter der Einwirkung der idealistischen Schule italienischer Dichtkunst, deren Meister Tasso und Ruccelai waren. Martin Opitz geht ganz auf diesem Wege. Wie jene das Antike mit dem echt Italienischen, so wollte Opitz das Antike mit dem echt Deutschen verbinden — in der Art, wie später, freilich mit ganz anderm Genius und Erfolg, unsere großen Dichterfürsten. Kann man gegen Opitz deshalb schweren Vorwurf erheben, weil sein Volk und dessen Sprache ihm die Erfüllung seiner Aufgabe unmöglich machten? Sein Streben war ein sehr anerkennens- und rühmenswertes: Deutschlands Sprache wollte er in trotzender Herrlichkeit den Fremden gleichstellen; Liebe zu Vaterland und Freiheit erfüllte ihn. Sein Wille war also vortrefflich, sein Ziel zu billigen; hätten höher Begabte auf der gleichen Bahn weiter gestrebt, sie würde zum Heile geführt haben. Aber sofort nach ihm brach die französierende Richtung herein. Die zweite schlesische Dichterschule zeigt alle Unarten des Manierismus, wie er zu den Zeiten Pellissons und der Scudéry in der französischen Lyrik und Romanlitteratur vorherrschte. Der Inhalt ist geistlos und dabei lüstern, frech, unnatürlich, geschraubt, die Form stößt ab durch die faden Verskünsteleien, die übertriebenen Eigenschaftswörter, die gewaltsamen, spitzfindigen Gegensätze. Die Helden in den Trauerspielen des Andreas Gryphius (1616—1664) sind keine Menschen mehr, sondern entweder übernatürliche Wesen von unerschütterlicher Tugend oder teuflische Bösewichter von unergründlicher Schlechtigkeit. Übertriebene Stärke nach jeder Seite hin: wer würde dadurch nicht an Corneille erinnert? Freilich fehlte dem Glogauer Gelehrten der Pariser Hof, die fein gebildete französische Sprache, das vornehme Publikum und die trefflichen Schauspieler des Frankreich des siebzehnten Jahrhunderts. War in Gryphius noch ein tüchtiger Kern, der nur unter den französischen Einflüssen und der Barbarei des eigenen Vaterlandes nicht zur Entfaltung kam, so bieten uns der Breslauer Ratsherr Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618—1679), sowie der Jurist

Kaspar von Lohenstein (1635—1683) in ihren lyrischen und zum Teil tragischen Dichtungen nichts als den ekelhaften Schmutz gemeinster Liebesabenteuer, ohne einen Funken wahrer Poesie, vorgebracht in gesuchtester, spitzfindigster Form, unterwebt mit langweiligen Sentenzen. Die Verstandesarbeit erstickt jede natürliche Empfindung, die dann durch überladenen Schwulst und falsche Gravität vorgestellt werden soll. Und diese beiden letztern Dichter, Hoffmann und Lohenstein, wurden von denjenigen Deutschen, die nicht über dem Französischen heimische Sprache und Schrift ganz vergessen hatten, höchlichst bewundert und allgemein gelesen.

Nun kam aber in Frankreich Boileau auf, der, was man auch gegen ihn sagen mag, das Verdienst hatte, das schwülstige und thörichte Phrasen- und Witzgeklingel der Schäfer- und Heldenromane, sowie der diesen entsprechenden Lyrik unmöglich gemacht zu haben. Daß Boileaus Anschauungen sich auch in Deutschland einbürgerten, kann nur als ein Fortschritt gegen das Bisherige betrachtet werden. Freilich vermochten sie keinen einzigen Dichter von irgend welchem Talent hervorzurufen, aber sie reinigten wenigstens einigermaßen den Geschmack. Dazu kam, daß der echten französischen „Klassiker" Werke mit Eifer gelesen und sogar, in mehr oder minder freien Bearbeitungen, aufgeführt wurden.

Auch in der Kunst geht Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege jede Selbständigkeit und Originalität verloren. Noch während jenes schrecklichen Kampfes hatte es ihm nicht an achtungswerten Talenten zweiten Ranges gefehlt. Joachim von Sandrart (1605—1688) aus Frankfurt am Main, ein Schüler des Niederländers Gerhard Honthorst, gehörte gleich diesem der Richtung des Caravaggio an, die mit vollendeter Technik durch originelle und gesuchte Effekte einen bedeutenden Eindruck hervorzubringen strebte. Wie sein Meister, sucht Sandrart seine Kunst hauptsächlich in eigentümlichen und grellen Lichtern; seine Komposition ist etwas gezwungen, seine Gestalten aber tüchtig und charakteristisch. Ihm verwandt war Matthäus Merian, der sich noch besonders durch seine Kupferstiche auszeichnete; sie sind wie diejenigen seines Zeitgenossen Wenzel Hollar so naturwahr und geistreich, so fein empfunden und sorgsam ausgeführt, daß man in ihnen frisches Leben pulsieren und wirkliches künstlerisches Gefühl sich bethätigen sieht. Leider nahm auch dies bald ein Ende. Die Malerei konnte sich der allgemeinen Verkümmerung des deutschen Volkstums nicht entziehen und büßte wie dieses jedes Selbstbewußtsein, jede Eigenart ein. In geistlosem Eklektizismus sich den französischen und italienischen Vorbildern anlehnend, verlor sie in ihrer knechtischen Nachahmung und Ideenlosigkeit schließlich auch selbst das technische Vermögen.

Noch mehr machte sich der allgewaltige französische Geschmack in der Architektur geltend, da die ungeheuren Palastbauten Ludwigs XIV. die Bewunderung ganz Europas und den geschäftigen Neid der deutschen Fürsten hervorriefen. Jeder von diesen wollte sein Versailles, sein Trianon besitzen;

und dieselben möglichst getreu nachzuahmen, wurde die Aufgabe und das Ziel aller Architekten. Nichts mehr von der lebendigen Fülle, der reichen Gliederung des Renaissancestils, sondern nur die kalte Majestät und einförmige Massenhaftigkeit von Ludwigs Musterbauten. Diese Richtung wurde unter dem großen Kurfürsten in Berlin eingebürgert durch Joh. Arnold Nehring, übrigens einen hochbegabten Künstler, von dem u. a. der Entwurf zu dem Berliner Zeughause herrührt. Sonst darf von irgend einer Selbständigkeit und Individualität unter der Herrschaft des von Frankreich ausgegangenen unbeschränkten Absolutismus ebensowenig die Rede sein bei den Häusern wie bei den Menschen. Das zeigen die vielen Residenzanlagen jener Zeit mit ihren langen gleichförmigen geradlinigen Straßen, und ganz besonders die von Nehring selbst gebaute Friedrichstadt in Berlin. Daneben wurde vorzüglich Dresden der Hauptsitz der französierenden Baukunst; Krügers Palais im Großen Garten, um 1680 errichtet, ist wie ein Miniaturbild von Versailles. Und so gehe man die zahllosen fürstlichen Paläste durch, die zu jener Zeit in allen Staaten und Stäätchen unseres Vaterlandes entstanden — einer gleicht genau dem andern, alles sklavische Nachahmung des großen Musters der französischen Residenzen. — Auch in Polen, das stets dem französischen Wesen so viele Sympathie gezeigt hat, gewann es damals das ausschließliche Übergewicht in der Litteratur. Unter König Johann Kasimir (1648—1669) klagt ein Zeitgenosse: „Die Fenster des Warschauer Schlosses sind von französischen Perücken verhüllt." Unter seinem zweiten Nachfolger Sobieski wurde die höchst einflußreiche Familie der Grafen von Morsztyn die begabte und unermüdliche Vertreterin der französischen Dichtkunst, welche die eigentliche Nationallitteratur fast völlig unterdrückte.

Nicht minder unbedingt, als in Deutschland und Polen, herrschte der französische Einfluß in dessen Nachbarland Holland; ja er drang hier noch tiefer in die Massen ein, da das holländische Volk ungleich reicher, gebildeter, freier war, als das deutsche jener Zeit, und da es schon länger der französischen Einwirkung unterlag. Seine Fürsten und Staatsmänner waren seit Jahrhunderten gewohnt, französisch zu reden und zu schreiben, und von ihren Kanzleien sowie von den Verhandlungen und Schriftstücken der Ständeversammlungen aus waren zahlreiche französische Wörter in die holländische Sprache eingedrungen, von deren urwüchsig plattdeutscher Naivetät sie freilich seltsam genug abstachen. Der Begründer der holländischen Poesie, Hooft (1581—1647), hatte noch ganz den italienischen Vorbildern gehuldigt und gehörte, wie in Deutschland Opitz, der Schule Tassos an, die den Klassizismus der Renaissance mit volkstümlichem Wesen zu durchquicken suchte. Anders sein Nachfolger, der in Köln geborene Joost van den Vondel (1587—1679), der als Lyriker mit Recht als der vorzüglichste Dichter Hollands gepriesen wird. Aber das Hauptgewicht seines Strebens legt er auf das Drama, und hier steht er an Frische, Natürlichkeit und sympathischem Wesen Hooft bei weitem nach. Wie Racine arbeitet er mehr mit dem Verstande als der Phantasie, giebt lang-

atmige und hochklingende Reden anstatt der Sprache des Gefühls und der Leidenschaft, Worte anstatt der Handlungen und sieht mehr darauf, den Regeln der „Klassiker" als den Geboten der Natur und der dichterischen Wahrheit zu folgen. Von lokaler und zeitlicher Färbung ist nicht die Spur. Simson redet wie Salmoneus, König von Elis, der chinesische Kaiser Sung-Chin wie die batavischen Bruderfürsten, sie alle aber wie hochgeborene und wohlerzogene Kavaliere von Brüssel oder Paris. „Staatenwechsel und Schicksale durchlauchtiger Personen" zu schildern, erachtete er nach seinem eigenen Ausdrucke als die eigentliche Aufgabe der tragischen Muse. Wer gedächte bei dem allem nicht des französischen Musters? Und gerade damit fand Vondel bei seinen Zeitgenossen grenzenlose Anerkennung und erweckte zahlreiche Schüler.

In der Kunst dagegen, d. h. in der von den neuern Niederländern allein betriebenen Malerei vermochten sie sich eine rühmliche Selbständigkeit und nationale Eigentümlichkeit zu bewahren. Nur wenige Historienmaler hängen der später-italienischen Kunstblüte an; die große Mehrzahl und zwar die besten der Künstler wandeln volkstümliche Bahnen. Freilich die Heroen der niederländischen Kunst sind in unserer Epoche teils schon vom Schauplatze abgetreten, wie Rubens und van Dyck, teils doch am Spätabend ihres Lebens, wie Rembrandt und van der Helst. Aber eine erfreuliche Nachblüte der Kunst zeigt sich noch im Genre. Das Einzelleben des Volkes in allen seinen Ständen mit seinen Besonderheiten, seinen Interessen und Leidenschaften, der werkeltägliche Verkehr in seiner bunten Mannigfaltigkeit, dann auch das wechselnde Kriegsspiel finden Darstellung in kleinen Gemälden, die mit sauberster Technik in frappanten Gegensätzen von Licht und Farbe das Auge und Herz des Beschauers ergötzen. Bald sprudelt in diesen Bildern ein urwüchsig frischer, wenn auch bisweilen etwas derber Humor; bald tritt in ihnen eine ungeheuerliche Phantasie und ein verblüffender Hang zum Abenteuerlichen hervor — recht entsprechend jenem kühnen, freien, kräftigen, sinnlichen Charakter der damaligen Holländer, zu Scherzen und grobem Spaße geneigt und doch wieder auch den feinern Künsten zugethan. Jan Steen, der lustige Kneipwirt von Leiden, der in seinen toll heitern Bildern die Wirkung des Weines auf alle Stände der menschlichen Gesellschaft verherrlicht, zeigt so recht den innigen Zusammenhang dieser Kunst mit dem Volke. Und dann wieder die Meister, welche vorzugsweise das Leben der vornehmen Klassen fein und zierlich schildern: Gerhard Terburg, mit seiner wunderbar natürlichen Darstellung reicher Kleiderstoffe, und Gerhard Dow, der noch von seinem Meister Rembrandt die gewandteste und überraschendste Behandlung der Lichteffekte überkommen hat. Zahllos sind die Künstler, die diesen beiden sich anschließen, die Metzu, Mieris, Netzscher, Schalken und so viele andere, Zeugen des bewegten Lebens und der fruchtbaren Schöpfungskraft unter dem holländischen Volke jener Zeiten. In einer andern Richtung noch offenbarte sich das liebevolle Versenken in die Umgebung, die frische und veredelnde Auffassung der Natur- und Menschenwelt, der feine Sinn für

das Kleine, die Gabe, dasselbe durch die Kunst zu erheben, welche sich schon in der Genremalerei ausgesprochen hatten: nämlich durch die treffliche holländische Landschaftsmalerei. Dem genialen Ruysdael folgen da zahlreiche Schüler von eigenem Verdienste, wie Hobbema, de Vries und viele andere. Von wie glücklichem Einklange mit der Natur zeugen dann die Seebilder Backhuysens — eigentlich ein Deutscher aus Emden — bald zierlich das Verlockende der sonnigen, glatten, leicht gekräuselten Meeresflut, bald die furchtbare Wut, den unwiderstehlichen Andrang des durch den Sturm tief aufgewühlten Elementes schildernd.

Gewiß hat diese holländische Malerei nicht die höchsten Aufgaben und Ziele der Kunst erreicht; aber ihr frisches, reges, wahrhaftes, aller Fesseln der Konvenienz und der höfischen Lüge spottendes Leben, ihre volkstümliche und gemütstiefe Bethätigung bieten einen wohlthuenden Gegensatz zu dem Falschen, Gedrechselten, geist- und herzlos Zeremoniellen, prunkend Knechtischen, wie es in allen Richtungen der Kunst von dem Frankreich Ludwigs XIV. ausging und sämtliche übrige Völker Europas mehr und mehr sich unterwarf.

Das offizielle England war, seit Karl II. als bezahlter Vasall des Versailler Monarchen dort Hof hielt, ganz nach französischem Muster gestaltet. Gegenüber dem Elend der Verbannung glaubten Karl und seine Umgebung in dem prunkvollen, heitern, großartigen Leben des versailler Palastes das wahre Wesen der Monarchie zu sehen. Nachahmung der Franzosen in deren Prunk und Sinneskitzel wurde in Whitehall geradezu als Beweis monarchischer Treue angesehen. Diese Richtung aber verbreitete sich mit unwiderstehlicher Kraft wenigstens unter die gebildeten Klassen und die städtischen Bevölkerungen überhaupt, teils wegen des stets maßgebenden Beispiels der höchsten Kreise, teils auch infolge einer, an sich nicht unberechtigten Reaktion. Nur schwer hatte das „lustige Alt-England“ unter dem Regimente der Puritaner die Unterdrückung aller Volksfeste, aller öffentlichen Belustigungen, auch der unschuldigsten Freuden ertragen — um so ausgelassener stürzte man sich nun, nach der Rückkehr des legitimen Königtums, in den Strudel der Vergnügungen. Als ergötzliches Beispiel dieser Reaktion gegen das grämliche, menschenfeindliche Wesen der „Rundköpfe“ besitzen wir noch Butlers „Hudibras,“ in dem das Puritanertum dem unbarmherzigsten Gelächter preisgegeben ist, und das bald das Lieblingsbuch ganz Englands wurde, vom Monarchen bis zum Lehrling herab.

Diese feindselige Stimmung gegen die „Heiligen“ kam vorzüglich dem Theater zu gute, das jene mit Ingrimm verfolgt hatten. Die lang zurückgedrängte Schaulust zeigte sich nun unersättlich, und zahlreiche Dichter erstanden, sie zu befriedigen. Aber die alte theatralische Überlieferung aus den Zeiten Ben Jonsons und Shakespeares war durch die lange Zwischenzeit unterbrochen; seitdem war die herrschende Bildung eine ganz andere geworden, ging auf Regelmäßigkeit und Rhetorik. Die französische Tragödie zeigte beide Eigenschaften in höchstem Maße; kein Wunder, daß die englischen

Dramatiker jener Zeit sich ihr anschlossen. Der Begründer des neuen englischen Theaters, Sir William Davenant, suchte in seiner „Belagerung von Rhodus“ ganz einfach den Corneille wieder zu geben. Er fand damit auch ungemeinen Beifall und allseitige Nachahmung; an Menge eine Legion schossen die englischen Corneilles aus dem Boden hervor: Stapleton, Howard und viele andere. Allein es zeigte sich, daß das englische Volk die frühern, ihm mehr kongenialen Dichtungen nicht vergessen mochte, und John Dryden (1631—1700) konnte ihm in seinem eigenen dichterischen Gefühle nicht ganz unrecht geben. Dieser Dryden ist der vollkommenste Typus der englischen Gesellschaft der Restaurationszeit: fein gebildet, aber durchaus charakterlos; sentimental, aber ein Lüstling; witzig, gewandt, fein berechnend, aber ohne Tiefe des Gemütes und der Einbildungskraft. Er mischte also den gefühlvollen Liebesgeschichten und den wohltönenden langweiligen Alexandrinern der französischen Tragödie das bei, was er für alt-englisches, Shakespearesches Wesen hielt, nämlich Geistererscheinungen und Schlachtentrubel. Mit dieser ganz rohen und äußerlichen Mixtur glaubte Dryden das Rezept für das Idealdrama gefunden zu haben und nannte sie stolz „die heroische Tragödie.“ Indes seine gezierten Spektakelstücke verfielen bald dem Fluche des Lächerlichen, und seitdem überließ Dryden sich ganz dem französischen Stil, von dem sich seine Trauerspiele nur durch ihre reimlose und zum Teil ungebundene Sprache unterscheiden.

Auch in seinen lyrischen und epischen Gedichten ahmte Dryden die Franzosen und vor allem Boileau nach. Dieser war ihm in jeder Einzelheit das Muster für seine zahlreichen Satiren, nur daß dieselben bei Dryden gewöhnlich politischer anstatt litterarischer Natur sind. Seine eigentlich lyrischen und epischen Dichtungen, meist größeren Umfanges, zeigen die französischen Vorzüge leichter und klangvoller Reime und großer Korrektheit, lassen aber jede wirklich dichterische Anlage vermissen: der Verstand herrscht vor, nicht Herz und Gefühl. Damit beeinflußte er sein Zeitalter vollständig. Die besten Lyriker, wie Waller und Marvel, gingen in sein Lager, in das des französischen sogenannten „Klassizismus“ über. Im Trauerspiele vervollkommnete Otway (geb. 1651) die Schöpfung Drydens, viel konsequenter noch als dieser, indem er die letzten Erinnerungen an die altenglische Bühne aus seinen Stücken verbannte. Um so roher und ungezügelter sprachen diese selben Dichter — Dryden, Otway, dann zumal Wycherley — sich im Lustspiel aus, dessen unglaublich unzüchtiger Ton von ihnen als treue Wiedergabe der Sitten und Sprache des damaligen englischen Hofes bezeichnet wird.

Einen wahren Trost unter all' dieser Frechheit und diesem Schmutz bietet die Wahrnehmung, daß, gewissermaßen als Repräsentantin des tüchtigen, ehrenfesten, von jener Verderbnis wenig berührten Bürgertums und Mittelstandes, die wissenschaftliche Forschung unbeirrt ihren eigenen Weg ging und in den Natur- sowie philosophisch-politischen Wissenschaften England zweifellos an die Spitze der europäischen Nationen stellte. 1660 entstand,

aus unscheinbaren Anfängen, die „Königliche Sozietät," die nach Bacos Vorgange in echt wissenschaftlicher Weise das Experiment und die Erfahrung zur Grundlage ihrer Arbeiten machte und auf das nützlichste und segensreichste gewirkt hat. Dem praktischen Charakter der Engländer entsprechend, richtete sich die Thätigkeit ihrer Gelehrten zunächst auf die mechanischen Wissenschaften. Copernikus, Kepler, Galilei hatten sie wesentlich gefördert; aber die wahre, grundsätzliche und zweifellose Begründung gab ihnen doch erst Isaak Newton (geb. 1643). Professor der Mathematik in Cambridge, schon früher Erfinder



Isaak Newton.
Nach einem gleichzeitigen Stich.

der Infinitesimalrechnung, gelangte er, nicht durch eine plötzliche Intuition, sondern durch mühsamstes Rechnen zu der Überzeugung, daß die Himmelskörper ganz von demselben Gesetze der Schwere geleitet würden, nach welchem ein Körper auf der Erde zu Boden falle. Im Februar 1685 teilte er seine große Entdeckung der „Königlichen Sozietät" mit; in den folgenden Jahren führte er sie in einem umfassenden Werke in genauester Weise für die weitere Öffentlichkeit aus; nur vermittelst der von ihm neugefundenen höhern Algebra hatte er zu diesem Ergebnisse zu gelangen vermocht. Laplace hat dieses Buch das größte Werk des menschlichen Geistes genannt. Eine wissenschaftliche

That von unberechenbarer Wichtigkeit war vollbracht, die ganze physische Astronomie auf ein einziges mechanisches Grundgesetz zurückgeführt worden. Alle astronomischen Schwierigkeiten lassen sich jetzt, mit Hilfe der Beobachtung, aus den Newtonschen Gesetzen der Schwere erläutern und auflösen. Der Zusammenhang und die Unzerstörbarkeit des Weltgebäudes ist damit auf das glänzendste erwiesen. Aber noch bedeutender als der astronomische Wert dieser Entdeckung ist der kulturgeschichtliche. Seitdem ist an Stelle der mystischen Naturbetrachtung, die in allem Willkür und Wunder sah, die Überzeugung von einer strengen Gesetzmäßigkeit getreten. Newton ist deshalb nicht nur der unmittelbare Veranlasser der sogenannten „Aufklärung" des achtzehnten Jahrhunderts, sondern der Begründer der modernen Natur- und Weltauffassung überhaupt geworden. Die Vorliebe für naturwissenschaftliche Studien ergriff alle Kreise. Noch Karl II. gründete die königliche Sternwarte zu Greenwich, und deren erster Vorsteher Johann Flamsteed veröffentlichte den ersten genauen Sternkatalog, in welchem mehr als 3300 Gestirne mit der größten Sicherheit und Zuverlässigkeit angegeben und bestimmt waren. Immer kühner erhob die Betrachtungsweise ihr Haupt, die man bereits als die der „Freidenker" oder „Deisten," d. h. einfachen Gottgläubigen ohne Zuthat positiver Religion, bezeichnete. Ihre Manifeste waren die beiden Hauptwerke von Karl Blount, die 1679 und 1680 erschienen und sich schon unmittelbar gegen die Bibel und deren Wundererzählungen richtete.

Diese Schule stand in Gegensatz, aber, wenigstens in ihrem negierenden Teile, doch auch wieder in Zusammenhang mit Spinoza.

In Holland hatte Descartes eine Zuflucht gefunden, hier hatte er sein philosophisches System frei und ganz entwickelt. Der französische Philosoph hatte den scharfen Gegensatz zwischen der denkenden Substanz — dem Geiste — und der ausgedehnten Substanz — dem Körper — betont. Seine Schüler wurden hierdurch folgerichtig veranlaßt, jede mögliche Wechselwirkung zwischen zwei so durchaus verschiedenen Substanzen in Abrede zu stellen: daher muß die Wirksamkeit, die doch in der That die Geister mit den Körpern verbindet, der Gottheit als alleinige Ursache zugeschrieben werden. Die Geister und die Körper, d. h. alle endlichen Dinge sind also von der Gottheit abhängig und ihr gegenüber durchaus ohnmächtig, sie sind nur die Träger oder Instrumente Gottes: folglich ist eigentlich die einzige Substanz Gott. Damit hatte Arnold Geulinx 1662 und 1665 den Cartesianismus zu dem Standpunkte geführt, von dem Spinoza ausging.

Baruch Spinoza war am 24. November 1632 zu Amsterdam geboren. Er stammte von portugiesischen Juden ab, deren Voreltern, aus der Heimat wegen ihres Glaubens vertrieben, mit zahlreichen Leidensgefährten in Holland freundliche Aufnahme gefunden hatten. In glühendem Wissensdurste nach Wahrheit suchend, selbständig und gewissenhaft im Denken, fand er in dem traditionellen Judentume jener Tage keine Befriedigung, zumal nachdem er durch die Schriften der Cartesianer die fruchtbarste Anregung empfangen hatte;

doch ist erwiesen, daß auch die Werke der jüdischen Religionsphilosophen einen tiefgehenden Einfluß auf seine Anschauungen bewahrt haben. Nach dem unheilbaren Bruche mit seinen Glaubensgenossen von diesen verfolgt, zog er sich in die Einsamkeit zurück und lebte still für sich im Haag, unaufhörlich mit angestrengtem philosophischen Nachsinnen beschäftigt, den einfachen Lebensunter-



Benedikt Spinoza.
Nach dem Stich von Etienne Fessard (1714—1774)

halt — etwa zwanzig Pfennig täglich — durch das Schleifen optischer Gläser verdienend. In seiner großartigen Uneigennützigkeit lehnte er einen höchst schmeichelhaften Ruf an die Universität Heidelberg ab, aus Besorgnis, in der Freiheit seiner Lehre dort einigermaßen beschränkt zu werden. Sein energischer und furchtloser Geist schreckte vor keiner logischen Konsequenz des von ihm als wahr Erkannten und Vorgestellten zurück. Den Dualismus, den Descartes zwischen Seele und Körper hatte bestehen lassen. und den dessen Nachfolger

nur äußerlich durch die gelegentlichen Anordnungen der Gottheit aufgehoben hatten, beseitigte er vollends: es giebt nur eine einzige Substanz, Gott, und Denken und Ausdehnung — geistige und körperliche Welt — sind nur Modi, Erscheinungsformen Gottes. Alle endlichen Dinge sind in dieser einzigen Substanz, gehen aus Gott infolge der ewigen Notwendigkeit von dessen Wesen hervor. Freiheit und Selbstbestimmung finden sich in diesem Systeme weder bei den Menschen noch bei Gott, sondern alles entwickelt sich aus der vernünftigen Notwendigkeit, die eben das Wesen Gottes ausmacht. Alles beruht auf ewigen Ursachen, einen Zweck giebt es nirgends, denn der Zweck würde eine frühere Unvollkommenheit im Wesen der doch stets vollkommenen Gottheit voraussetzen. Mit mathematischer Schärfe und unerbittlicher Logik wird aus wenigen in die Form von unabweisbaren Vernunftsätzen, Axiomen, gekleideten Voraussetzungen dieses System bis in die äußersten Einzelheiten von dem großen Denker ausgeführt. Sich mit liebendem Eifer in die Erkenntnis der einzigen Substanz, in die Liebe zu Gott zu vertiefen, der ewigen Weltordnung sich anzupassen und nach der Richtschnur der Vernunft zu handeln und zu leben, mit Unterdrückung der wechselnden und vorübergehenden Begierden nur nach Erkenntnis zu streben: das sind die Aufgaben, die Spinoza dem Menschen stellt. So gelangt er von dem metaphysischen Systeme einer furchtbar zwingenden Notwendigkeit doch zu einer reinen und edlen Ethik, die an sittlicher Höhe und Größe kaum von einer andern erreicht worden ist. Wie herrlich sticht des während seines Lebens wie nach dem Tode verketzerten „Atheisten" Lehre von der Vernunft und Erkenntnis als dem einzig Begehrenswerten, von der reinen selbstlosen Liebe zum großen Allerzeuger ab gegen die Genußsucht, Habgier, Frivolität, das eitle Haschen nach Prunk, Pomp und Sinnenreiz, wie sie sich von dem Hofe des kirchlich frommen Ludwig XIV. über alle vornehmen Klassen verbreitet hatten!

Während Spinoza auf die englischen Metaphysiker bald die entscheidendste Wirkung übte, ließ der lebhafte Parteienkampf in dem freien Großbritannien bald eine Anzahl ausgezeichneter politischer Denker entstehen, welche die von Macchiavell, Bodin und Grotius neugegründete Wissenschaft der Politik in origineller und für die Folgezeit bedeutsamer Weise weiterführten. Bei Thomas Hobbes (gest. 1679), dem Erzieher Karls II., brachte der Aufstand der Parlamentarier und Republikaner gegen dessen Vater nur die Überzeugung von der Notwendigkeit des königlichen Absolutismus zuwege, die er dann geschichtsphilosophisch zu begründen suchte. Gerade das Gegenteil folgerte aus dem Gesellschaftsvertrage der starre Republikaner Algernon Sidney (1617—1683). „Wenn der Inhaber der Regierung," sagt er, „seine Gewalt vom Volke übertragen erhalten hat, so ist sie kein angestammtes Vorrecht, sondern ein anvertrautes Amt. Sobald also er dieses mißbraucht und die Bedingungen verletzt, unter denen es ihm übergeben worden ist, kann sein ursprünglicher Auftraggeber, das Volk, es ihm wieder entziehen." Wir finden demnach bei Sidney, wenn auch noch dunkel und unausgeführt, die zukunftsreiche Lehre von

der Volkssouveränität. Allen diesen Politikern aber, die auf dem geschichtlich freilich absurden Gesellschaftsvertrag ihre politischen Theorien aufbauten, ist das Verdienst gemeinsam, mit den veralteten und drückenden Anschauungen des Mittelalters endgültig aufgeräumt zu haben. —

Im Gebiete der ältesten Großmacht, in Spanien, kann von einem bedeutenden geistigen Einflusse Frankreichs zu unserer Zeit noch nicht gesprochen werden. Der abgeschlossene, eigenartige, selbstbewußte und selbstgenügsame Charakter des spanischen Volkes, seine räumliche Entfernung und Trennung von dem Reste Europas hat es das Fremde stets später und unvollkommener in sich aufnehmen lassen, als dies bei den andern Nationen der Fall war. Es kam hinzu, daß Spanien, wenn auch politisch längst im Niedergange, litterarisch noch von dem Glanze seiner Blüteperiode umstrahlt wurde, in der es mehr andern zum Vorbild diente, als von ihnen Beispiel empfing. Noch lebte Calderon de la Barca (1600—1681), dessen Dichtungsweise für Corneille und durch diesen für das ganze zivilisierte Europa in vielfacher Beziehung typisch geworden ist. Von König Philipp IV. und von dessen Ministern auf eine sie selbst auszeichnende Weise mit Ehren und Reichtümern überhäuft, hat doch Calderon nicht, wie die französischen Hofdichter, seine geistige Unabhängigkeit aufzugeben nötig gehabt. Er ist der echte Repräsentant seines Volkes, dieser Calderon, der in seiner Jugend tapfer in Mailand und in den Niederlanden kämpfte und in seinem Alter in den Priesterstand trat, seinem Könige und seinem Gotte gleich treu ergeben, ritterlich, loyal, stolz und bigott zusammen. Durch seine weltlichen Dramen erhob er sich unter die ersten Dichter aller Zeiten; freilich muß man bei seiner Beurteilung die spanischen Sitten und Anschauungen im Gedächtnis haben. Liebe und Ehre sind es, um die sich Calderons Dramen bewegen: heftige feurige südliche Liebe, die vor Gewaltthat und Frevel nicht zurückschreckt; und eine Ehre, die mit der Moral nichts zu thun hat, sondern dieselbe oft auf das empfindlichste verletzt und höchstens darauf hinausläuft, der Männer Wehrhaftigkeit und Tapferkeit, der Frauen keuschen Ruf aufrecht zu erhalten. Aber wie geschickt ist die Erfindung, wie gewandt die Schürzung des Knotens, wie lebhaft und dramatisch der Gang der Handlung! Die Reden sind nach spanischer Art etwas lang gezogen und spitzfindig, allein wie viel herrliche Gleichnisse, feine Bemerkungen finden sich in ihnen, wie edel, schön und kräftig leidenschaftlich ist alles gehalten. Man wird in der ganzen klassischen Tragödie der Franzosen keine einzige Stelle nationalen Gehaltes nachweisen; in den Stücken Calderons haben wir ganz und voll das Spanien seiner Zeit. Seine von einer blühenden Einbildungskraft reich gefüllte dramatische Schatzkammer ist dann von den Dichtern aller Völker und Zeiten geplündert worden. So war es schon dem Guillen de Castro von Peter Corneille geschehen; und nicht minder ging es so dem feinen Charakterdichter Augustin Moreto, dem Francisco de Roxas. Es sind das nur die größten Namen, denen sich eine zahlreiche Schar minderer Talente anschloß. Nirgends ist die dramatische Produktion so fruchtbar, die

Teilnahme des ganzen Volkes an derselben so lebhaft gewesen, wie in dem Spanien des siebzehnten Jahrhunderts.

Auch in der Malerei überdauerte der spanische Genius die politische Blütezeit. Freilich der würdevolle Zurbaran, der edle Naturalist Diego Velasquez starben in den ersten Jahren unserer Epoche. Dagegen gehört ihr noch Alonso Cano an, trefflicher Architekt, Bildhauer und Maler zugleich, vor allem aber als Maler sich unter den übrigen Spaniern durch genaues Studium der Antike, durch richtige Anwendung der Anatomie und durch plastische Richtung auszeichnend. Er ward das Haupt der Schule von Granada. Der Schule von Sevilla dagegen gehört der größte der spanischen Meister an, Bartolomé Esteban Murillo (1618—1682), der noch mit seiner vollen Schaffenskraft in die Zeiten Ludwigs XIV. hineinragt. Niemand hat so wahr und ergötzlich, in so derber und packender Weise das Leben der unteren, originellen Schichten seines Volkes darzustellen gewußt, niemand wieder die innige Andacht, die unstillbare Sehnsucht des Herzens nach dem Göttlichen, die unauslöschliche Glut eines hochbegabten Menschengeistes, der gleichsam die äußere Hülle durchbricht und verzehrt. Neben den herrlichsten und hinreißendsten Schöpfungen des italienischen Pinsels verschwindet doch nicht das tief ergreifende lodernde Feuer, das aus den Augen der Murilloschen Madonnen bricht, der Zauber seiner Farbengebung und Lichtverteilung, die Hingabe, die er seinem Gegenstande zeigt, die Kraft und Energie, mit der er das Leben seiner Gestalten zum Ausdruck bringt. Nach Murillo vermochte nur noch Claudio Coello (starb 1693) den Ruhm der spanischen Malerei aufrecht zu erhalten, bereits mehr in eklektischer als in schöpferischer und selbständiger Weise. Dann versank auch hier das Nationale, Großartige in dem allgemeinen Niedergange spanischen Wesens.

In dem Musterlande der Kunst und Poesie, in Italien, herrschte noch immer der Marinismus, der um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ganz Europa sich unterthan gemacht hatte. Unglaublich daß eine solche Geschmacksverwirrung den Erdteil erfassen konnte. Nirgends war aber die Herrschaft dieses schwülstigen Wesens unbeschränkter und länger dauernd, als in Italien, wo selbst die Prosa von ihr ergriffen wurde. Ein Prediger, welcher die Buße der Magdalena schildern wollte, sagte: „sie badete mit den Sonnen (weinte mit den Augen) und trocknete mit den Strömen“ (mit den Fluten ihres Haares). Alle italienischen Dichter, mit geringen Ausnahmen, folgten den Spuren Marinis, geblendet von dem hohen Ruhme, den derselbe gewonnen hatte. Das Aufgeblasene hielt man für groß, das Übertriebene für sublim, das Affektierte für galant; die edelsten und erhabensten Leidenschaften und Situationen wurden durch alberne Redefiguren und platte Gedankenspiele (concetti) entstellt. Claudio Achillini und Girolamo Preti, beide aus Bologna, waren die schamlosesten Verbreiter dieses blühenden Blödsinns.

Gegen eine solche Geistesverwirrung war der trockene französische Klassizismus denn doch eine sehr heilsame Reaktion, und ist dessen Verbreitung

über Europa als eine entschiedene Wendung zum Bessern zu betrachten. So wenig er auch dem Ideale der Poesie entspricht, hat er doch überall den Boden gereinigt von dem schändlich wuchernden Unkraut des Marinismus. In Italien wurde nur Toscana durch den ihm angeborenen feinen Geschmack auf dem Wege der Verderbnis aufgehalten. Vincenzo da Filicaja (1642—1707) war ein wirklicher Dichter von glücklichster Fruchtbarkeit der Einbildungskraft und feinem Gefühle, der zu wahrhaft großartigen Schöpfungen zu gelangen vermochte, und wenigstens nur in beschränktem Maße die Fehler seiner Zeit mitmachte. Außer ihm hat Salvator Rosa, ebenso gut Dichter wie Maler, den „Concettisten" den Krieg erklärt in seinen damals mit Begierde gelesenen sechs Satiren. Das Drama war verfallen, das Lustspiel frech und gemein geworden, ebenso wie die gleichzeitigen deutschen Hanswurstiaden darauf berechnet, das rohe Gelächter des niedern und hohen Pöbels hervorzurufen. Auch Opern und Ballets hatten in ihrem Heimatlande die Kraft der Erfindung in Gedicht und Musik verloren und suchten den mangelnden Geist durch Fülle des Pompes und Aufwandes zu ersetzen. Der einzige schöpferische Genius unter den damaligen italienischen Tonkünstlern, Giov. Battista Lulli (1633—1682), war nach Paris übergesiedelt, wo er als Direktor der Großen Oper eine neue Epoche des Musikdramas begründete.

Seinen wahren Ruhm fand das Italien unserer Epoche in seinen wissenschaftlichen Thaten, mit denen es, zumal was die Erforschung der Natur anbetraf, England den Vorrang unter den europäischen Nationen streitig machte. Galilei und dessen Schüler hatten — ähnlich wie später in England Newton — die Wissenschaften und ihr Studium außerordentlich populär, zu einem Gemeingute der gebildeten Stände gemacht. Da die vielen kleinen Fürstenhöfe an Macht und materiellem Glanze immer weniger mit den großen Staaten zu wetteifern vermochten, suchten sie ihren Ruhm in der Pflege der geistigen Interessen. Kein Herrscherhaus zeichnete sich hierin so aus wie die Medici in Florenz, und zumal Großherzog Ferdinand II., der bis 1670 regierte. Die Universitäten von Pisa und Siena und die florentinischen Akademien blühten unter ihm wie nie zuvor. Die Gelehrten fanden bei diesem Fürsten nicht allein eine zuvorkommende, sondern geradezu liebevolle Aufnahme, und nichts ist rührender als die Szene, wie Ferdinand II. und sein Bruder, der Kardinal Leopold Medici, stundenlang am Bette des kranken Galilei sitzen und denselben pflegen, wie Söhne den Vater. Die klägliche Bedeutungslosigkeit der unzähligen, sich mit hochtrabenden Titeln schmückenden Akademien veranlaßte den Großherzog, für die strenge Gelehrsamkeit und Wissenschaft im Jahre 1657 die Academia del Cimento in Florenz zu errichten. Sie ist das Vorbild sämtlicher Akademien der Wissenschaft geworden; denn die ähnliche Institution in London wurde 1660, die in Paris 1666 begründet; mit einer Schnelligkeit, welche die Vorzüge dieser Stiftung bezeugt, wurde sie bis zum Ende des Jahrhunderts in allen größeren Hauptstädten des Abendlandes nachgeahmt.

War Süditalien nebst Sizilien durch den lähmenden Druck spanischen Despotismus und spanischer Kirchlichkeit von dem geistigen Leben der Halbinsel völlig ausgeschlossen, so pulsierte dasselbe um so kräftiger im Zentrum und Norden. Borelli, freilich in Neapel geboren, empfing doch seine Bildung in Rom und Florenz und lehrte dann in Pisa sowie an Ferdinands II. Academia del Cimento. Seine Werke, welche das ganze Gebiet der mechanischen Physik umfassen, wurden besonders grundlegend für die Kenntnis der Muskelbewegung der Tiere. Als Schüler Galileis aber zeichnete sich ganz vorzüglich der Nizzarde Giovanni Domenico Cassini (1625—1712) aus. Zugleich geschätzter Philosoph und Dichter, ja selbst Theologe, ein allseitig gebildeter, liebenswürdiger, hervorragender Mensch, fand er doch bald seine Hauptaufgabe in der Astronomie. Ihm gebührt das Verdienst, zuerst das Wesen der Kometen als planetenähnlicher Himmelskörper mit selbständiger regelmäßiger Bahn erkannt und letztere berechnet zu haben. Er bestimmte die Umdrehungsdauer des Jupiter, des Mars und der Venus, sowie nicht minder der Jupitertrabanten. Diese letzteren Arbeiten erregten ein so allgemeines Aufsehen, daß Ludwig XIV., stets darauf bedacht, den Ruhm Frankreichs zu vermehren, Cassini 1669 nach Paris berief. Von hier entdeckte er vier Saturntrabanten und vermochte namentlich zum erstenmale die Entfernung der Sonne von der Erde durch mathematisch-astronomische Berechnung zu bestimmen, und zwar in so sicherer Weise, daß der von ihm gefundene Wert nur um ein Zwanzigstel geringer ist, als der wahre. Man kann Cassini dreist nach Newton den bedeutendsten Astronomen seiner Zeit nennen. Die eigentliche Mathematik fand einen ausgezeichneten Vertreter in dem Florentiner Vincenzo Viviani, einem der letzten Schüler Galileis. Auch er erhielt von Ludwig XIV. eine Pension und reiche Geschenke, so daß er an den Giebel seines Hauses schrieb: Aedes a Deo datae, mit Anspielung auf den Beinamen des französischen Herrschers Dieudonné.

Nicht mindern Glanz als die mechanischen Disziplinen verbreitete über Italien die beschreibende Naturwissenschaft. Einer ihrer trefflichsten Meister war Francesco Redi aus Arezzo (1626 bis 1697), noch vielseitiger, wenn auch vielleicht weniger genial als Cassini. Leibarzt Ferdinands II., erwarb er sich einen Weltruf durch seine genauen und geistreichen physiologischen und anatomischen Untersuchungen über die niederen Tierarten, zumal durch seine experimentelle Widerlegung der damals allgemein geglaubten Entstehung der Insekten aus faulenden organischen Substanzen. Und dieser positive, nüchterne Beobachter der menschlichen und tierischen Natur war zugleich nicht allein Grammatiker und Sprachforscher, sondern auch Dichter, der sich durch Reinheit und Harmonie der Verse sowie durch edlen und würdigen Charakter seiner Richtung allerdings mehr als durch Reichtum poetischer Einbildungskraft auszeichnete.

Es sind dies nur die höchsten Spitzen einer zahllosen Schar von ausgezeichneten Forschern und Denkern, welche die geistige Kultur auf diesem

altklassischen Boden der Zivilisation noch in unserer Epoche in hellem Lichte erstrahlen ließen; erst mit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts ging auch in den Naturwissenschaften der Vorrang definitiv an Frankreich und England über.

In der Kunst finden wir nur Nachklänge einer größeren Vergangenheit. Die Schule des Caravaggio schlug besonders auf dem heißen Boden Neapels Wurzel, wo ihr derb realistisches Wesen den Neigungen der Bevölkerung entsprach. Energische Darstellung der Leidenschaften und des Schrecklichen beschäftigte vorzüglich die neapolitanischen Künstler, auf die anderseits infolge der politischen Verhältnisse noch die spanische Kunst Einfluß übte. Gemäßigter war Salvator Rosa (1615—1675), dessen wir schon als Dichter Erwähnung thaten. Sein vorzüglichster Ruhm beruht auf seinen Landschaften mit ihrem düsteren, wild bewegten Charakter, mit ihrer Staffage von Banditen und anderen unheimlichen Gestalten, mit Schiffbrüchen und dergleichen. Viel niedriger steht er als Historienmaler: hier sind seine Schlachtenbilder wieder anziehend durch die kühne und sichere Schilderung der heftigen Bewegung und des leidenschaftlichen Ringens kämpfender Scharen.

Noch weit bestimmender für die nordischen Länder, als die italienische Malerei, wurde die italienische Skulptur, zumal durch den Neapolitaner Lorenzo Bernini (1598—1680). Er ließ sich freilich von dem allgemeinen Geiste der Zeit mit fortreißen, der überall in den Künsten das feste Beruhen in sich selbst, den Stützpunkt einer geklärten idealistischen Anschauung verloren hatte und in wildem Taumel nach sinnlicher Anreizung und scharfem Effekt strebte. Machte diese Richtung schon der Malerei die Erreichung der höchsten Ziele unmöglich, so in noch viel höherem Grade der Plastik, die, unfähig in bestechender Wirkung mit der farbenprächtigen Schwesterkunst zu wetteifern, ihren Nachdruck gerade auf idealistisch verklärte, über das Augenblickliche erhabene Charakteristik legen muß; leidenschaftlich zugespitzte Momente zu schildern, widerspricht dem innersten Wesen der Bildhauerkunst. Und dies ist gerade das Bestreben des Bernini: die wahre heilige Kunst opfert er raffiniertem Virtuosentum, dem in der That eine außerordentlich ausgebildete und in allen Sätteln gerechte Technik zu Gebote steht. Er gab die Vorbilder jener zahllosen koketten Nymphen, die sich zum Scheine sträuben in den Armen brutal lüsterner Entführer, mögen dieselben nun Pluto, Jupiter oder Römer heißen, jener prahlerisch einhersprengenden Reiterfiguren mit geistlos frechem Ausdrucke; jener verzückten und ekstatischen Engel; jener klobigen Ringer und Kämpfer, denen man anzusehen glaubt, daß sie in der nächsten Jahrmarktsbude vor dem gaffenden Pöbel fünf Zentner mit der Hand aufheben werden: welche alle in buntem Gemisch die Straßen und Plätze, die Kirchen und Paläste, die Brücken und Höfe des ausgehenden siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts bevölkern.

Bernini beherrschte sein Zeitalter vollständig und übte auf dasselbe einen Einfluß, wie keiner seit Michelangelo: denn er war auch Architekt, und

wie die Gebäude in Rom mit seinen Statuen, so sind die Straßen mit seinen Fassaden überhäuft: unter sechs Päpsten hatte er alle Bauten zu leiten, was er dann in kolossalem aber geschmacklosem Barockstil that. Auch er wurde nach Paris berufen, wo er eine Büste des großen Königs schaffen mußte; unersättlich nach Ruhm, wollte Ludwig alles an sich fesseln und für sich arbeiten lassen, was es Großes und Bewundertes in Europa gab. Und diesen selben Ehrgeiz, den er in künstlerischen und wissenschaftlichen Beziehungen zeigte, dieselbe Herrschsucht, die er da bethätigte, übte er in noch viel höherem Maße auf dem Felde der Politik.

Alle Welt empfand es bang, daß Ludwig den Nymweger Frieden nur als einen Waffenstillstand, als einen augenblicklichen Ruhepunkt auf dem Wege der Eroberungen betrachtete. Wer sollte ihm Widerstand leisten? Ganz Europa hatte sich wider ihn vereinigt, und ganz Europa war seinen Waffen erlegen. Niemand hegte mehr den Mut, ihm entgegen zu treten. An Stelle des gedemütigten Hauses Habsburg, das, weit von den Aussichten und Plänen Karls V. entfernt, nur noch um seine Existenz rang, erhob sich drohend die Universalmonarchie Frankreichs. Nicht als hätte Ludwig XIV. daran gedacht, wie später der erste Napoleon, wirklich den größten Teil Europas seiner unmittelbaren Herrschaft zu unterwerfen: aber es war seine Absicht, alle Staaten sein Übergewicht fühlen zu lassen, seinen Willen in ganz Europa und damit in der Welt zum widerspruchslos ausschlaggebenden zu machen. Sein böser Geist, der ihn zu immer neuen Unternehmungen der Ungerechtigkeit und Habsucht trieb, war Louvois. Dieser übermütige und rohe Mensch hegte eine doppelte Reihe von Plänen: einmal festen Fuß auf der apenninischen Halbinsel zu fassen, um auch diese bei günstiger Gelegenheit mit Vertreibung der Spanier aus Mailand und Neapel in eine Dependenz Frankreichs zu verwandeln; und dann im Norden und Osten des letzteren alle irgend bedeutenden Festungen für dasselbe zu gewinnen, es derart gegen fremden Angriff unbezwinglich zu machen, bei eigenem Angriffe aber straflos ausgehen zu lassen. In dieser Absicht hatte er nach dem Friedensschlusse die militärischen Kadres sorgfältig zusammengehalten, so daß binnen zwei Monaten sämtliche Korps wieder auf Kriegsfuß gesetzt werden konnten. Die Arsenale der Grenzfestungen strotzten von Vorräten und Waffen.[1])

Zum Schutze Italiens gegen einen französischen Einbruch war als Hüter der Alpen vor allem Savoyen berufen, das auf beiden Seiten des Gebirges, nicht machtlos, sich ausdehnte. Aber dieses Land war nach dem Tode des Herzogs Karl Emanuel II. im Jahre 1675 völlig dem französischen Einflusse unterworfen. Für den unmündigen Viktor Amadeus II. führte seine französische Mutter Maria Johanna von Nemours die Regentschaft, indem sie sich widerstandslos der Tyrannei Louvois' unterordnete, ihr Land wie eine eroberte Provinz ausbeuten und mißhandeln ließ, ja auf Pläne einging, die, gegen

1) Mém. du Marquis de Sourches, I, 9.

den Willen des Herzogs und seines Volkes, geradezu auf Annexion Savoyens, Piemonts und Nizzas an Frankreich abzielten. Zugleich stand letzteres in Unterhandlungen mit dem jungen liederlichen, mit Schulden überladenen Herzoge Karl von Mantua, um demselben die wichtige und starke Festung Casale abzukaufen, die, weit vom mantuanischen Hauptlande, inmitten zwischen Piemont und dem spanischen Mailand lag. Beide Länder würde Frankreich durch den Besitz Casales in Schach gehalten haben. Und noch einen dritten Punkt Oberitaliens hatte Louvois im Auge: Genua. Diese handelsmächtige Republik befand sich unter der Herrschaft einer zahlreichen Aristokratie, der auch allein das Recht des Großhandels, des Geldverkehrs und der Reederei zustand, und die durch ähnliche Institute, wie Venedig sie ausgebildet, den von Zeit zu Zeit sich geltend machenden Widerstand des Kleinbürgertums — des popolo minuto — im Keime zu ersticken suchte. Von alters her war dieser genuesische Kaufmannsadel mit Spanien verbunden, in dessen Geldgeschäften er sich bereicherte, und in dessen Heeren er als Proviantmeister und selbst als Offiziere zu dienen pflegte. Die französische Regierung wünschte nun dringend, Genua in ihre Abhängigkeit zu bringen, um hier bei einem italienischen Kriege ihre Truppen zu landen, um auch während des Friedens das eigentliche Mittelmeer allein zu beherrschen. Unaufhörlich waren die Belästigungen, die sie den Genuesen auferlegte, um dieselben zur Unterwerfung zu zwingen; ja, unter nichtigem Vorwande ließ Ludwig XIV. 1678 ohne irgend vorhergehende Anzeige die genuesische Vorstadt San-Pier-d'Arena, den Leuchtturm und zwei Forts bombardieren.

Aber des großen Königs Hauptaugenmerk war doch nach einer anderen Seite, auf die Niederlande und Westdeutschland gewendet.

Im Münsterschen und Nymweger Frieden hatte die französische Diplomatie absichtlich die Frage offen gelassen, ob die an Frankreich gemachten Abtretungen in ihrem damaligen engeren oder dem früheren weiteren Sinne verstanden seien. Sie hatte übrigens keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie das letztere meine. Trotz aller Proteste von Kaiser und Reich, hatte Ludwig dann auch die zehn Reichsstädte und die Reichsritterschaft des Elsasses, die nach dem Münsterschen Frieden ungestörter Freiheit genossen hatten, zur Unterwerfung genötigt. Anknüpfend an diese Vorgänge stellten Louvois und andere französische Minister [1]) sofort nach Abschluß des Nymweger Vertrages eine Theorie auf, die an kecker Verhöhnung aller Rechtsbegriffe wohl nie ihresgleichen gehabt hat: alle Besitzungen, die jemals zu den in jenen beiden Friedensinstrumenten an Frankreich abgetretenen Provinzen in dem entferntesten Abhängigkeitsverhältnisse gestanden hätten, müßten wieder mit denselben vereinigt werden. Dem König erschien diese eigentümliche Theorie so verführerisch, daß er sofort mit Eifer auf dieselbe einging. Die Bischöfe von Metz, Toul und

1) U. a., wie es scheint, der nominelle Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten, Colbert-Croissy; Em. Bourgeois, Louvois et Colbert de Croissy, Revue historique, Bd. XXXIV (1887), S. 413 ff.

Verdun wurden zunächst aufgefordert, ihre früheren Lehen namhaft zu machen: sie erklärten sich dazu außer stande und baten um die Bildung eines besonderen Gerichtshofes zur Untersuchung der an ihren Diözesen verübten Usurpationen. Dies führte zur Errichtung der sogenannten Reunionskammer am Parlamente von Metz, die schon im Dezember 1679 in Wirksamkeit trat. Bald wurden die Parlamente von Besançon und Breisach in ähnlicher Weise beauftragt, alles, was je zur Freigrafschaft und zum Elsaß gehört hatte, durch gerichtliche Untersuchung zur Krone Frankreich einzuziehen. Die interessierte Partei warf sich also zur Richterin in eigener Sache auf, und noch dazu Fürsten und Ständen gegenüber, die, wenn auch unvergleichlich schwächer, doch nicht minder souverän waren als der König von Frankreich selbst. Eine doppelte schreiende Rechtsverletzung! Selbstverständlich beeilten sich die Reunionskammern nichtsdestoweniger, dem Willen des Herrschers nachzukommen. Die richterlichen Behörden zu Besançon und Breisach sprachen alle elsässischen Reichsterritorien der Krone Frankreich zu, darunter die ganze dem Herzog von Württemberg gehörige Grafschaft Mömpelgard (Montbéliard). Alles unterwarf sich schweigend — nur Straßburg hielt sich noch eine kurze Weile. Am gründlichsten aber und schamlosesten verfuhr das Parlament von Metz, das die Grafen von Salm und Saarbrücken, den Pfalzgrafen von Veldenz und Lützelstein, den Herzog von Zweibrücken zu Vasallen der drei lothringischen Bisthümer erklärte und ebenso die trierschen Besitzungen in Lothringen einzog; französische Truppen erschienen sofort in allen diesen Gegenden.

Die beeinträchtigten, mitten im Frieden ihrer Lande beraubten Fürsten wandten sich klagend an Kaiser und Reich. Indes gerade, als Leopold in Paris die dringendsten Vorstellungen erhob, erfolgten, mit keckem Hohne, drei neue Gewaltthaten der schlimmsten Art.

Auf dem linken Ufer des Oberrheins war dem deutschen Reiche nur noch eine, aber um so wichtigere und bedeutsamere Stadt geblieben — Straßburg, jenes Bollwerk deutschen Wesens, von dem Karl V. gesagt hatte: wenn Straßburg und Wien gleichzeitig belagert würden, werde er zuerst zur Rettung Straßburgs aufbrechen. Im sechzehnten Jahrhundert durch geistige Begabung, hohe Bildung und politische Thätigkeit als eine der glänzendsten Städte Deutschlands hervorragend, hatte es nach dem dreißigjährigen Kriege viel von seiner früheren Bedeutung verloren, war es, wie so viele seiner reichsstädtischen Schwestern, ein Opfer des kleinlichen, spießbürgerlichen, materiellen Geistes geworden. Indes es hatte seinen Reichtum, seinen Handel, seine starken Wälle bewahrt. Es gab in der immer stärker von den Franzosen bedrängten Stadt zwei Parteien: die Masse der Bürgerschaft und zumal die niederen Klassen waren gut reichstreu gesinnt, wollten ihre Freiheit aufrecht erhalten und drängten aus diesen Gründen auf eine entschlossene Politik gegen die Franzosen und auf Wehrbarmachung der Stadt; die reichen Geschlechter dagegen, welche das Regiment führten, wünschten vor allem sich ängstlich vor Schaden zu wahren und hatten deshalb noch im letzten Kriege

eine furchtsame Neutralität beobachtet, die es im Grunde niemand recht machte. Nach dem Nymweger Frieden hatten sie fast die gesamten städtischen Söldner entlassen. Unter solchen Umständen meinte Louvois, daß ein Gewaltstreich den besten Erfolg verheiße, wenn man nur eine günstige Gelegenheit abwarte. Sie kam im Sommer 1681.[1])

Bei dem siegreichen Fortschreiten der ungarischen Revolution hatte der Kaiser sich zur Einberufung eines ungarischen Reichstages genötigt gesehen, der dann fast alle angemaßten Gerechtsame der Krone wieder abgesprochen und Leopold gezwungen hatte, eine Generalamnestie zu erlassen. Allein der erhoffte Erfolg war ausgeblieben, da die Aufständischen einen mächtigen Bundesgenossen erhielten, der sie nicht wenig ermutigte. Die Pforte hatte sich nämlich bis dahin geweigert, den Frieden von Vasvar zu brechen, und zwar weil sie durch einen Krieg mit den Russen hinreichend beschäftigt war. Allein um dem Kaiser Verlegenheiten zu schaffen und ihn an jeder Thätigkeit wider Frankreichs Anmaßungen zu verhindern, bot Ludwig alles auf, den Frieden zwischen Rußland und den Osmanli herbeizuführen. Er sparte dabei die Bestechungen nicht. Endlich 1681 gelang es ihm, die Pforte zum Vertrage mit Rußland zu bewegen, und zwar gerade im Hinblick auf einen Krieg mit dem Kaiser. Der ehrgeizige Großwesir, Achmed Köprilis Schwager und Nachfolger Kara Mustafa, entschloß sich, mit Tököly ein Bündnis einzugehen, um die Aussöhnung mit dem Kaiser zu verhindern.

Mit einem Türkenkriege in Sicht, konnte Leopold nichts zur Rettung Straßburgs thun. Am 27. September 1681 erschienen also drei französische Dragonerregimenter vor der Stadt und schnitten die Verbindung mit Deutschland ab; zwei Tage darauf traf Louvois ein und forderte Ergebung, sonst werde er alles mit Feuer und Schwert verderben. Der kleinmütige und zum geringeren Teil bestochene Rat unterwarf sich ohne Widerstand der für die Stadt sogar sehr vorteilhaften Kapitulation, bei der nur der eine Fehler war, daß sie durchaus nicht gehalten wurde. Am 30. September (neuen Stiles) 1681 ward Straßburg den Franzosen überliefert. Der König hielt dort drei Wochen später seinen feierlichen Einzug; der verräterische Bischof Fürstenberg empfing ihn in dem nunmehr den Katholiken eingeräumten Münster mit den freudigen Worten: „Gott, jetzt läßt du deinen Diener in Frieden fahren.“ Mit List und Gewalt wurden die Katholiken mehr und mehr zu Herren der städtischen Verwaltung gemacht, obwohl sie an Zahl die verschwindende Minderheit bildeten, und überdies die durch die Kapitulation gewährleistete Verfassung der Stadt systematisch zerstört. Unverzüglich ward mit fieberhafter Eile unter Vaubans persönlicher Leitung die Neubefestigung Straßburgs betrieben. So ward dieses anstatt Deutschlands Bollwerk gegen Frankreich,

1) Coste, Réunion de Strasbourg à la France (Straßb. 1841). — A. Legrelle, Louis XIV et Strasbourg (4. Aufl. Paris 1884). Mit großer Vorsicht zu benutzen, völlig in französisch chauvinistischem Geiste geschrieben; bietet indes viel schätzbares Material. — Rud. Reuß, Straßburgische Chronik (Straßb. 1877).



Ansicht von Straßburg. Verkleinertes Facsimile ei

Aus der: Typographia Alsatiae, Das ist / Beschreibung vnd eygentliche Abbildung der vornehmbsten Stätt



…es Kupferstiches von Matthaeus Merian (1593—1650).

… vnd Oerther / im Obern vnd Vntern Elsaß / An Tag gegeben vnd verlegt durch Matthaeum Merianum.

Frankreichs stetes Ausfallsthor gegen Deutschland. Es zeigte sich, wie wichtig der Umstand gewesen, daß König Ludwig nach dem Nymweger Frieden, als alle Welt entwaffnet, sein Heer beibehalten hatte. Mit dieser Erfahrung war die stete Kriegsbereitschaft, war für alle Völker die Institution der stehenden Heere entschieden.

Und die Wegnahme Straßburgs war nicht der einzige Schlag, den Ludwig gegen das Recht und die Freiheit Europas führte.

Nach langen Verhandlungen hatte man Herzog Karl von Mantua, den Ausschweifungen und Spiel in die größten pekuniären Verlegenheiten versetzt hatten, dahin gebracht, daß er für 100 000 spanische Pistolen den Franzosen Casale nicht abtrat, aber einräumte. Die Ausführung wurde wieder mit unwürdiger List betrieben. Der Brigadegeneral Catinat ward als Staatsgefangener nach Pignerol, der französischen Grenzfestung gegen Piemont, geführt; allmählich sammelten sich Truppen an diesem Orte; plötzlich forderte Catinat, seine Maske als Gefangener von sich werfend, die Regentin von Savoyen auf, diesem kleinen Heere den Durchzug zu gestatten; es erschien, mit den Vollmachten des Herzogs Karl ausgerüstet, vor Casale, und am 30. September 1681, fast zu derselben Stunde wie Straßburg, kam die wichtigste Festung Oberitaliens in französische Gewalt.

Zur gleichen Zeit sprach die Reunionskammer von Metz den größten Teil des belgischen Herzogtums Luxemburg der Krone Frankreich zu. Obwohl die überaus feste Hauptstadt desselben, das „nordische Gibraltar,“ nicht darunter begriffen war, wurde sie doch von den französischen Truppen blockiert, denn, sagten sie, diese Festung bedroht unsere Städte Longwy und Diedenhofen! Es ist einleuchtend, daß man mit derartigen Ansprüchen so ziemlich ganz Europa mit Beschlag belegen konnte.

Einstweilen rührte sich noch kein Arm gegen diese Vorgänge, die mit wahrhaft betäubender Wucht auf das arme friedensbedürftige Europa niederfielen. „Ich glaube nicht, daß die Entschlüsse hier sehr schnelle und sehr starke sein werden,“ schrieb höhnisch an Louvois der französische Gesandte Verjus aus Regensburg. Nur als Spott konnte es aufgefaßt werden, wenn Ludwig damals dem Kaiser anbot, ihm für Straßburg Freiburg zurückzugeben, unter der Bedingung, daß die Werke nicht allein dieser Stadt, sondern auch der Reichsfestung Philippsburg geschleift würden.[1]) Das hätte geheißen, dem nun französischen Straßburg gegenüber den deutschen Oberrhein gänzlich entwaffnen! Und doch hatten Louvois und Ludwig XIV. sich verrechnet. Indem sie keck die Interessen aller verletzten, forderten sie alle gegen sich heraus. Die ganze Wirkung von Lyonnes und Pomponnes kluger Politik war durch die Reunionen vernichtet. Wenn nicht Ludwig durch den Cäsarendünkel, sein Minister durch rohen und vom Glücke verwöhnten

1) Ludwig XIV. an Sebeville, französ. Gesandten in Wien, 14. Okt. 1681; bei Sorel, im 1. Bande (Autriche, Paris 1884) des Receuil des instructions, par la Commission des archives diplomatiques.

Übermut geblendet gewesen wären, sie hätten erkennen müssen, daß sich gegen sie eine neue Koalition bilden werde, allgemeiner und furchtbarer als die von 1673.

Das Herzogtum Zweibrücken, das unter vielen anderen Frankreich in Besitz genommen hatte, gehörte, von seinem Vater her, dem Könige Karl XI. von Schweden. Der brach voll Grimm über diese Beraubung das fünfzigjährige Bündnis, das sein Reich mit Frankreich verknüpft hatte, und schloß mit Wilhelm III. von Oranien im Haag eine Allianz zur Aufrechterhaltung des Nymweger Friedens, den sogenannten „Assoziationsvertrag." Zornig rief der Schwede aus: „Wie einer meiner Vorfahren der erste war, sich der übergroßen Macht des Hauses Österreich zu widersetzen, so will ich auch der erste sein, die Krone Frankreich in engere Grenzen zu bannen." [1]) Im Frühjahr 1682 vereinigten der Kaiser und zahlreiche oberdeutsche Reichsstände sich zu dem Laxenburger Bündnisse gegen Frankreich; Hannover, mehrere andere norddeutsche Stände, auch Schweden versprachen ihre Mitwirkung.

Allein noch kam es nicht zum Kampfe. Oranien mußte zu seinem großen Kummer erkennen, daß England, dieses unentbehrliche Glied des großen Bündnisses, durch die Verräterei seines Beherrschers enger als je an Frankreich gekettet sei. In Deutschland aber war es vorzüglich der Kurfürst von Brandenburg, der, ergrimmt und enttäuscht durch den 1679 von seinen Alliierten an ihm geübten Verrat, erklärte, die Zeit für einen neuen Koalitionskrieg gegen Frankreich sei noch nicht gekommen. Er suchte dasselbe auf andere Weise in Schranken zu halten: durch einen Vertrag (Januar 1682), in welchem Ludwig auf alle weiteren Reunionen verzichtete, Brandenburg aber seine Neutralität zusagte. Bald sollte es sich herausstellen, wie richtig des letzteren Anschauungen gewesen waren.

Tököly wurde von seinen Genossen gezwungen, dem Sultan zu huldigen und ihm einen Tribut zu versprechen, wofür jener ihn als Fürsten von Oberungarn anerkannte und ihm Hilfe gegen den Kaiser verhieß. Die Lage des von Osten und Westen her bedrohten kaiserlichen Hofes war eine um so traurigere, als derselbe aus Geldmangel die Armee auf 25—30 000 Mann reduziert hatte. Zum Glück zeigten sich die Reichsstände bereit, dem Kaiser beizustehen, und wurde diesem durch Ludwigs Übermut und Treulosigkeit ein neuer wichtiger Bundesgenosse zugeführt. Wie den König von Schweden beleidigte der französische König mit kecker Überhebung auch einen andern treuen Alliierten, Johann III. Sobieski von Polen, der überdies mit Entrüstung von Leopold den Beweis entgegen nahm, daß Frankreich mit Polens Erbfeind, dem Türken, verbündet sei. Er brach darauf entschieden mit den Franzosen, wofür freilich der Kaiser ihn und seine Magnaten reichlich bezahlen mußte.

Allein im Mai 1683 war weder die deutsche noch die polnische Hilfe zur Stelle, als Kara Mustafa mit 230 000 Mann von Belgrad herkam. Der

---

1) Ludwig XIV. an Feuquière, bei Gallois, Lettres inédites de Feuquière.



Rüstung Johann Sobieskis, getragen beim Einzuge in Wien. (Dresden, kgl. histor. Mus.)

kaiserliche General, Herzog Karl von Lothringen, hatte nur 33 000 Soldaten zur Verfügung und mußte sich ohne ernstlichen Widerstand zurückziehen. Nach schneller Eroberung einiger im Wege liegender ungarischer Festungen ging Kara Mustafa unter entsetzlichen Verheerungen geradesweges auf Wien los. Sein Ziel war die Eroberung Österreichs. Der kaiserliche Hof hatte völlig den Kopf verloren. Leopold I. verließ mit seiner ganzen Umgebung und allem, was in der Eile weggebracht werden konnte, Wien und flüchtete nach Linz.

Ludwig XIV. hat diese Not Deutschlands nicht zu einem sofortigen Angriff ausgenutzt; die öffentliche Meinung in ganz Europa, die schon Frankreich „turbanisiert" nannte, die Stimmung im eigenen Lande verhinderte ihn daran. Der englische König ließ ihn wissen, daß sein Volk ihn zum Kriege gegen Frankreich zwingen werde, wenn dieses nicht Frieden halte. Ludwigs Berechnung war vielmehr, daß das Reich in seiner äußersten Not sich ihm von selbst als dem einzig möglichen Retter in die Arme werfen würde. Deshalb bot er zu wiederholten Malen auf Grund des Status quo, d. h. der Reunionen, einen dreißigjährigen Waffenstillstand an. Aber das Haus Habsburg führte inmitten seiner furchtbaren Bedrängnisse eine stolze Sprache und bedrohte, während die Türken vor Wien erschienen, Frankreich mit Krieg. Das war einfach lächerlich: Ludwig beantwortete diese Prahlereien, indem er 35 000 Mann auf das belgische Gebiet rücken ließ.

An Wien war das Schicksal Europas geknüpft: fiel diese Stadt, so gab es nur noch zwei Möglichkeiten für den Erdteil, türkisch oder französisch. Die ganze zivilisierte Welt sah mit Angst auf die Wiener, die einen unverhofften Heldenmut entwickelten. Der Herzog von Lothringen hatte auf seinem Rückzuge nach Norden doch 14 000 Mann in die Stadt geworfen, unter dem ebenso kühnen wie umsichtigen Ernst Rüdiger Grafen von Starhemberg. Binnen wenigen Tagen ließ derselbe die Befestigungswerke notdürftig herstellen und rüstete aus Bürgern und Studenten ein Korps von 8000 Mann, das treffliche Dienste leistete. Kara Mustafa, mit übermäßiger Langsamkeit, gab zu dem allem Zeit. Doch nur unter unausgesetzten furchtbaren Anstrengungen und mit bewundernswerter Tapferkeit konnten die Verteidiger auf ihren schlechten Wällen sich gegen die 200 000 Feinde halten. Anfang September schienen sie unrettbar verloren, indem Lebensmittel und Schießbedarf auf die Neige gingen, zwei große Breschen in die Stadtmauer gelegt waren. Da kam die Hilfe.

Kara Mustafa, welcher die Belagerung überaus schlecht geleitet, hatte auch nicht verhindert, daß wenige Meilen oberhalb Wiens die Vereinigung Karls von Lothringen und seiner 27 000 Streiter mit 31 000 Mann deutscher und 26 000 polnischer Hilfstruppen — letztere von König Johann Sobieski selbst befehligt — stattfand.[1]) Am Morgen des 12. September 1683 brachen

---

1) Vgl. P. Hassel u. Graf Vitzthum v. Eckstädt, Zur Gesch. des Türkenkrieges im Jahre 1683 (Dresden 1883).

sie, die Deutschen und Österreicher auf dem linken, die Polen auf dem rechten Flügel vom Kahlenberg her auf die Türken ein, die bei Nußdorf und Dornbach standen. Die Oberleitung hatte der Herzog von Lothringen. Die Polen, welche der Blüte des türkischen Heeres gegenüber standen, kämpften mit Anstrengung; inzwischen hatte aber der linke Flügel schon einen entschiedenen Sieg davon getragen; und dessen Reiterei kam nun den Polen zu Hilfe. Da wurden die Türken in regellose Flucht geworfen. Das ganze ungeheure Lager mit einer Beute an Gold, Kostbarkeiten und Kriegsvorräten, die auf zehn Millionen Gulden geschätzt wurde, fiel den Siegern in die Hände. Unbeschreiblich war der Jubel in der befreiten Hauptstadt; in der Stephanskirche wurde dem polnischen Könige zum Dank über den Text gepredigt: „Es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes.“ Im Grunde hatten freilich die Deutschen den Sieg entschieden.

Mit dieser Schlacht bei Nußdorf war die Offensive des türkischen Reiches für immer gebrochen. Die gewaltige Niederlage schien die Begabung der Feldherren, die Thatkraft und den Mut der Krieger ausgelöscht zu haben. Was half es, daß der Sultan den kläglichen Mustafa erdrosseln ließ? Der Verfall im türkischen Reiche, der schon längst im Verborgenen gewirkt hatte, nahm nun reißend überhand. Das christliche Heer drang in Ungarn ein, siegte abermals bei Parkany, eroberte das wichtige Gran. Im nächsten Jahre trat auch Venedig dem Bündnisse gegen die Osmanli bei.

Immerhin war durch diese Kämpfe die kaiserliche Kriegsmacht dauernd im Osten beschäftigt. Ludwig XIV. benutzte den Umstand, um schnell seine Reunionen in Sicherheit zu bringen, ehe die Türken Frieden mit den deutschen Habsburgern schlossen. Seine Truppen nahmen in Belgien Dixmuyden und Courtrai, endlich (Juni 1684) auch das für unbesiegbar gehaltene Luxemburg — ein Gewinn für die Franzosen, fast so groß wie der von Straßburg. Nur der Widerspruch Brandenburgs hielt König Ludwig davon ab, in Deutschland einzudringen und dort die Bundesgenossen des Kaisers zu züchtigen.

Man ist gewohnt, dem damaligen Deutschland die bittersten Vorwürfe wegen seiner nachgiebigen Handlungsweise den Gewaltthaten Ludwigs gegenüber zu machen. Aber was sollte es thun? Noch an den furchtbaren Nachwehen des dreißigjährigen Krieges leidend, entvölkert, materiell und geistig verarmt, war es nicht im stande, Frankreich und die Türken zugleich zu besiegen. Ernstlicher Beistand war von keiner Seite zu erwarten. Spanien war ein Körper ohne Leben, völlig hilflos; die Generalstaaten hatten sich, trotz Oraniens Widerstreben, im Juni 1684 mit Frankreich vertragen; Karl II. war dessen Vasall. So thaten das Reich und Spanien sicher gut daran, auf Brandenburgs dringenden Rat ein erträgliches Abkommen zu schließen: nämlich im August 1684 zu Regensburg einen zwanzigjährigen Stillstand, während dessen alle bis zum 1. August 1681 vollzogenen Reunionen nebst Straßburg und Luxemburg bei Frankreich verbleiben, dessen übrige Eroberungen zurückgegeben werden sollten.

Es waren die Forderungen, die Ludwig längst gestellt hatte; alle Proteste, Konferenzen, Kriegsdrohungen seiner Gegner hatten sich als nutzlos erwiesen und ihnen nur den Verlust der unvergleichlichen Festung Luxemburg eingetragen. Mehr als je erschien Ludwig als der jedem Angriffe überlegene Beherrscher Europas. Und doch waren die Reunionen, die mit dem zwanzigjährigen Stillstande ihren Abschluß erhielten, unheilvoll für die französische Politik, indem sie die mächtigsten Nationen tief erbitterten und aller Welt zeigten, wessen sie sich von dem französischen Übermute zu versehen hätten. Der Kampf gegen diesen wurde geradezu eine Pflicht der Selbsterhaltung für jeden Staat, und allerorten sah man den Wiederausbruch des Krieges nur als eine Frage der Zeit und der günstigen Gelegenheit an. Um so mehr, als Ludwig XIV. neue Gewaltthaten übte.

Der Marschall von Créqui zog vor Trier und rasierte dessen Wälle, damit Deutschland kein Gegenbollwerk wider Luxemburg habe. Ein anderes französisches Korps unter Schomberg rückte in Lüttich ein, vernichtete die Freiheiten der Bewohner und nötigte sie, sich bedingungslos ihrem Bischofe, dem mit Frankreich verbündeten Kurfürsten von Köln, zu unterwerfen. Herzog Viktor Amadeus II. von Savoyen mußte eine Verwandte Ludwigs, eine Prinzessin von Orleans, heiraten und wurde zur demütigendsten Abhängigkeit gezwungen. Genua, das sich weigerte, seine Galeeren auszuliefern und die französische Oberhoheit anzuerkennen, wurde für dieses Verbrechen mit einem mehrtägigen Bombardement, das dreitausend Häuser in Flammen setzte, sowie mit der Zerstörung seiner Vorstädte bestraft. Als die Genuesen unerschrocken inmitten ihrer Ruinen ausharrten, setzte sich 1685 eine französische Armee von 30 000 Mann gegen sie in Bewegung. Es war sicherlich keine Schande mehr für sie, wenn sie sich jetzt den harten Bedingungen des Allgewaltigen unterwarfen (Februar). Sie mußten ihre Galeeren bis auf wenige ausliefern, ihre spanische Garnison verabschieden, hohe Kriegskosten zahlen. Der Doge und vier Senatoren mußten vor dem Könige erscheinen und ihn demütig um Verzeihung und Schutz anflehen. Dabei wurden die Vertreter jener souveränen Republik in Versailles mit geflissentlicher Geringschätzung behandelt.

Während diese Dinge ganz Europa in Aufregung, Schrecken, Unwillen versetzten, übte Ludwig im Innern seines Staates einen Gewaltakt, schlimmer, aber auch für ihn verhängnisvoller als alle voraufgegangenen.

Ludwigs Ideal für sein Reich war: ein nach allen Seiten hin in sich abgerundetes, geschlossenes einheitliches Ganze, das Antriebe, Richtung und Leitung nur von ihm, vom Könige empfange. Gerade von diesem Gesichtspunkte aus haßte und verfolgte er die in seinem Reiche noch vorhandenen Reste des Protestantismus. Es war ihm unerträglich, daß fast zwei Millionen seiner Unterthanen anders zu glauben wagten als er, seine Religion für die falsche hielten. Dies war der Hauptgrund seiner Abneigung gegen die Hugenotten, wie er und seine Beamten offen zugestanden; man verfolgte

die Protestanten, weil sie „in einer Religion verharrten, die Sr. Majestät nicht gefällt;" weil sie sich dem nicht unterwerfen wollen, „was Se. Majestät von ihnen begehrt." Es giebt für Ludwig XIV. nur eine Sünde, aber diese ist unverzeihlich: nicht thun, was er will, nicht unbedingt sich seinen Wünschen, Absichten, Launen unterwerfen. Dies Verbrechen, mag es nun von einem auswärtigen Fürsten oder von einem Unterthanen begangen werden, verdient schärfste Züchtigung. So war es auch der richtige Autoritätsinstinkt, der ihn bewog, jene Pläne der Verständigung und Versöhnung der beiden Kirchen, welche damals von bedeutenden Männern, wie Leibniz und Molanus, betrieben wurden, durchaus zurückzuweisen. Die Idee von Zugeständnissen selbst in Dingen, welche das Wesen des Dogma nicht berührten, war ihm widerwärtig. Sie enthielt für ihn den gefährlichen Kern, daß den Konvertiten noch Raum blieb für die Vorstellung, die kirchliche und die königliche Autorität seien in der gewaltsamen Aufrechterhaltung dieser Dinge zu weit gegangen und hätten also doch geirrt. Selbst Bossuet hatte gewünscht, daß den sich bekehrenden Protestanten im Abendmahl der Empfang des Kelches gestattet werde. Ludwig und seine Minister gaben derartigen Vorschlägen kein Gehör; wie er den Gedanken nicht ertragen konnte, Unterthanen zu haben, welche ihre Religion für besser als die ihres Königs hielten, ihre Sympathien für fremde Glaubensgenossen höher achteten als die Antipathie ihres Herrn, so sollte auch für die Bekehrten nichts im kirchlichen Leben übrig bleiben, woran sie mit dem Gefühl religiöser Eigentümlichkeit sich hätten anklammern können.[1])

Seit ihrer Unterwerfung durch Richelieu hatten sich die Protestanten als die treuesten und loyalsten Unterthanen benommen und zumal von der Fronde sich völlig fern gehalten, wofür ihnen Mazarin seine volle Anerkennung ausdrückte. Sie machten einen beträchtlichen Teil der hohen Justiz- und Verwaltungsbeamten, des Offizierkorps, der großen Industrie und Finanz aus. Ludwig hatte selber bei seiner Thronbesteigung das Edikt von Nantes, soweit es nicht durch spätere Gesetze und Verträge abgeändert war, feierlich bestätigt. In der That zeichneten sich während der ersten Hälfte seiner Regierung die Protestanten auf allen Gebieten aus. Turenne und Schomberg waren seine trefflichsten Feldherren, Duquesne sein bester Admiral; andere Hugenotten dienten treu in der Diplomatie oder förderten als Fabrikbesitzer die Bemühungen Colberts zur Hebung des französischen Gewerbfleißes. „Reich wie ein Protestant," sagte man um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Ungemein viel thaten sie für ihre Schulen jeder Art und ihre drei Universitäten in Sedan, Saumur und Montauban. Schon durch die ersten Reformatoren auf die Wichtigkeit des Unterrichtes verwiesen, wurden sie durch ihre Lage als schwache Minderheit um so mehr genötigt, durch her-

---

1) J. v. Döllinger, Die Politik Ludwigs XIV.; Allg. Zeit. 1882, Nr. 132, Beilage.

vorragende Bildung und geistige Fähigkeit sich gegen die andersgläubige und von der Staatsgewalt bevorzugte Majorität zu verteidigen.

Denn vom ersten Augenblick seiner Selbstregierung an zeigte ihnen Ludwig die entschiedenste Ungunst. Zu seiner eigenen Abneigung gegen sie kamen noch die unaufhörlichen Vorstellungen der Geistlichkeit, als deren gelehriger Zögling der König sich gern zeigte; denn so glaubte er sich am leichtesten für seine Unzucht, seinen Stolz, seine mörderischen Kriege die Vergebung des Himmels zu verdienen. Noch im ersten Monat seines Herrschertums vertrieb er die protestantischen Prediger aus Paris und erließ ein Edikt, welches den zwölfjährigen Töchtern, den vierzehnjährigen Söhnen protestantischer Eltern erlaubte, letztere zu verlassen und ohne deren Einwilligung zum Katholizismus sich zu bekennen.

Denn „Bekehrung“ der Protestanten war zunächst das Stichwort. Die Methode, wie man sie dazu bewegen könne, ohne den Wortlaut des Ediktes zu verletzen, hat schon 1662 der Jesuit Meynier in seinen Broschüren „Über die Ausführung des Ediktes von Nantes“ gezeigt.[1] Die Mittel waren freilich nicht gewaltsam, aber doch sittlich recht bedenklich. Kein Protestant erhielt eine Gnadenbezeugung oder ein einträgliches Amt; dagegen war jeder Hugenotte, der übertrat, je nach seiner Stellung im Leben, der Geldgeschenke, guter Ämter, Beförderung im Militärdienste, vorteilhafter Vermählung sicher. Trotzdem waren es — mit Ausnahme Turennes — fast nur Höflinge, die sich verleiten ließen. Eine „Bekehrungskasse,“ die man gründete, machte lediglich unter dem Abschaum der protestantischen Bevölkerung wenig beneidenswerte Konversionen.

Der König war über diese Hartnäckigkeit, diesen „Ungehorsam“ seiner calvinistischen Unterthanen höchlichst ergrimmt. Der Klerus unterließ seinerseits in keiner seiner Versammlungen, die Verfolgung der Protestanten zu fordern. Diese würdigen Verfechter der gallikanischen Freiheit von Königs Gnaden, Bossuet an der Spitze, waren die eifrigsten Apostel der Unduldsamkeit. Die Bevölkerung im ganzen ließ sich durch Fanatismus und Brotneid nur allzu leicht auf denselben Weg mit fortreißen: die Innung der Näherinnen und Weißwarenhändlerinnen setzte 1665 das Verbot durch, daß in ihre fromme Zunft keine Ketzerin mehr aufgenommen werde. Die Regierung ging planmäßig voran. Im Jahre 1670 wurde den Reformierten die Auswanderung untersagt, damit keine Seele der frommen Verfolgung entgehe. Schon begann man ihre Tempel zu schließen. 1671 entfernte der König alle Hugenotten aus seiner Garde.

Der Friede von Nymwegen hatte dann Ludwig XIV. zum Sieger über ganz Europa erklärt. Der Erdteil hatte sich vor ihm beugen müssen: wie sollte er die Opposition einer Handvoll seiner Unterthanen ertragen? Dazu kam, daß Ludwig, je entschiedener er in dem Regalienstreite dem Papste ent-

1) Vgl. Puaux u. Sabatier, La révocation de l'édit de Nantes (Paris 1886).

gegentrat, um so eindringlicher seine echte Katholizität beweisen wollte. Nicht minder stark waren die persönlichen Einflüsse. Freilich Colbert wollte von einer Verfolgung der nützlichsten Glieder des Staates, der besten Säulen seines Merkantilsystems nichts wissen; aber ihm stand der auch hier grausame und ausschließende Louvois gegenüber, wohl wissend, daß er damit den Neigungen seines Herrn schmeichelte. Ferner der Beichtvater des Königs, der Jesuit La Chaise, sonst ein milder und diplomatischer Mann, der aber von seinem Orden genötigt wurde, im Sinne der äußersten Unduldsamkeit



Madame de Maintenon.

vorzugehen. Endlich, die wichtigste Gegnerin fanden die Protestanten an Frau von Maintenon. [1])

Eine wunderbare Verkettung! Franziska von Aubigné — so hieß die Maintenon mit ihrem Mädchennamen — war die Enkelin jenes Agrippa

1) Mémoires de Noailles (von Abbé Millot); Collection Michaud et Poujoulat. — Herzog von Noailles, Histoire de Mme. de Maintenon (4 Bde. Paris 1848—58). — Theoph. Lavallée, Correspondance générale de Mme. de Maintenon (4 Bde. Paris 1865—66; sehr flüchtig und unzuverlässig). — Viel besser A. Geffroy, Madame de Maintenon d'après sa correspondance (2 Bde. Paris 1887): ausführliche Einleitung, Auswahl der wichtigsten Briefe (viel bisher Inediertes), zahlreiche erläuternde und verknüpfende Anmerkungen; nur allzu panegyrisch für Frau v. Maintenon.

von Aubigné, der nicht minder mit Schwert und Pistole als mit der Feder des Historikers und Satirendichters seine reformierten Glaubensgenossen verteidigt hatte.[1]) Freilich war sein Sohn Konstans, der Vater Franziskas, dem hugenottischen Tacitus' sehr unähnlich, ein egoistischer Wüstling, der seine Familie in die größten Trübsale stürzte. Seine Tochter wurde (September 1635) in der Citadelle von Bordeaux geboren, wo man den Baron Konstans mit seiner Familie wegen zahlreicher Verbrechen gegen einzelne und den Staat eingeschlossen hatte. Befreit ging er nach den Antillen und starb dort frühzeitig. Arm und schutzlos kam Franziska zu Verwandten nach Paris, die das elfjährige Mädchen zum Katholizismus herüberführten, sonst aber übel genug behandelten. Um dieser traurigen Lage zu entgehen, heiratete sie, die blühende sechzehnjährige Jungfrau, den alten verkrüppelten, aber geistvollen Satirendichter Scarron, der, in Paris hoch angesehen, ihr in der That eine Stellung in der Gesellschaft schuf (1652). Schön, gewandt, überlegen, kühl, fand sie zahlreiche Bewunderer, ohne einen einzigen vorzuziehen. Nach achtjähriger Scheinehe starb ihr Gatte. Nun lebte sie mehrere Jahre lang in der größten Zurückgezogenheit, bis die Montespan, welche sie früher gekannt hatte, und der ihr bescheidenes und doch sicheres Wesen gefiel, sie zur Erzieherin der Kinder, die sie vom Könige hatte, berief. Dem Monarchen hatte zuerst ihre kühle selbstbewußte Art mißfallen, aber die Geschicklichkeit und berechnete Selbstverleugnung, mit der sie ihren delikaten Auftrag ausführte, gewannen ihr seine Achtung; und zugleich wußte sie sich die Liebe der jungen von ihr auferzogenen Prinzen zu erwerben, an denen Ludwigs Herz innigst hing. So wurde auch dieser mit der Scarron immer vertrauter, und ihre geistreiche Unterhaltung machte sie endlich dem lange widerstrebenden Monarchen um ihrer selbst willen lieb. Schon 1671 erzählte man, daß sie den Staat regiere. Ihr steigendes Ansehen verriet sich durch große Geschenke des Königs, sowie durch andere weniger lautere Mittel der Bereicherung, die es ihr gestatteten, im Jahre 1674 das Marquisat Maintenon anzukaufen. Endlich wurde die Montespan auf ihren Einfluß auf den Monarchen eifersüchtig; seitdem — schon seit 1675 — strebte Frau von Maintenon, die früher der Favoritin auf alle Weise geschmeichelt hatte und wirklich deren Vertraute gewesen war[2]), den Sturz der Montespan und, womöglich, deren Ersetzung durch sich selbst an. Mit kalter Überlegung machte sie sich klar, daß sie mit ihren vierzig Jahren und ihren einst anziehenden, jetzt aber schon harten und alternden Zügen, mit ihrer zwar ideenreichen, aber ernsten Unterhaltung nicht in dem Sinne, wie ihre Vorgängerinnen, die Geliebte des drei Jahre jüngern Königs werden könne; aber sie wußte, daß der Monarch, nachdem er alle Genüsse des Lebens erschöpft, täglich ernsteren Sinnes werde, und daß er stets große Furcht vor dem Tode und vor der Vergeltung im Jenseits hege.

---

1) Th. VII., S. 508 f.

2) de Walckenaer, Mémoires sur Mme. de Sévigné, Bd. IV (Paris 1848) S. 88 ff.

Bei diesen Charaktereigenschaften wußte Frau von Maintenon ihn zu fassen, indem sie sein Gewissen rege machte, ihn unsicher und unruhig stimmte, dann aber wie ein Beichtiger ihm den Weg zum Himmel zeigte. So fürchtete und liebte der König zugleich diese Frau, die bald im Namen der Moral die Entfernung der Montespan forderte, ihrer Wohlthäterin, deren im Ehebruche erzeugte Kinder zu hüten sie doch kein Bedenken getragen hatte. Sie erwarb dadurch die lebhafteste Dankbarkeit der Königin, der ganzen frommen Partei am Hofe, die eifrig für sie arbeiteten. Nach der kurzen Gunst der Fontanges, deren Ludwig sich wegen der Thorheit dieser Dame selber schämte, verfiel er ganz der Herrschaft der Maintenon (1680). Infolge ihres Einflusses näherte er sich der Königin, deren beide letzte Lebensjahre dadurch heiterer und glücklicher wurden. Als sie am 30. Juli 1683 starb, befand sich der König schon so durchaus unter dem Einflusse der Maintenon, daß diese kühle, berechnende Frau mit ihrer angeblichen Bescheidenheit und Tugend bald eine bei weitem höhere Stufe erklomm, als die frühern Favoritinnen. Diese waren es zufrieden gewesen, die Maitressen des Königs zu sein: die Maintenon aber, indem sie eine solche Stellung mit Entrüstung zurückwies, ließ dem Herrscher keine andere Wahl, als sie aufzugeben oder sie an die Stelle seiner Gemahlin zu setzen. Unfähig zu dem erstern, entschloß er sich zu dem zweiten, zumal sie ihn mit ihren Geschöpfen umgeben hatte, auch die eigenen Kinder der Montespan sich für sie erklärten. Da er in jener Zeit sehr leidend war, bedurfte er um so mehr der geschickten Pflege der Maintenon. Im Januar 1684 fand in der Kapelle des Schlosses Maintenon im Beisein von nur wenigen Personen die Vermählung zwischen dem König-Sonne und der Witwe Scarron statt. Seitdem wurde der Ministerrat in deren Zimmer abgehalten; sie saß dabei und drehte das Spinnrad; von dieser Arbeit aus erteilte sie ihre Vorschläge, welche der alternde König gewohnheitsmäßig annahm.

Kaum war sie zur Gunst, zum überwiegenden Einflusse gelangt, als sie sich mit dem ihr sonst bitter verhaßten Louvois zur Verfolgung der Protestanten verband. Kalt und streng gegen sich selbst — sie nahm nie ein anderes Getränk als Wasser — war die Maintenon es auch gegen andere. Das Jahr 1680, wo die Fontanges fiel, ohne daß die Montespan wieder zu vollen Gnaden kam, ist hier entscheidend. Zuerst wurden die aus Protestanten und Katholiken gleich gemischten Kammern bei den Parlamenten, zur Aburteilung der Prozesse und Vergehungen der Reformierten, aufgehoben. Dann wurden der Übertritt vom Katholizismus zum Protestantismus, die gemischten Ehen verboten. Welche Unmoral, daß man gleichzeitig gestattete, schon die siebenjährigen Kinder der Reformierten gegen den Willen der Eltern zum Katholizismus zu bekehren! Man konnte nun erleben, wie Kinder zu Tausenden mit List oder Gewalt ihren Eltern entrissen und vor ihnen verborgen wurden, um sie für den katholischen Glauben zu gewinnen. Auch hier hat, seit 1680, die Maintenon, ihren eigenen protestantischen Verwandten

gegenüber, ein verabscheuenswertes Beispiel gegeben, dem sie kalten Hohn gegen die ihres Teuersten Beraubten hinzuzufügen pflegte.[1])

Immer härtere Schläge fielen auf die Protestanten.[2]) Sie wurden von sämtlichen Würden, Ämtern und Pensionen, ja von der Teilnahme an den Steuerpachtungen ausgeschlossen. Traf dies besonders hart die vornehmen und reichen Familien, so wurde der protestantische Bürgerstand durch ein anderes Edikt beinahe zu Verzweiflung getrieben, welches auch das Recht, ein Handwerk auszuüben, an das katholische Bekenntnis knüpfte. Und wie die irdische, wollte man nicht minder die religiöse Nahrung den Protestanten entziehen. Unter nichtigen Vorwänden sahen dieselben in der Guyenne, in der Bretagne, der Normandie, im Languedoc u. s. w. ihre wichtigsten und besuchtesten Kirchen geschlossen oder gar zerstört.

Die Hugenotten setzten allen diesen Mißhandlungen die würdigste Haltung entgegen. Durchdrungen von der Überzeugung, daß wider die von Gott bestellte Obrigkeit Widerstand unzulässig sei, ließen sie alles über sich ergehen, aber die Fälle feiger Konversion waren zu zählen. Die katholischen Eiferer erkannten, daß dieses Verfahren keinen Erfolg haben könne. Im Gegenteil, das Märtyrertum der Protestanten erweckte vielfach das Mitgefühl der katholischen Bevölkerungen; sollte man es darauf ankommen lassen, daß dasselbe sich vielleicht bis an den Hof verbreitete? Man mußte versuchen, die Protestanten zum Widerstand aufzureizen.

Im Juli 1683 wagten die protestantischen Abgeordneten der Provinzen Languedoc und Dauphiné noch einmal auf den Ruinen der zerstörten Kirchen zu beten und gleichzeitig dort eine Bittschrift an den König um Wiedereinräumung derselben zu unterzeichnen. Sofort beschloß der Gouverneur des Languedoc, der Herzog von Noailles, dies zur Herbeiführung blutiger Szenen zu benutzen. Es hieß, die Protestanten wollten sich empören; darauf bewaffnete man den katholischen Pöbel und zog Truppen herbei. Im ganzen Süden und Südosten wurden die Betversammlungen der Reformierten angegriffen; auch diese bewaffneten und verteidigten sich, es floß Blut. Nun hatten die katholischen Eiferer ihren Zweck erreicht und konnten dem Könige von einem Aufstande der Hugenotten sprechen. Zahlreiche Regimenter wurden nach dem Süden geschickt, und Hinrichtungen unglücklicher Protestanten durch die Justiz wechselten mit formlosen Massenmetzeleien ab. Die eingezogenen Kirchengüter bestimmte der König nicht etwa wieder zu frommen oder wohlthätigen Zwecken, sondern zog sie für sich ein, um damit seine Günstlinge, Minister oder in Ausschweifungen ruinierte Adlige zu belohnen. Die Reformierten aber, denen ein neuerliches Gesetz mit leicht zu erratender Absicht vorschrieb, ihre Kinder vierundzwanzig Stunden nach der Geburt taufen zu lassen, mußten mit den kaum Geborenen viele Meilen weit nach einer der wenigen noch gebliebenen

1) Z. B. Corrresp. génér. II. 144. 157 f.

2) J. Michelet, Histoire de France. (2. Aufl.) Bd. XV.

Kirchen reisen, mitten im Winter. Oft fand man, wenn man endlich an der Thüre des Tempels anlangte, die Säuglinge erfroren.

Durch alle diese Gewaltthaten hatten Louvois und seine Intendanten in der That schon viele schwache Herzen unter den Protestanten zur Bekehrung bewogen; aber die große Masse blieb fest. Da wußte man andere Mittel zu gebrauchen. Nach dem Vorgange Marillacs, des Intendanten von Poitou, wandte Foucault, der Intendant der einst völlig protestantischen Provinz Bearn, des Heimatlandes Heinrichs IV., ein doppeltes Verfahren an. Zuerst schloß er die dort angeblich allzuhäufigen reformierten Kirchen und vertrieb sämtliche calvinistische Geistliche als Aufrührer und Unruhstifter aus dem Lande. Dann quartierte er Soldaten, und zwar vorzüglich Dragoner, in großer Anzahl bei den Protestanten ein, welche den Mißhandlungen ihrer unliebsamen Gäste völlig überliefert wurden. Ihrer Gotteshäuser und Geistlichen beraubt, unter den Gewaltthaten der Truppen schmerzlich leidend, retteten sich Tausende durch eine Scheinbekehrung. Foucault, ein harter, herzloser Beamter, nach Hofgunst begierig, übertrieb den Erfolg seiner „Dragonnaden," indem er behauptete, von den 22000 Reformierten Bearns beharrten nur noch Ein Tausend bei ihren ketzerischen Irrtümern.

In Guyenne, im Languedoc, in anderen Provinzen ahmten Statthalter und Intendanten das Verfahren Foucaults eifrig nach. Die Klagen der unglücklichen Opfer drangen nicht bis an den Hof, wohl aber die aufgebauschten Nachrichten von dem Resultate jener Maßregeln: auf Hunderttausende bebezifferten die Intendanten die Bekehrungen, die unter der Einwirkung von Bossuets polemischen Schriften und noch ungleich mehr unter dem sanften Druck der Dragonnaden geschahen. In der That unterwarfen sich ganze Städte, die einst durch die Festigkeit ihres protestantischen Muts berühmt gewesen waren, wie Nimes, Montpellier und vor allen La Rochelle. In Rouen rückte ein Regiment Kürassiere ein: nach wenigen Tagen waren dort von 600 hugenottischen Familien nur fünf nicht bekehrt.[1]) Kein deutlicheres und sprechenderes Zeugnis giebt es für die Entnervung und den Niedergang des französischen Volkscharakters unter dem Einflusse eines dauernd wirkenden Despotismus, als dieser massenhafte Übertritt unter Bedrückungen, welchen gegenüber die Ahnen, ja noch die Väter der damaligen Hugenotten entweder zu Degen und Muskete gegriffen oder doch das Märtyrertum auf sich genommen hätten.

Die klerikal-despotische Hofpartei jubelte wegen dieser überraschend großartigen Ergebnisse der „Dragonnaden." Man stellte dem Könige vor, der bei weitem größere und bessere Teil der Reformierten habe sich bereits bekehrt, der hartnäckigere Rest werde nachfolgen, wenn der König, was derselbe bisher sorgfältig vermieden hatte, nachdrücklich erklären werde, daß er unter keiner Bedingung eine andere Religion als die katholische in seinem Reiche dulden

1) Mém. du marq. de Sourches I. 321.

wolle. Noch hatte der König Bedenken wegen des Rechtsstandpunktes, aber die Juristen und Theologen benahmen ihm dieselben. König Heinrich IV., sagten sie, habe das Edikt von Nantes nur gegeben, um den Bürgerkrieg zu beendigen und für die Zukunft zu vermeiden; nach den außerordentlichen Erfolgen der Konversionen sei ein solcher nicht mehr zu fürchten: folglich könne der Herrscher mit seiner absoluten Gewalt jenes Gesetz abschaffen. Die Theologen setzten hinzu: er müsse es, sein Gewissen gebiete es ihm. So fiel der entscheidende Schlag; am 22. Oktober 1685 registrierte das Pariser Parlament das königliche Gesetz, welches das Edikt von Nantes aufhob und an dessen Stelle vielmehr eine Reihe von Verfolgungsmaßregeln über die reformierte Religion verhängte.

Die Ausübung derselben wurde völlig untersagt; die Kirchen sollten ausnahmslos zerstört, religiöse Versammlungen auch in Privathäusern nicht geduldet werden; alle Prediger wurden bei den schwersten Leibes- und Lebensstrafen verbannt, den übrigen Reformierten aber die Auswanderung bei denselben Strafen verboten. Damit war die letzte Zuflucht den Unglücklichen geraubt; schon vorher waren alle Grenzen dicht besetzt, um jeden Flüchtling aufzufangen — denn keineswegs wollten Ludwig und Louvois die große Summe von Intelligenz und Besitz, die sich in den Reformierten vereinigte, verlieren.

Durch das Verbot jeder religiösen Handlung war dafür gesorgt, daß alle zukünftig von reformierten Eltern Geborenen dem katholischen Kultus angehörten; aber den gegenwärtigen Protestanten schien wenigstens das persönliche Bekenntnis gestattet. Die katholischen Eiferer unter den Statthaltern und Intendanten beschwerten sich über diese Beschränkung bei Louvois, der ihnen antwortete: sie möchten nur ihre Überredungskunst nach Gefallen anwenden. „Se. Majestät will, daß Sie sich auf harte Weise mit den Letzten, die ihm noch eigensinnig widerstehen, auseinandersetzen.“ Diese Auseinandersetzung bestand in neuen Dragonnaden gegen die Minderheit der Reformierten, die größere Beharrlichkeit bewies, als die überwiegende Menge ihrer Glaubensgenossen. Man legte wohl einem angesehenen Protestanten drei Kompanien Soldaten ins Haus, die sich alles erlauben durften. Bekehrten sich einige, so wurden die Soldaten ihnen abgenommen und denjenigen zugelegt, die noch festhielten. In Orange drohte Graf Tessé: bleibe noch ein Einwohner unbekehrt, so würde dieser die Bezahlung aller am Orte anwesenden Soldaten tragen.

Jedes protestantische Haus wurde der Schauplatz hitzigen Kampfes zwischen der duldenden Schwäche und der Wut brutaler Übermacht. Der Soldat selbst, Sklave seiner Offiziere, handelte mit knechtischer Roheit; zeigte sich einer zu milde, so trieben ihn die Offiziere mit Stockschlägen zur Grausamkeit an. Die Protestanten wurden geprügelt, gestochen, an langsamem Feuer gebraten, man riß ihnen die Nägel aus, man beraubte sie viele Tage und Nächte hindurch des Schlafes. Die Greuel, die gegen Mädchen und Frauen — sie zeichneten sich bei den Hugenotten durch die größte Sittsam-

keit aus, — verübt wurden, spotten jeder Beschreibung. Endlich trieb man ganze Familien buchstäblich nackt auf die Straßen; bei schwerer Strafe war es verboten, den „Rebellen“ ein Obdach zu gewähren. Und wenn die Unglücklichen all diese Leiden standhaft ertrugen, wurden sie in den Kerker geschleppt. Wehe dem reformierten Geistlichen, den man ertappte, oder dem Flüchtling, den man auffing! Sie wurden für Lebenszeit auf die Galeeren gebracht, ewig angeschmiedet an die harte Bank und der Peitsche des Vogts unterworfen, die blutige Streifen auf ihren Rücken zog. Die Frauen verschmachteten in den furchtbarsten Gefängnissen.

Im Dezember 1685 neuer Schrecken: jedes Kind von fünf bis sechzehn Jahren soll binnen acht Tagen den reformierten Eltern abgenommen werden. Bei dieser Jagd auf die Kinder zeichnete sich Bossuet, der glorreiche Vorkämpfer der gallikanischen Freiheiten, ganz besonders aus. Eigene Klöster wurden für die neubekehrten Mädchen errichtet. Widerstand von seiten der Kinder wurde mit Gefängnis oder öffentlichem Auspeitschen bestraft. Zweihundert Strafedikte gegen die Protestanten ergingen noch nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes.

Man muß sagen: diese unmenschlichen Maßregeln blieben nicht ohne Erfolg. Die Mehrzahl der Hugenotten, aller Hoffnung auf Rettung beraubt, aber durch wenige Worte oberflächlichen Bekenntnisses — denn man drückte in dieser Beziehung gern ein Auge zu — von allem Übel erlöst, bekehrten sich zum Scheine. Man ließ sie gewähren, wenn sie nur äußerlich sich zur Kirche hielten: wußte man doch, daß die zukünftigen Geschlechter derselben nichts destoweniger gewonnen seien. Man spottete noch über den Leichtsinn, die Gewissenlosigkeit der Protestanten, die sich so willig dem Martyrium entzogen. Ludwig XIV. fühlte sich durch die prahlerischen Berichte der Intendanten völlig beruhigt über seine Maßregeln; er verglich sich mit den Aposteln der ersten Kirche, welche die Ungläubigen zu Tausenden bekehrten.

Aber an zweimalhunderttausend Hugenotten wußten sich, trotz aller Umsicht und Grausamkeit der Behörden, dem Dilemma, Untergang oder Abschwörung, durch die Flucht zu entziehen. Bisweilen kam es zwischen den Trupps von Hugenotten und den königlichen Soldaten zu förmlichen Gefechten, bei denen die ersteren nicht immer unterlagen.

Immer härter wurden die Strafen. Jeder, welcher einen Flüchtling geleitete oder unterstützte, sollte gleichfalls auf die Galeeren. Endlich verhängte man über die Auswanderer den Tod. Aber nichts verschlug: der Mut, die Geschicklichkeit und die Bestechungen der Verfolgten waren stärker als Gesetze, Polizei und Militär. Der brandenburgische Gesandte in Paris, der gelehrte Ezechiel Spanheim, hatte den Muth, dem Könige in dessen Hauptstadt zu trotzen und überallhin das Edikt zu verbreiten, durch welches sein Kurfürst den Hugenotten Schutz und liebevolle Aufnahme verhieß.[1]) Vier-

1) Ch. Schefer, Relation de la Cour de France, par Ez. Spanheim (Paris 1882), Einl. S. XXI.

tausend Hugenotten entkamen nach Genf, viele andere Tausende nach Zürich und Bern. Holland, schon längst der Zufluchtsort aller Vertriebenen, gewährte Zahllosen eine liebevolle Gastfreundschaft. In England mußte selbst der katholische König Jakob II. reiche Geldsammlungen für die Flüchtlinge, die Refugiés, gestatten. Die Menge der französischen Seeleute, die sich dahin wandten, war so bedeutend, daß schon im Dezember 1685 der König deren Auslieferung durch eine Spezialgesandtschaft, freilich vergebens, forderte. Im kleinen Brandenburg fanden 16000 Hugenotten zuvorkommende Aufnahme, andere Tausende in den hohenzollernschen Fürstentümern in Franken, Ansbach und Baireuth. Und ebenso in den übrigen protestantischen Staaten. Allerorten durften sie eigene Gemeinden bilden, wo in französischer Sprache gepredigt und verwaltet und nach den französischen Gesetzbüchern Recht gesprochen wurde. Der Verlust, den Frankreich durch diese Auswanderung erlitt, war ein unermeßlicher. Es war die Elite der französischen Protestanten, die durch Bildung, Besitz, Fähigkeiten und Charakter ausgezeichnetsten Mitglieder dieser Gemeinschaft, die den Weg in fremde Länder zu nehmen wußten. Die Refugiés brachten der neuen Heimat ihre Intelligenz, ihren Mut, ihre industrielle Tüchtigkeit, einen Teil ihres Reichtums, ihren grimmigen Haß gegen ihren Unterdrücker, gegen diesen Ludwig XIV., dessen Name immer mehr zu einem Schreckensrufe unter allen Völkern Europas wurde. Was wollten dagegen die 17 Millionen Livres sagen, die dem Könige die eingezogenen Güter der geflüchteten Hugenotten eintrugen?

Nicht dem religiösen Fanatismus — das wäre noch entschuldbar — sondern dem politischen Despotismus, der fürstlichen Unduldsamkeit, einem übermütigen Nivellierungssysteme und der Herrschsucht der gallikanischen kleinen Päpste wurden das Glück, die Seelenruhe und die Ehrenhaftigkeit von Millionen Protestanten geopfert! Aber nicht genug: mit grenzenloser Überhebung wollte Ludwig das, was er in seinem eigenen Reiche durchgeführt hatte, auch den Nachbarländern auferlegen.

In den Thälern der kottischen und Seealpen lebten immer noch einige Tausende Waldenser, eine arme, kleine, kindlich fromme Sekte, die an dem einfachen Glauben ihrer Väter mit großer Inbrunst hing, sonst aber ihrem Landesherrn, dem Herzog von Savoyen, treu ergeben war. Auf den Befehl Ludwigs XIV. mußte der Herzog die Einführung der „Dragonnaden“ auch in diese stillen Thäler bewilligen, mußte zugeben, daß seine und die französischen Truppen hier zusammenwirkten. Die Greuel, die von einer entmenschten Soldateska dabei verübt wurden, überstiegen alles bis dahin Vorgefallene: die unglücklichen, harmlosen Bergbewohner wurden zu Hunderten gemordet, überdies unter unsäglichen Martern. Denn, sagte der Herzog selbst in seinem Ächtungsdekret gegen die Waldenser, er glaube sich der Undankbarkeit für so viele Gnaden, die er von Sr. Allerchristlichsten Majestät erhalten habe und noch fortwährend erhalte, schuldig zu machen, wenn er seinem Begehren nicht willfahre!

Und ebenso wie Ludwig seine Verfolgung über die Grenzen seines eigenen Reiches erstreckte, nahm er von derselben auch die Fremden nicht aus, die im Vertrauen auf den Frieden sich in Frankreich niedergelassen hatten. Vergeblich remonstrierten die Holländer zu gunsten ihrer Landsleute, die in Frankreich wohnten: es blieb denselben wie den übrigen Hugenotten nur Bekehrung oder heimliche Flucht. Trotz der Proteste der Gesandten wurde der Kirchhof der nicht-katholischen Fremden in Paris zerstört. Eine unerhörte Grausamkeit und zugleich eine schreiende Verletzung des Völkerrechtes.[1])

Die Aufhebung des Ediktes von Nantes mit den Vorgängen, die sich an sie knüpften, diese kirchliche Reunion, wie man sie nicht unangemessen genannt hat, ist, auch abgesehen von ihrer moralischen Verwerflichkeit, der größte Fehler Ludwigs XIV. gewesen. Nicht das war das Wichtigste — so schwer es auch wog — daß er Hunderttausende seiner fleißigsten, intelligentesten und wohlhabendsten Unterthanen verlor, und zwar zumeist an seine Gegner: vielmehr der grimmige Zorn, der durch diese tyrannischen Gewaltthaten in allen evangelischen Herzen durch ganz Europa gegen ihn entzündet wurde. Es war in Zukunft für einen evangelischen Fürsten unmöglich, sich mit Ludwig XIV. zu verbinden. Keine Kanzel, von der aus nicht gegen Frankreich und seinen Monarchen geeifert worden, kein Dorf, in das nicht der Haß gegen den „großen König“ gedrungen wäre. Weder Schweden noch Dänemark, weder Braunschweig noch Sachsen konnten fürder an eine französische Allianz denken. Auch die protestantischen Schweizerkantone, zumal Zürich und Bern, waren nicht mehr zur Stellung von Soldaten an den großen König zu bewegen.

Aber kaum minder, als die Protestanten, waren die katholischen Mächte gegen Ludwig XIV. erbittert. Die zügellosen Gewaltthaten desselben hatten ihn allgemein verhaßt gemacht. Man erkannte wohl, daß die Verfolgung der Protestanten nicht aus einem wahrhaft kirchlichen Gefühle, sondern vielmehr aus der gleichen herrschsüchtigen, unduldsamen und anmaßenden, rein weltlich despotischen Gesinnung erfloß, unter welcher auch der heilige Vater so schwer zu leiden gehabt hatte. Papst Innozenz XI. selbst erblickte in Ludwig von Frankreich den schlimmsten Feind der Kirche; man sah jenen bei der Nachricht von der Mißhandlung Genuas unter Thränen in die Kniee sinken, mit dem klagenden Ausrufe: „Defende causam tuam, Domine; o Herr, verteidige du deine Sache!“ Die Dragonnaden billigte er keineswegs. Er verhehlte nicht — allerdings der Beispiele vergessend, die seine Vorgänger auf dem Stuhle Petri gegeben hatten — daß er weder dem Beweggrunde noch den Mitteln dieser Massenbekehrungen zustimme, von denen keine einzige aufrichtig sei! Freilich behaupteten andere, der Papst verurteile jene Maßregeln, weil man ihn dabei nicht um Rat gefragt habe. Und ebenso verwarf die kaiserliche Diplomatie Vorgänge, die sie sehr wohl als rein politischer Natur erkannte.

---

1) Vergl. Sugenheim, Aufsätze und biographische Skizzen zur französischen Geschichte (Berlin 1872) S. 1 ff.

Es gab keinen Fürsten, keinen Staat, kein Volk, kein Interesse mehr in Europa, die nicht von diesem Könige in seinem Allmachtsdünkel gekränkt worden wären! Und dennoch setzte er entschlossen und verächtlich seinen Weg unbeirrt fort, denn da er Englands sicher zu sein glaubte, meinte er mit dessen Hilfe stark genug zu sein, um dem übrigen Erdteil erfolgreich Widerstand zu leisten. Aber da versagte ihm gerade dieser eine unentbehrliche Bundesgenosse: England. Und hiermit war der Niedergang seines Systems, hiermit die Befreiung Europas entschieden.

Sechstes Kapitel.

Der Fall der Stuarts und die zweite Koalition gegen Frankreich.[1])

Die Hoffnungen des englischen Volkes auf eine segensreiche und wahrhaft nationale Regierung unter der Herrschaft des gesetzlichen Königshauses waren durch Karl II. völlig getäuscht worden. Dieser Monarch hatte seine hohe und verantwortliche Würde lediglich vom allerpersönlichsten Standpunkte betrachtet, als das beste Mittel, ein vergnügliches und lockeres Leben zu führen. Daß er auch Pflichten gegen den Staat und gegen das Volk habe, dieser Gedanke war dem leichtfertigen und gewissenlosen Manne niemals gekommen, der sich die Theorie vom Gottesgnadentume der Krone eben nach seiner Weise auslegte. Dabei schloß er absichtlich vor einem Umstande die Augen, der sich doch in den thatsächlichen Vorgängen immer wieder zur Geltung brachte: nämlich daß, trotz alles loyalen Jubels, trotz aller royalistischen Beteuerungen, die Revolution und der Bürgerkrieg die Gewalt und das Ansehen der Krone tief geschwächt und aller Welt die Überzeugung von der Übermacht der Volksvertretung eingeflößt hatten. Selbst die so lärmend königstreue Mehrheit des ersten Parlamentes Karls II. war im Grunde keineswegs geneigt, auf die wichtigen Vorrechte zu verzichten, welche die beiden Häuser in der zwanzigjährigen Umwälzung sich erobert hatten.

Ein Herrscher, der mit Eifer den Pflichten seines Amtes obgelegen, im Innern den gemäßigten Protestantismus mit Überzeugung und Duldsamkeit verteidigt, nach außen eine volkstümliche Politik mit Thatkraft verfolgt hätte, wäre vielleicht im stande gewesen, jene Erinnerungen zurückzudrängen und noch einmal, wie unter Heinrich VIII. und Elisabeth, das Königtum zum wahren Vertreter und Leiter der Nation zu erheben. Ein Karl II. mußte gerade das Gegenteil herbeiführen. Seine üppige Vergeudung stand in schreiendem Gegensatze mit dem Elend, welches die furchtbare Pest von 1665

---

1) Th. Babington Macaulay, Geschichte Englands seit der Thronbesteigung Jakobs II. — L. v. Ranke, Englische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. — O. Klopp, Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Großbritannien und Irland, 1660—1714 (bis jetzt zwölf [!] Bände, die bis z. J. 1707 gehen, Wien 1875—86). — Von zeitgenössischen Quellen zumal: Burnet, History of my own time (erste Ausg. 2 Bde. London 1723/24).

und die nicht minder entsetzliche Feuersbrunst von 1666 in der Hauptstadt, sowie das schnelle Sinken der Grundrente infolge ausländischer Konkurrenz auf dem flachen Lande erzeugten. Selbst der treueste Kavalier murrte über die liederliche Verschwendung und die Sorglosigkeit des Fürsten, welche Verwaltung, Heer und Flotte mit gänzlicher Auflösung bedrohten und es den Holländern gestatteten, den Donner ihrer Schiffskanonen bis vor den Mauern Londons ertönen zu lassen. Auch der eifrigste Anhänger des Bistums und des königlichen Supremats erbebte vor Zorn, als Karl, um Geld für seine Lüste zu erlangen, die glorreiche Erwerbung Cromwells, Dünkirchen, an Frankreich verkaufte.

Aber mehr noch als der schnelle Verfall der Größe und des Ruhmes Englands nach außen betrübten und erschreckten die Nation die Schritte des Königs, welche auf Begünstigung und Förderung des Katholizismus hinzielten. Die ungeheure Mehrheit der Engländer sah einmal in diesem den Todfeind, und wahrlich, wenn man denselben zu jener Zeit in Spanien, Frankreich, Italien, Österreich, kurz überall, wo er der stärkste war, am Werke sah, konnte man von den englischen Protestanten nicht verlangen, daß sie ihm Gefühle der Duldsamkeit entgegen brachten.

Schon zweimal hatte das Unterhaus die Minister des Königs gestürzt — erst (1667) Clarendon, dann (1674) die „Cabale“ — Karl II. aber verharrte bei den Maßregeln, welche in der Gegenwart England erniedrigten, für die Zukunft die nationale Religion bedrohten. Da er keine legitimen Kinder hatte, war sein präsumptiver Thronerbe sein Bruder Herzog Jakob von York; der war offen zum Katholizismus übergetreten und hatte neuerlich eine Katholikin, noch dazu aus dem Frankreich ganz ergebenen Hause Modena, geheiratet. Aus seiner ersten Ehe, die er noch als Protestant mit einer Protestantin geschlossen hatte, besaß er nur Töchter — wurde ihm von seiner zweiten Gemahlin ein Sohn geboren, so war das Reich auf Generationen hin katholischen Herrschern überliefert. Dunkle Gerüchte von Karls Verträgen mit Ludwig XIV., von diesem selbst verbreitet, um England durch inneren Zwiespalt nach außen ohnmächtig zu machen, erhöhten die allgemeine Aufregung. Diese steigerte sich bis zum Wahnwitz, als ein gewissenloser Mensch, der dadurch zu Ansehen und Reichtum zu gelangen hoffte, Titus Oates, die Anzeige von einem erdichteten papistischen Komplott erhob, das angeblich darauf abzielte, nach Ermordung des Königs sowie besonders der eifrigsten protestantischen Volksvertreter, England dem Katholizismus zu unterwerfen. Da einige zufällige Umstände die Wahrheit von Oates' Anklage zu erweisen schienen, war die öffentliche Meinung nicht mehr in Schranken zu halten. Eine große Anzahl unschuldiger Katholiken wurde hingerichtet. Der leitende Minister Danby, ein redlicher aber schwacher Mann, der sich vergeblich den schändlichen Abmachungen des Königs mit Frankreich widersetzt hatte, wurde auf Aktenstücke hin, die der französische Monarch selber den Führern des Unterhauses übermittelte, von diesem vor den Lords gerade wegen

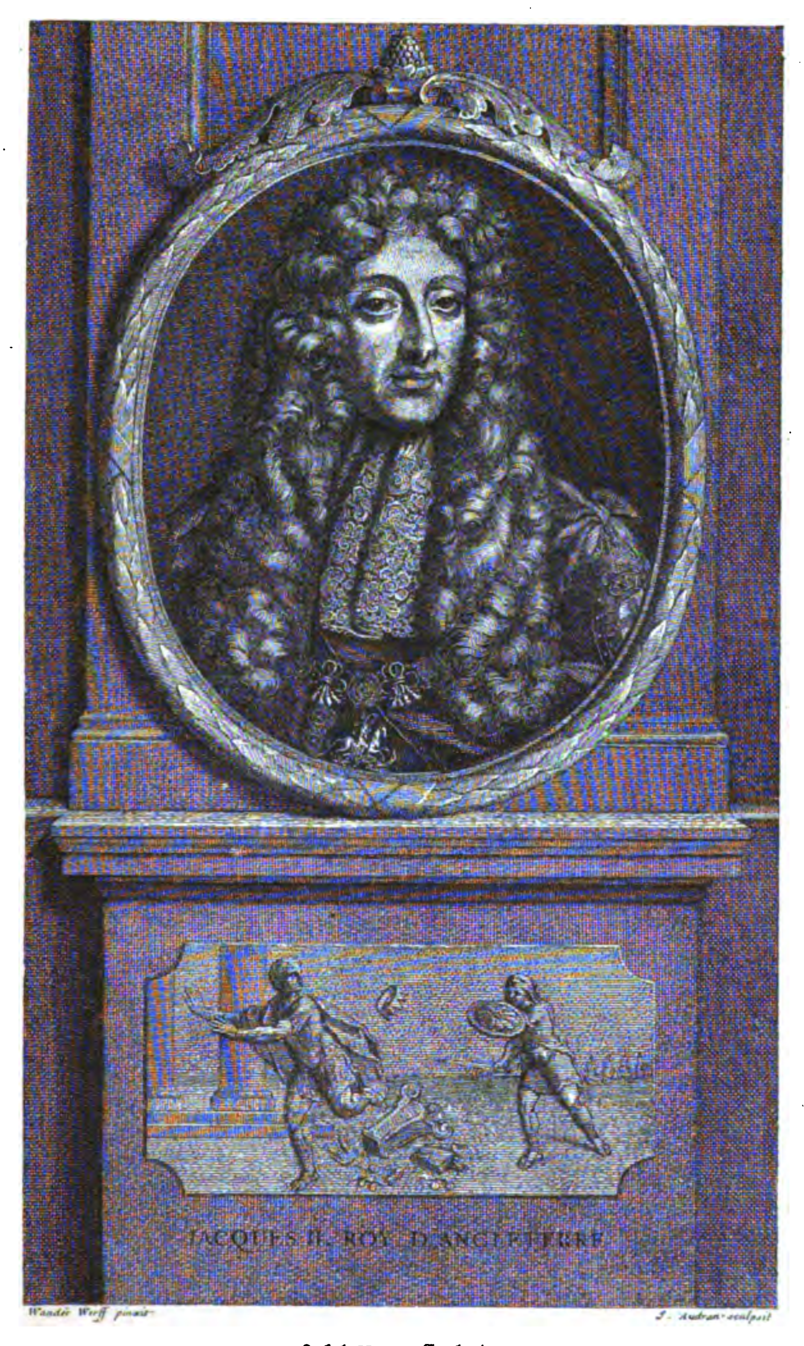
jener Verhandlungen in den Anklagezustand versetzt (1678). Als Karl wiederholt das Parlament auflöste, fielen die Neuwahlen ganz entschieden regierungsfeindlich aus; unzählige von den früheren Anhängern des Königtums waren aus Besorgnis für ihren Protestantismus zur Opposition übergegangen. Vergebens suchte Karl die Gemüter zu beruhigen, indem er (Mai 1679) nach mehrjährigem Sträuben die Habeas-Korpus-Akte annahm, die jeden Engländer im Falle einer Verhaftung binnen kürzester Frist vor seinen gesetzlichen Richter, sowie, mit Ausnahme der schwersten Verbrecher, den Angeklagten gegen angemessene Bürgschaft auf freien Fuß zu stellen befahl und so der wirksamste Schutz der persönlichen Freiheit geworden ist. Die zum drittenmale vorgenommenen Neuwahlen zum Unterhause (1680) ergaben wieder eine Mehrheit für die Ausschließung jedes nicht-protestantischen Prinzen von der Thronfolge. Die Anhänger dieses „Ausschließungsgesetzes" (Exclusion-Bill) nannte man Whigs (Spottname schottischer Puritaner), die Gegner Tories d. h. irisch-katholische Räuber. Im Unterhause trugen die Whigs den Sieg davon, der Gesetzesvorschlag und damit die Ausschließung Jakobs von York von der Krone wurde angenommen. Allein nun trat der König aus seiner gewöhnlichen Trägheit und Schlaffheit heraus. Er wollte die Sache seines Bruders nicht fallen lassen und vor allem die Verwandlung der erblichen Krone Englands in eine Wahlmonarchie von des Parlamentes Gnaden nicht dulden: sich selbst, dem Prinzipe, das er vertrat, hätte er damit den ärgsten Schlag zu versetzen gemeint. Er bot deshalb seinen ganzen Einfluß auf die Lords auf, und diese verwarfen wirklich die Bill. Das widerspenstige Haus der Gemeinen traf zweimal das Schicksal der Auflösung. Karl beschloß jetzt (1681), was ihm ja gesetzlich freistand, die nächsten drei Jahre hindurch ohne Parlament zu regieren.

Der König hatte mit richtigem Urteile die Wendung der öffentlichen Meinung erkannt. Die revolutionären Maßregeln der Whigs sowie die Schändlichkeit der gegen die Katholiken geübten Verfolgung erregten allmählich bei dem besonnenen und gesetzlichen Geiste des englischen Volkes das größte Mißfallen. Die „Papisten" erschienen da mehr zu bemitleiden als zu fürchten. Sicherte die Testakte nicht das Volk vor jedem Einflusse der Privatreligion des zukünftigen Königs auf die Regierung? Hatte Karl nicht alles bewilligt, was man vernünftiger- und rechtmäßigerweise von ihm verlangen konnte? Hielt er sich nicht sorgfältig von jedem ungesetzlichen Schritte fern? So vollzog sich in allen Klassen eine stetig fortschreitende Reaktion zu gunsten Karls und gegen die Whigs; und unter dem Einflusse des rachgierigen York beschloß die Regierung, diesen Stimmungswechsel eifrigst auszunutzen. Dieselben ehrlosen Zeugen, die früher die Verdammung unschuldiger Katholiken herbeigeführt hatten, schworen jetzt zelotische Protestanten in Kerker und Tod. Unter allerlei Vorwänden wurden die Freibriefe vieler Grafschaften und Städte gerichtlich kassiert und durch andere ersetzt, welche der Regierung einen starken Einfluß auf die Gemeindeverwaltung und die Parlamentswahlen sicherten.

In dieser für die Whigs verzweifelten Lage begingen einige von deren Führern, darunter der allgemein geachtete Lord Russel, der geistvolle Schriftsteller Sir Algernon Sidney, endlich selbst ein unehelicher Sohn des Königs, Jakob Herzog von Monmouth, den schweren moralischen und politischen Fehler, einen bewaffneten Aufstand ihrer Partei vorzubereiten. Eine Anzahl fanatischer Männer aus den niederen Klassen ging noch weiter — sie verschworen sich zur Ermordung des Königs und seines Bruders von York, wenn diese bei dem einsamen „Roggenhause" (Ryehouse) vorbei zur Jagd ritten. Die Entdeckung dieses „Roggenhauskomplottes" führte den Untergang auch jener höher gestellten Verschwörer herbei, die man mit Unrecht in dasselbe verwickelte. Die Lords Essex und Russel, sowie Sidney wurden hingerichtet, Monmouth in die Verbannung gesandt. Solche Vorgänge machten dann die Whigs vollends unpopulär.

Von der Gunst der Lage getragen, ging nun der König kühn zu Verfassungsverletzungen vor. Auch nach Ablauf der gesetzlich gestatteten Frist von drei Jahren berief er das Parlament nicht ein. Gegen die Bestimmungen der Testakte bekleidete er seinen katholischen Bruder mit einer Stellung im Geheimen Rate und der Leitung des Marineministeriums. Inmitten seines Triumphes raffte ihn plötzlich (Februar 1685) der Tod dahin, in seinem fünfundfünfzigsten Lebensjahre. Die Sterbesakramente hatte er sich durch einen katholischen Geistlichen reichen lassen und so den wahren Glauben seines Herzens, den er bisher aus Menschenfurcht verborgen, enthüllt.

Nunmehr war der von fast allen Engländern mit Bangen erwartete Augenblick gekommen, wo mit Jakob II. ein katholischer Herrscher den Thron bestieg. Er eröffnete freilich seine Regierung mit der Versicherung, weder die Rechte des Volkes, noch diejenigen der so ausgezeichnet loyalen Kirche von England irgend beeinträchtigen zu wollen. Indes seine wirklichen Absichten waren ganz andere. Er war ein Mann von herber und strenger Gesinnung, deren Schärfe durch die Erfahrungen und Leiden der Bürgerkriege, sowie die Angriffe der Whigs gegen seine Person nur erhöht worden war. Alles Übel entstand, nach seiner Meinung, lediglich aus der Unbotmäßigkeit der Unterthanen und der Schwäche der Regierenden. So hielt er fest an dem entschiedensten Grundsatze der unbedingten Autorität, auf kirchlichem Gebiete ebenso wie auf weltlichem — also an dem römischen Katholizismus und der absoluten Herrschergewalt. Beide in England wieder heimisch zu machen, indem man die königliche Prärogative rücksichtslos gegen die bestehenden Gesetze gebrauche, war der Plan Jakobs II., der in der Beschränktheit seines Geistes zu klarer Würdigung der wirklichen Verhältnisse und Möglichkeiten nicht zu gelangen vermochte und seinen bornierten Eigensinn für jene ruhmvolle Festigkeit nahm, die ihm in entscheidenden Augenblicken doch oft genug gefehlt hat. Gegen sich selbst war dieser Fürst übrigens viel milder als gegen andere, indem er sich, trotz seiner bigotten Frömmigkeit, die liederlichste Lebensweise gestattete.



Jakob II. von England.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von J. Audran (1667—1756); Originalgemälde von Adriaan van der Werff (1659—1722).

Ein Kampf brach aus, der für die Zukunft nicht nur Englands, sondern der ganzen Welt von höchster Bedeutung werden mußte. Es handelte sich um Sieg oder Niederlage des Romanismus, der nochmals nach zwei Richtungen hin weltbeherrschend auftreten zu wollen schien: als staatlicher Absolutismus, in Frankreich verkörpert, aber weit über dessen Grenzen von Ludwig XIV. ausgedehnt, im Gegensatze zu dem ursprünglich germanischen Elemente der freien Selbstregierung und Selbstverwaltung; mit jenem aber verbündet als ausschließliche katholische Kirchlichkeit, reagierend gegen die kaum sich entwickelnde Denk- und Forschungsfreiheit. Wirklich begriff Jakob, daß er zur Durchführung seiner Absichten die Mitwirkung des Vorkämpfers jener romanischen Tendenzen, Ludwigs XIV., nicht entbehren könne und trat deshalb vom Beginne an zu ihm in ein Verhältnis der Abhängigkeit, das freilich wiederholt durch Revolten von Jakobs Eigensinn und Rechthaberei unterbrochen wurde.

Das Parlament, welches sofort einberufen wurde, um dem Könige Geld zu bewilligen, bestand, da es noch unter dem Einflusse von Jakobs ersten Erklärungen gewählt worden war, aus einer großen Mehrheit von Tories. Deren guten Willen für die Emanzipation der Katholiken glaubte Jakob am ehesten gewinnen zu können, wenn er die nicht anglikanischen Protestanten, die sogen. Nonkonformisten, eifrig verfolge. So begann, zumal in Schottland, eine grausame Mißhandlung der Presbyterianer mit Hinrichtungen und Metzeleien durch rohe Soldatenhaufen, ganz an die gleichzeitigen Vorgänge in Frankreich erinnernd. Diese Ereignisse beweisen unwidersprechlich, daß Jakob bei seinen Bestrebungen durchaus nicht, wie seine Verteidiger keck behauptet haben, von vorurteilsloser Toleranz geleitet wurde, sondern vielmehr nur von der Absicht, sein Bekenntnis, sei es auch mit Gewalt, zu dem herrschenden zu machen. Indes einstweilen hatte er sich durchaus verrechnet. Den unduldsamen Tories genügte die Verfolgung der Puritaner keineswegs, sondern sie forderten ihn auf, die Strafgesetze gegen alle Nichtanglikaner in Vollzug zu setzen.

Vor dem hier drohenden Konflikt wurde der König einstweilen durch einen unzeitigen Aufstand der nach Holland geflüchteten englischen und schottischen Whigs gerettet, welche meinten, Jakob sei so verhaßt, daß man ihn mit leichter Mühe werde stürzen können. Aber die Bevölkerung war noch lange nicht erbittert genug, um sich ihnen anzuschließen. Der in Schottland gelandete Graf Argyle wurde schnell überwältigt und hingerichtet; Monmouth, der behauptete, seine Mutter sei mit König Karl verheiratet gewesen und deshalb er selber der rechtmäßige Thronerbe, ward mit seinen Anhängern bei Sedgemoor im südlichen England von den königlichen Truppen besiegt und gefangen genommen. Jakob ließ den Neffen erst vor sich kommen und gewann es dann doch über sich, ihn kalten Blutes hinrichten zu lassen. Noch größer wurde der populäre Abscheu, als der König seinen Sieg zu unerhört grausamer Verfolgung der Whigs in den von Monmouth durchzogenen Grafschaften mißbrauchte. Sein roher, barbarischer Oberrichter, Sir George Jeffreys, nahm

in den berüchtigten „Blutigen Assisen“ nicht weniger als 320 Menschen, unter denen auch zahlreiche Frauen, das Leben. Viele Hunderte von Verdächtigen wurden als Sklaven an die westindischen Pflanzer verkauft.

Diese schrecklichen Vorgänge brachten eine tiefe Verstimmung gegen den König hervor, die sich noch verstärkte, als er offenbare Schritte zur Katholisierung des Landes unternahm. Schon vertraute er in mehreren Regimentern die Offizierstellen ausschließlich Katholiken an. Das Parlament, durch die gleichzeitige Protestantenverfolgung in Frankreich noch mehr erschreckt und erbittert, bewilligte nur geringe Einkünfte und forderte die Entlassung sämtlicher katholischer Offiziere — ein Verlangen, das von Jakob schroff zurückgewiesen und mit der Entfernung aller oppositionellen Mitglieder aus ihren etwaigen Staatsämtern beantwortet wurde. So war der Konflikt zwischen dem Könige und der Torymehrheit ausgebrochen; auf wen konnte ersterer sich noch stützen, als auf die kaum hunderttausend Katholiken im Lande? Er suchte deshalb die von ihm bisher so schändlich verfolgten protestantischen Nonkonformisten zu gewinnen. Zuerst wurde denselben in Schottland Duldung gewährt, dann — im April 1687 — erschien auch für England die sog. „Indulgenzerklärung“, welche vermittelst königlicher Machtvollkommenheit von allen in religiöser Hinsicht ergangenen Straf- und Ausschließungsgesetzen dispensierte. Aber die überwiegende Mehrzahl der protestantischen Dissenters ließen sich dadurch nicht gewinnen. Die Indulgenzerklärung war offenbar eine verfassungswidrige Überschreitung der königlichen Befugnisse. Sie war nicht minder klärlich nicht aus Toleranz, sondern nur aus Politik erlassen worden. So schlossen die Dissenters sich lieber der anglikanischen Kirche an, die sie weniger grausam verfolgt hatte, als der König, die immerhin fest an der Verfassung hielt, und die endlich ihnen im Glauben bedeutend näher stand, als Jakob II.

Um so ausschließlicher verteilte dieser, mit schreiender Verletzung der Testakte, alle Ämter in der Verwaltung, dem Heere und selbst der anglikanischen Kirche an Katholiken. Er mißbrauchte seinen Supremat über die anglikanische Kirche, um dieselbe zu vernichten. Gegen zwei ausdrückliche Gesetze bildete er einen geistlichen Gerichtshof, hohe Kommission genannt, mit diskretionärer Strafgewalt, zur Entfernung aller aufrichtig protestantischen Kleriker. Die Universitäten, die bisher stets den königlichen Absolutismus gepredigt hatten, entgingen nicht dem Schicksale der Vertreibung ihrer Lehrer und Stipendiaten, die durch Katholiken, ja Mönche ersetzt wurden. Unter andern Ordensbrüdern sah man in England nun auch die dem Volke ganz verhaßten Jesuiten auftauchen; aus den letzteren wählte Jakob sich seinen Beichtvater, den Fanatiker Petre. Ein Gesandter des englischen Königs ging nach Rom, ein päpstlicher Nuntius erschien in London. Alle Richter und Beamte, die sich gegen dieses gesetzlose Treiben auflehnten, wurden ihrer Stellen entkleidet. Dagegen traten eifrige Höflinge, um sich dem Könige zu empfehlen, zum Katholizismus über. In Irland gedachte Jakob sich einen festen Stützpunkt für seine Pläne zu

sichern, und so ward ein irischer Katholik von entschiedenster Färbung, Tyrconnel, zum Lordstatthalter dieser Insel ernannt, die er in römisch-keltischem Sinne organisierte. Alle Befürchtungen, die einst die Whigs in Beziehung auf Jakobs Thronbesteigung gehegt hatten, waren übertroffen.

Um zu beweisen, daß an eine Sinnesänderung bei ihm nicht gedacht werden könne, daß er fest entschlossen sei, seine Pläne durchzuführen, erließ der König im April 1688 eine Wiederholung der Indulgenzerklärung mit dem Hinzufügen, daß dieselbe an zwei aufeinander folgenden Sonntagen von allen Kanzeln Englands verlesen werden solle. Das war ein Hohn, eine Selbsterniedrigung für den anglikanischen Klerus, der bisher das göttliche Recht und die unbedingte Herrschergewalt des Königtums eifrig verkündigt, der noch jüngst hauptsächlich Jakob die Krone verschafft hatte. Aber sein eigenes Todesurteil auszusprechen, war er nicht gewillt. Sieben Bischöfe, den Primas des Reiches, den Erzbischof von Canterbury, an der Spitze, reichten dem Könige eine Petition gegen seinen Befehl ein, der übrigens nur an den wenigsten Orten befolgt wurde. Jakob schäumte vor Wut über diesen einstimmigen und festen Widerstand einer bisher so unterwürfigen Körperschaft. Er ließ die Bischöfe verhaften und ihnen wegen ihrer Petition, die er als eine Schmähschrift bezeichnete, den Prozeß machen.

Tories und Whigs, Hochkirchler und Presbyterianer, Royalisten und Republikaner wurden durch solche tief aufregende Vorgänge zur Empörung gegen den Monarchen geeint. Und doch schien dessen System jetzt eine Bekräftigung und die Aussicht unbegrenzter Dauer zu erhalten. Bisher hatte man, bei dem Alter Jakobs, die Hoffnung auf dessen protestantische Nachfolger — seine Tochter Maria und deren Gemahl Wilhelm von Oranien — gesetzt; aber nun wurde dem fünfundfünfzigjährigen Fürsten der erste eheliche Sohn geboren. So groß waren Entsetzen und Haß, daß man denselben thörichterweise als untergeschoben, als einen papistischen Betrug bezeichnete. Die Erregung wuchs in einem Maße, welches selbst die eifrigsten Minister Jakobs in Schrecken setzte. Auch besonnene Katholiken, inner- und außerhalb Englands, ja sogar Papst Innocenz XI. tadelten das Verfahren des Herrschers. So sorgfältig man auch die Jury zusammengesetzt hatte, dieselbe sprach, unter dem unwiderstehlichen Drucke der öffentlichen Meinung, die sieben angeklagten Bischöfe frei. Unermeßlicher Jubel durchbrauste London, welches freiwillig illuminierte, erfüllte das ganze Land, selbst die Kasernen der Soldaten. Die gesamte Nation, einige wenige klerikale Eiferer, päpstlicher als der Papst, ausgenommen, fand sich in einmütigem Widerstande gegen den König zusammen.

Allein dieser glaubte, daß der Himmel ihn durch die Geburt des katholischen Thronerben offenbar ermutige und zugleich desto mehr verpflichte, demselben eine absolute Herrschergewalt zu hinterlassen. So nahm er in seinem Eifer nur zu. Alle neuntausend Geistliche, welche die Indulgenzerklärung nicht veröffentlicht hatten, sollten von der hohen Kommission gezüchtigt werden. Die unzuverlässigen englischen Soldaten sollten allmählich entlassen und durch

irische Rekruten ersetzt werden, die man in großer Zahl herbeizuschaffen begann. Nicht allein die Armee, das ganze englische Volk zitterte vor Unwillen über eine solche Maßregel: haßte doch ein jeder die Iren als Feinde des englischen Stammes und verachtete sie wegen ihrer Armut, ihres Schmutzes und ihrer Roheit.

Dieses Regime war unerträglich geworden. Die adligen Leiter der Tory- wie der Whigpartei einigten sich im Juli 1688 zu einer schriftlichen Aufforderung an Wilhelm von Oranien, mit einer Truppenschar in England zu erscheinen zur Rettung der Verfassung und des Glaubens. Wilhelm war in der That geneigt, ihren Wünschen nachzukommen. So langsam er auch sonst war, in entscheidenden Augenblicken wußte er rasche und kühne Beschlüsse zu fassen und auszuführen. Übrigens war seine Gemahlin, welche die Interessen des Protestantismus über die ihres Vaters setzte, darin mit Wilhelm eines Sinnes. Der Sturz Jakobs mußte erfolgen, wenn die Freiheit Europas und die Religion vor Ludwig XIV. gerettet werden sollte. Es war bei der Stimmung des englischen Volkes sehr wahrscheinlich, daß er wirklich gestürzt werden würde; war der Oranier dabei nicht der Hauptbeteiligte, so mußte derselbe fürchten, gänzlich zur Seite geschoben und der Thronfolge beraubt zu werden.

Freilich standen dem Unternehmen noch viele Schwierigkeiten im Wege, allein die Gegner bemühten sich selber, sie zu entfernen.

Wie alle vorhergehenden Verträge, hatte Ludwig auch das Regensburger Übereinkommen vom August 1684 nur als Ausgangspunkt zu neuen Gewaltthaten betrachtet. In den ihm nur zeit- und bedingungsweise überlassenen Landschaften und Orten hatte er sofort Handlungen voller und bleibender Souveränität vorgenommen. Aber bald trieb ihn Louvois' unersättliche Kriegs- und Eroberungslust zu noch schlimmeren Übergriffen. Im Mai 1685 war der letzte Kurfürst der Pfalz aus der Simmernschen Linie gestorben, und es folgte ihm in dem Besitze des reichen und schönen, wenn auch sehr zerstückelten Ländchens, sowie in der Kurwürde die Seitenlinie Pfalz-Neuburg. Sofort erhob Ludwig im Namen seiner Schwägerin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, der Schwester des letztverstorbenen Kurfürsten — sehr gegen den Willen dieser durchaus deutsch fühlenden Prinzessin — Anspruch auf einen ansehnlichen Teil der Rheinpfalz.

Diese neuen Anforderungen des französischen Monarchen riefen in ganz Deutschland die größte Aufregung hervor. Die Stimmung im Reiche war eine gehobene, zuversichtliche geworden infolge der jüngsten Siege über den Türken, an welchen sich alle Teile des vielgegliederten Reichskörpers beteiligt hatten. Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der auch in jenem Kampfe wacker das Seinige gethan hatte, sah mit Freuden, wie bessere Zeiten in Deutschland anbrachen, und trug nun kein Bedenken mehr, sein Bündnis mit Frankreich aufzugeben und im März 1686 mit dem Kaiser eine enge Allianz zu schließen. Die öffentlichen Bestimmungen verpflichteten ihn nur zum Beistande

gegen die Ungläubigen, die geheimen aber zur Verteidigung der Reichs-integrität und der spanischen Niederlande gegen Ludwig XIV. Dieses Beispiel Brandenburgs fand bald allgemeine Nachahmung; nie war die Eintracht im Reiche eine so große gewesen; selbst Bayern, das bisher sich auf seiten Frankreichs gehalten, und auf dessen Beistand Ludwig bei seinen Gewaltthaten sicher gerechnet hatte, entzog sich der allgemeinen Strömung nicht. Am 10. Juli 1686 schlossen die vornehmsten deutschen Reichsfürsten, sowie die Könige von Spanien und Schweden für ihre Reichsländer zu Augsburg ein Bündnis gegen jeden Verletzer des öffentlichen Friedens und der bestehenden Verträge. Die Spitze dieser Liga konnte gegen niemand anders gerichtet sein, denn gegen Ludwig XIV.

Der französische Monarch war darüber auch keineswegs im Zweifel und brannte vor Begier, sich wegen dieser „Beleidigung" zu rächen; denn so groß war schon seine Anmaßung, daß er jeden beabsichtigten Widerstand gegen seine Übergriffe als eine Kränkung auffaßte. Seine Gesandten ließen überall schlimmste Drohungen ertönen. Er selber erklärte höhnischerweise sich von dem Augsburger Bündnis bedroht und errichtete Befestigungen mitten auf deutschem Gebiete. Zu gleicher Zeit schloß er durch Übereinkommen mit der Pforte die Holländer von dem Handel im türkischen Reiche aus, ließ er seine Flotte vor Cadiz erscheinen, mit der Drohung, diese große Seestadt wie Genua zu behandeln, wenn Spanien nicht den Franzosen gewisse ausnahmsweise Zollbegünstigungen gewähre. Auch den Papst Innocenz XI. überhäufte er absichtlich, weil er dessen Abneigung gegen ihn kannte, mit fortgesetzten Demütigungen.

So wuchs die Erbitterung gegen Frankreich auf allen Seiten. Die protestantischen Fürsten beeilten sich deshalb, Wilhelm von Oranien ihren Beistand gegen den englischen Schützling Ludwigs zu verheißen, und von den katholischen durfte letzterer keine Hilfe erwarten. Indes das beträchtlichste Hindernis blieb noch. Die holländischen Aristokraten, die, wenn auch in ihrer gemäßigtern Richtung, die Herrschaft in den Niederlanden wieder besaßen, scheuten sich, mit den Königen von England und Frankreich offen zu brechen, und versagten deshalb ihre Genehmigung zu dem Plane des Oraniers. Als Jakob II. auch sie durch Rücksichtslosigkeiten aller Art erbitterte, ließen sie freilich stillschweigend zu, daß Wilhelm militärische und maritime Vorkehrungen traf; nur ehe das Unternehmen wirklich von statten gehe, wollten sie abwarten, ob die umfassenden Rüstungen, die Ludwig eben damals anstellte, nicht ihnen gälten.

Dem war aber nicht so. Der französische Monarch wünschte vielmehr, daß Holland sich mit England in einen Krieg verwickeln möge, der, wie er hoffte, beide Mächte auf lange brach legen würde. Inzwischen wollte er sich auf Deutschland stürzen und dasselbe durch schnelle Schläge zum schimpflichen Frieden sowie zum Ablassen von den Türken zwingen. Diese guten Bundesgenossen des Allerchristlichsten Königs befanden sich damals in sehr übler

Lage. Die kaiserlichen und Reichstruppen unter Karl von Lothringen hatten nämlich in den Jahren 1685—87 ganz Ungarn nebst der Landeshauptstadt Ofen, ferner auch Slavonien und Siebenbürgen erobert, das türkische Heer bei Mohacz (Aug. 1687) entscheidend geschlagen. Weiter wollte es Ludwig XIV. nicht kommen lassen. Die Türken mußten eine stete Bedrohung zur Seite der kaiserlichen Staaten bleiben. Wie, wenn der Kaiser den von der Pforte nachgesuchten Frieden bewilligte und dann seine siegreichen Scharen gegen den Westen in Bewegung setzte? Das durfte man nicht abwarten; vorzüglich Louvois drängte voll Ungeduld zum Kriege, der, wie man glaubte, mit einem einzigen kurzen Feldzuge beendet sein würde.[1]) Man hatte zu solchem, außer der Pfälzer Angelegenheit, noch einen andern Vorwand.

Im Januar 1688 war Kurfürst Max Heinrich von Köln gestorben, ein Prälat, der völlig unter dem Einflusse seines Frankreich ganz ergebenen Domherrn und Koadjutors Wilhelm von Fürstenberg, durch des französischen Königs Gnade zugleich Bischofs von Straßburg und Kardinals, gestanden hatte. Nun betrieben Ludwig und dessen Partei im Kölner Kapitel eifrig die Wahl Fürstenbergs zum Kurfürsten; doch war, da derselbe schon ein anderes Bistum besaß, zur Gültigkeit jener nicht wie sonst die einfache Mehrheit der Domherren, sondern eine Zweidrittelmajorität erforderlich. Der Kaiser aber bot alles auf, um die Erhebung Fürstenbergs zu vereiteln, und brachte anstatt dessen den jüngeren Bruder des bayrischen Kurfürsten, Joseph Klemens, in Vorschlag. Wirklich erhielt bei der am 19. Juli 1688 stattfindenden Wahl der Schützling Frankreichs nur eben die knappe Mehrheit, dreizehn Stimmen von vierundzwanzig, Joseph Klemens die stattliche Minderheit von neun. Da keinem der beiden Bewerber die erforderliche Stimmenzahl zugefallen war, lag die Entscheidung bei dem Papste. Innocenz XI., froh endlich einmal für die ihm von Ludwig häufig zugefügten Kränkungen Rache nehmen zu können, entschied für Joseph Klemens.

So unzweifelhaft sein Recht dazu war, so gewiß der Kaiser für einen deutschen Erzstuhl nicht minder einen Kandidaten haben durfte als der französische König, erklärte doch dieser sich tödlich beleidigt. Er sagte dem Papste Krieg an, besetzte die Grafschaft Avignon, diese Enklave des Kirchenstaates in Frankreich, und ließ seine Truppen in das Kurfürstentum Köln einrücken, wo ihnen Fürstenberg, in seiner Eigenschaft als Koadjutor, die Festungen Bonn, Neuß und Kaiserswerth überlieferte. Ein andres größeres französisches Heer, schon seit Anfang August versammelt, überschritt ohne jede vorherige Ankündigung am 25. September 1688 den Rhein und begann die Belagerung der Reichsfestung Philippsburg.

Ein Schrei der Entrüstung über diese neuen Gewaltthaten durchhallte Europa. In Deutschland war alles voll Zorn: kein Franzose war dort mehr seines Lebens sicher.[2]) Aber auch sonst hatte Ludwig sich durchaus

1) Ezech. Spanheim, S. 211.
2) de Vogué, Villars diplomate; Revue des deux Mondes, 15. Aug. 1885.

verrechnet — er hatte nicht geschreckt, sondern erbittert. Die Holländer zumal erkannten, daß sie ein Festsetzen Frankreichs unmittelbar an ihrer verwundbarsten Grenze nicht zugeben dürften. Zugleich aber entäußerte die Richtung des französischen Hauptangriffs auf den Oberrhein sie der Besorgnis, selbst von Frankreich mit Krieg überzogen zu werden. Jakob II. hatte sich bei jeder Gelegenheit laut und nachdrücklich auf die Seite des Kardinals von Fürstenberg gestellt; er erschien also im gehässigsten Lichte als Helfershelfer jenes französischen Unterdrückers. Noch Ende September erhielt Wilhelm von den Generalstaaten die Billigung seines Unternehmens, zu dem aus England beständig Zustimmungen und Beifallsversicherungen einliefen.

Am 12. November 1688 stach er mit einer Flotte von sechshundert Schiffen in See. Sein Wunsch war es vor allem, das englische Geschwader zu vermeiden, mit demselben kein Gefecht zu bestehen, damit das nicht in England einen peinlichen Eindruck hervorrufe. Es gelang, und unangefochten konnte er in der Torbay an der britischen Südküste landen. Er erklärte öffentlich, der Zweck seiner Landung sei nur die Wiederherstellung gesetzlicher und verfassungsmäßiger Zustände.

Jakob hatte keinen Grund zu verzweifeln, da er den vierzehn tausend Streitern Oraniens vierzig tausend reguläre Soldaten, ohne noch die Milizen zu rechnen, entgegenstellen konnte. Allein er verlor sofort den Kopf. Anstatt mit seiner erdrückenden Überzahl sofort den Widersacher anzugreifen und ihn zu vernichten, machte er Zugeständnisse, die in solcher Lage niemand für ihn gewannen und nur alle Welt von seiner persönlichen Schwäche und Furcht überzeugten. Zuerst hatte Wilhelm III. sich zu seinem unwilligen Erstaunen ganz verlassen gesehen; aber da der König zauderte und bangte, faßten seine englischen Gegner Mut und trafen in immer dichteren Scharen im Lager Oraniens ein. Dieser stellte geschickt die beiden britischen Regimenter im holländischen Solde als Vortruppen den Iren König Jakobs entgegen; und als jene in einigen Scharmützeln Vorteile erlangten, schienen dieselben nationale Siege Englands. Immer allgemeiner wurde der Abfall — Lords, Oberoffiziere, schließlich die jüngere Tochter Jakobs, Anna, mit ihrem Gemahl, Prinz Georg von Dänemark, gingen zu Wilhelm über.

Nun war wirklich alles für Jakob verloren. Sich seinen gehaßten Gegnern zu unterwerfen, als ihr Gefangener ihren Willen zu vollziehen, dazu mochte er sich nicht entschließen. Wer wollte ihn deshalb tadeln? Er zog es vor, alle gesetzlichen Zustände in England aufzuheben und in Sicherheit bessere Zeiten abzuwarten. Nicht ohne daß man im geheimen, um sich seiner zu entledigen, ihm die Wege dazu geöffnet, entfloh er (Ende Dezember 1688) nach Frankreich, wo er und seine Familie von Ludwig XIV. mit glänzender Gastfreundschaft im Schlosse von St. Germain en Laye aufgenommen und unterhalten wurden. Freilich war diese liebenswürdige Zuvorkommenheit nicht ganz uneigennützig. Ludwig gedachte sich der Stuarts gelegentlich wider England zu bedienen: deshalb hatte er seinen Beamten anbefohlen, sie bei

Schloß St. Germain.

jedem Versuche der Entfernung mit Gewalt festzuhalten. Also eine vergoldete Gefangenschaft!

Zum zweitenmale und endgültig war die Herrschaft des Hauses Stuart in Großbritannien gestürzt und damit dort für immer der Sieg der persönlichen und staatsbürgerlichen Freiheit über den monarchischen Absolutismus entschieden. Fast ohne Blutvergießen ging die große Umwälzung vor sich, welche die Engländer als die „ruhmvolle Revolution“ zu bezeichnen pflegen. An und für sich hatte derselbe freilich wenig Ruhmvolles für die Engländer, die dabei nur die Rolle der Zuschauer gespielt hatten. Die Entscheidung war lediglich Wilhelm von Oranien, seinen norddeutschen Verbündeten, dem holländisch-deutschen Heere und nebenbei der Feigheit und Unfähigkeit Jakobs II. zu danken. Aber ruhmvoll ist der strenge Sinn für Ordnung und Gesetzmäßigkeit, die absolute Selbstbeherrschung, welche die Engländer inmitten dieser gewaltsamen Ereignisse bewiesen. Nichts von blutiger Reaktion gegen die besiegten Unterdrücker, nichts von demagogischem Radikalismus. Fest, besonnen und ruhig gingen die Leiter des englischen Volkes an die Aufgabe, den großen Erfolg zur Sicherung der Freiheit, aber einer auf geschichtlicher Grundlage beruhenden und mit den Institutionen und dem Geiste Altenglands verträglichen Freiheit auszunutzen.

Da ein König nicht vorhanden war, schrieb das letzte Parlament Jakobs Wahlen zu einer „Konvention,“ d. h. einem Parlamente ohne Herrscher aus. Dieselbe erklärte, König Jakob habe durch seine Flucht aus dem Reiche selber der Krone entsagt, der Thron sei vakant. In einer feierlichen Urkunde wurden alle Rechte und Freiheiten der Nation aufgezählt — die sog. „Erklärung der Rechte.“ Nur unter diesen Bedingungen wurden Wilhelm und Maria von Oranien als Könige von England anerkannt. Am 23. Februar 1689 nahmen beide die Krone unter den Voraussetzungen der Erklärung der Rechte an. So wurde zum erstenmale in England das Recht des Königtums von dem Rechte des Volkes abhängig gemacht und damit die höchste, die wahrhaft bestimmende und ausschlaggebende Macht im Staate von der Krone auf die Volksvertretung übertragen. Ein von der letztern eingesetzter, in allen seinen Einkünften und seiner Militärmacht, überhaupt seinen Regierungsmitteln von ihr abhängiger König konnte sich offenbar einem reiflichen und ernsten Beschlusse derselben nicht mehr widersetzen. Damit war England aus einer konstitutionell beschränkten Monarchie ein parlamentarisch regierter Staat geworden, eine aristokratische Republik mit einem Präsidenten, welcher den Titel König führte und erblich war, aber gerade darum bei weitem machtloser dastand, als von dem Volke erwählte republikanische Präsidenten. Seine volle Ausbildung erhielt dieses Verhältnis freilich erst im Laufe des 18. Jahrhunderts, aber der Ausgangspunkt liegt in der „glorreichen Revolution“ von 1688. Indem nun der englische Parlamentarismus allmählich zum Vorbilde für fast alle festländischen Nationen wurde, hatte diese Umwälzung eine große welthistorische, weit über die Grenzen Englands hinausreichende Bedeutung für die Zukunft.

Aber sie wurde auch unmittelbar für den Erdteil wirksam. Mit dem Sturze der Stuarts, mit der Thronbesteigung Wilhelms III. war England endgültig in die Reihe der Gegner Ludwigs XIV. getreten, für die Sache der europäischen Freiheit gewonnen. Man kann sagen, daß der Sieg dieser letzteren dadurch entschieden worden ist. So wurde das Ereignis auch allerorten aufgefaßt. In Wien, in Madrid, selbst in Rom jubelte man über den Erfolg der protestantischen Partei. Die katholischen Reichsstände in Regensburg begrüßten ihn wie eine Errettung. Freilich zeigte Wilhelm III. den englischen Katholiken eine Duldsamkeit, die selbst deren auswärtige Glaubensgenossen zur Bewunderung hinriß. In politischer Beziehung trugen die Ereignisse von 1688 sofort die erwarteten Früchte: im nächsten Jahre kam eine Allianz zwischen England, Holland und dem Kaiser zum Zwecke der Wiederherstellung des westfälischen und pyrenäischen Friedens zu stande; im Frühjahr 1689 erklärten die beiden erstern Staaten dem Könige von Frankreich den Krieg, wie dies das Reich und Spanien schon früher gethan hatten. Die zweite große umfassende Koalition gegen den „König-Sonne“ war fertig, derselbe hatte nicht mehr einzelne Staaten, sondern ganz Europa in Waffen sich gegenüber. „Heute ist der erste Tag meines Königtums,“ rief Wilhelm jubelnd aus, als ihm das Parlament die nötigen Mittel zum Kampfe gegen Frankreich bewilligte.

Freilich hatte die große Allianz vieles wieder gut zu machen; denn die fest geeinten und trefflich organisierten Kräfte Frankreichs fügten den Gegnern schwere Verluste zu, ehe diese sich zur Abwehr aufgerafft und zusammengeschlossen hatten. Alle festen Plätze der Rheinpfalz sowie Philippsburg wurden von den Franzosen genommen. Das starke Mainz, das Bollwerk des Mittelrheins, ward von dem dortigen Kurfürsten feigerweise, ohne einen Schuß zu thun, dem Marschall Boufflers übergeben. Der Trierer Kurfürst räumte seine Hauptstadt gleichfalls schleunigst dem Feinde ein. Abermals zeigte es sich, welch schweres Verhängnis es für Deutschland war, daß gerade diese geistlichen Fürsten zu Verteidigern der Westmark gegen den mächtigsten Feind berufen waren. Mit Ausnahme von Köln und Koblenz beherrschte derselbe den Rheinstrom, von Basel bis Wesel, mit Einschluß des Neckar.

Freilich trifft den Kaiser dabei eine schwere Verantwortung. Anstatt sofort mit der Pforte Frieden zu schließen, deren gänzliche Demütigung der Zukunft anheim zu stellen und einstweilen seine gesamten Streitkräfte gegen die weit gefährlicheren westlichen Nachbarn zu kehren, wie ihm alle seine Freunde und Verbündeten dringend anrieten: zog Leopold es vor, an der Donau wohlfeile Vorteile zu erfechten und die Abwehr der Franzosen den Reichsfürsten sowie den Engländern und Holländern zu überlassen. Diese Selbstsucht und Selbstverblendung des Kaisers war aber um so gefährlicher, als Louvois, der nun erkennen mußte, welche Gefahren er durch seinen rohen Angriff auf die Pfalz über Frankreich heraufbeschworen hatte, alle Kräfte

anspannte, um ihnen zu begegnen. Er griff zu Mitteln, wie man sie noch nicht angewendet hatte. 50000 Mann Miliz wurden aufgeboten; der Adel mußte, wie im Mittelalter, zum Lehndienste aufsitzen. Kaperbriefe gegen den reichen holländischen und englischen Handel wurden ausgegeben, und bald wurde der Dünkircher Jean Bart das Vorbild dieser gesetzlich autorisierten Seeräuber. Aber zu allen diesen Rüstungen gebrauchte man Geld, mehr als der erschöpfte Staatsschatz und selbst die Raubzüge, die man in gewohnter Weise noch während des Winters in die Nachbarländer unternahm, zu bieten vermochten. So traf man die verderblichsten Auskunftsmittel: in Masse wurden neue Ämter ausgeboten, deren Inhaber für ihre hohen Kaufsummen — bis 190000 Livres (= 1140000 Franken nach heutigem Geldwerte) — sich an dem geplagten Volke schadlos halten durften. Außerdem mußten die größeren Städte patriotische „Geschenke“ an den königlichen Schatz votieren.

Indes wie im holländischen Kriege mußte Louvois sich davon überzeugen, daß der furchtbaren Vereinigung der Feinde gegenüber die jüngsten Eroberungen sich nicht halten ließen. Abermals wollte er sich für diesen Rückzug an den wehrlosen Einwohnern rächen; nur daß er gegen die Pfalz weit grausamer und rücksichtsloser verfuhr, als gegen Holland. Er faßte den unmenschlichen Beschluß, jene Provinz durchaus zu Grunde zu richten, damit die Gegner sich nicht in ihr festzusetzen vermöchten, und Ludwig pflichtete dem bei. Auf des Königs ausdrücklichen Befehl wurden diese Gegenden, deren die Franzosen sich mitten im Frieden und ohne Verschuldung von deutscher Seite bemächtigt hatten, kalten Blutes der Vernichtung geweiht. In Heidelberg ward das prächtige Schloß unterminiert und in die Luft gesprengt, dann die Stadt selber an allen Ecken angezündet. Sämtliche Orte zwischen Heidelberg und Mannheim wurden der Erde gleich gemacht. Nicht besser erging es Oppenheim, Speier und Worms: auch hier zerstörte das Feuer alle Schätze einer anderthalbtausendjährigen Kultur. Die Asche der glorreichen fränkischen Kaiser wurde aus den aufgebrochenen Gräbern hervorgeholt und in die Winde zerstreut. Die Wege verdarb man und brach die Brücken ab, jagte die Einwohner nackt und mittellos in die Winterkälte hinaus. Eine so ungerechtfertigte, systematische Grausamkeit ist niemals ausgeübt worden, als hier auf Befehl des „großen Königs“ in Versailles.

Es gewährt einigen Trost, daß sie dem Verbrecher keinen Nutzen eintrug. Die französischen Heere waren nicht mehr, was sie vor zehn Jahren gewesen. Die Arbeiten an der Eure-Ableitung hatten die besten Regimenter zerstört. Die Mordbrenner der Pfalz, die von ihren Offizieren absichtlich betrunken gemacht wurden, um sie zu ihrem schändlichen Werke anzufeuern, denen man jeden Gewaltakt und Diebstahl nachsah, waren trotz ihrer Zahl nicht im stande, die Heere der Koalition abzuwehren. Um die Feinde von den französischen Grenzen fern zu halten, mußte Ludwig die Verwüstung der eigenen Ostprovinzen vorschreiben, alle Aussaat in denselben untersagen. Wirklich waren die Verbündeten in stetem Vorrücken begriffen. 6000 Brandenburger besetzten

das Bistum Lüttich, 20 000 andere unter Feldmarschall von Schöning, durch alliierte Truppen unterstützt, schlugen im März 1689 bei Neuß den französischen General Sourdis. Alle kurkölnischen Festungen wurden genommen, endlich — im Oktober — auch Bonn, in dem Graf Asfeld sich drei Monate lang auf das tapferste gewehrt hatte. Der Verräter Fürstenberg hatte sein Kurfürstentum, die erste Veranlassung des Krieges, endgültig verloren. Er und seine Anhänger im Kölner Domkapitel mußten sich auf französischen Boden flüchten und wurden aller ihrer Würden und Habe beraubt.

In den benachbarten Niederlanden trugen die Verbündeten einen nicht minder wichtigen Erfolg davon. Reichsgraf Friedrich von Waldeck, in der Schule des Großen Kurfürsten gebildet, schlug an der Spitze eines englisch-holländischen Heeres den Marschall von Humières bei Valcourt (Aug. 1689) und nötigte ihn zur Räumung des belgischen Gebietes. Inzwischen säuberte Kurfürst Max Emanuel von Bayern als Reichsfeldherr die Pfalz von den französischen Banden und nahm endlich auch das im vorigen Jahre den Feinden so leichtfertig überlieferte Mainz mit großer Anstrengung und vielem Blutvergießen wieder ein. Diese Erfolge benutzte der Kaiser, um den Kurfürsten die Wahl seines erst zwölfjährigen Sohnes Joseph zum Römischen Könige abzunötigen (Jan. 1690). In der neuen Wahlkapitulation wurden die Artikel, welche einst Leopold I. zu gunsten Frankreichs hatten die Hände binden sollen, völlig gestrichen. Nicht besser gestalteten sich für die Franzosen die Dinge an der Pyrenäengrenze, wo der Herzog von Noailles mit bedeutendem Verluste vom spanischen Boden vertrieben wurde. So allseitige Erfolge eröffneten den Verbündeten die Aussicht, im nächsten Jahre Ludwig XIV. auf eigenem Gebiete für seine Raubkriege bestrafen zu dürfen.

Diese Hoffnung schien um so begründeter, als in dessen Reiche ernstliche Unzufriedenheit sich zu zeigen begann. Die französische Nation hatte dem Könige sein despotisches Regiment, seine drückenden Steuern, seine Verachtung des Bürgerstandes verziehen, solange er siegreich war; aber mit dem Augenblicke der Niederlage drohte der Haß, der im Grunde das Volk gegen die herrschenden Kreise erfüllte, gefährlich zu werden. Ludwig selber hegte in dieser Hinsicht ernste Befürchtungen. Dazu kam der Grimm der heimlichen Bekenner des Protestantismus; schon versammelten sie sich in den Einöden wieder zu gemeinsamem Gebete, übten sich in dem Gebrauche der Waffen. Selbstverständlich warf der König die Schuld an der üblen Gestaltung der Dinge auf seine Diener, zumal auf Louvois, über den jetzt die Vergeltung hereinbrach für das, was er an Colbert gesündigt.

Indes so leicht war die glänzende Monarchie Ludwigs XIV. nicht zu stürzen. Mit großem Geschicke bemühten sich die französischen Staatsmänner, den Feinden im äußersten Südosten und Nordwesten zugleich hemmende Verlegenheiten zu schaffen.

In jener Richtung bedienten sie sich des Starrsinnes Kaiser Leopolds I., der nur darauf bedacht war, seine und seiner Verbündeten Siege über die

Türken zu deren gänzlicher Vernichtung und zugleich zur Zerstörung jeglicher politischer und religiöser Unabhängigkeit in Ungarn auszumutzen. Diesem Lande sollte jetzt ein ähnliches Schicksal bereitet werden, wie einst dem böhmischen nach der Schlacht am Weißen Berge. General Caraffa setzte in Eperies ein Militärgericht nieder, das auf geringfügige und verwerfliche Zeugnisse hin Hunderte als „Aufrührer“ marterte und hinrichtete, ihre Familien durch Gütereinziehung ruinierte. Die Grausamkeit Caraffas bei diesem „Blutgerichte von Eperies“ wurde durch seine Erhebung zum Feldmarschall belohnt. Unter solchen Umständen vermochte der nach Preßburg einberufene Reichstag sich keiner Forderung der Regierung zu entziehen, mußte die Erblichkeit der Krone im habsburgischen Mannsstamme anerkennen, sowie auf das Insurrektionsrecht der Edelleute verzichten. Die beiden Hauptfreiheiten des ungarischen Adels waren damit beseitigt, daneben wurde auch die Unterdrückung der evangelischen Lehre mit Eifer betrieben. Ein ähnliches Schicksal erlitt Siebenbürgen. Doch wurde so der Keim grimmigsten Hasses gegen das Kaiserhaus den Ungarn eingepflanzt.

Einstweilen erfocht dasselbe freilich gegen die Osmanen neue Erfolge. Belgrad, das feste Bollwerk Serbiens, fiel in die Hände der Deutschen. Markgraf Ludwig von Baden, ein umsichtiger, methodischer, wenn auch etwas zu langsamer Feldherr, drang tief in Serbien und Bosnien ein und schlug die Türken in drei großen Schlachten, von denen die letzte und entscheidende bei Nissa (1689). Deutsche Söldner unter Graf Königsmark waren es auch hauptsächlich, mit denen der venezianische Feldherr Franz Morosini in den Jahren 1685 bis 1687 Morea, den alten Peloponnes, den Türken entriß. Dann wandte der greise Held sich gegen Athen selbst. Bei dieser Belagerung fiel in das leider als türkisches Pulvermagazin benutzte Parthenon jene verhängnisvolle Bombe, welche das bis dahin fast noch unversehrte, großartigste Denkmal aus der edelsten Zeit althellenischer Kunstblüte zum guten Teil in Trümmer legte. Athen wurde in der That erobert.

Allein nun wandte sich das Kriegsglück. Ein Angriff auf Negroponte (Euböa) scheiterte, Athen mußte schon im Frühjahr 1688 wieder geräumt werden. Ebenso erfolglos waren die Kämpfe Sobieskis und nicht minder der Russen, die sich dem großen Bündnisse wider die Osmanen angeschlossen hatten.

Schon hatte die Pforte, von so vielen Feinden bedrängt, eine Friedensgesandtschaft nach Wien abgeordnet. Die hohen Forderungen des Kaisers aber und ihre jüngsten Erfolge gegen die übrigen Widersacher ließen die türkischen Staatsmänner willig auf die Ermahnungen des französischen Gesandten in Konstantinopel, des Marquis von Châteauneuf, hören, der sie dringend zur Fortsetzung des Kampfes aufforderte, indem er ihnen versprach, sein König werde den Kaiser derart bedrängen, daß derselbe seine besten Feldherren und Truppen von der Donau werde abberufen müssen. Auch an Bestechungen ließ es Châteauneuf nicht fehlen. Anderseits konnte Leopold durch alle

Vorstellungen der englischen, holländischen, spanischen und brandenburgischen Staatsmänner nicht bewogen werden, sich einstweilen mit geringern Vorteilen im Osten zu begnügen. Die Friedensverhandlungen zerschlugen sich; die türkischen Botschafter reisten ab.

Das war der eine große Vorteil für Frankreich. Ludwig hatte jetzt von seiten Deutschlands kaum noch viel zu fürchten. Ohne die Heere des Kaisers konnten die deutschen Reichsfürsten auf die Länge keine hinreichenden Streitkräfte ins Feld führen, um zu einer ernsten Gefahr für das durch die Vaubansche Festungsreihe so wohl verteidigte Frankreich zu werden. Zugleich hatte aber Ludwig dafür gesorgt, auch von Norden her das mächtigste Glied der Koalition brach zu legen.

Wir wissen, in wie trauriger Lage sich die keltisch-katholische Bevölkerung Irlands befand, seitdem sie durch Cromwells Act of settlement zu Heloten herabgedrückt war. Jedes öffentlichen Amtes, allen Grundbesitzes beraubt, wurden die Iren durch ihre englischen Landherren und die faulenzende anglikanische Geistlichkeit bis aufs Blut ausgesaugt, in Schmutz und Elend erhalten. Welche Wut mußte die Unterdrückten gegen die fremden Herrscher erfüllen, gegen die sie sozialer, religiöser und Rassenhaß zugleich aufhetzte. Der katholische Klerus, der unter tausend Gefahren und in kläglichster Armut seines Amtes zu warten hatte, bestärkte seine Pfarrkinder in so wilden Gefühlen. Jakob hatte nun als König begonnen, den nie erloschenen Hoffnungen der Iren zu schmeicheln. Er hatte katholische Beamte irischen Blutes zu den höchsten Ämtern Irlands berufen; er hatte Regimenter aus katholischen Iren gebildet, hatte Katholiken selbst die Beherrschung Englands anvertraut, nachdem er mit der Austreibung der angelsächsischen Kolonisten einen Anfang gemacht hatte. Kein Wunder, daß ihm die Sympathien der irischen Volksmasse gesichert blieben, und daß er bald von seinen ehemaligen Beamten auf Irland die dringendsten und verlockendsten Aufforderungen erhielt, sich dort einzufinden. Ludwig XIV. ermutigte ihn zu solchem Vorhaben. Er gab ihm vierzehn Kriegsschiffe zur Überfahrt, Waffen, mehrere Millionen an barem Gelde, Offiziere zur Organisierung und Leitung der zu bildenden irischen Streitkräfte. Am 22. März 1689 betrat Jakob bei Kinsale, im Süden, Irlands Boden.

Freilich fielen seine Bestrebungen durchaus nicht mit den Absichten des französischen Herrschers zusammen. Jakob betrachtete die Rückeroberung Irlands nur als einen ersten Schritt zum Wiedergewinne Englands und Schottlands; er wollte vor allem englischer König sein. Ludwig dagegen wünschte lange Dauer des Kampfes zwischen den Iren und den Engländern, um die letzteren dauernd brach zu legen, da er voraussah, daß Jakob, wenn er von neuem die englische Krone erhalte, von der öffentlichen Meinung bald wieder auf die antifranzösische Seite werde gedrängt werden. Deshalb wies Ludwig seine diplomatischen und militärischen Vertreter in Irland an, es zu keiner entscheidenden Aktion kommen zu lassen. Diese für Jakob so bedenklichen

Absichten der Versailler Regierung stimmten nun zu dessen Unglück völlig mit den Zielen der Iren überein. Letztere wollten durchaus nicht, daß ihr König wieder in London herrsche, denn damit würde ja ihre Insel unter das englische Joch zurückfallen. Sie wünschten ihren eigenen irischen König zu haben, der Protestantismus und Angelsachsentum bei ihnen ausrotte.

Es zeigte sich bald, daß Jakob allzu sehr von den Franzosen und Iren abhing, um sein Belieben dem ihrigen gegenüber durchsetzen zu können. Da er des Widerstandes der Protestanten im nördlichen Teile der Insel und zumal in deren Hauptfeste Londonderry nicht Herr werden konnte, mußte er das irische Parlament nach Dublin einberufen. Er wünschte eine Ausgleichung der in der That unerträglichen Besitzverhältnisse; das Parlament nötigte ihn, das Ansiedlungsgesetz Cromwells mit einem Schlage aufzuheben und dadurch fast alle Engländer des Eilands besitzlos zu machen. Er wünschte seine Feinde durch Milde zu gewinnen; das Parlament zwang ihn zu einer Reihe von Statuten, die jeden Protestanten, jeden „Sachsen“ d. h. Angelsachsen wehrlos der irischen Raub- und Mordgier auslieferten. Nach solchen Ereignissen konnte von einem Königtume Jakobs in Großbritannien nicht mehr die Rede sein; seine Anhänger daselbst gaben ihn auf.

Ludwig XIV. hatte einstweilen sein Ziel erreicht. Die besten englischen Truppen, Wilhelm III. selber mußten Belgien verlassen und nach Irland übersetzen. Auch von dieser Seite war jede Gefahr für Frankreich beseitigt.

Die große Koalition war in ihren wichtigsten Gliedern gelähmt, und Ludwig erschöpfte alle Hilfsquellen seines Reiches, um derselben durch einige scharfe Streiche mit überlegenen Kräften die Auflösung zu bringen. An Stelle des unfähigen Vetters der Le Tellier, Le Pelletiers, wurde der Graf von Pontchartrain zum Finanzminister ernannt, ein persönlich ehrenhafter, geschäftserfahrener, aber harter und gefühlloser Mann, der sich nur als den unbedingt ergebenen Sklaven des Herrschers betrachtete und für die Klagen der überbürdeten Unterthanen kein Herz hatte. Man schuf und verkaufte 40 000 neue Ämter, erhob neue unerhörte Steuern, führte die Tontine, eine Art Lotterie ein, nahm den Privaten und Kirchen, bei Galeerenstrafe, ihr Gold- und Silbergeschirr ab, zwang den Klerus zu einer Steuer von zwölf Millionen Livres. Übrigens hat auch der König sein eigenes Silber- und Goldgeschirr, zum Teil Kunstwerke von hohem Werte, in die Münze gesandt. Das Schlimmste war, daß man die alten Münzen einzog und durch neue ersetzte, deren nomineller Wert willkürlich um fünf Prozent erhöht war. An dieser Münzverfälschung gewann der König achtzehn Millionen.

Mit solchen Mitteln ließ sich schon Beträchtliches leisten. Auch strengte Louvois alle Kräfte seines Geistes und Willens an, um durch neue Erfolge den Neid der Maintenon und die Undankbarkeit des Königs zu überwinden. Wirklich gelang es ihm, eine Kriegsmacht aufzustellen, wie sie im neuern Europa bisher unbekannt gewesen. Außer den Besatzungen der zahllosen Festen führte er noch 200 000 Mann ins Feld, rüstete er eine Flotte von

80 Linienschiffen, 20 Fregatten, 30 Brandern: die Koalition vermochte nirgends gleiches zu bieten. Und zur Leitung dieser Streitkräfte konnte er eine Anzahl der vorzüglichsten Befehlshaber berufen. An die Spitze der Marine trat der Vizeadmiral Tourville, ein Seemann von bewährter Tüchtigkeit und hervorragenden Gaben. Luxemburg, obwohl durch seine Laster verhaßt und verächtlich, war allzu unentbehrlich durch sein militärisches Genie, um nicht den Oberbefehl in den Niederlanden zu erhalten. Das Kommando in den Alpen wurde dem General Catinat übertragen, der sich schon bei der Besitznahme von Casale einen Namen gemacht hatte. Dieser Catinat war der Sohn eines Parlamentsrates, gehörte also keiner der großen Familien an und war lediglich durch sein hohes Talent emporgestiegen, das Scharfsinn und Umsicht mit entscheidender Kühnheit verband und ihn besonders zu geschickter Lösung schwieriger und undankbarer Aufgaben befähigte. Er war zugleich eine edle, humane Natur, der sympathischste unter den damaligen französischen Feldherren. Limburg und Jülich, die „abzubrennen" ihm Louvois 1689 befohlen hatte, verdankten es ihm, wenn ihnen das Schicksal der Pfalz erspart blieb.

Es war eine gute Vorbedeutung für die Franzosen, daß ihre Freunde, die Türken, den Kaiser für seine Hartnäckigkeit bitter bestraften. Mit dem neuen Großwesir Mustafa Köprili zog der kräftige und energische Geist dieser hervorragenden Familie wieder in die türkische Staatsverwaltung ein. Er brachte in sie Sparsamkeit, Thätigkeit und Ordnung. So stellte er starke Streitkräfte auf, um so gefährlicher, als des Kaisers bester Feldherr, Karl V. von Lothringen, im Beginn des Jahres 1690 starb. Sofort trieb Mustafa die Kaiserlichen aus Bosnien und Serbien, nahm schließlich Belgrad wieder. In Ungarn, ja in Wien zitterte man, zumal die kaiserliche Regierung die Werke der in den Vorjahren eroberten Festungen unausgebessert, halb zerstört gelassen hatte.

Unter solchen Umständen vermochte der Kaiser keine Truppen an den Oberrhein zu senden, so daß in den nächsten Jahren die Franzosen fortwährend auf deutschem Gebiete stehen und sich auf Kosten desselben ernähren konnten.

Inzwischen machte sich in den Niederlanden die Abwesenheit des englischen Heeres geltend. Mit den holländischen Truppen allein vermochte Waldeck dem weit stärkern Luxemburg nicht zu widerstehen; bei Fleurus (30. Juni 1690) erlitt er eine entschiedene und verlustreiche Niederlage, deren Folgen er freilich mit großer Geschicklichkeit zu mildern suchte. Allein das war nicht der einzige Schlag, der gegen die Koalition fiel. Den 10. Juli griff Tourville bei Beachy Head, in der Nähe der Insel Wight, die englisch-holländische Flotte an. Der englische Admiral Herbert, der, obwohl von Wilhelm III. zum Grafen Torrington erhoben, ein geheimer Anhänger Jakobs II. war, verhinderte seine Schiffe an jeder wirksamen Beteiligung an der Schlacht. Die Holländer unter Evertsen kämpften den ganzen langen Sommertag mutig gegen die französische Übermacht, mußten sich aber schließlich auf den Rückzug begeben,

dem Torrington sich eifrig anschloß. Es ist ein hoher Ruhm für die holländischen Staatsmänner der damaligen Zeit — vor allem den Ratspensionär Heinsius — daß sie unter solchen Umständen nicht mit den Engländern und Deutschen brachen, sondern mit klarer Bevorzugung der bleibenden Interessen vor vorübergehenden Kränkungen, dem großen Bündnisse treu blieben.

Auch im Süden erfochten die Franzosen einen Vorteil. Herzog Viktor Amadeus von Savoyen, längst der von Frankreich über ihn verhängten Knechtschaft überdrüssig, hatte sich im Juni 1690 der Koalition angeschlossen, welche ihm den Besitz der Alpenfestung Pignerol verhieß. Nun erklärte er Frankreich den Krieg, schenkte allen eingekerkerten Waldensern — den „Barbets“ (Pudeln), wie man sie wegen ihrer langen Haare spottweise nannte — die Freiheit, rief sie und die Hugenotten zum Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Unterdrücker auf und sammelte so nicht unbeträchtliche Scharen um sich. Indes sie waren unerfahren und ungeübt, so daß Catinat ihnen ohne allzu große Mühe bei der Abtei Staffarda eine entschiedene Niederlage beibrachte (August 1690). Wenn dieser Sieg Catinats schließlich auch ebenso wenige faktische Ergebnisse brachte, wie die Ereignisse von Fleurus und Beachy Head, war es doch nichts Geringes, daß Ludwig während dieses Jahres in drei großen Schlachten den Vorteil bewahrt und hiermit seinen verbündeten Feinden nachdrücklichst die Überlegenheit der französischen Waffen dargethan hatte.

Einigermaßen als Entschädigung für dieses vielfache Mißgeschick der Koalition mochte der Ausgang des Kampfes in Irland angesehen werden. Als König Wilhelm mit beträchtlichen Verstärkungen dort landete, zog sich Jakob, obgleich auch zu ihm französische Truppen gestoßen waren, schleunigst zurück. Indes die Hauptstadt Dublin durfte er nicht ohne Kampf aufgeben, und nahm er zu ihrer Deckung hinter dem Boyneflusse Stellung. Am 11. Juli 1690 griff ihn Wilhelm III. an; unter dessen Befehl stritten Söhne aller protestantischen Völker — Holländer, Dänen, Deutsche, Hugenotten ebenso gut wie Engländer und Schotten — gegen das Heer, welches den Katholizismus auf den britischen Inseln und in Europa repräsentierte. Wilhelm, stets der erste in der Gefahr, wurde verwundet, der treffliche Marschall Schomberg, ein Hugenott in englischem Dienste, im Handgemenge mit den Garden Jakobs getötet. Allein die Iren hielten nicht lange stand, zumal Jakob II. das Beispiel der Flucht gab, wohl weniger aus Furcht — denn früher hatte er Proben persönlichen Mutes abgelegt — als weil er die Sache seiner Dynastie und der Legitimität in England an seine Person geknüpft glaubte. Das französische Korps, das an der Schlacht geringen Anteil genommen, geleitete ihn nach der Küste, wo er sich sofort nach Frankreich einschiffte; er selber brachte zuerst die Botschaft seiner Niederlage nach Paris.

Besser hielt sich der Kern seiner Armee. Wie alle ungeübten aber tapfern Krieger waren diese Iren zum Kampfe, wenn nicht im freien Felde, so doch hinter Mauern sehr brauchbar. In einigen Festungen des Westens verteidigten sie sich mit großer Entschlossenheit. Die Hauptsache aber war entschieden,

neun Zehntel der Insel wieder in Wilhelms Gewalt; dieser Fürst und der größte Teil seiner Streitkräfte waren von neuem für den großen gemeinsamen Kampf gegen Frankreich verfügbar. Das Parlament, durch thörichte Verwüstungszüge der französischen Flotte an den englischen Küsten gereizt, bewilligte ansehnliche Hilfsgelder. Mit frischem Vertrauen mochte der große Feind Ludwigs XIV., der Vorkämpfer für die Freiheit Europas, wieder in die Zukunft schauen.

Aber wie viel schwieriger war doch seine Aufgabe als die des Gegners. Kaum von den Wunden und Anstrengungen des irischen Feldzuges notdürftig erholt, mußte der schwache kränkliche Mann in stürmischem Winterwetter nach dem Haag übersetzen, um hier mit seinen Verbündeten über den nächstjährigen Feldzug zu verhandeln. Das war ein Feilschen und Bieten, wie in einem großen Kaufhause; jeder wollte möglichst viele Subsidien von England und Holland haben und so wenig wie möglich dafür leisten. Mit Mühe rechnete man im ganzen 220 000 Mann heraus — aber war der König sicher, daß davon auch nur zwei Dritteile wirklich, und daß auch nur diese vor dem Juni zusammen kommen würden? „Mir graust," sagte Wilhelm zu dem kaiserlichen Gesandten, „bei dem Gedanken, mit wie vielen Köpfen ich zu thun habe." Ludwig dagegen thronte ruhig in Versailles; sein Wort, sein Federstrich genügte, um durch seine unterwürfige und gut geschulte Büreaukratie die Hunderttausende seiner Streiter genau zur gewollten Stunde und an den gewollten Plätzen zu versammeln. Kein Wunder, daß er allerorten den Gegnern zuvorkam.

Anfang März 1691 bemächtigte sich Catinat mit Heer und Flotte, die trefflich zusammen wirkten, der Grafschaft Nizza. Später im Jahre hat er dann das eigentliche Savoyen ganz erobert. Inzwischen war die Koalition durch einen noch empfindlicheren Streich aufgeschreckt worden. Plötzlich, mitten in der Kälte und Unfruchtbarkeit des nordischen Märzmondes, war ein französisches Heer, von Louvois vorzüglich bis in die geringsten Einzelheiten ausgerüstet, vor Mons, der Vormauer von Brüssel erschienen. Ludwig XIV. selber traf vor der wichtigen Festung ein. Mit zahlreichen Einwohnern war man in verräterischem Einverständnisse. Ehe noch Wilhelm eine genügende Schar zum Entsatzversuche aufgebracht hatte, ging Mons über. (April 1691).

Das waren für die Verbündeten üble Anfänge des Feldzuges! Zu gleicher Zeit wurde in England eine große Verschwörung zur Wiedereinsetzung des Königs Jakob entdeckt. Vornehme Personen, wie Graf Clarendon, Bischöfe, Lords, waren offenbar in dieselbe verwickelt; sehr gegründeter Verdacht ruhte auf dem Minister Godolphin, dem Generalleutnant Marlborough, dem Nachfolger Torringtons, Lord-Admiral Russel. Wahrlich, Ludwig hielt kein aussichtsloses Spiel!

Die Verbündeten waren froh, weitere Verluste während dieses Jahres zu vermeiden. Von der geplanten Invasion in Frankreich war keine Rede mehr. Schweden zog sich mißlaunig von der großen Allianz zurück. Im

ersten Koalitionskriege hatte man sich mit der Erwägung trösten können, daß England noch dem Bunde fehle, daß sein Zutritt bei günstiger Gelegenheit Frankreichs Niederlage entscheiden werde. Jetzt war jenes Ereignis eingetreten, waren alle großen europäischen Staaten gegen Ludwig vereint — und doch trug derselbe allerorten Siege davon! Welch entmutigendes Ergebnis!

Wenigstens wurde die Allianz von den beiden Gefahren im äußersten Osten und Westen befreit. Das von den Türken drohende Unheil verschwand seit dem glänzenden Siege, den Ludwig von Baden mit kaum 50 000 Mann bei Szalankemen, in der Nähe Peterwardeins, über die 100 000 Mustafa Köprilis erfocht; der Großwesir selber, dieser geniale Reformator der Türkei, war unter den mehr als 20 000 Toten seines Heeres (Aug. 1691). Der Preis der Tapferkeit ward einstimmig den Brandenburgern zuerkannt. — Anderseits nahm der irische Widerstand ein Ende. Der Holländer Ginkel, in englischem Solde, besiegte die Iren entscheidend bei Athlone, dank zumal dem wilden Ungestüm der Hugenotten, die sich mit grenzenlosem Grimme auf die katholischen Widersacher warfen. Die letzten Festungen der Nationalpartei ergaben sich, bald nachdem deren leidenschaftlichster Führer, Tyrconnel, gestorben war. Irland war endgültig unterworfen (Okt. 1691): es wurde gegen die Wünsche der großen Mehrzahl der Engländer vom Könige sehr milde behandelt. Die tapfersten und treuesten unter den Besiegten siedelten, zum Teil mit ihren Familien, nach dem befreundeten Frankreich über, in dessen Dienst sie zwei treffliche Brigaden bildeten.

Kein Zweifel, das Unterbleiben einer weitern Unterstützung der Iren durch Frankreich war von seiten Ludwigs XIV. ein schwerer politischer Fehler. Er wäre vielleicht nicht gemacht worden, hätte der König nicht inzwischen den gewaltigsten und begabtesten seiner Minister verloren.

Ludwig war schon längere Zeit über die Herrschsucht und den Eigenwillen Louvois' verdrießlich. Die Mißerfolge des Jahres 1689 hatten dessen Ansehen erschüttert, und die Maintenon, auf seinen Einfluß eifersüchtig, sowie alle Höflinge, welche seiner Brutalität müde waren, hatten sich bemüht, die Kluft zu erweitern. Der Herrscher hatte denn auch begonnen, seinem Minister die Ungnade durch eine Fülle von Kränkungen und Demütigungen fühlbar zu machen. Louvois' Gegner erhielten die höchsten Staatsämter und den Oberbefehl über die Heere, wichtige Dinge geschahen ohne oder selbst gegen seinen Rat. Diese schmerzlichen Eindrücke wirkten um so zerstörender auf des Ministers körperliche Organisation, je mehr dieselbe schon durch die furchtbar aufreibende Thätigkeit geschwächt war, zu der er sich seit seinen Jugendjahren genötigt hatte. An Einwirkung eines Giftes, von der die geschäftige Fama sofort redete [1]), ist dabei nicht zu denken. Am 16. Juli 1691 machte ein Herzschlag plötzlich seinem Leben ein Ende. Er war nur 51 Jahre alt geworden. Ludwig XIV. legte diesem Ereignisse gegenüber nicht mindere Gleichgültigkeit

1) Mémoires du marquis de Sourches, III, 437.

an den Tag, als einst bei dem Tode Colberts. „Es wird darum nicht schlechter um meine Angelegenheiten stehen,“ sagte der gekrönte Egoist, der in der geringsten dem Andenken des Ministers gespendeten Teilnahme einen Beweis dafür zu geben fürchtete, daß derselbe bestimmend auf die Schicksale des Staates eingewirkt habe. Nur er, Ludwig, sollte als Lenker des Reiches erscheinen, seine Minister lediglich als unbedeutende Kommis, auf deren Persönlichkeit es nicht weiter ankomme. Im Jahre 1699, nach dem erfolglosen Ausgange des von Louvois veranlaßten zweiten Koalitionskrieges, ließ Ludwig dessen Gebeine aus dem Invalidendome, wo sie beigesetzt waren, ausgraben und nächtlicher Weile, ohne jeden Pomp, in einem Kapuzinerkloster einscharren.

Und doch hatte Louvois den maßgebendsten Einfluß auf die Verwaltung und die Politik Frankreichs geübt. Nur er hatte es in den Stand gesetzt, militärisch allen übrigen Staaten Europas zusammengenommen zu trotzen, er hatte aber auch Ludwig auf die für den Erdteil und Frankreich selbst verhängnisvolle Bahn der Reunionen und der gewaltsamen Angriffe geführt. Sein Verlust machte sich bald für die Aufstellung, Ausrüstung und Disziplin der Truppen ebenso fühlbar, wie der Seignelayes für die Marine, die diesem Sohne Colberts ihre letztjährigen Erfolge verdankte. Freilich Ludwig XIV. suchte die Lücken, die der Tod unter seinen begabtesten Ratgebern hervorgebracht, durch eine gesteigerte Thätigkeit seinerseits auszufüllen; aber indem ihm dies nur zum geringern Teile gelang, wurde es aller Welt klar, in wie hohem Grade man jenen seine bisherigen Erfolge zuschreiben müsse.

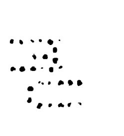
Der König wollte den Versuch mit Jakob II. noch einmal unternehmen, und zwar direkt auf England selbst, wo sich für einen solchen die Lage sehr günstig anließ. Ein großer Teil der anglikanischen Geistlichkeit hatte allerdings gewünscht, die katholische Propaganda Jakobs entwaffnet zu sehen, allein seine Absetzung hatten diese Männer von vornherein, als gegen das göttliche Recht verstoßend, durchaus mißbilligt; zahlreiche Bischöfe und Pfarrer verweigerten dem neuen Herrscher den Eid und mußten ihre Stellen aufgeben. Die toryistischen Staatsmänner, die früher so viel zur Beseitigung des Stuart beigetragen, begehrten jetzt eifrig dessen Rückkehr, weil die Whigs durch den Sieg ihrer Grundsätze naturgemäß die Leitung des Staates erhalten hatten. Nicht Wilhelms Schuld war das: er hatte versucht, eine Regierung über den Parteien herzustellen, die das ganze Land versöhne und zugleich die Krone von der wechselnden Herrschaft der Faktionen befreie. Allein das war mißglückt, die Regierung der großen parlamentarischen Gruppen war bereits allzu fest begründet. Auch einige Whigs, die sich nicht hinreichend belohnt glaubten, schlossen sich den Unzufriedenen an. Wilhelms kühles und mürrisches Wesen hatte ihn in dem offenen und fröhlichen England jener Zeit durchaus unbeliebt gemacht. Seine fremde Nationalität, seine Vorliebe für die treuen holländischen Freunde mußten unter einem Volke abstoßend wirken, das damals die Ausländer grundsätzlich haßte und mißachtete. Wilhelms eigene Schwägerin und Nachfolgerin, Prinzessin Anna, überwarf sich mit ihm und


Deo Duce
et Auspice



Wilhelm III. von England.

Verkleinertes Facsimile des Schwarzkunstblattes, 1691, von Pieter Schenk (1645—1715).



knüpfte mit ihrem Vater an. So glaubte Ludwig diesem noch einmal ein Heer und eine Flotte anvertrauen zu dürfen. War doch der englische Admiral Russel selber für die „Jakobiten" gewonnen.

Allein Wilhelm erhielt Nachricht von der Verschwörung. Bisher hatte er solchen Unternehmungen gegenüber allzu große Milde gezeigt; dieses Mal beschloß er streng einzugreifen. Achtzig der hervorragendsten Jakobiten, darunter Marlborough, wurden wegen Hochverrats verhaftet, selbst Prinzessin Anna in ihrem Palaste militärisch bewacht (Mai 1692). Vielleicht wäre dennoch das Unternehmen Jakobs nicht gescheitert, wenn derselbe nicht abermals als sein eigener schlimmster Feind gehandelt hätte. Wäre er nur mit den zahlreichen englischen und irischen Emigranten über das Meer gesetzt, hätte er eine allgemeine Amnestie und eine streng verfassungsmäßige Regierung versprochen: so würde er Aussicht auf Erfolg gehabt haben. Allein seine Schiffe trugen die französische Flagge und waren zum größten Teile mit französischen Truppen bemannt; und er erließ ein Manifest, das Hunderttausenden Strafe und Rache ankündigte und keine einzige Zusage an die Nation enthielt. Unter diesen Umständen fielen alle Whigs und gemäßigten Tories sofort von Jakob II. ab. Um jeden Verdacht von sich abzulenken, suchte Russel mit den vereinigten englischen und holländischen Geschwadern die weit schwächere Flotte Tourvilles auf und schlug sie am 29. Mai 1692. Sechzehn Schiffe unter Tourville selbst retteten sich hinter das Vorgebirge La Hogue, an der bretagnischen Küste, wurden dann aber von den Engländern sämtlich verbrannt.

Es gab keine französische Kriegsflotte mehr. Alle Bemühungen Colberts und Seignelayes waren für lange nutzlos gemacht. Und ebenso war nun jede Aussicht auf eine Restauration Jakobs verschwunden: jakobitische Verschwörungen gab es noch genug, allein ernstliche Gefahren sind Wilhelm III. von dieser Seite nicht mehr erwachsen.

Zu Lande dagegen waren die Franzosen noch immer die Meister. Wie im vorigen Jahre Mons, so nahmen sie in diesem das nicht minder wichtige und noch festere Namur, das, am Einfluß der Sambre in die Maas gelegen, beide Flußthäler beherrschte. Vergebens hatte Wilhelm die Stadt zu entsetzen gesucht; Luxemburg hatte ihn daran verhindert, während König Ludwig selber jene zur Ergebung zwang (Juni 1692). Der englische König, über diesen schweren und schmählichen Verlust tief bekümmert, wollte ihn wieder gut machen, indem er, am 3. August, Luxemburg bei Steenkerken überfiel. Allein der Marschall wehrte sich mit dem größten Geschick, und wenn Wilhelm auch nicht eine förmliche Niederlage erlitt, mußte er doch unverrichteter Sache abziehen. In England, sowie unter den holländischen Aristokraten fehlte es nicht an bitterm Spotte über den Oranier, der mit allem Gelde und seinen hunderttausend Soldaten nur Niederlagen erleide. Das Oberhaus in Westminster nötigte ihn, Marlborough, wenn nicht seine Ämter, doch wenigstens die Freiheit wieder zu geben; das Unterhaus griff des Königs holländische Günstlinge auf das schärfste an.

Nur auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze, in den Alpen, hatten die Verbündeten eine starke Übermacht. Herzog Viktor Amadeus benutzte sie zu einem Einfalle in das Dauphiné, das er grauenhaft verwüstete, wie einst die Franzosen es mit den Niederlanden und der Pfalz gemacht. Allein einen dauernden Erfolg vermochte er nicht davon zu tragen. Eine moderne Jungfrau von Orleans, Fräulein von La Tour-du-Pin, stellte sich an die Spitze der Provinzialen, die sich tapfer verteidigten; und die Unfähigkeit und Uneinigkeit der alliierten Generale entschied dann ihren Rückzug vom französischen Boden, im Herbste.

Im ganzen war das Jahr 1692 für Frankreich nicht ungünstig gewesen. Seine materiellen Kräfte waren zwar schwächer als die der Gegner, aber an Geist, Gewandtheit und Einheitlichkeit hatte es sich ihnen wiederum überlegen gezeigt. Noch ein Jahr ungeheurer Geldopfer und schmerzlichen Blutvergießens wurde nötig, um die Frage zu lösen, ob das Frankreich Ludwigs XIV. in souveräner Willkür mit dem Glücke und dem Besitze der europäischen Völker spielen dürfe.

Der französische König bot alles auf, um solche Ansprüche zu rechtfertigen. Trotz des schrecklichen Elends, das unter seinem Volke herrschte, brachte er das Heer bis auf nahe an 400 000 Mann, so daß es wirklich auch an Zahl den Verbündeten überlegen war. Er wollte nicht allein Wilhelm III. besiegen, sondern auch dessen Verbündete, die Deutschen und Spanier, bedrängen und den Herzog von Savoyen für seinen vorjährigen Einfall in das Dauphiné züchtigen. Tourville, Catinat, Boufflers wurden für ihre Dienste durch den Marschallstab belohnt. Aber es geschah noch mehr, um die in Frankreich doppelt kräftigen Triebfedern der Eitelkeit und des Ehrgeizes zu spannen: der Orden des heiligen Ludwig für kriegerische Tapferkeit wurde gestiftet, der mit hoher Auszeichnung für den Träger zugleich eine lebenslängliche beträchtliche Pension verband. Man bemerkte jedoch bald, daß Louvois' Thatkraft und unvergleichliches praktisches Geschick nicht mehr die französischen Heere leiteten. Wie früher Mons und Namur, so wollte der König jetzt Lüttich überfallen: die dazu bestimmten Truppen waren aber erst Anfang Juni marschbereit — nach Art der deutschen Reichsvölker. Inzwischen hatte Wilhelm III. Zeit gefunden, die bedrohte Stadt zu sichern. Beschämt über diesen kläglichen Ausgang einer von ihm selbst pomphaft angekündigten Unternehmung kehrte Ludwig sofort nach Versailles zurück. Er ist nie mehr persönlich ins Feld gezogen.

Aber sonst erfochten die Franzosen lediglich Erfolge. Der wackere Catinat fügte den Piemontesen bei Marsaglia eine neue Niederlage zu. Der Herzog von Noailles eroberte mehrere Festungen in Katalonien. Der Marschall von Lorges brannte Heidelberg gänzlich nieder; die Asche der Kurfürsten von der Pfalz wurde aus den Gräbern gerissen und in den Neckar geworfen. Trotz der unleugbaren Überlegenheit der verbündeten Kriegsflotte fügten die französischen Kaper dem englischen und holländischen Handel schlimmen Schaden zu.

Endlich in den Niederlanden erstürmte Luxemburg mit überlegenen Streitkräften die feste Stellung Wilhelms III. bei Neerwinden (29. Juli 1693); die Einnahme von Huy und Charleroi war für den Marschall die doppelte Frucht des Sieges. Freilich wußte Wilhelm, der Mann der bedächtigen Entschlüsse, dem es auf dem Schlachtfelde an dem erforderlichen schnellen Blicke fehlte, durch weise Anordnungen und geschickte Manöver die Niederlage bald wieder vergessen zu machen. Nach vierzehn Tagen stand er von neuem mit einem reorganisierten Heere dem Marschall gegenüber.

Gewiß hatte Ludwig seine großen Absichten nicht durchgesetzt, überhaupt in diesem Kampfe nicht so schnelle und entscheidende Erfolge erlangt, wie in den vorigen Kriegen. Aber war nur dazu ganz Europa in den Streit wider ihn gezogen? Hatte es sich nicht vielmehr darum gehandelt, Frankreichs Übergewicht zu zerstören, seine zu tyrannischer Unterdrückung verwandte Kraft auf viele Jahre zu brechen? Davon war noch nichts erreicht: im Gegenteil, seit 1690 schloß ein jeder Feldzug mit einem Fazit zu gunsten Ludwigs XIV. ab. Das südöstliche Vierteil der spanischen Niederlande, Savoyen und Nizza, der Norden Kataloniens waren in französische Gewalt geraten, während die Gegner sich nicht eines französischen Dorfes bemächtigt hatten. Wie viele Trophäen hatte zumal Luxemburg, der „Tapezierer von Notre-Dame," in die Pariser Kathedrale gesandt! Und doch fühlte Ludwig die Notwendigkeit, Frieden zu schließen. Es war gewiß nichts Geringes, daß dieser Fürst sich seinen Gewohnheiten zuwider, seit dem Juli dieses Jahres[1]) durch Schwedens Vermittelung mit dem Anerbieten von Zugeständnissen an seine Gegner wandte. Nicht allein, daß er auf alle Eroberungen in diesem Kriege verzichten wollte, er erbot sich auch, seine Festungen auf dem Trierer Gebiete, sowie Freiburg an Deutschland zurückzuerstatten und für immer seine Ansprüche auf die spanischen Niederlande aufzugeben. Diese Bedingungen wurden nicht angenommen.

Die Erklärung für solche Vorgänge findet sich in der innern Lage Frankreichs. Es war nicht mehr reich genug, seinen Ruhm zu bezahlen.

Der Kampf, den es bereits im sechsten Jahre mit Anspannung aller Fibern wider den ganzen Erdteil führte, legte diesem Lande Lasten auf, unter welchen es, trotz seiner reichen Hilfsquellen, zu erliegen begann. Die sechzig Millionen (= 360 Millionen Franken) außerordentlicher Ausgaben, die der Krieg jährlich erforderte, durch neue Steuern zu erheben, war unmöglich; lagen doch Handel und Industrie gerade infolge desselben schwer darnieder, fehlte dem Ackerbau die Million kräftiger Arme, die jetzt anstatt des Pfluges und der Hacke den Degen und die Muskete handhaben mußten. Man fuhr also auf dem gefährlichen Wege der Anleihen und des Ämterverkaufs fort. Das Amt schien nur noch eine Bedeutung als Einnahmequelle für den Staat zu haben. Jeder dieser nutzlosen neuen Beamten wurde nicht nur ein Hemmnis für den Verkehr, sondern suchte auch seine Kaufsumme

---

1) De Wijnne, Négociations d'Avaux en Suède, III, II Introd. p. LXXXI ff.

binnen wenigen Jahren auf Kosten der Unterthanen wieder einzutreiben. Außerdem wurden diese Tausende — und es waren ja gerade die Reichsten des dritten Standes — durch ihr Amt in Zukunft von aller Vermögenssteuer befreit, damit letztere, deren Betrag sich nicht mindern durfte, auf ihre ärmern bisherigen Standesgenossen abgewälzt. Man verkaufte das Amt, Tauf-, Trau- und Totenscheine auszustellen, das Amt des Austernhandels, des Kaffee- und Chokoladenverkaufes. Freilich stieg infolgedessen der Preis des Pfundes Kaffee auf vier Livres (= 24 Franken), der Chokolade gar auf sechs Livres (= 36 Franken). Nicht minder beschritt man den Weg der Anleihen, die jedes Jahr zu achtzehn, zu zehn Millionen Livres gemacht wurden. Allmählich jedoch versiegten beide Quellen. Es gab keine Käufer mehr für die Ämter, und der öffentliche Kredit war erschöpft. So mußte man im Beginn des Jahres 1693 dazu schreiten, die königlichen Domänen zu veräußern. Noch schlimmer war es, daß man, wie im Mittelalter, auf dem verwerflichen Pfade der Münzfälschung voranging. Im September 1693, in den glorreichen Tagen von Neerwinden und Marsaglia, erschien ein Edikt, welches bei schwerer Strafe die Unterthanen zur Ablieferung aller Gold- und Silbermünzen aufforderte, an deren Stelle um fünfzehn Prozent minderhaltige, mit demselben nominellen Werte, wiedergegeben werden sollten. Man erhoffte aus dieser Operation für den König einen Nutzen von fünfzig Millionen Livres; allein anstatt der vorhergesehenen 350, wurden trotz der strengen Drohungen nur 200 Millionen Livres zum Umwechseln gebracht, so daß der Vorteil noch nicht 30 Millionen betrug; den Rest vollwichtigen Geldes hielten die Privaten bis auf bessere Zeiten versteckt. Diese Münzveränderungen brachten aber tiefgehende Zerrüttung in allen Kreisen hervor, da die minderhaltigen Münzen selbstverständlich nicht denselben Wert bewahrten, wie früher die bessern. Kapitalisten, Rentner, Gläubiger, Beamten hatten darunter zu leiden, indem ihr Vermögen und Einkommen beträchtlich verringert wurden; die Spekulation zog aus diesen Schwankungen einen einseitigen und unfruchtbaren Gewinn.

Trotz aller dieser, zum Teil so bedenklichen Geldquellen genügten die Einkünfte nicht den stets gesteigerten Ansprüchen der Heeresverwaltung. Die Lieferanten, die man mit der Bezahlung auf bessere Zeiten vertröften mußte, gaben für erhöhte Preise nur schlechte Ware. Die Soldaten, deren Löhnung nun oft monatelang ausblieb, büßten beträchtlich an Disziplin und Kampfeseifer ein, ja die Desertion nahm in erschreckendem Maße zu. Bald mußte man die königlichen Bauten einstellen, die Vergnügungen des Hofes beschränken, die Zahlung nicht nur der Gnadenpensionen, sondern auch der Beamtengehälter unterbrechen: das ganze Staatsgebäude drohte aus den Fugen zu gehen. Schon kam es in den Provinzen hier und da wieder zu Aufständen. Besonders die protestantischen Bergbewohner im Südosten Frankreichs standen in Waffen und wurden dann wie die wilden Tiere gejagt. Der König suchte diesem Morden Einhalt zu thun, — aber nur um seine Galeeren mit Ruderſklaven zu füllen.

Die steten Soldatenaushebungen und die erdrückende Last der Steuern richteten den Ackerbau zu Grunde. Infolgedessen trat schon im Jahre 1691, das noch keine auffallend schlechte Witterung gehabt hatte, Mangel und Teuerung der Lebensmittel ein. Der von der Natur so reich gesegnete Boden Frankreichs war wie mit künstlicher Unfruchtbarkeit geschlagen. Doch alles dies war nur ein Vorspiel dessen, was noch kommen sollte. Der Sommer von 1692 war ungewöhnlich naß und kalt, die Ernte sehr unergiebig, von außen sperrte der Krieg die Zufuhr. Die Hungersnot begann sich in ihrer erschreckenden Gestalt zu zeigen. Haufen von Landleuten kamen bettelnd, drohend an die Thore der Städte; die Intendanten hingen einige von ihnen auf, um die andern einzuschüchtern, aber die Leute sagten, sie wollten lieber gehängt werden, als verhungern. In Paris griff das Volk die Marktleute und Beamten an, sogar Soldaten mischten sich unter die Aufrührer. In Versailles setzten die Behörden selber die schuldlosen Bäcker ins Gefängnis, um nur die Wut der hungernden Menge einigermaßen zu beruhigen.[1]) Eine kleine Stadt, wie Laon, zählte zwölfhundert Arme, die von der öffentlichen Wohlthätigkeit lebten. Die Vermögenssteuer ging nur noch sehr mangelhaft ein und brachte, anstatt 50 Millionen guter, nicht mehr als 36 Millionen schlechter Münze. Und doch mußten die königlichen Kassen für die Verproviantierung des Heeres und der Flotte jetzt die Hälfte, ja zwei Drittel mehr bezahlen als früher.

Die Ernte des Sommers 1693 strafte alle auf sie gesetzten Hoffnungen grausam Lügen. Schon Ende August stieg der Preis des Getreides auf das Dreifache des gewöhnlichen. In den meisten Teilen des Reiches rissen Verzweiflung und Unordnungen ein, ohne daß die Regierung Kraft gehabt hätte, letzteren mit Güte oder Gewalt abzuhelfen. Schon kamen Szenen scheußlichen Kannibalismus vor. Bischof Fénelon schrieb damals anonym an den König: „Ihre Völker, die Sie lieben müßten wie Ihre Kinder, sterben vor Hunger. Der Anbau der Äcker ist beinahe ganz aufgegeben, die Städte und Dörfer sind entvölkert, alle Gewerbe liegen darnieder und ernähren ihre Arbeiter nicht mehr. Der Handel ist vernichtet. Frankreich ist nur noch ein großes trost- und brotloses Hospital. Das Volk, das Sie so geliebt hat, verliert Zuneigung, Vertrauen, ja alle Achtung vor Ihnen." Zahllose Spott- und Schmähschriften erschienen in Paris selbst, vor den Augen des entrüsteten Monarchen. Aber auch Frau von Maintenon und der Minister Pontchartrain drangen ernstlich in denselben, durch schleunigen Abschluß des Friedens den gänzlichen Ruin seiner Unterthanen abzuwenden.

Der Geldmangel wirkte im Jahre 1694 völlig zerrüttend auf die Heere, mit denen man keine offensiven Unternehmungen mehr wagen konnte. Auf allen Kriegsschauplätzen erlahmte die Thatkraft Frankreichs; nur in Katalonien, wo man das kläglich verkommene Spanien gegenüber hatte, vermochte der Marschall von Noailles, indem er sein eigenes bedeutendes Vermögen opferte,

---

1) De Sourches, IV, 137.

energischer aufzutreten, die kleine feindliche Armee zu schlagen und einige Plätze einzunehmen. Catinat aber in Piemont, der Dauphin am Rhein verhielten sich durchaus defensiv. In den Niederlanden, wo Luxemburg die Elite der französischen Truppen befehligte, gelang es demselben doch nur Wilhelm III. von einem Einfalle in die französischen Provinzen abzuhalten. Er konnte nicht verhindern, daß dieser König eine der beiden im vorigen Jahre verlorenen Städte, Huy, wieder zurückeroberte. Und ganz blieb Frankreich selber von den unmittelbaren Schlägen des Krieges nicht verschont; es hatte aufgehört, unverletzlich zu sein, während es übermütig die Greuel der Verwüstung in die Nachbarländer trug. Die verbündete Flotte, der kein französisches Geschwader entgegen zu treten wagte, bombardierte Dieppe bis zur völligen Vernichtung und brannte auch den Hâvre zum großen Teile nieder. Die Ernte in der Provence und dem Languedoc brachte so gut wie nichts.[1])

Wirklich bildete dieses Jahr 1694 den Wendepunkt des Krieges. Im Herbste wurde es Ludwig XIV. wie seinen Gegnern klar, daß Frankreich zu ermatten beginne, daß es nicht mehr im stande sei, den übermächtigen Feinden erfolgreichen Widerstand zu leisten. Schon war die politische Lage durchaus zu seinen Ungunsten verändert. Jeden Einfluß auf Deutschland hatte Ludwig eingebüßt. Einst hatte er sich als Herrn des obern und mittlern Italien betrachten können: jetzt schalteten die kaiserlichen Generale in jenen Gegenden nach freiem Belieben, und die italienischen Fürstentümer und Republiken erschienen wie Provinzen des Hauses Österreich. Großbritannien war in der Gewalt nicht mehr der befreundeten Stuarts, sondern seines entschiedensten und unversöhnlichsten Gegners. Es war selbst für den König-Sonne nichts Kleines, sich die Feindschaft ganz Europas aufzubürden.

Man behauptet gewöhnlich, daß ein Krieg der freiheitlichen Entwickelung des Volkes, das ihn zu führen hat, nicht günstig sei; richtiger wäre es zu sagen, daß ein jeder Krieg diejenige Gewalt stärkt, welche in dem betreffenden Staate die überwiegende ist. In England zog nur der Einfluß des Unterhauses Vorteil aus dem langdauernden Kampfe. Um sich für denselben den Beistand der Volksvertretung zu sichern, mußte Wilhelm seine ernst gemeinten Versuche, eine selbständige königliche Macht außerhalb des Parlamentes und über den Parteien zu begründen, aufgeben. Schon im Beginne des Jahres 1694 hatte er seinen letzten Toryminister entlassen und seine Regierung ausschließlich aus den das Unterhaus beherrschenden Whigs gebildet. Am Schlusse dieses Jahres sah er sich zur Annahme der sogenannten Triennialbill genötigt, welche unabhängig von dem königlichen Willen die Erneuerung der Volksvertretung nach dreijähriger Dauer vorschrieb. Seitdem war die Teilnahme des Monarchen an der Gesetzgebung nur eine nominelle, hat kein englischer Herrscher mehr einem von beiden Häusern angenommenen Gesetze die Zu-

1) De Sourches, IV, 437.

stimmung versagt. Freilich stellte ihm für solche Zugeständnisse das Parlament reichliche Mittel zur Fortsetzung des Krieges zu Gebote.

Ludwig aber mußte seinem armen verzweifelnden Volke neue Opfer auferlegen. Unter vielem andern ward eine Kopfsteuer ausgeschrieben, nach Rang und Vermögen in zweiundzwanzig Abteilungen abgestuft, welcher sämtliche Unterthanen bis zu den Prinzen von Geblüt hinauf unterworfen wurden: sie stieg von einem bis zu 2000 Livres. Und dennoch neue Einschränkungen in der Kriegführung! Auf Unterhalt einer Flotte mußte man ganz verzichten und sich auf die Küstenverteidigung beschränken. Überall sollten die französischen Heere, die beträchtlich vermindert wurden, nur verteidigungsweise sich verhalten. Unter solchen Umständen waren neue Verluste unvermeidlich, zumal Frankreich in dieser gefährlichen Zeit seinen besten General einbüßte: den Sieger von Fleurus, Steenkerken und Neerwinden. Luxemburg starb in den ersten Tagen des Jahres 1695. Ein entsprechender Ersatz für ihn ward nicht gefunden. Der Marschall Villeroy, der nun den Oberbefehl über die große Armee in Flandern erhielt, war ein Geschöpf der Hofgunst, ein lebender Beweis, daß dem alternden Ludwig XIV. seine frühere königliche Gabe, mit untrüglichem Scharfblicke seine Werkzeuge zu wählen, abhanden gekommen war. Villeroy ließ sich durch gewandte Manöver Wilhelms täuschen, so daß derselbe ohne Schwierigkeit Namur belagern konnte, die wichtigste Eroberung der Franzosen in diesem Kriege, die Vaubans Genie zur stärksten Festung Europas umgestaltet hatte. Aber seines Nebenbuhlers, des großen holländischen Ingenieurs Coehorn Geschicklichkeit, sowie der ungestüme Mut der verbündeten Soldaten setzten letztere in den Besitz der Stadt. Ihr Gouverneur, der tapfere Boufflers, zog sich in die auf hohem Fels gelegene Citadelle zurück. Um diese zu retten, versuchte Villeroy eine Diversion, die zugleich den Zweck hatte, den Schaden zu rächen, welchen jüngst die verbündeten Flotten den französischen Seestädten zugefügt hatten. Er bombardierte Brüssel; 1500 Häuser mit zahllosen Reichtümern gingen in Flammen auf; der Schaden wurde auf 25 Millionen Livres veranschlagt, von denen freilich vier Millionen auf die Güter kamen, welche Pariser Kaufleute in der belgischen Hauptstadt liegen hatten.[1]) Wilhelm aber ließ sich nicht irre machen, blieb vor der Citadelle von Namur und zwang dieselbe am 1. September 1695 zu ehrenvoller Kapitulation.

Diese Thatsache brachte inner- und außerhalb Frankreichs tiefen Eindruck hervor. Namur war die persönliche und Lieblingseroberung Ludwigs XIV. gewesen; daß es jetzt von dessen oft verhöhntem Gegner zurückgewonnen worden, ohne daß die Franzosen eine Schlacht darum gewagt hatten, war ein Beweis, daß die Sache, die Ludwig repräsentierte, vor derjenigen zu unterliegen begann, die sich in Wilhelm III. verkörperte. Letzterm kam solcher Erfolg sehr gelegen. Der Tod seiner Gemahlin Maria, der eigentlichen Erbin Englands, in den ersten Tagen des Jahres 1695 hatte den Streit über die

1) De Sourches, V, 35.

Regelung der weiteren Succession unter Whigs und Tories mit neuer Heftigkeit entzündet. Die Verwirrung der Münzen, die seit langer Zeit ungeregelt geblieben, war beunruhigend und aufregend. Aber die Begeisterung, welche die Nachrichten vom Festland hervorriefen, verschaffte Wilhelm bei den Neuwahlen zum Unterhause eine Mehrheit gemäßigter Whigs, seiner Freunde. Freilich fiel es auch den Engländern immer schwerer, den überaus kostspieligen und durch die französischen Kaper für ihren Seehandel verlustreichen Krieg fortzusetzen. Ludwig seinerseits, dieser stolze Verächter des Bürgertums, dieser streng aristokratisch gesinnte Monarch, mußte zu dem Auskunftsmittel greifen, 500 Adelstitel für eine Summe von je 6000 Livres zum Verkauf auszubieten. Man ging sogar so weit, den Bürgern, welche lieber ihr Geld behalten als Adelstitel erwerben wollten, Soldaten ins Quartier zu legen. Ludwig machte Adlige, wie Katholiken, mit Hilfe von Dragonnaden! Das Recht, Wappen zu führen, wurde für zwanzig Livres verkauft. Und trotz aller dieser Opfer war man auf beiden Seiten allzu erschöpft, um auf den Kriegsschauplätzen etwas von Bedeutung vorzunehmen.

Ludwig sah ein, daß die Dinge in dieser Weise nicht fortgehen konnten. Wenigstens von einer Seite her, von Italien wollte er sich Ruhe verschaffen. So viel es auch sein Selbstgefühl kostete, er ging den Herzog von Savoyen, den er noch vor wenigen Jahren als Vasallen betrachtet und mißhandelt hatte, um Frieden an. Viktor Amadeus, welcher der großen Allianz nicht treuer war als einst dem französischen Herrscher, sagte zu, allein unter der doppelten Bedingung, daß Frankreich Casale dem Herzoge von Mantua, Pignerol aber ihm selbst einräume. Das erstere gestand Ludwig bald zu, und schon im Juli 1695 verließen, nach einer Scheinbelagerung, die Franzosen Casale. Schwerer wurde es jenem, Pignerol, diese wichtige Erwerbung Richelieus, diesen „Schlüssel zu Thüre Italiens" dem schlauen Savoyer zu überliefern. Allein im Mai 1696 mußte er sich dazu verstehen, auf das seit Richelieu von Frankreich behauptete Protektorat über das Herzogtum verzichten und die Vermählung von Viktor Amadeus' Tochter mit dem Herzoge von Burgund, dem ältesten Sohne des Dauphin stipulieren. Für so glänzenden Preis erkaufte der König-Sonne von seinem kleinen Gegner den Frieden.

Die Verbündeten waren auf das höchste entrüstet über die Treu- und Rücksichtslosigkeit des Savoyers. Aber es blieb ihnen kaum noch etwas anderes übrig, als nunmehr gleichfalls auf den Kampf in Italien zu verzichten; im Oktober 1696 schlossen sie mit Ludwig zu Vigevano einen Neutralitätsvertrag für die Halbinsel ab.

Seitdem lag der allgemeine Friede in der Luft. Keine der kriegführenden Mächte wollte ihn zuerst in Vorschlag bringen. Da übernahm wiederum Schweden die Vermittelung, und dieses Mal mit besserem Erfolg.

Die Münzkrisis in England hatte geradezu bedrohliche Dimensionen angenommen. Während die alten minderwertigen Münzen außer Kurs gesetzt waren, konnten neue nicht sogleich in hinreichender Menge beschafft werden.

Die Bank von England vermochte ihre Noten nicht mehr einzulösen. Die reichsten Leute mußten ihre Lieferanten mit Schuldscheinen bezahlen, die Regierung nicht minder sich der Schatzbons bedienen. Allgemeine Verwirrung, Aufregung, Mißstimmung griffen Platz; nur der Friede konnte Vertrauen, Kredit und damit sichere Hoffnung auf Wiedereintritt glücklicherer Zustände herbeiführen. — Die Generalstaaten hatten immer nur widerwillig, lediglich durch die Autorität Wilhelms und die Wucht von dessen populärem Anhang bewogen, an dem Kriege teilgenommen. Allein jetzt sahen auch diese die Notwendigkeit des Friedens ein. Die kolossalen Kosten des Kampfes, der zum guten Teile mit holländischem Gelde, mit Hollands Subsidien an Spanien, den Kaiser und die bettelhaften deutschen Reichsfürsten geführt wurde, drückten die kleine Republik nieder. Ein Drittel alles eingeschätzten Nationaleinkommens mußte alljährlich in Steuern vorweggenommen werden; eine ungeheure Staatsschuld hatte sich angesammelt: sollte man für einige belgische und rheinische Festungen den Krieg weiter führen? Endlich bot auch Frankreich annehmbare Bedingungen: Herausgabe aller seit dem Nymweger Frieden gemachten Reunionen, selbst Straßburgs und Luxemburgs, sowie Herstellung Lothringens.

Spanien und der Kaiser wollten freilich nichts von solchen Vorschlägen wissen; jenes, um seine südbelgischen Plätze wiederzugewinnen, dieser, um Frankreich derart besiegt und geschwächt zu sehen, daß es bei der demnächstigen Erledigung der spanischen Erbschaft solche dem Hause Österreich nicht streitig machen könne. Indes da Wilhelm drohte, die Seemächte würden dann für sich allein Frieden schließen, nahmen auch der Kaiser und Spanien an dem Kongresse teil, der am 9. Mai 1697 in Ryswyk, einem Dorfe zwischen Delft und dem Haag, eröffnet wurde.[1]) Doch waren Leopolds Forderungen nicht gering. Er verlangte Rückgabe alles seit dem Münsterschen Frieden von Frankreich widerrechtlich okkupierten deutschen Gebietes. Darauf war nun nicht zu rechnen bei der jämmerlichen Rolle, welche das Reich, hauptsächlich durch die Schuld des Kaisers, während des Krieges gespielt hatte. Die größere Zahl der tapfern deutschen Truppen, welche Ludwigs Scharen bekämpft hatten, war Mietlinge in fremdem Solde gewesen, für deren Leistungen man sich zu keinem weitern Dank verpflichtet glaubte. Für Wilhelm III. war nicht des Kaisers Forderung die Hauptsache, sondern daß der jakobitischen Partei in England jede Aussicht auf französische Unterstützung benommen werde. Er verlangte deshalb eine ausdrückliche Erklärung Ludwigs, daß derselbe Jakob II. weder direkten noch mittelbaren Beistand leihen werde. Nach langen Verhandlungen — denn Ludwig wollte seinen unglücklichen Verbündeten nicht noch persönlich kränken — einigte man sich auf die Formel: der französische König verheiße, den Feinden Wilhelms III. ohne alle Ausnahme keine Hilfe zu gewähren. Der Oranier gab dafür die Wiederherstellung der Hugenotten in ihrem Vaterlande auf: so war die Verständigung zwischen den beiden

1) Neuhaus, Der Friede von Ryswyk (Freiburg 1873).

Hauptmächten erreicht. Die Holländer gewann man durch Bewilligung großer Handelsvorteile. Auf diese Bedingungen kam noch Ende Juli das Einvernehmen zwischen Frankreich und den beiden Seemächten zu stande, doch erklärte Ludwig nur bis Ende August an dasselbe gebunden zu sein. Bald unterwarfen sich auch die Spanier, die gerade damals von den Franzosen die empfindlichsten Schläge erlitten hatten. Nur Kaiser und Reich widerstrebten noch. Das hätte einen Sinn gehabt, wenn Leopold I. einige hunderttausend Mann hätte ins Feld stellen können; aber was wollte er mit den 50 000 kaiserlichen und Reichssoldaten, die sich am Rhein befanden, durchsetzen? Unter diesen Umständen hatte die unzeitige Halsstarrigkeit des Kaisers nur die Folge, daß nach Ablauf seiner Frist Ludwig sich seiner Verpflichtungen ledig erklärte und das von allen Bundesgenossen verlassene Reichsoberhaupt zwang, anstatt des wichtigen Straßburg sich mit der Rückgabe der kleinen Städte Breisach und Freiburg im Breisgau zu begnügen (31. Oktober 1697). Der Kurfürst von Brandenburg, dessen 30 000 tapfere Krieger mit größter Auszeichnung am Niederrhein wie an der untern Donau gefochten hatten, erhielt von der Selbstsucht und Undankbarkeit Wilhelms III. keine andere Entschädigung, als den leeren Titel Altesse électorale anstatt des gewöhnlichen Sérénité électorale!

Der Ryswyker Friede entsprach keineswegs den Erwartungen, mit denen die Verbündeten in den Koalitionskrieg gezogen waren. Ludwig XIV. war nicht, wie man gehofft und vorher verkündigt hatte, gezwungen worden, alle seine Eroberungen herauszugeben und sich auf den Stand des Münsterer und Pyrenäischen Friedens zurückzuziehen. Allein man darf nicht verkennen, daß die Schuld an diesem teilweisen Fehlschlag mehr, als den selbstsüchtigen Oranier, den Kaiser trifft, der aller Ermahnungen seiner Alliierten ungeachtet, lieber wohlfeilen Eroberungen im Osten für sein eigenes Haus nachging, als alle seine Kräfte auf den großen entscheidenden Kampf für das Recht und die Freiheit Europas zu vereinigen. So war es gekommen, daß Frankreich materiell nicht beträchtliche Einbuße erlitten hatte. Wie vielfache Ursache zur Unzufriedenheit auch der Ryswyker Friede gab — er bezeichnet doch den Wendepunkt, an welchem Ludwigs universal-monarchistisches Streben gebrochen wurde. Noch immer behauptete er die erste, hervorragendste Stelle in Europa; indessen daran, sein Belieben unbedingt zur Geltung zu bringen, durfte er nicht mehr denken. Man fand wieder Recht gegen das Belieben des König-Sonne. Die Wiederherstellung des Herzogtums Lothringen, das derselbe noch im Jahre 1685 als integrierenden und untrennbaren Bestandteil seines Reiches bezeichnet hatte [1]); die Kräftigung Savoyens und Verschließung der Alpenpässe; die Vernichtung der französischen Partei im Kurfürstentume Köln — entrissen Frankreich Vorlande, über die es fast ebenso unbeschränkt geboten hatte, wie über seine eigenen Provinzen. Endlich trug die enge Vereinigung katholischer und

1) Instruktion an den Grafen Vauguyon, französ. Gesandten in Wien, v. 24. Okt. 1685 (Sorel, Recueil des Instructions, I, 109 f.).

protestantischer Mächte wider Ludwig XIV. dazu bei, den Rest politisch-religiöser Sympathien und Antipathien zu verwischen.

In Frankreich war übrigens die Unzufriedenheit nicht geringer als in Deutschland und England. Man beklagte die Sache der Stuarts und erblickte in der Rückgabe der einst mit Strömen von Blut und Geld erkauften Erwerbungen eine große Schmach. Die öffentliche Meinung warf der Frau von Maintenon vor, den König zu so ungünstigem Friedensschlusse bewogen zu haben.[1]) Zu gleicher Zeit mußte der französische Prinz von Conti, der schon der Krone Polens sicher zu sein glaubte, mit Schande aus diesem Lande entfliehen, wo der Kandidat des Kaisers und der deutschen Fürsten, August von Sachsen, auf den Thron gesetzt wurde.

Und wie in der äußern Machtstellung Frankreichs, so vollzog sich auch in den innern Verhältnissen desselben ein Umschwung, eine Reaktion gegen die Bestrebungen, welchen der große König in seiner Jugend und auf der Höhe seiner Macht und seines Glückes beharrlich gefolgt war.

1) Ez. Spanheim, Appendice S. 391.

Siebentes Kapitel.

Europa am Ende des siebzehnten Jahrhunderts.

Hatte Ludwig XIV. in der zweiten Hälfte seiner Regierung auch nichts an seiner absoluten Macht eingebüßt, so war er doch selber innerlich ein anderer geworden, und um ihn erhoben sich von allen Seiten dumpf grollend Kräfte, welche eine stürmische Zukunft ankündigten. Auch seine starke und gesunde Konstitution hatte den Krankheiten und dem herannahenden Alter Tribut zahlen müssen. Während des ganzen Jahres 1686 hatte er an einer schmerzlichen Fistel am Rücken gelitten; mit großer Selbstbeherrschung verbarg er sein gefährliches Übel allen Fernerstehenden, und als er sich endlich zu einer Operation entschloß, ertrug er auch diese mit rühmlicher Festigkeit. Sie fiel günstig aus, doch litt er seitdem oft an Fieber und Gicht. Mit der Kränklichkeit, mit der Furcht vor dem Tode und dem ewigen Gerichte trat in dem Wesen Ludwigs eine Umwandlung ein, die von der Maintenon sorgfältig gefördert wurde. Die Festlichkeiten und Vergnügungen wurden eingeschränkt; von Liebeshändeln war bei ihm keine Rede mehr; mit erhöhter Inbrunst und größerer Häufigkeit lag der König den Übungen frommer Andacht ob. Der ganze Hof mußte wenigstens äußerlich dieses fromme, ja mönchische Wesen nachahmen, und Bigotterie war unter dem Einflusse der Maintenon ein ebenso sicheres Mittel des Fortkommens, wie Liederlichkeit und Verschwendung zur Zeit der Montespan. Überall unterhielt jene kluge Frau Aufpasser und Spione; sie ließ nichts, was ihr schaden konnte, an den Monarchen herantreten; sie gab ihm einen Leibarzt, der seine Vorschriften nach ihrem Willen erteilte. Unter dem Vorwande mildthätiger und barmherziger Gesinnung nahm sie die Verteilung der königlichen Gnadengeschenke fast ausschließlich in die Hand. Anstatt für Putz und Festlichkeiten verwandte sie große Summen für das Fräuleinstift von St. Cyr, in dem sie vierhundert Töchter armer adliger Familien unterhielt, und das sie zugleich für den Fall ihrer Ungnade oder des Todes ihres königlichen Gemahles zu einer würdigen Zuflucht für sich selbst bestimmt hatte. — Aufs engste mit ihr verbündet war des Monarchen Beichtvater, der Pater Franz d'Aix de la Chaise, der nach Befehl seiner jesuitischen Obern für diese und den Ultramontanismus mit Eifer und einschmeichelndem Wesen bemüht war. Die Gunst des Königs und der Maintenon hatte ihm die Verleihung aller Pfründen im Reiche verliehen, so daß die

vornehmsten Familien um seine Freundschaft buhlten. Ludwig hatte ihm ein prachtvolles Grundstück auf einer Anhöhe im Nordosten von Paris geschenkt; und wo jetzt der Friedhof Père la Chaise seine Hunderttausende von Gräbern zeigt, lebte der feingebildete Pater in schönem Garten und eleganter Villa der Behaglichkeit und den Wissenschaften.

An dem mit Betschwestern, Beichtvätern, Bischöfen und Spionen erfüllten Hofe von Versailles herrschte jetzt ein steifes, gezwungenes Wesen.[1]) „Die einfachen Sonntage sind wie ehemals Ostern," schreibt die Maintenon selber, der man den Spottnamen „die Matriarchin" gab. Die Hofleute entschädigten sich dann in Paris durch wilde Orgien und freigeisterische Spöttereien. Das Spiel blühte mehr als je; mit wahrer Leidenschaft gab man sich ihm hin. Selbst hochgestellte Damen, wie die Marschallin von Estrades, scheuten sich nicht, in ihren Häusern Spielhöllen zu errichten und zu ihrer Bereicherung die Bank zu halten. Man kann dreist sagen: niemals war die Sittenverderbnis so schlimm, wie in der frommen Periode Ludwigs XIV. Er hatte alle Lüste entfesselt, jetzt konnte er sie nicht mehr durch sein Machtwort bannen. Priester und Edelleute bildeten förmliche Vereine zu gemeinsamer Ausübung des Lasters, die Damen des höchsten Adels frönten den verwerflichsten Ausschweifungen. Der König hatte dagegen nur ein Mittel: den Kerker, die Lettres de cachet. In der Bastille fand sich mit den Opfern seines erbarmungslosen Despotismus, den Protestanten, Mißliebigen, einflußreichen Fremden, der ganze Auswurf der zerfressenen und ekeln höhern Gesellschaft jener Tage zusammen: die galanten Frauen und liederlichen Familiensöhne, die Giftmischer, Zauberer, Industrieritter und Fälscher. Frankreich schien nur noch ein übertünchtes Grab.[2])

Die ungünstige Wendung des Krieges legte es dem Monarchen nahe, den offenbaren Zorn des Himmels durch noch größere Devotion und Buße für seine unlautere Vergangenheit zu versöhnen. Er war entschieden auf dem Rückgange, nicht mehr der frühere alles beherrschende, selbstbewußte und strahlende König-Sonne. Sein einziges sinnliches Vergnügen waren die Freuden der Tafel, denen er sich mit Leidenschaft ergab, und die seiner Gestalt eine unkönigliche Korpulenz verliehen.

Auch der Dauphin Ludwig, sowie dessen ältester Sohn, der Herzog von Burgund, gehörten der frömmelnden Partei an. Jener war ein herzlich unbedeutender Fürst, ein unmäßiger Esser und Jäger — wie später sein Nachkomme Ludwig XVI. — ohne jedes höhere Interesse. Ludwig von Burgund, von der Natur weit besser ausgerüstet, war unter der Leitung eines der fanatischsten Klerikalen, des Herzogs von Beauvilliers aufgewachsen; sein erster Lehrer war der stillem, gottesfürchtigem, friedlichem Wesen zugethane Fénelon,

1) Ez. Spanheim (1690) S. 154.

2) Man sehe darüber den sehr lehrreichen elften Band von F. Ravaissons Archives de la Bastille (Paris 1879), sowie den 5. Band der Correspondance administrative de Louis XIV.

der im „Telemach“ ein Fürstenideal aufstellte, welches der bisherigen Richtung Ludwigs geradenwegs zuwider lief.

Die veränderte Richtung des Königs und des Hofes sprach sich mit großer Schärfe in der kirchlichen Politik Ludwigs aus. Früher der eifrigste Gegner des Ultramontanismus, bestrebt, demselben jeden Einfluß auf Frankreich abzuschneiden, hier eine von dem Monarchen allein abhängige Nationalkirche zu gründen, bewarb er sich nunmehr eifrigst um das Wohlwollen Roms. Dieses sollte ihm ein nützlicher Bundesgenosse werden, die katholischen Interessen und Sympathien für ihn aufrufen, um seiner bedrohlichen Isolierung ein Ende zu machen. Zu diesem Zwecke trug er kein Bedenken, dem Papste Innocenz XII. (seit 1691) die Rücknahme des königlichen Ediktes, welches die Ausführung und Befolgung der vier Artikel von 1682 (s. oben S. 430) sicherte, anzubieten. Schließlich gab er die Verfasser der letzteren auch persönlich preis. Im Herbste 1693 mußten sie, „zu den Füßen Sr. Heiligkeit hingestreckt,“ erklären: „daß ich heftig und über alles Maß des Sagbaren hinaus innigsten Schmerz empfinde über das in der französischen Kirchenversammlung des Jahres 1682 Verhandelte, das Eurer Heiligkeit und deren Vorgängern mißfallen; und ferner, was auch immer in besagter Versammlung über die Kirchengewalt und die päpstliche Autorität hat für beschlossen angesehen werden können, halte ich für nicht beschlossen, und erkläre, daß es so gehalten werden müsse. Denn es war nicht meine Absicht, etwas zu beschließen, was der Kirche einen Schaden zufüge.“

Nicht die ganze gallikanische Kirche, aber doch deren Führer haben hier ihren eigenen lauten Erklärungen und oft geäußerten Anschauungen ein deutliches Dementi gegeben. Wie sie früher, auf Befehl des Königs, sich mit tönenden Phrasen gegen Rom empörten, so haben sie sich nunmehr, auf desselben Monarchen Vorschrift, der Kurie mit demütiger Selbstverleugnung unterworfen. Etwas zweideutig verfuhr der König selber in betreff der Haltung der Staatsgewalt gegenüber den vier Thesen. Durch einen Brief an den Papst und durch eine entsprechende Weisung an das Parlament hob der König das Edikt auf, welches Vorlesungen an allen Universitäten über die in den erwähnten Artikeln enthaltene Lehre, sowie Verpflichtung aller Doktoren der Theologie auf dieselbe festgesetzt hatte. Die Deklaration von 1682 wurde also vom Könige nicht geradezu beseitigt und für falsch erklärt, aber doch als nicht bestehend angesehen, man ging auf den Stand der Dinge vor 1682 zurück. Es bedeutet das offenbar einen Rückzug von der in jenem Jahre eingenommenen Position. Wie auf weltlich-politischem, mußte Ludwig XIV. auch auf kirchenpolitischem Gebiete Eroberungen aufgeben, die er früher in Anspruch genommen hatte. Es zeigte sich, daß er einem kräftigen Widerstande gegenüber durchaus nicht unüberwindlich sei. Ja er, der so übermütig ganz Europa das Gesetz hatte vorschreiben wollen, opferte nun unbedenklich die blinden, gehorsamen Werkzeuge seiner Politik in schimpflicher Weise derjenigen Gewalt auf, die sie früher auf seinen Befehl hatte bekämpfen müssen.

Die Parlamente, die alten Gegner der ultramontanen Doktrinen, verurteilten diese freilich auch ferner, auf Grund der früheren Gesetze, so oft sie sich in Frankreich geltend machen wollten. Ja, allmählich begannen sie — was man zweifellos als eine gesetzwidrige Anmaßung bezeichnen muß — das königliche Edikt von 1682, trotz seiner ausdrücklichen Aufhebung, als noch zu Recht bestehend anzuwenden. Allein solches geschah erst nach dem Tode Ludwigs XIV. und beweist selbstverständlich nichts für die Absichten und Handlungen dieses Monarchen.

Die Führer der frommen Schar, welche an der Unterwerfung Frankreichs unter Rom so erfolgreich gearbeitet hatte, waren der Herzog von Beauvilliers und dessen der Kirche nicht minder aufrichtig ergebener Schwager, der Herzog von Chevreuse. Beide waren innig befreundet mit Fénelon. Franz de Salignac de la Motte-Fénelon, geboren 1651, hatte auf dem Seminar von St. Sulpice in Paris, einer Schule, die zwischen Jansenismus und Jesuitismus in der Mitte stand, von dem erstern die Glaubensinnigkeit, von letzterem die religiöse Doktrin übernommen und sich mit mystischer Frömmigkeit erfüllt. Dieselbe machte ihn zum unerbittlichen Verfolger der Protestanten, sowohl in Paris als im Südwesten des Reiches, inmitten der Dragonnaden. Gerade diese Thätigkeit und die Verwendung Beauvilliers' empfahlen ihn Ludwig XIV., der ihn zum ersten Lehrer des Herzogs von Burgund und später zum Erzbischof von Cambrai ernannte. Aber schon hatte Fénelon eine Bahn betreten, wo er mit Rom und dem Könige in Zwiespalt geriet.[1])

Zur selben Zeit, wo das Bedürfnis nach einer mehr innerlichen, tiefen, seelischen Frömmigkeit, im Gegensatze zu dem bloß äußerlichen Formendienste, zur großen Kirchenreformation führte, war in den Klöstern Spaniens ein Kultus der Mystik entstanden, der, an Stelle der kirchlichen Frömmigkeit — des äußeren Weges — von einem inneren Wege zum ewigen Leben sprach, auf welchem Gott die Seele allein und ausschließlich durch die Versenkung in Christus führe. Diese Richtung der Mystik, der Quietismus, wurde durch eine Reihe schwärmerischer Personen beiderlei Geschlechtes verbreitet, denen die Kirche den Glanz des Heiligen- oder doch des Seligenscheines verlieh. In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gewann der Quietismus durch Lehre und Schrift eine große Ausdehnung über alle katholischen Länder. Sein wirksamster Apostel ward der Aragonier Michael de Molinos, der sich um 1670 in Rom niederließ. Seine Verkündigung, daß die von der Kirche vorgeschriebenen Arten der Buße weniger zur Sündenvergebung thäten, als die innere Läuterung und Gottseligkeit des Herzens, zog alle Klassen Roms zu seinem Beichtstuhle. Die hervorragendsten Kardinäle, selbst Papst Innocenz XI. wurden seine Freunde und Gönner. Um die frommen Seelen in gründlicherer und ausreichenderer Weise anzuleiten, als dies mündlich geschehen konnte, ließ

1) Vgl. zum Folgenden besonders Heppe, Gesch. der quietistischen Mystik in der katholischen Kirche; und dann das freilich ebenso ungeschickte wie parteiische Buch L. Guerriers: Madame Guyon, sa vie, sa doctrine, son influence (Paris 1881).

er seinen Guida spirituale — „Geistlichen Führer" — und andere kleinere Werke drucken, in denen er geradezu anriet, mit Vernachlässigung des „äußeren Weges" durch Kontemplation die Seele zur Selbstvernichtung in die allgemeine Wesenheit des liebevollen Gottes überzuführen. Der Guida spirituale wurde mit größter Begier von Zahllosen gelesen, von hochgestellten Würdenträgern der Kirche gebilligt und offiziell weiter verbreitet. Es bildeten sich förmliche Gemeinden, welche dieses Erbauungsbuch zu ihrer Richtschnur machten. Als die Jesuiten, die Gefahr ahnend, welchen der Quietismus ebenso wie der ihm verwandte Jansenismus der Kirche bereitete, sich gegen ihn erklärten, verfocht denselben der gründlich gelehrte Petrucci, Bischof von Jesi, mit ausdrücklicher Billigung des Papstes Innocenz XI.

Auch in Frankreich fand der Quietismus Anhänger. Hier wurde seine Hauptbekennerin eine junge Frau, Marie von la Mothe-Guyon, die in der schwärmerischen Versenkung in das Wesen der Gottheit Trost für das Unglück ihrer Ehe suchte. Nach dem Tode ihres Gatten zog sie sich nach Genf zurück, wo sie den geistesverwandten Barnabitenmönch Lacombe kennen lernte. Die beständige seelische Anstrengung und die weltvergessene Askese hatten bei ihnen häufige Halluzinationen und Verzückungen zur Folge. Schriften quietistischen Inhalts gingen von ihnen aus. Im Jahre 1686 kehrte Frau von Guyon nach Paris zurück, wo sie Fénelon nahe trat, dessen schwärmerische Frömmigkeit sich bald von ihren Anschauungen gewinnen ließ.

Gerade damals aber begannen vernichtende Schläge auf den Quietismus zu fallen. Der Vater La Chaise — wie wir wissen, ein Jesuit — bemühte sich Ludwig gegen jenen einzunehmen, und dies gelang ihm um so leichter, als der Monarch wider alles, was der überlieferten Richtung in der Kirche und ihrem weltlichen Charakter entgegen lief, die herzliche Abneigung des reaktionären Despoten und des die Kirche zu weltlichen Zwecken mißbrauchenden Politikers hegte. Er denunzierte also den Quietismus dem Papste, und die Jesuiten boten dort alles auf, ihm darin zu sekundieren. Es hatte sich in der That die volle Gefährlichkeit dieser Sekte für die offizielle Kirche erwiesen: vielfach gab sich Gleichgültigkeit gegen Messe, Abendmahl und kirchliche Disziplinarvorschriften, ja offene Widersetzlichkeit gegen die kirchliche Ordnung kund. So schritt die päpstliche Inquisition ein, verhaftete 1687 in Rom siebzig Anhänger des Quietismus und verurteilte Molinos als Ketzer zum Tode, um ihn dann, weil er Widerruf geleistet, zu lebenslänglicher Klosterhaft zu begnadigen. Als der Unglückliche in die Zelle eintrat, die er nie wieder verlassen sollte, rief er dem ihm begleitenden Dominikaner zu: „Lebet wohl, mein Vater, wir sehen uns wieder am Tage des Gerichtes, und dann wird es sich zeigen, auf wessen Seite die Wahrheit gestanden." Wann und wie er gestorben, ist unbekannt. Sein Freund, der Kardinalbischof Petrucci, mußte seine Würden niederlegen. 68 Thesen des Quietismus wurden verurteilt. Abermals hatte des Jesuitenordens Beharrlichkeit, Geschick und weitreichender Einfluß, unterstützt von des französischen Königs despotischer Gesinnung, völlig triumphiert.

Auch die französischen Quietisten wurden von dem Hofe und den Jesuiten verfolgt. Madame de Maintenon brach darüber mit ihrem bisherigen Schützling Fénelon. Abermals stand der „edle“ Bossuet an der Spitze der grimmen Glaubenswächter, wobei der Neid auf den litterarischen Ruhm, die hohe Abstammung und die schnelle kirchliche Karriere Fénelons seinen frommen Eifer beträchtlich steigerte. Frau von Guyon kam ins Gefängnis und schließlich in



Fénelon.
Nach einem anonymen gleichzeitigen Kupferstiche.

die Bastille. Der unselige Lacombe, den man zehn Jahre lang von einem Kerker in den andern schleppte, verfiel in Wahnsinn, der dann seinem Leben ein Ende machte. Ein Pfarrer, Robert, wurde wegen quietistischer Meinungen lebendig verbrannt. Besser kam Fénelon davon. Innocenz XII., welcher den Erzbischof von Cambrai zu schonen wünschte, wurde freilich von Bossuets Anhang und dem Könige selbst so lange bearbeitet, bis er (1699) dreiundzwanzig Sätze aus Fénelons „Maximen der Heiligen über das innere Leben“ durch

feierliches Breve, wenn auch ohne beleidigende Ausdrücke gegen den Verfasser, verdammte. Fénelon fand in sich nicht die Kraft des Widerstandes, er, der Verfolger der Hugenotten, hatte mit der römischen Kirche nie brechen wollen; er unterwarf sich sofort demütig und öffentlich, vor seinen Diözesanen selbst, dem Urteile der Kirche.

So ging der Quietismus in Italien und Frankreich zu Ende. Es war der alte Kampf gewesen zwischen der Religion, deren Reich nicht von dieser Welt, und jener römischen Kirche, die auf das engste sich mit der weltlichen Macht und der weltlichen Herrlichkeit verbunden hatte. Fénelon trat auf den Standpunkt Arnolds von Brescia und Savonarolas: es läßt sich nicht leugnen, daß die Jesuiten und Bossuet die Überlieferung der Kirche und der katholischen Staaten seit mehr denn einem Jahrtausend für sich hatten und dieselben verfochten. Deshalb auch ihr leichter und vollständiger Sieg, obwohl ihre Waffen zum Teil unlautere gewesen waren. Dieser Triumph der alten römischen Anschauungen hatte dann, über Bossuets An- und Absichten hinaus, eine Verstärkung der eigentlich ultramontanen Bestrebungen am königlichen Hofe zur Folge. Man bemerkte, daß die hauptsächlichsten Günstlinge des Königs, die Marschälle von Boufflers, Noailles, Villeroy denselben huldigten. Die Regierung ermunterte die Bildung kirchlicher Brüderschaften, dieser Regimenter des Ultramontanismus. In den letzten dreißig Regierungsjahren Ludwigs XIV. bildeten sich 428 solcher Verbrüderungen. So wurde das ehemals protestantisch-gallikanische Frankreich ultramontan auf der einen und materialistisch-nihilistisch auf der andern Seite.

Ebenso zeigt sich ein tiefgreifender Umschwung in der Verwaltung. Die großen Minister aus der frühern Zeit Ludwigs waren sämtlich verschwunden; die Männer, die sie ersetzten, meist ihre Söhne und Neffen, seit der ersten Jugend an die Geschäfte gewöhnt, ehrenhaft und kenntnisreich, besaßen doch nichts von dem Genie, welches jene ausgezeichnet hatte.[1]) Mehr als früher mußte Ludwig XIV. wirklich die Leitung des Staates übernehmen, selbst des Abends nach dem Diner arbeitete er noch mit seinen Staatsräten: und nun erwies es sich, wie viel er den Ratgebern zu verdanken gehabt, die in Wahrheit mehr als er zu den großartigen Erfolgen seiner ersten Jahrzehnte beigetragen hatten. Der Verfall zeigte sich allerseits. Schon begannen die Gerichtshöfe die von ihm erteilten Gesetze zu übertreten. Im Heere herrschte Unzufriedenheit und meuterischer Geist — das gesamte von Louvois errichtete Gebäude begann unter den übermäßigen Anforderungen, welche die Politik an dasselbe stellte, zu wanken. Um die Obersten zu befriedigen, sah Ludwig sich zu der gefährlichen Maßregel veranlaßt, denselben die Anstellung ihrer Offiziere zurückzugeben, auf diese Weise die Feudalität und Cliquenwirtschaft,

---

1) G. B. Depping, Correspondance administrative sous le régne de Louis XIV. (4 Bde. Paris 1850—55, in der Sammlung der Documents inédits). — P. Clément, Le gouvernment de Louis XIV. 1683—89 (Paris 1849).

deren letzte Spuren im Heere vertilgt zu haben das größte Verdienst Louvois' gewesen war, in dasselbe zurückzuführen.

Im ganzen Reiche war lebhafte Unzufriedenheit mit der traurigen Lage der öffentlichen Angelegenheiten, der furchtbare zehnjährige Krieg gegen das verbündete Europa hatte alle Erfolge einer thätigen und geistvollen Verwaltung vernichtet und deren zahlreiche Mängel und Fehler um so zerstörender wirken lassen. Die Verkehrswege waren in kläglichem Zustande; in der Generalität (d. h. Steuerprovinz) Paris zum Beispiel lagen über fünfzig Brücken in Trümmern, waren wichtige Chausseen im Winter ganz unbrauchbar.[1])

Die Regierung erkannte selber in offiziellen, selbstverständlich sorgsam geheim gehaltenen Aktenstücken die allgemeine Verarmung und die Abnahme der Bevölkerung an. Schon 1688 hatte Vauban dem Könige unerschrocken die traurigen Folgen der Hugenottenverfolgung vorgeführt: „Seit fünf Jahren ist Frankreich um 100000 Menschen und 60 Millionen Livres ärmer geworden, sind 9000 der besten Matrosen, sowie 600 Offiziere und 12000 altgediente Soldaten zu den Flotten und Heeren der Feinde übergegangen." An den Küsten der Normandie und des Poitou hörte der Seehandel fast ganz auf, da deren zum größten Teile protestantische Bevölkerung über das Meer geflohen war; die Industrie lag dort völlig danieder.[2]) Der Krieg und die Hungersnot hatten dann noch schlimmere Folgen. Es gab Distrikte, wie die von Westflandern, Tours, Alençon, wo die Bevölkerung sich bis auf die Hälfte, Städte — wie Troyes, Bordeaux, Lyon — wo sie sich auf noch weniger vermindert hatte. Hunderttausende waren geradezu Hungers gestorben. Nach mäßigen Schätzungen hatte die gesamte Einwohnerschaft des Reiches in den Kriegsjahren um zwei Millionen abgenommen. Die großen Städte waren tief verschuldet: Marseille für $1^1/_2$ Millionen, Aix für 1700000 Livres, Arles für 1 Million.[3]) Die ländlichen Grundstücke waren häufig von den mit Steuern überlasteten Besitzern ganz aufgegeben, so daß eine Ordonnanz jedem, wer Lust hatte, erlaubte, jene zu besäen und auf ihnen zu ernten, ja solche Neubauern auf vier Jahre von der Taille befreite.[4]) Auch die Industrie, durch Colbert mit so großer Mühe und auf Kosten des Ackerbaus großgezogen, hatte infolge des Krieges durch das Übermaß der Steuern und die Abschließung aller Grenzen den tödlichen Stoß erhalten. Die nordfranzösischen Tuchfabrikanten und ihre Arbeiter waren zur Hälfte nach den Niederlanden ausgewandert; die Wollenmanufaktur von Reims, die Leinenmanufaktur der Normandie, die Seidenmanufaktur von Tours lagen tief danieder. In Lyon hatte sich die Seidenindustrie von 24000 Stühlen auf 4000 vermindert.

---

1) De Boislisle, Mémoires sur l'état de la généralité de Paris, 1697 (Paris 1881, in der Collection des Monuments inédits).

2) Floquet, Histoire du Parlement de Normandie, VI, 184.

3) De Boislisle, Correspondance des contrôleurs généraux (Paris 1880) in den Docum. inédits, I, no. 1111.

4) Babeau, Le village sous l'ancien régime, S. 339.

Der ganze Handel der Provinz Languedoc, die achtzehn Millionen Steuern jährlich zu bezahlen hatte, betrug nur noch 24 Millionen. Kurz vor dem Ausbruche des großen Krieges hatte man die reinen Einkünfte des Königs auf 120 Millionen jährlich veranschlagt; sie waren nach demselben, obwohl die Steuern viel drückender und zahlreicher geworden, auf 112 Millionen Livres gesunken.

Mit allen diesen Opfern aber war nicht mehr der Ruhm, war die Niederlage erkauft worden. Der Rausch der Gloire war verflogen, und so fühlten alle Klassen der Nation die materiellen und moralischen Verluste doppelt schmerzlich, welche der königliche Despotismus ihnen auferlegt hatte. Die Großen murrten über die Bedeutungslosigkeit, zu der sie verurteilt waren; der Adel über die schweren Lasten des unentgeltlichen Dienstes, zu dem er mehrere Jahre hindurch gezwungen worden, und über die unerträgliche Besteuerung seiner Unterthanen, die infolgedessen dem Herrn nichts mehr bezahlen konnten; die Bürger über die Abnahme der Arbeit und des Wohlstandes.

Die Notwendigkeit großer Reformen drängte sich dem Könige auf; aber es fehlte seinen Ministern an Begabung, ihm selbst an Kenntnissen, um in der energischen und systematisch umfassenden Weise eines Colbert und Louvois zu verfahren. Selbstverständlich wurde das Heer von mehr als 300 000 auf 110—120 000 Mann herabgesetzt. Zur Hebung der Industrie wurde reichen Privatleuten anbefohlen, Fabriken in bestimmten Städten zu errichten, und wurden Industrielle, die man im Verdachte der Auswanderung hatte, einfach in die Bastille geworfen: man kann denken, wie vorzüglichen Erfolg so einsichtige Mittel hatten. Zu einer nicht minder charakteristischen Maßregel griff die Regierung, um die Kolonien, deren Handel durch den Seekrieg fast völlig zerstört war, wieder in Flor zu bringen: sie sandte die ausgedienten Galeerensträflinge dahin. Ganz derselben Art waren die Verordnungen, um Armut und Teuerung zu beseitigen — nichts als die nackteste Willkür. Man warf eine Anzahl „Getreidewucherer“ in den Kerker. Diejenigen Armen, die man nicht in den elenden Hospitälern unterbringen konnte, kamen auf die Galeeren, angeblich für fünf Jahre, in Wahrheit auf Lebenszeit, wenn sie nicht das Glück hatten, einmal durch königliche Fürsorge für die Kolonien in eine Strafpflanzung versetzt zu werden. Nach solchen Opfern für die öffentliche Glückseligkeit konnte Ludwig wohl kaum umhin, eine Medaille auf seine Verdienste zu schlagen, auf der er bescheiden als Providentia servatrix, als „rettende Vorsehung“ bezeichnet ward.

Nur schade, daß die mit Kerker, Galeeren- und Polizeiwillkür hergestellte Glückseligkeit von dieser selben rettenden Vorsehung bereits nach drei Jahren durch einen neuen, den furchtbarsten Krieg unterbrochen wurde; daß schon vorher Ludwig die unsinnige Verschwendung öffentlicher Gelder wieder begonnen hatte. Weder die Niederlage noch die Frömmelei noch endlich der Geldmangel, welcher nicht einen Sou für Hebung des Gewerbfleißes, Ackerbaus und Handels



Ludwig XIV. die Eidesleistung des Marquis von Dangeau als Großmeister der vereinigten Orden Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel sowie der Hospitalritter des h. Lazarus entgegennehmend. Am 18. Dezember 1695, in der Kapelle zu Versailles.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Sébastien Leclerc (1637—1714) nach Ant. Pezey.

oder für Linderung der Armut auszugeben gestattete, konnten die Neigung des „Königs Sonne“ zu Glanz und Pracht unterdrücken. Bei den Manövern mußten die Offiziere vom Marschall bis zum einfachen Hauptmann an Aufwand und Pomp wetteifern; dafür ließ ihnen der Monarch aus dem erschöpften Staatssäckel Millionen an Entschädigungen verteilen. Zugleich begann der nun Sechzigjährige seine kostspieligen Bauten von neuem. Vergebens warnte und bat selbst Frau von Maintenon, vergebens rief sie schmerzlich aus: „Was soll aus dem Volke werden!“ Das beständige Bedürfnis nach Selbstverherrlichung war stärker als jede andere Rücksicht. Marly schien Versailles noch an Glanz übertreffen zu sollen, neben seinen Palästen errichtete der König sich nunmehr allerorten prächtige Kirchen, um zu zeigen, wie fromm und gottesfürchtig er sei. Dabei stellte er auf den Vendômeplatz in Paris seine eigene Reiterstatue in größtem Maßstabe, vor der sich wahrhaft götzendienerische Zeremonien der Anbetung und Verehrung vollzogen.

Allein die Stimmung im Volke war doch schon eine ganz andere, als in den höfischen und offiziellen Kreisen. Sie offenbarte sich in der Menge von bitteren Flugschriften, die überall in Frankreich gegen den König geschrieben, gedruckt und mit Eifer verschlungen wurden, trotz der schweren Strafen, mit denen Verfasser, Drucker und Leser bedroht waren. Auch die immer zahlreichern Kaffeehäuser, deren es in Paris allein schon an dreihundert gab [1]), waren Stätten des politischen Gespräches und zumal der politischen Opposition. Man drückte sich dort mit großer Freiheit aus. Indes diese Opposition beschränkte sich nicht auf die vorübergehenden Erzeugnisse der Tageslitteratur, sondern auch das große bleibende Schrifttum erfüllte sich mit ihr und wirkte tiefer und dauernder, zumal auf die jungen, sich heranbildenden Generationen. Bis in die höchsten Kreise, bis zu den Enkeln des Monarchen drang sie, in der Person Fénelons. Dessen „Telemach,“ der eben nur als ein in anziehendes Gewand gekleidetes Lehrbuch für den zukünftigen König zu betrachten ist und gar nicht zur Veröffentlichung bestimmt war, predigt jenen aufgeklärten Absolutismus, den im 18. Jahrhundert Friedrich der Große und Joseph II. verwirklicht haben: der Herrscher sei nur um des Volkes willen da, er sei der Diener und Hüter der Gesetze, keineswegs dürfe er das Volk zum Dienste für die Herrschaft und Wollust eines Einzelnen ausnutzen. Als durch die Treulosigkeit eines Abschreibers der „Telemach“ im Jahre 1699 im Drucke erschien, erkannte Ludwig dessen Tendenz wohl und warf seitdem auf den Verfasser unverlöschlichen Haß. Bald jedoch trat neben dem höchsten geistlichen Würdenträger ein höchster weltlicher warnend gegen die Herrscherweise des „großen Königs“ auf. Noch war die Opposition eine durchaus loyale, von den treuesten Dienern der Krone getragene; aber diese stieß sie zurück und machte sie eben dadurch zu einer grundsätzlich feindlichen und revolutionären. Vauban hatte bei seinen zahlreichen Reisen zu fortifikatorischen Zwecken mit

1) Monteil, VII, 279 f.

dem scharfen Blicke des geübten und geistvollen Mathematikers die Zustände des Reiches und Volkes beobachtet; niemals hatte ihn sein getreues Notizenheft verlassen. Je länger er die Dinge betrachtete, um so trübere Eindrücke empfing er. Er legte seine Anschauungen in einem Werke nieder, das er „den Königszehnten“ (la Dîme royale) benannte [1]: „Fast der zehnte Teil des Volkes ist am Bettelstabe und bettelt wirklich; von den neun andern Teilen sind fünf nicht im stande, jenen ein Almosen zu geben; von den übrigen vier sind wieder drei ganz und gar von Schulden und Rechtshändeln erdrückt. Der Rest, unter welchen ich einzelne Männer des Heeres, des Gerichts und der Geistlichkeit, den Adel, Beamte, gute Kaufleute und wohlhabende Bürger rechne, ist höchstens auf hunderttausend Familien anzunehmen.“ Mit bewundernswürdigem Scharfsinn erkannte Vauban eine der wichtigsten Ursachen des Übels: die Ungleichheit der Steuerbelastung, den Umstand, daß nur die untern, vorzugsweise ärmern Klassen den Staatsunterhalt bestreiten mußten, gerade die Reichern und Vornehmern, diejenigen, die dem Staate am meisten verdankten, fast ganz frei ausgingen. Freilich irrte Vauban, wenn er nun vorschlug, an Stelle der bunten Menge verschiedenartiger Steuern eine einzige einzuführen, den Zehnten von allem Einkommen, den jeder, der Prinz wie der geringste Tagelöhner, zu zahlen hätte; allein wie verzeihlich war bei dem Mangel an gesunden Theorien und vor allem an Erfahrung über diesen Gegenstand ein solcher Irrtum! Dagegen der Gedanke der allgemeinen Gleichheit vor der Steuer wurde bald das Feldgeschrei der oppositionellen, freiheitlichen Bestrebungen und eines der ersten Axiome, welches die Revolution verwirklichte, und das später auf alle zivilisierten Staaten übergegangen ist. Eine solche Anschauungsweise aber und die ergreifenden Worte, in denen Vauban das bisherige Regierungssystem verurteilte, erregten bei Ludwig XIV. den lebhaftesten Zorn. Er ließ jenem seine Ungnade schwer empfinden, das Buch mit Beschlag belegen und vernichten. Der Marschall, welcher schon seit einiger Zeit heftig an einer Brustkrankheit litt, wurde durch den Kummer, den er über solche Mißhandlung empfand, auf das Krankenlager geworfen und starb nach wenigen Tagen (März 1707) [2].

Seine Ansichten waren indes schon weit verbreitet. Gleichzeitig mit ihm war der Rouener Parlamentsrat Boisguillebert in seinem Détail de la France sous Louis XIV. [3] zu denselben Bemerkungen und Anschauungen gelangt. Boisguillebert will mit Recht alle diejenigen Auflagen und Abgaben beseitigen, welche Ackerbau und Handel stören und schwächen; die Finanzkunst soll in erster Reihe Hebung der Volkswohlfahrt, erst in zweiter die Benutzung der-

---

1) Eug. Daire, Economistes français du XVIIIe siècle (Paris 1851), I. — G. Michel, Histoire de Vauban (Paris 1879).

2) De Boislisle, Le projet de dîme royale et la mort de Vauban; Compte-rendu de l'Acad. des sciences mor. et polit. Bd. CIV. (1875) S. 229 ff., 522 ff.

3) Daire, II.

selben für die Staatsbedürfnisse zum Zweck haben. Die Steuerpächter, der König, die Kirche sollen nicht mehr dem Volke die Freiheit zu arbeiten und zu handeln entziehen. „Fünfzehn Millionen Menschen," ruft Boisguillebert mit revolutionärer Übertreibung aus, „sprechen gegen dreihundert Personen, die sich an deren Untergang bereichern." — Auch er wurde von der ganzen offiziellen Welt verfolgt, von seinem Amte suspendiert und zeitweilig in die rauhe Auvergne verbannt.

Welch Gegensatz zu Ludwigs XIV. Anschauung vom Königtume als Mittelpunkt des Staatswesens, diese Betonung des Volkes und seiner Interessen! Darin liegt schon eine völlige Umwälzung.

Neben der politischen Opposition machte sich nicht minder die religiöse schriftstellerisch geltend. Fontenelle griff in kühnen und witzigen Epigrammen die Jesuitenherrschaft und den Priestertrug an. Viel bedeutender wirkte Peter Bayle (1647—1706), zuerst überzeugter Protestant, dann überzeugter Cartesianer, aber mutiger als sein Meister, immer für seine Anschauungen zum Märtyrertum bereit und, wie früher von den Katholiken, so später von den Calvinisten verfolgt. Was Bayle vorzugsweise predigt, ist Duldung gegen jeden, den Gottesleugner, Türken, Juden ebenso gut wie den Christen jedes Bekenntnisses; Haß nur wider Aberglauben und Fanatismus, die einzigen Ansichten, die alle ehrlichen Menschen unerbittlich bekämpfen müßten. Unermeßliches Aufsehen erregte sein „Historisch-kritisches Wörterbuch", das 1696 erschien und bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts die gebildete Welt beherrschte. Vom kartesianischen Zweifel ausgehend, gelangte er zur Überzeugung, daß Offenbarung und Vernunft unvereinbar seien, und gibt ihr freimütigen unverhohlenen Ausdruck. Er hat ferner nachdrücklich das schwierige Problem aufgeworfen, wie die Sünde und das Böse in der Welt möglich seien neben der Güte und Allmacht Gottes. Diese Zweifel und Bedenken, für welche sich bei Bayle keine Lösung findet, werden vorgetragen in scharfer, verständlicher, dramatischer, kecker Sprache; sie werden formuliert auf Grund einer umfassenden Gelehrsamkeit, die ohne Pedanterie alle Stoffe, die sie einschließt, auch gedanklich vollkommen bemeistert und beherrscht. Das „Wörterbuch" Bayles war in seiner gedrängten, anziehenden und doch nicht seichten Behandlungsart, in seinem Ton und seiner gesamten Richtung, in der populären Besprechung theologischer und metaphysischer Fragen der Vorläufer Voltaires und der Encyklopädisten, ein schneidender Gegensatz zu dem feierlich würdigen, zäh konservativen Wesen Ludwigs XIV. Tausende gebildeter Franzosen verschlangen begierig das verbotene Buch; eine Menge von Schriftstellern begann in dem gleichen Sinne zu wirken. Immer mehr entschlüpften Geister und Gemüter dem prächtigen aber engen Gehege, in das Ludwig sie bannen wollte. — Solchen kecken Widersachern gegenüber ging es reißend abwärts mit der „Klassizität." Schon äußerlich hörte seit dem zweiten Koalitionskriege der Zusammenhang des Monarchen mit der Litteratur auf, indem die Pensionszahlungen, ja selbst die Unterhaltungskosten der Akademien nicht mehr von

dem Herrscher zu erlangen waren. Dieser materiellen Trennung entsprach die innerliche: die Litteratur begann andere Bahnen zu wandeln.

Racines tragische Muse schweigt. La Fontaine dichtet die letzten, die wenigst gelungenen seiner Fabeln und stirbt dann 1695. Boileaus unerschöpfliche Fabrik von Episteln, Oden und Satiren findet kein Publikum mehr. Nicht ganz so schroff, aber doch immer sehr fühlbar war der Rückgang im Lustspiel. Der vorzüglichste Dichter dieses Faches war damals Regnard, der jedoch nur in komischen Situationen und vorübergehenden Einfällen, nicht in der Schilderung wahrhaft komischer Charaktere Glück hatte und so das höchste und eigentliche Ziel des Lustspiels verfehlte. Dagegen blühte, wie stets in Zeiten äußern und innern Verfalles, die satirische Richtung. Hierhin gehören vor allem die, schon kurz erwähnten, „Charaktere“ La Bruyères (erschienen 1688). Scharfblickend und feinfühlig, verfolgen die „Charaktere“ nicht nur die allgemeinen Schwächen, Verkehrtheiten und Untugenden der Menschen, sondern richten sich auch ganz ausdrücklich gegen die eigene Zeit und den eigenen Staat mit deren politischen und sozialen Zuständen. Offen spricht der Verfasser es aus: „Ein als Christ und Franzose geborener Mensch findet sich in der Satire beschränkt; alle großen Gegenstände sind ihm verboten.“ Er geißelt bitter die Scheinheiligkeit, die einen despotischen Herrscher umgiebt, wenn es demselben einfällt, fromm sein zu wollen. Je heiterer und bunter das Gewand ist, in welches La Bruyère seine Pfeile hüllt, desto sicherer und unerwarteter treffen sie die, auf welche sie gerichtet sind. — Allan Le Sage ist, wie man sehr schön gesagt hat, der in Szene gesetzte La Bruyère. In der äußerlichen Anlage und im Schauplatze seiner satirischen Romane schließt sich Le Sage an die spanischen Schelmenromane an, aber er erhebt sich hoch über dieselben an geistiger Bedeutung und an scharfer, einschneidender Verhöhnung der verkommenen Zustände unter einem alternden Despoten. Es spricht sich bei ihm, zumal in seinem besten Werk, dem Gil Blas, die ganze Opposition des kernigen Bürgertums gegen die knechtischen, eiteln, sittlich verwahrlosten, tief selbstsüchtigen leitenden Stände aus — eine Opposition, welche dann das achtzehnte Jahrhundert beherrscht. Diese bürgerliche Richtung, im Gegensatze zu dem aristokratisch vornehm thuenden Klassizismus, äußert sich auch in dem Stile Le Sages, der leicht, einfach, anmutig, anspruchslos und doch gediegen und zutreffend ist. Hierin hat er gleichfalls dem Jahrhundert Voltaires und Diderots als Vorbild gedient. Treffend sagt Hettner: „Gil Blas ist der Vorläufer Figaros“ — jener scherzhaften und doch blutigen Satire gegen einen entarteten Hof- und Beamtenadel.

Es ist schon bemerkt, in wie innigem Bunde mit der politischen und sozialen Opposition die religiöse stand. Vergebens suchte Bossuet die von ihm so eifrig betriebene Verfolgung der Hugenotten noch nachträglich durch die höhnenden Angriffe zu rechtfertigen, die er in seiner „Geschichte der Religionsschwankungen“ gegen die protestantische Religion richtete. Bereits La Bruyères „Charaktere“ hatten dem Herrscher Geduld und Toleranz

anempfohlen, an Stelle von Unduldsamkeit und Grausamkeit gegen abweichende Meinungen. Die kühne Skepsis eines Bayle fand zahlreiche Anhänger in jenen höhern Schichten der französischen Gesellschaft, die berufen schienen, die Verteidigung von Thron und Altar zu führen. Die gewissenlose und leichtfertige Selbstverleugnung, welche der monarchische Absolutismus von seinen Dienern und Günstlingen forderte, vertrug sich eben nicht mit einer aufrichtigen Religiosität. Saint-Evremonds, eines normannischen Edelmanns, Schriften wenden sich mit Spott und Ernst gegen die kirchlichen Dogmen und Gebräuche; und er hatte viele Gleichgesinnte, wie jenen Grafen von Gramont, der sich die Grabschrift setzen ließ, daß er die Sorge für Beichte, Predigt und Gebet seiner Gemahlin überlassen habe. Der hohe französische Klerus, wie er aus der Hand Ludwigs XIV. hervorgegangen war, rechtfertigte durch sein Benehmen nur allzusehr die zahllosen Spöttereien, die man in Prosa wie in Versen gegen ihn ausstreute. Die Prälatur erschien mehr und mehr wie eine einträgliche Sinekure, die man sich durch höfischen Dienst bei dem Monarchen zu verschaffen und, wenn man sie erlangt, in schwelgerischem Leben am Hofe zu genießen hatte. Schon gab man diese weltlichen Abbés — ein beliebter Typus des achtzehnten Jahrhunderts — auf der Bühne dem Gelächter der Menge preis. Selbst der bisher so unterwürfige Hofadel begann, sich gegen den großen König zu empören. Bei einem Pagen des Prinzen von Conti fanden sich Briefe, die, von den vornehmsten jungen Leuten herrührend, die furchtbarsten Beleidigungen gegen den Herrscher, Frau v. Maintenon sowie die gesamte Regierung enthielten.

So wankte das ganze Gebäude Ludwigs XIV. in seinen Grundlagen schon nach fünfundzwanzigjährigem Bestande, und zwar lediglich durch die ihm selbst innewohnenden Fehler und Gebrechen. Nicht allein seine Weltmonarchie war unhaltbar, sondern auch in dem beschränktern Umfange des eigenen Reiches hat sich sein Ideal des Herrschertums nicht auf die Dauer verwirklichen lassen. —

Die übrigen Staaten, die in umfassender Koalition gegen ihn gekämpft hatten, wurden, nachdem das Geräusch des großen Kampfes verstummt und die augenblickliche Gefahr der französischen Oberherrschaft zurückgedrängt war, zur innern Einkehr, zur Ordnung der eigenen, oft so verwirrten Angelegenheiten genötigt.

An der Spitze des Bundes hatte ohne Zweifel England gestanden. Siegreich hatte die englische Nation einen doppelten Krieg zu Ende geführt, den um die politische Freiheit und den um die Religion des Landes. Noch stritt Wilhelm III. um maßgebenden Einfluß wenigstens auf die äußere Politik, aber auch hier gelang es nur seiner bedeutenden Persönlichkeit, und selbst dieser meist auf Umwegen, seine Absichten durchzuführen. Das englische Königtum war auf dem besten Wege, zu einer bloßen Abstraktion zu werden, zu einer in der Praxis bedeutungslosen Verkörperung des allgemeinen Staatsgedankens. Die besondere Form des Protestantismus, welche sich in England herausgebildet hatte,

die anglikanische Staatskirche, hatte einen nicht minder entschiedenen Erfolg davongetragen als das parlamentarische Wesen. Der Katholizismus umfaßte nur etwa noch ein halbes Prozent der Bevölkerung; die übrigen protestantischen Sekten, die sogenannten Dissenters, waren auf ungefähr vier Prozent zusammen geschmolzen, indem nach der großen Revolution eine Menge ihrer Bekenner zu der Staatskirche zurückgetreten war. Allein dafür hatte letztere selber sich gespalten. Der streng orthodox gesinnte Teil des englischen Klerus, der zugleich fest an dem Dogma der starren Legitimität des Königtums von Gottes Gnaden hielt und deshalb dem „Usurpator" Wilhelm den Treueid nicht geleistet hatte — man nannte seine Mitglieder eben darum „die Nichtschwörer" — bildete die „Hochkirche" (High church), die ihre Getreuen unter den Tories fand. Der andere Teil derselben Kirche war versöhnlich, duldsam, unterhielt den Zusammenhang mit den Dissenters und suchte dafür die katholischen Formen möglichst aus dem Gottesdienste zu entfernen. Diese „Niederkirche" (Low church) rekrutierte sich zumal unter den Whigs. Tories und Hochkirchler bestanden hauptsächlich aus der damals noch großen Zahl mittlerer und kleiner Grundbesitzer, Leute, die, des baren Geldes fast ganz entbehrend, an die Scholle gefesselt ein einfaches Leben führten. Wie alle wahrhaft konservativen Parteien, waren sie nach außen friedlich gesinnt. Ihre Gegner, die Whigs, darf man nicht mit den Liberalen der Jetztzeit verwechseln. An ihrer Spitze standen die meisten Familien des Hochadels, die mit ihren gegen die Macht der Krone gerichteten Bestrebungen es keineswegs auf Förderung volkstümlicher Interessen, sondern auf Vermehrung des eigenen politischen und persönlichen Einflusses abgesehen hatten. Sie selber erfüllten das Oberhaus und benutzten ihre maßgebende Stellung in den Grafschaften und kleinen Wahlflecken, um ihre jüngern Söhne und Verwandten in das Haus der Gemeinen zu bringen. Mit dieser leitenden Whigaristokratie waren die Emporkömmlinge und die Geldleute verbunden, die nur bei Neuerungen und im Gegensatze zu den konservativen Landbesitzern ihr Glück machen konnten. Dem „Landinteresse" (landed interest) der Tories trat so in den Whigs das „Geldinteresse" (money interest) gegenüber. Die Whigpartei war kriegerisch; denn nur durch den Krieg gegen den Verbündeten Jakobs II., gegen Frankreich, konnte sie ihr Werk und ihre Stellung sichern, und der Krieg mit seinen Lieferungen und Anleihen bot den Geldleuten vielfache Gelegenheit zu reichem Gewinn. Die freiheitlichen Grundsätze, die sie auf ihre Fahne schrieb, waren meist eitel Schein; nur zu größerer Duldsamkeit in religiöser Beziehung nötigte sie der Bund mit den aufgeklärten großstädtischen Elementen.

Die große Mehrheit des englischen Volkes war ohne Zweifel konservativ, doch wünschte sie ebenso unzweifelhaft die Errungenschaften der „glorreichen Revolution" zu bewahren. Der Abschluß des Ryswyker Friedens aber hatte das gute Verhältnis zwischen Wilhelm III. und der Nation sehr getrübt. Die Besorgnis vor einem Siege der Jakobiten hatte aufgehört. Die Ergebnisse des Krieges schienen in keinem Vergleich zu den unermeßlichen und

bleibenden Opfern zu stehen, die derselbe auferlegt hatte. Deshalb überwogen in dem neuen Unterhause die Tories. Wilhelm wollte das Heer in vollem Umfange aufrecht erhalten, um jederzeit gegen neue französische Suprematsgelüste und für die bevorstehende Eröffnung der spanischen Erbfolge gerüstet zu sein. Dagegen beschloß die Mehrheit der Gemeinen, teils aus grundsätzlicher Abneigung wider eine stehende Armee, teils um die Steuerkraft des Volkes zu schonen, die Reduzierung des Heeres auf 7000 Mann — eine Zahl, die England auf den Rang eines kleinen deutschen Fürstentums herabdrücken mußte. Besonders die zahlreichen Holländer und französischen Refugiés, denen der König vorzugsweise verpflichtet und befreundet war, sollten aus der englischen Armee entlassen werden. Immer unbehaglicher gestaltete sich Wilhelms Lage in England, so daß er schon daran dachte, die Krone niederzulegen und jenes sich selbst zu überlassen. Es schien, als ob das Königtum sich nun einmal mit dem Parlamente durchaus nicht vertragen könne.

Die britischen Nebenländer waren gleichfalls mit den herrschenden Zuständen sehr unzufrieden. Wohl hatten seit der Restauration, also seit 1660, Schottland und Irland wieder ihre eigenen Parlamente, und die Kolonien ihre eigenen Legislaturen. Indem aber der allen gemeinsame König unter der Herrschaft des englischen Parlamentes stand, welches infolge der materiellen Überlegenheit Englands über die eigentlichen Machtmittel verfügte, übte jenes, nicht immer zum Vorteile der Nebenländer, auch über diese letztern eine Obergewalt aus. Um so mehr war Irland, obwohl äußerlich beruhigt, noch in voller Gärung. In Schottland hingen die gesamten Hochschotten, in ihren Stämmen — Clans — furchtbar organisiert, sowie die hier freilich wenig zahlreichen Bischöflichen an Jakob II., war die ganze Bevölkerung überdies aufgebracht wegen der Eifersucht, mit welcher das englische Parlament alle großen kommerziellen und Kolonialpläne Schottlands hintertrieb, indem es den König zwang, dieselben zum Scheitern zu bringen. Auch die amerikanischen Kolonien wurden von dem englischen Parlamente streng unter der Botmäßigkeit des Mutterlandes gehalten und in ihrer politischen Freiheit wie in ihrem gewerblichen und kommerziellen Aufschwunge empfindlich beschränkt.

Freilich war das eigentliche England doppelt so bevölkert, wie die Nebenländer Schottland und Irland; es zählte sieben Millionen Einwohner gegen vier in den beiden letzten zusammen genommen, obwohl deren räumliche Ausdehnung etwas größer war als die Englands (3000 Quadratmeilen gegen 2750). Der Grund lag in der außerordentlich entwickelten Großindustrie und Handelsthätigkeit Englands und in dem dadurch bedingten Anwachsen der großen Städte. Zumal London enthielt bereits ein volles Zehntel der Gesamtbevölkerung des Landes, 700 000 Menschen, und hatte längst Paris mit seinen 500 000 Einwohnern überflügelt. London war zum unbestreitbaren Mittelpunkte des politischen, sozialen und merkantilen Lebens des Landes geworden; zwei Dritteile des ganzen englischen Barvorrates an Gold- und Silbermünzen waren hier vereinigt. Das Jahreseinkommen der englischen



PROSPECT OF THE FAMOVS CITTY OF

Cathedral of St Paul

3. S. Brides.
4. S. Benet.
5. S. Andrew in Wandrop.
6. S. Peters in Thamestreet.
7. S. Martins by Ludgate.
8. S. Andrew in Holborne.
9. S. Pulchers.
10. S. Nicholas.
11. Christ Church.
12. S. Augustines.

OING CONDITION BEF



Foste.
John
Martg.
Mar
Tho

e.

the.

ur.

49. Ol
50. Fi
51. Be
52. Cu
53. To



Nation wurde auf 43 bis 44 Millionen Pfund veranschlagt. Es war allerdings fast noch einmal so gering wie das Einkommen Frankreichs, von dem man wissen wollte, daß es jährlich 81 bis 84 Millionen Pfund ausmachte, aber relativ höher: denn während auf jeden der achtzehn Millionen Franzosen damit nur $4^2/_3$ Pfund jährlichen Einkommens fielen, gewann jeder Engländer durchschnittlich $6^1/_4$ Pfund. Das reiche Holland produzierte jährlich etwa 18 Millionen Pfund, so daß hier auf jeden der $2^1/_4$ Millionen Einwohner gar acht Pfund kamen. Diese Zahlen mögen zugleich ein Bild von den gegenseitigen Machtverhältnissen der drei westlichen Großstaaten, sowie von ihrer damaligen Wohlhabenheit geben.

Schon preisen festländische Beobachter die kräftige Kost und den häuslichen Komfort der untern Klassen Englands. Etwa 3000 Handelsschiffe, die von 200 Kriegsfahrzeugen mit 40 000 Matrosen geschützt wurden, vermittelten den englischen Handel und brachten als Frachtgewinn allein, abgesehen vom ungleich bedeutendern Handelsvorteil, jährlich eine Million Pfund ein. Auch Ackerbau und Viehzucht zeichneten sich bereits durch ihre rationelle Betreibung aus, und die Bergwerkproduktion, zumal die Kohlengewinnung, versorgte nicht allein das heimische, sondern auch das auswärtige Bedürfnis. Die gesamte Ausfuhr Englands betrug im Jahre 1699 die Summe von 6 800 000 Pfund — nach relativem Geldwerte über 400 Millionen Mark — und überstieg um 1 150 000 Pfund die Einfuhr. Nicht unrichtig war es, wenn schon damals London als der Hauptstapelplatz ganz Europas bezeichnet wurde.

Dem Wohlstande Englands entsprechend, umfaßte sein Staatshaushalt Summen, die für jene Zeit erstaunlich groß waren. Freilich das feste Einkommen der Krone hatten die Parlamente erheblich beschränkt — auf nur 680 000 Pfund jährlich — um jene desto leichter in Abhängigkeit zu erhalten. Aber wieviel beträchtlicher waren die jährlichen Geldbewilligungen! Von den dreizehn Regierungsjahren Wilhelms waren nur vier Friedensjahre. So beliefen sich die jährlichen Ausgaben durchschnittlich auf $5^1/_2$ Millionen Pfund oder 330 Millionen Reichsmark, gewiß eine sehr beträchtliche Summe für eine Bevölkerung von sieben Millionen, die außerdem große Zahlungen für Kommunalverwaltung und Polizei zu leisten, sowie dem Staate vielfache unentgeltliche Dienste zu verrichten hatte. Aller Anspannung der Steuerkraft ungeachtet, schloß aber fast jedes Jahr mit einem beträchtlichen Defizit ab. Aus diesen Ausfällen erwuchs die erste stehende Nationalschuld des englischen Reiches, die später eine so außerordentliche Entwickelung erfahren sollte. Um ihre Kreditoperationen zu erleichtern und sich von den wucherischen Anforderungen zu befreien, faßte die Regierung den denkwürdigen Beschluß, die Bank von England zu begründen, den sie auch allem Widerspruche zum Trotze durchführte. Im Jahre 1694 wurde die Bank gestiftet mit einem Kapital von zunächst 1 200 000 Pfund; in der schweren Geldkrisis 1696 und 1697 bewährte sie sich derart, daß ihr nicht nur die Verdoppelung des Kapitals,

sondern auch die Stellung als absolut zuverlässiger Bankier des englischen Staates gewährt wurde. Die Vorteile dieser Schöpfung zeigten sich sofort: sie drückte die Diskontoverluste der Schatzanweisungen von zwanzig und dreißig auf fünf Prozent herab und ersparte dadurch dem Staate jährlich Hunderttausende von Pfunden. Immerhin belief sich bei dem Tode Wilhelms die englische Nationalschuld auf 16 400 000 Pfund (gleich 984 Millionen Reichsmark), die alljährlich mit 1 310 000 Pfund (gleich $78^1/_2$ Millionen Mark) — ziemlich ebensoviel wie unter Karl II. die gesamten Staatsausgaben betragen hatten — verzinst und amortisiert werden mußten. Aber schon damals stellte sich die überraschende Thatsache heraus, daß eine im Lande selbst untergebrachte Staatsschuld und die daraus resultierende Höhe der Steuern den Nationalwohlstand nicht schwächen, indem sie zur Sparsamkeit anreizen, anderseits eine sichere Kapitalsanlage gewähren und damit das Beispiel finanzieller Solidität geben.

Wie auf dem politischen und kirchlichen Gebiete hatte auch in moralischer und geistiger Beziehung der Umschwung von 1688 eine große und bleibende Wirkung geübt. Die fröhliche, schimmernde, sittenlose Ausgelassenheit des Stuartschen Hofes machte der ernsten und sittenstrengen Umgebung Wilhelms und Marias Platz. Ausschweifung galt nicht mehr als Merkmal feiner Sitte; ihre Schäden hatten sich dem Volke allzu gründlich dokumentiert, als daß sie nicht bessern Gewohnheiten hätte weichen müssen. Nicht mehr der finstere Puritaner Cromwells, sondern der liederliche Höfling der Stuarts erschien hassenswert und verächtlich. Nachdem der hochbegabte Congreve noch einmal in dem Lustspiele allen frivolen Geist, allen funkelnden aber auch schmutzig sittenlosen Witz der alten Schule kundgethan hatte, lenkte das Theater gegen die Wende des Jahrhunderts, mit Farquhar und Vanbrugh, in reinere und würdigere Bahnen ein.

Und ferner: mit dem Siege des Parlamentes und mit der reißenden Zunahme des Wohlstandes gelangten in dem bisher religiös und politisch so konservativen England die freieren und selbständigeren Ideen, sowohl in politischer wie philosophisch-religiöser Hinsicht, die bis dahin auf einen kleinen Kreis beschränkt gewesen, zu weiterer Herrschaft; anknüpfend einerseits an die Naturwissenschaft sowie die Philosophen und Skeptiker Hollands, anderseits an die Erfolge der Revolution von 1688.

Beide Richtungen fanden sich vereinigt in Johann Locke (1632—1704). Seine bewegte Jugend, in welcher er nacheinander die Medizin, das praktische Staatsleben als Gesandtschaftssekretär, die Naturwissenschaften und die Philosophie betrieb, verlieh seinem klaren und scharfen Geiste eine außerordentliche Universalität, ohne ihn zu verwirren oder oberflächlich zu machen. Besonders hervorragend und wirksam wurde Locke als Philosoph, zumal durch sein Hauptwerk, den „Versuch über den menschlichen Verstand.“ Dem Dogmatismus der Cartesianer und Spinozas gegenüber, welche ihre Systeme auf bestimmte, dem menschlichen Geiste notwendig innewohnende Begriffe aufbauten,

beginnt Locke eine Untersuchung der menschlichen Vernunft, um festzustellen, ob sie wirklich eingeborene Ideen enthält. Er kommt dabei zu einem durchaus verneinenden Ergebnisse. Alle Begriffe, auch die moralischen und selbst metaphysischen, werden dem Menschen lediglich durch die Erfahrung übermittelt, entstehen nicht aus dem innern Wesen des Geistes. Die Erfahrung ist eine doppelte; einmal eine äußerliche, durch die Sinneseindrücke verursachte, die Empfindung; und dann eine innerliche, durch die Betrachtung der eigenen Geistesthätigkeit hervorgebrachte, die Reflexion. Empfindung und Reflexion sind die einzigen und ausschließlichen Erkenntnisquellen, in ihrer Wechselwirkung die Ursachen unserer höchsten Ideen wie unserer Leidenschaften. Durch diese streng positivistische, die allgemeine Geltung der Ideen leugnende, auf mathematisch logische Beweisführung sich gründende Anschauung ward die Geltung der herrschenden philosophischen und religiösen Systeme auf das ernstlichste erschüttert und über Lockes eigene Folgerungen hinaus der Weg zu nacktem Materialismus gezeigt. Je mehr Locke ein sicheres Kriterium objektiver Wahrheit für unmöglich erklärte, um so bestimmter forderte er in seinen „Briefen über die Toleranz“ völlige religiöse Duldsamkeit. Mit allen diesen theoretischen und praktischen Deduktionen hat er die große, umfassende und wirkungsreiche Schule der sogenannten „Philosophen“ des achtzehnten Jahrhunderts gegründet, hat er das viel gepriesene und viel geschmähte „Zeitalter der Aufklärung“ herbeigeführt.

Die großen politischen Vorgänge der Zeit übten auf Locke eine unmittelbare Einwirkung, die sich in seiner „Abhandlung über die Regierung“ (1689) wiederspiegelt. Nach dem Muster des Hugo Grotius und Hobbes geht er von der Fiktion eines ursprünglichen Gesellschaftsvertrages aus, aber nur um die Hobbes geradezu entgegengesetzten Folgerungen daraus zu ziehen. Der Gesellschaftsvertrag wird abgeschlossen, um die Freiheit und Wohlfahrt jedes Einzelnen zu schützen; sobald also die durch jenen eingesetzte Staatsgewalt diese Bedingungen verletzt, bricht sie den Vertrag und fällt selber in den Naturzustand zurück, wo dann jeder das Recht, ja, weil sie gemeinschädlich wirkt, die Pflicht hat, ihr Widerstand zu leisten. Die Souveränität kommt vom Volke und wird der ausübenden Gewalt, dem Könige, nur unter Vorbehalt übertragen. Der König ist demnach an die Beschränkungen gebunden, die ihm die volkstümliche gesetzgebende Macht auferlegt. — So wurde Locke der Schöpfer der konstitutionellen Theorie, der Vorläufer Montesquieus und selbst Rousseaus. Er führte die politischen Lehren ein, die das kommende Jahrhundert beherrschen. Nicht von den Franzosen, sondern von diesem Engländer ist die geistige Richtung der Aufklärungszeit in politischer wie religiöser Beziehung ausgegangen.

Endlich gehört dieser Periode die Gründung einer nationalen Presse in England an. Bis zum Jahre 1695 hatte hier die strenge Zensurakte sie nieder gehalten; damals aber lief die Geltungsdauer dieses Gesetzes ab, ohne daß ein neues zu stande gekommen wäre, und so befand sich einstweilen die Presse ganz frei. Binnen kurzem schoß eine Menge von Zeitschriften auf,

die bald zu einem unentbehrlichen Bedürfnisse für die gebildeten und besitzenden Klassen wurden. Unter keinem andern Zwange stehend, als dem des gemeinen Rechtes, erhob sich die Presse binnen kurzem zu einer Macht in England und setzte die öffentliche Meinung in den Stand, sich selbständig neben dem Parlamente zu behaupten. Wie lange dauerte es, bis sich diese Einrichtung auf die großen kontinentalen Staaten verpflanzte, wo man nur eine amtliche Publizistik duldete, die noch dazu meist von dem Inhalte der holländischen „Gazetten“ lebte!

So erhob sich neben der schon sinkenden absoluten Monarchie Frankreichs in steigender Macht und wechselndem Wohlstande das parlamentarische freie England. Es hatte sein Glück hauptsächlich jenem schweigsamen und unliebenswürdigen, aber weisen und weitblickenden Monarchen zu danken, der eben überlegte, ob er nicht vor den zahlreichen Kränkungen seine Krone niederlegen sollte: Wilhelm dem Dritten. Allein wenn auch vielfache Streitigkeiten damals die drei großen Mächte des Westens — Frankreich, Holland, England — schieden, waren sie doch wieder durch eine gewisse Gemeinsamkeit des Kulturzustandes verbunden. Sie erschienen damals als die hauptsächlichsten Träger der Zivilisation und ihres Fortschrittes. In nationaler und staatlicher Entwickelung, in Ausbildung des Verkehrs und gewerblichen Lebens, in Fülle des Wohlstandes und der Macht, in geistiger Bildung und Schöpferkraft waren sie dem gesamten übrigen Europa weit vorausgeeilt. — Deutschland stand diesen drei Westmächten noch um vieles nach. Von einer Zentralgewalt war hier nach der beschränkenden Wahlkapitulation Leopolds I. kaum mehr die Rede. Er fühlte es selber, und der Reichstag nach seiner Wahl — 1659 — war der letzte, auf dem er persönlich erschien. Sein Beispiel, sich nur durch Gesandte vertreten zu lassen, wurde von den Fürsten gern nachgeahmt, und so vereinigte sich 1663 jener „immerwährende Reichstag“ zu Regensburg, der, aus den unbedeutendern Diplomaten der Reichsländer zusammengesetzt, nur noch ein schattenhaftes Dasein führte. Die zweite Zentralbehörde, das Reichskammergericht, hatte seine Stätte verloren, als die Franzosen 1689 Speier niederbrannten. Durch Reichsschluß ward es nach Wetzlar verlegt, wo es 1693 neu konstituiert und bis zum Ende des Reiches geblieben ist.

Wenigstens war es Deutschland gelungen, die Türken zum Frieden zu nötigen.

Gegen Ende des zweiten Koalitionskrieges hatten zunächst die Kaiserlichen ihren Siegeslauf stocken sehen. Es rächte sich eben an ihnen auf beiden Kriegsschauplätzen, daß sie nicht, dem Rate aller Verständigen gemäß, einstweilen mit den Türken Frieden geschlossen hatten, um erst den Kampf mit Frankreich zu erfolgreichem Abschluß zu bringen. Endlich erlaubte der Friede von Ryswyk den Österreichern, alle Kräfte gegen die Osmanen zu sammeln, und gerade damals erhielten sie einen vortrefflichen Feldherrn in dem noch jungen Prinzen Eugen von Savoyen.[1])

1) Alfred v. Arneth, Prinz Eugen von Savoyen (3 Bde. Wien 1858). — Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen, vom k. k. Generalstabe (Wien 1877 ff., bisher elf Bände, die bis z. J. 1709 gehen).



Prinz Eugen.
Nach dem Kupferstich, 1722, von Bernard Picart (1673—1733); Originalgemälde
von Jakob van Schuppen (1665—1751).

Eugen Franz von Savoyen (geboren 1663) stammte aus der Nebenlinie Carignan, und zwar von demjenigen Zweige, der sich unter dem Namen der Grafen von Soissons in Frankreich niederließ. Seine Mutter war die berühmte Olympia Mancini, welche zuerst die Liebe des jugendlichen Ludwig XIV. erweckt, aber die Vermählung mit dem Grafen von Soissons vorgezogen hatte. Nach dessen Tode war sie in den Prozeß der Giftmischerin Voisin verwickelt gewesen, hatte jedoch nach Brüssel entfliehen können. Ihren Söhnen wurde zwar gestattet, an den Hof des großen Königs zurückzukehren, indes sahen sie sich hier mit äußerster Ungunst behandelt. Eugen ward wegen seines schwächlichen Körpers von Ludwig zum geistlichen Stande bestimmt; als er, voll feuriger Vorliebe zum Soldatenstande, vielmehr um eine Verwendung im Heere bat, wurde er auf kränkende Art zurückgewiesen. Bittern Groll gegen die französische Königsfamilie im Herzen, verließ er Frankreich und trat in den Dienst des Kaisers, wo schon einer seiner ältern Brüder freundliche Aufnahme gefunden hatte (1683). Schnell gelang es Eugen, sich die Gunst Leopolds I. zu erwerben, und im Kampfe zuerst gegen die Türken, dann gegen die Franzosen stieg er binnen zehn Jahren zum Feldmarschall auf. Er zeichnete sich als General hauptsächlich durch rasche Entschlossenheit, unbeugsame Kühnheit, schnellen und richtigen Blick auf dem Schlachtfelde aus; künstlich entworfene, weit ausschauende Pläne zu ersinnen, war er weniger geeignet, und in taktischer Beziehung hat er der österreichischen Armee eher geschadet als genützt. Sein Charakter war der trefflichste: er war geradsinnig, edelmütig, seinem Adoptivvaterlande und Kriegsherrn treu ergeben; und mit all seiner Ehrenhaftigkeit vertrug sich doch große hofmännische und diplomatische Schmiegsamkeit und Gewandtheit.

Zum erstenmale übernahm er im Jahre 1697 ein selbständiges Kommando, und es wurde sofort durch den glänzenden Sieg verherrlicht, den er an der Theißbrücke bei Zenta über Sultan Mustafa II. davontrug. Indem er dessen Infanterie von dem Übergange abzuschneiden wußte, wurde dieselbe gänzlich niedergehauen oder in die Fluten der Theiß getrieben. Dieser entscheidende Vorteil (11. Sept. 1697) war mit einem Verluste von nur 1500 Kaiserlichen erkauft.

Inzwischen vermochten die Venezianer, denen die Mittel zum Kriege immer mehr ausgingen, sich nur mit Mühe in Morea zu behaupten; ihr greiser Feldherr Morosini, „der Peloponnesier,“ fand den Heldentod. Unter solchen Umständen war auch Venedig zum Frieden geneigt. Nicht minder waren es Polen und Rußland, und selbst der Kaiser, der seine Kräfte durch den schweren Doppelkrieg erschöpft fühlte. Das osmanische Reich hatte denn doch so zahlreichen Feinden gegenüber eine außerordentliche und überraschende Zähigkeit und Lebenskraft bewiesen und sich derselben ohne entscheidende Verluste zu erwehren gewußt. Im Jahre 1698 kamen die Gesandten der kriegführenden Mächte in der Nähe des Kastells von Karlovicz in eigens zu diesem Zwecke errichteten Gebäuden zusammen, und im Januar 1699 wurde

hier der Friede unterzeichnet. Die Osmanen überließen dem Kaiser Ungarn, mit Ausnahme des Banats, ferner Siebenbürgen und den bei weitem größten Teil von Kroatien und Slawonien; der Republik Polen die Festung Kameniek, der Republik Venedig Morea und einige dalmatische Festungen. Mit Rußland ward nur ein mehrjähriger Waffenstillstand verabredet. Der Urheber des ganzen Krieges, Emmerich Tököly, nahm ein trübes, wenn auch nicht gerade tragisches Ende. Er beschloß seine Tage in einem kleinen Ort Kleinasiens, in dem ihn die türkische Regierung unter Gewähr eines mäßigen Jahrgeldes interniert hielt.

Der Friede von Karlovicz war der glorreichste Vertrag, den je christliche Mächte mit der Pforte abgeschlossen hatten. Zum erstenmale mußte diese Tausende von Quadratmeilen abtreten, die seit mehr als einem Jahrhundert in ihrem Besitze gewesen waren. Und was noch wichtiger, sie war aus der angreifenden in eine Verteidigungsstellung gedrängt worden. Weniger als zwei Jahrzehnte hatten genügt, um das Verhältnis der Türkei zum europäischen Staatensysteme von Grund aus umzugestalten. Ein Glück noch für dieses Reich, daß es jetzt in Hussein Köprili einen geschickten und thatkräftigen Groß-wesir fand, der Heer, Flotte und Finanzen reorganisierte. Die jährlichen Einnahmen brachte er trotz der großen Verluste an reichen Provinzen auf 36 Millionen Piaster, eine Summe, die ihm auch gestattete, auskömmlich für Gründung von Volks- und Gelehrtenschulen zu sorgen, wie er denn überhaupt für Bildung sowie für Hebung der Sitten und der religiösen Zucht eifrig thätig war.

Dieser Türkenkrieg hatte zugleich dem Hause Österreich die wahre Großmachtsstellung verliehen. Solange die Osmanen noch dauernd wenige Meilen von Wien lagerten und jedem Feinde des Kaisers stets furchtbaren Beistand boten, war eine gewichtige Aktion desselben unmöglich gemacht. Erst die Schwächung und weite Zurückdrängung der Türken gab den deutschen Habsburgern freie Hand für die abendländischen Verhältnisse. Während bisher der geringe Teil von Ungarn, welchen sie besaßen, ihnen an Geld und Mannschaften bei weitem mehr gekostet als eingebracht hatten, lagen jetzt ganz Ungarn und Siebenbürgen unterworfen zu ihren Füßen und durften ihnen Habe und Blut nicht mehr verweigern. Dieser österreichisch-ungarische Länderkomplex, an Ausdehnung und Bevölkerung nicht viel geringer als Frankreich, konnte nunmehr mit vielem Nachdruck in die europäischen Verhältnisse eingreifen. Der militärische und politische Erfolg der letzten Jahrzehnte verlieh dem kaiserlichen Geschlechte einen Glanz und ein Ansehen, wie es sie seit Karl V. nicht mehr besessen hatte.

Aber auch sonst nahmen deutsche Territorien eine wichtige Stelle in der Welt ein und konsolidierten sich im Innern wie nach außen. Vorzüglich thaten sich hier, im Verhältnis zu ihrer geringen Macht, die Fürsten des braunschweigischen Hauses hervor. Damals machte Herzog Ernst August von Hannover (1679—98) durch die Proklamierung des Erstgeburtsrechts der

steten Teilung des Hauptkomplexes der welfischen Lande ein Ende und führte strenge Wirtschaftlichkeit und treffliche Verwaltung in seinem Staate ein. Nur auf einem Gebiete war Ernst August zur Freigebigkeit geneigt: wo es sich um Hebung geistiger Interessen handelte; und so wurde der Hof von Hannover der Sammelplatz freierer Geister und zugleich das Muster guter Sitte. Der streng geregelte Staatshaushalt gestattete dem Herzoge ein Truppenkorps von 20 000 Mann — etwa fünf Prozent der Zahl seiner Unterthanen — zu halten, mit denen er überall rühmlich für die Größe und Integrität Deutschlands focht, gegen Franzosen so gut wie gegen Türken. Freilich verlangte das Haus Hannover für seine patriotischen Verdienste reichen Lohn: eine neue, die neunte Kurwürde. Die Protestanten hatten um so mehr Veranlassung, in diesen Wunsch mit einzustimmen, als die bisher streng calvinische Kurpfalz ja seit 1685 in den Besitz der katholischen Linie Neuburg übergegangen war. Auch der sonst so eifrig katholische Kaiser wurde zur Einwilligung bewogen, einmal durch die Erwägung, man müsse gegen das aufstrebende Brandenburg den stets eifersüchtigen welfischen Nachbarn kräftigen, anderseits durch die Verpflichtung Hannovers zu beträchtlichen militärischen und pekuniären Leistungen, sowie zur treuen Gefolgschaft gegenüber der österreichischen Politik in Reichsangelegenheiten. Im Dezember 1692 fand also die Belehnung des Herzogs von Braunschweig-Hannover mit der neunten Kur statt. Freilich begegnete der neue Kurfürst einer bedeutenden Opposition neidischer Reichsfürsten, zumal der katholischen — nur sehr allmählich wurde dieselbe überwunden. Inzwischen bereitete sich für die hannoversche Linie noch eine weitere und zwar viel wichtigere Erhebung vor. Da sowohl König Wilhelm III. von England als auch seine Schwägerin Anna kinderlos waren, fanden sich die Glieder des Hauses Hannover, das weiblicherseits von Jakob I. abstammte, als nächste protestantische Verwandte zur dereinstigen Erbfolge im britischen Reiche berufen.

Noch ein anderes deutsches Haus wurde damals mit einem ausländischen Königstitel geschmückt: das sächsische.[1]) Hier war auf den schwelgerischen Johann Georg II. (1656—1680), der fremde Abenteurer in Menge nach Dresden zog und seinen Adel an den Genuß einträglicher und verweichlichender Hofämter gewöhnte, auch seine Hauptstadt zum Mittelpunkt italienischer und französischer Kunstbestrebungen in Deutschland machte, dessen kriegerischer Sohn Johann Georg III. gefolgt (1680—91), der indessen seinem Staate die alte Bedeutung nicht zurückzugeben vermochte. Die sächsischen Ansprüche auf das erledigte Herzogtum Lauenburg wurden dem Hause Braunschweig um 1 100 000 Gulden verkauft. Sein ältester Sohn Johann Georg IV. (1691—94) regierte nur drei Jahre lang. Die zunehmende Gleichgültigkeit der fürstlichen Familien gegen den Glauben kam dann unter Johann Georgs IV.

1) Th. Flathe, Geschichte des Kurstaats und Königreichs Sachsen (Gotha 1867—73, 3 Bde.).

Bruder Friedrich August I. (1694—1733) in diesem sächsischen Hause, das bis vor kurzem das Hauptbollwerk des eifrigsten und ausschließlichsten Luthertumes gewesen war, so recht zum Ausdrucke. August der Starke, ein Mann von riesiger Körperkraft, aber schwachem Geiste und Charakter, gleich ergeben ästhetischem und gröbstem sinnlichen Genusse, ohne sittlichen Ernst, nach Glanz und Pracht begierig, streifte die unbequemen Fesseln des strengen Kirchentumes gern von sich. Als im Jahre 1696 König Johann Sobieski von Polen starb, trat der französische Prinz von Conti als Bewerber um dessen Krone auf. Dem kaiserlichen Hof lag nun alles daran, dem bourbonischen Kandidaten einen ihm selbst ergebenen gegenüber zu stellen; und da das sächsische Kurhaus seit mehr als einem Jahrhundert treu den kaiserlichen Interessen gedient hatte, fielen die Blicke in Wien auf Friedrich August. Das einzige Hindernis war dessen lutherisches Bekenntnis: aber ohne Schwierigkeit versprach er, dasselbe aufzugeben, und trat in der That zum katholischen Glauben über. Darauf wurde, zumeist durch große Geldsummen und den drohenden Anmarsch eines sächsischen Truppenkorps, im Juli 1697 Friedrich Augusts Wahl zum polnischen Könige — als August II. — durchgesetzt; zum größten Unheile für Sachsen, dessen Wohlstand und dessen Söhne nunmehr für das ihm ganz fremde polnische Interesse in weitestem Umfange hingeopfert wurden. Mehrere Millionen Thaler kostete sofort die Erwerbung der polnischen Königskrone. Die unsinnige Verschwendung, welche August dann in seiner neuen Würde entfalten zu müssen glaubte, zwang ihn zum Verkaufe bedeutender Landgebiete. Die Erbvogtei über Quedlinburg sowie die Ämter Lauenburg, Sevenberg und Gersdorf veräußerte er an Brandenburg, andere Ämter an Gotha, Weimar, Dessau, die Landeshoheit über Schwarzburg an die dortigen Grafen. Auch sonst büßte Sachsen in seiner politischen Bedeutung viel ein. Zwar gab August II. die feste Zusicherung, das Luthertum in Sachsen in seiner ausschließlichen Berechtigung zu schützen und hat dieselbe auch im ganzen gewahrt; zwar behielt Sachsen im Reiche das Direktorium des Corpus Evangelicorum, welches der kursächsische Geheime Kirchenrat ausübte: aber faktisch ging doch seitdem die Führung der protestantischen Interessen von dem katholisch gewordenen, mit fremden Rücksichten behafteten sächsischen Kurhause auf das große, mächtigere, rein deutsche Nachbarland über — auf Brandenburg.

Dieses letztere nahm auch die Interessen der Protestanten in der Kurpfalz wahr.[1]) Der erste Kurfürst aus der katholischen Neuburger Linie, Philipp Wilhelm (1685—1690), versprach nicht nur seinen Unterthanen, sondern auch dem mächtigsten reingläubigen Reichsstande, dem Brandenburger, daß er vollständige kirchliche Duldung bewahren wollte. Im großen und ganzen ist er dieser Zusage treu geblieben, obwohl selbstverständlich die bisher unterdrückten Katholiken nun alle mögliche Gunst von seiten des Landesherrn erfuhren und bald offen die Proselytenmacherei betrieben. Anders aber wurde es unter dessen

1) L. Häusser, Gesch. der rheinischen Pfalz, Bd. II (Heidelberg, 1845) S. 755 ff.

ältestem Sohne und Nachfolger, dem fanatischen Johann Wilhelm (1690—1716), der im Einverständnisse mit Rom, Frankreich und den Jesuiten, gegen seine reformierten Unterthanen förmlich einen kirchlichen Terrorismus betrieb. An zahllosen Orten wurden denselben zu gunsten einer verschwindenden Minderheit von Katholiken die Kirchen entrissen, an andern mußten sie solche mit den Katholiken teilen, ohne daß ihnen Reciprozität bewilligt wurde. Man jagte die betriebsamen und hochgebildeten französischen Refugiés aus dem Lande, zog die reformierten Kirchengüter ein und übergab sie den Gegnern, setzte die reformierten Pfarrer und Schullehrer außer Amt — alles entgegen den beschworenen Verträgen und Landesgesetzen. Nur kurzen Aufschub in diesen rechtlosen Bedrückungen bewirkten die Drohungen Brandenburgs. Endlich aber fand dieses ein kräftigeres Mittel: es zog sämtliche katholische Kirchengüter in seinem Gebiete ein. Das schlug durch; nun bewilligte (1705) Johann Wilhelm die sogenannte Religionsdeklaration, welche den Reformierten ein erträgliches Dasein verstattete und ihnen wenigstens einen Teil der geraubten Besitzungen zurückgab.

Als ein mächtiger, wohlgeeinter Staat erschien dieses Brandenburg am Ende der Regierung des Großen Kurfürsten.[1]) Selbst in dem entlegenen Herzogtume Preußen, wo der Adel und die Stadt Königsberg sich seinem scharfen Regimente durch verräterische Verbindungen mit Polen zu entziehen suchten, hatte er die separatistischen Bestrebungen schließlich unterdrückt. Freilich war Bürgermeister Roth lebenslänglich in den Kerker gewandert, hatte Oberst von Kalkstein gar als Hochverräter das Schafott besteigen müssen. Aber unter der scharfen und weisen Leitung des Kurfürsten ging doch mit dem Geiste des brandenburgisch-preußischen Adels allmählich eine große Veränderung vor. Anstatt im Streite mit dem Landesherrn diesen und das Staatsganze zu schwächen, ließ sich der Adel immer eifriger auf die Pläne des Regenten ein und suchte in dessen Dienst in Heer und Verwaltung seinen Mut und seine Thatkraft auf eine dem Vaterlande nützliche Weise zu bethätigen.

Erst das Verstummen der landständischen Opposition ermöglichte Friedrich Wilhelm wirksames Eingreifen in die europäische und zumal in die Reichspolitik. Moralisch im gewöhnlichen Sinne war dabei sein Verfahren gewiß nicht. Im Gegenteil, kein europäischer Fürst hat so unbedenklich, wie er, Verträge abgeschlossen und verletzt, je nachdem es ihm nützlich erschien. Aber wenn jemals, so entschuldigte hier der Zweck die Mittel. Es lag ihm am Herzen, Deutschland von der Unterdrückung durch die Fremden — Polen, Schweden, Franzosen — zu befreien, in erster Linie zur Förderung des eigenen Staates, der ein Wort mitzusprechen haben sollte in Europa. Wenn

1) Joh. G. Droysen, Gesch. der Preuß. Politik, 3. Abt. Der Staat des Großen Kurfürsten (2. Aufl. Leipzig 1870—73). — L. v. Ranke, Zwölf Bücher Preußischer Geschichte (Sämtl. W. Bd. XXV. XXVI). — L. v. Orlich, Gesch. des preuß. Staates im 17. Jahrhundert (3 Bde. Berlin 1838—39). — Urkunden und Aktenstücke z. Gesch. des Kurf. Friedr. Wilh. v. Brandenburg (Berlin 1864ff.).



FRIDERICVS AVGVSTVS REX POLONIARVM
ELECTOR SAXONIÆ etc. etc.

August der Starke.
Nach dem Stiche von Martin Bernigeroth (1670—1788).

er sich zeitweise mit einem oder dem andern von jenen Fremden verband, war es stets nur notgedrungen, oder um sie gegeneinander zu gebrauchen. Bedenkt man nun, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen hatte: die Gegner zehnfach überlegen; der eigene Staat klein und in zahlreiche Parzellen vom Rhein bis zum Niemen zersplittert; bei den natürlichsten Verbündeten, dem Kaiser und den Reichsfürsten, nur Neid und Mißwollen; von deutschem Patriotismus in den leitenden Kreisen keine Spur — muß man es wohl dem kühnen und verschlagenen Steuermann nachsehen, wenn er sein schwankes Schifflein oft nur mit listigem und trügerischem Lavieren durch die überall drohenden Klippen zu führen vermochte. Galt doch auch sonst in der damaligen Politik lediglich das Recht des Schlauesten und Stärksten! Nur diesem Friedrich Wilhelm war die Rettung Hollands vor der französischen Übermacht im Jahre 1672 zu danken gewesen; nur ihm die Zertrümmerung des französischen Übergewichtes in Norddeutschland. Das sind wahrlich schwerwiegende Verdienste um die Freiheit Europas.

Nicht mindere hat er um das eigene Land. Eine sparsame und einsichtige Finanzverwaltung brachte seine jährlichen Einkünfte auf beinahe $2^1/_2$ Millionen Thaler, die es ihm ermöglichten, ein stehendes Heer von 30 000 Mann zu unterhalten. So wurde er der Schöpfer der ruhmreichen preußischen Armee und damit der Einheit und Größe Deutschlands in der Jetztzeit. Er allein unter sämtlichen deutschen Fürsten hatte den fruchtbaren Gedanken, wieder eine Kriegsflotte zu schaffen und sein Land an der großen Kolonisation fremder Kontinente sich beteiligen lassen. Nicht unrühmlich wehte die brandenburgische Orlogsflagge auf dem Meere, und auf der afrikanischen Goldküste erhob sich stolz das Kastell Groß-Friedrichsburg inmitten eines sich allmählich erweiternden Gebietes.[1]) Vielleicht reichten die Kräfte des jungen Staates zu so großartigen Gründungen nicht aus: genug, an der Gleichgültigkeit der Nachfolger sind sie gescheitert. — Dabei trug Friedrich Wilhelm für Schulbildung eifrig Sorge; er stiftete seinen westfälischen Unterthanen eine Universität zu Duisburg. Dieser vielbeschäftigte Politiker und Feldherr fand Muße und Lust, sich ein chemisches Privatlaboratorium anzulegen, den berühmten Publizisten Samuel von Pufendorf zur Abfassung seiner Biographie heranzuziehen und zu unterstützen, vor allem aber die erste öffentliche (jetzt königliche) Bibliothek anzulegen. Die Kunst wurde ebenfalls von ihm beschützt: er ließ auf eigene Kosten Künstler zu ihrer Ausbildung nach Rom reisen und beschäftigte selber nicht weniger als 45 Maler und 14 Bildhauer; auch legte er eine eigene Bildersammlung an. So vielfach rege und thätig war der Geist dieses merkwürdigen Fürsten. Dabei ließ er sich von der Französierungssucht seiner Zeit durchaus nicht anstecken. Deutsche Bildung und Kunst wollte er in seinem, bisher so banausischen Lande heimisch machen, er selbst sprach Französisch ungern und mit geringer Gewandtheit.

---

1) Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika 1681—1721; verfaßt vom K. Preuß. Generalstabe (Berlin 1885).

Durch Anlegung von Landstraßen und des Kanals zwischen Spree und Oder, durch Begünstigung der größern Städte förderte er den Wohlstand seiner Unterthanen. Besonders segensreich wurden seine ausgedehnten Kolonisationsbestrebungen.[1]) Vom Niederrhein, aus Schlesien und der Lausitz wurden Ansiedler in die verödete Kurmark gezogen. Holländer in großer Zahl kamen im Gefolge der Kurfürstin Luise von Oranien, Schwester Wilhelms III., und brachten ihre bessere Ackerkultur und Viehzucht sowie mannigfache Gewerbe mit. Der Nutzen, welchen diese einfachen und praktischen Leute dem wüsten und verwildertem Volke gewährten, muß sehr hoch angeschlagen werden. Viel



Silberne Medaille auf die Afrikanische Kompagnie 1681.

Vorderseite: Umschrift FRID: WILH: D. G. M. BR: S. R. IMP: ARCH: EL: Brustbild dcs Großen Kurfürsten von rechts, im Harnisch, mit langer Perücke. **Rückseite:** Umschrift HUC NAVES AURO FERRUM UT MAGNETE. Das Meer mit verschiedenen der Küste zusegelnden Schiffen. Über der Küste GUINEA, darüber Wolken, zwischen denen ein Stern. Die Wellen werden durchschnitten von der Inschrift TRAHUNTUR. Im Vordergrunde auf quadratischen Feldern ein Postament mit einem Kompaß. Unten im Abschnitte J. B. Schultz. f. Auf dem Rande der Medaille COEPTA NAVIGATIO | AD ORAS GUINEAE | ANNO MDCLXXXI. (Samml. d. Ges. f. bildende Kunst u. vaterl. Altert. in Emden.)

wichtiger noch wurde die Ankunft von 16000 französischen Calvinisten, die, auf alle Weise unterstützt und begünstigt, zahlreiche neue Industrien in ihrem neuen Vaterlande begründeten, auch durch Fleiß, Sparsamkeit, Sittenreinheit und hohe Ehrlichkeit moralisch den günstigsten Einfluß ausübten. Der Kurfürst nahm übrigens mit einer, für seine Zeit fast einzigen Toleranz auch Sekten, die von den übrigen Evangelischen verfolgt wurden, wie z. B. die Socinianer, in das durch Krieg und Pest verwüstete Ostpreußen auf. Auch den Israeliten gestattete dieser duldsame Herrscher die Rückkehr in seine Staaten, aus denen sie seit Jahrhunderten verbannt waren.

In allen Beziehungen hat Friedrich Wilhelm seinen Nachfolgern den Weg gezeigt, den sie rühmlich weiter verfolgt haben. Alles, was spätere

1) M. Beheim-Schwarzbach, Hohenzollernsche Kolonisationen (Leipzig 1874).

Regierungen Segensvolles und Großes in Brandenburg-Preußen gewirkt haben, geht in letzter Reihe auf den „Großen Kurfürsten" zurück.

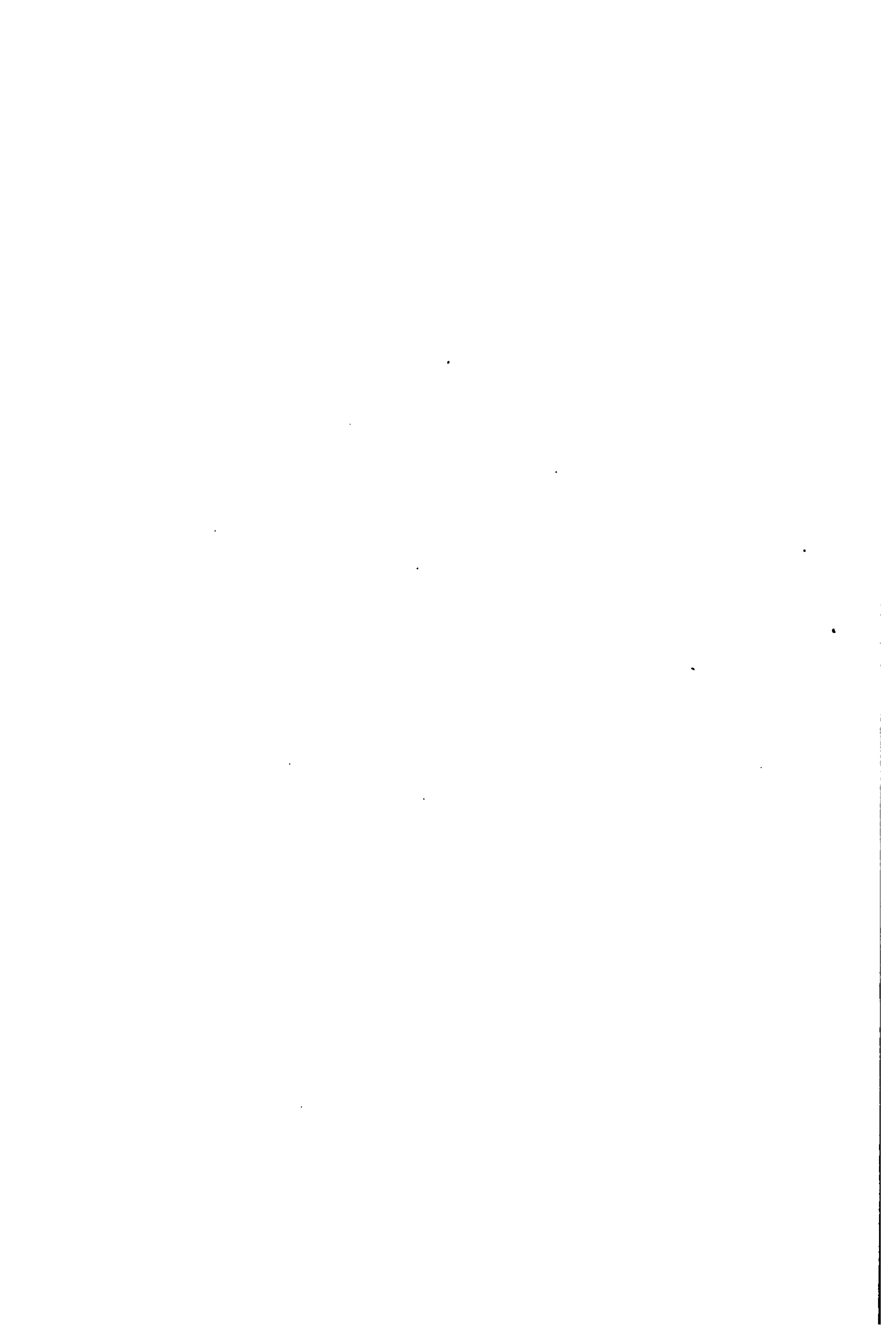
Und doch hatte noch unter ihm sein Staat eine schwere Krise zu bestehen. In seinen letzten Lebensjahren wurde Friedrich Wilhelm die Kraft des Geistes und des Charakters durch andauernde Kränklichkeit geschwächt. Diesen Umstand benutzte seine zweite Gemahlin Dorothea, verwitwete Herzogin von Lüneburg, eine resolute und auf den eigenen Vorteil wohlbedachte Holsteinerin, um ihn zu einer die Zukunft seines jungen Staates sehr gefährdenden Maßregel zu bestimmen. Sein ältester Sohn aus erster Ehe, Friedrich, ein leichtlebiger, den schönen Künsten übermäßig nachhängender Prinz, schnell erregbaren Gemütes, hatte mit dem Kurfürsten mit seiner festen, harten, bestimmten Weise nie recht im Einvernehmen gelebt; um so leichter veranlaßte Dorothea den kranken Gemahl, über den sie durch sorgfältigste Pflege völlige Herrschaft gewonnen hatte, zu einem Testament (vom 26. Jan. 1686), durch welches den Söhnen, die sie dem Kurfürsten geboren, einige Provinzen als besondere Fürstentümer zuerteilt wurden. Freilich blieben dem künftigen Kurfürsten das „Oberregiment" und das jus belli et pacis auch in diesen Sonderterritorien zugedacht: allein ein so unklares Verhältnis hätte sich doch im Laufe der Zeiten offenbar mehr und mehr lockern müssen. Diese Zersplitterung des Staates lief überdies den Hohenzollernschen Hausgesetzen, zumal der Dispositio Achillea, durchaus zuwider.

Gegenüber der drohenden Beeinträchtigung suchte der Kurprinz Schutz bei dem Kaiser, aber durch einen Schritt, der kaum minder nachteilig für den Staat war.[1])

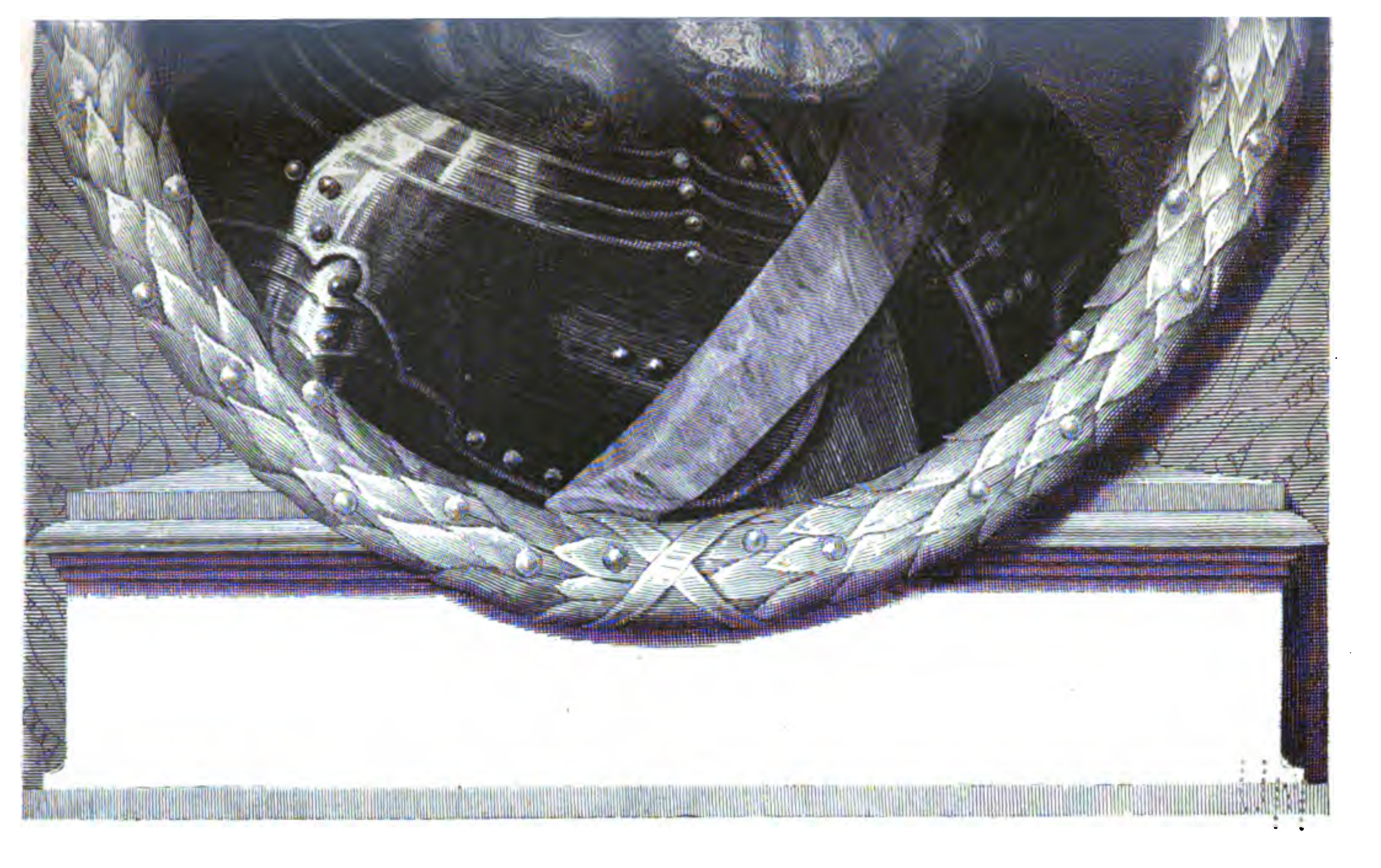
Bei Abschluß des Bündnisvertrages mit dem Kaiser, am 22. März 1686, hatte sich Friedrich Wilhelm bereit gefunden, die Erbansprüche seines Hauses auf die schlesischen Fürstentümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau zu gunsten Österreichs aufzugeben für die Abtretung des Schwiebuser Kreises. Allein gerade in Hinsicht darauf hatte schon vorher (Ende Februar 1686) die kaiserliche Diplomatie die Besorgnisse und den steten Geldmangel des Kurprinzen Friedrich benutzt, um von demselben einen geheimen Revers zu erlangen, in welchem er die Rückgabe von Schwiebus verhieß; wofür ihm Leopold eine mäßige Geldsumme sofort auszahlte und ihm nach dem Tode des Vaters die kaiserliche Unterstützung zusicherte. Es war offenbar von seiten des Wiener Hofes eine Treulosigkeit der schlimmsten Art, daß er hinter dem Rücken des Alliierten diesem schon vorweg den Preis des Bündnisses wieder entzog; von seiten des Prinzen ein Akt des Leichtsinnes nicht nur, sondern auch der Auflehnung gegen väterliche und fürstliche Autorität. Er mochte sich entschuldigen, daß er durch solch unehrenhaftes Opfer vielleicht die ungeschmälerte Fortexistenz des Staates erkaufe. Welch trauriger Epilog einer großen Regierung!

Unter solchen Wirren starb der Große Kurfürst am 9. Mai 1688. Sein

1) A. Přibram, Österreich und Brandenburg 1685—86 (Innsbruck 1884).







Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Philipp Kilian (1628—1693). Originalgemälde von Matthäus Merian d. J. (1621—1687).

Nach einem Abdruck vor der Schrift.



Nachfolger Friedrich III.[1]) war zunächst, mit vollem Rechte, bestrebt, das Testament des Vaters umzustoßen und so, in dessen wahrem Geiste, die Einheit des Staates zu behaupten. Es gelang, mit Hilfe nicht des Kaisers, sondern des tüchtigen und patriotischen brandenburgischen Beamtentums, das sich hier wesentliche Verdienste erwarb, indem es die Zukunft Brandenburg-Preußens sicherte. Friedrich selber glich dem genialen Vater nur in dem stets regen Ehrgeize; sonst fehlte es ihm an Besonnenheit, Stetigkeit und Konsequenz, die allein den Erfolg verbürgen können. Er war schwächlich und träge und zog eitlen Prunk und Glanz, den Schein der Macht, dem Wesen derselben vor. Selbst in betreff der Wissenschaften, Künste und Kunsthandwerke, die er besonders zu schätzen schien, verfuhr er ohne Folgerichtigkeit und opferte die wahren Interessen seiner Unterthanen leerem Schimmer. Die von ihm gestifteten Akademien vermochten zu keinem rechten Leben zu gelangen. Der einzige bedeutende Künstler, den er beschäftigte, der geniale Schlüter, der Schöpfer des Reiterbildes des Großen Kurfürsten und des Schlosses in Berlin, fiel nach kurzer Zeit einer elenden Hofkabale zum Opfer, die ihn zwang, Berlin zu verlassen. Während man Gold- und Silberstickereien, Spiegelmanufakturen und dergleichen begünstigte, that man nichts, um dem Ackerbau aufzuhelfen oder die durch Seuche und Hunger erzeugte schreckliche Not in Ostpreußen zu lindern. Die großen Städte wurden künstlich gefördert, während in den kleinen und auf dem flachen Lande die Bevölkerungszahl sank: es war eine für die bescheidenen brandenburgischen Verhältnisse vollends unpassende, geistlose Nachahmung des Colbertschen Merkantilsystems. Zum Unterhalt des überaus prächtigen Hofstaates hatte Friedrich die Steuern von jährlich $2^1/_2$ auf vier Millionen gesteigert, während Dichtigkeit und Wohlstand der Bevölkerung eher ab- als zugenommen hatten.

Diese Mißstände wurden so lange gemildert, wie des Kurfürsten früherer Erzieher, Eberhard von Danckelman, dessen erster Minister blieb. Er war ein verständiger, ruhiger, nüchterner Politiker, wenn er auch nichts von der hohen Begabung des Großen Kurfürsten besaß; dabei ward er auf Schritt und Tritt durch die schwächlich phantastischen Ideen seines Herrn behindert. Trotz seines Widerstrebens mußte er zugeben, daß Brandenburg gänzlich in das Schlepptau der kaiserlichen und englisch-holländischen Politik genommen wurde und darüber die stolze Selbständigkeit verlor, die es unter Friedrich Wilhelm behauptet hatte. So kam es, daß dasselbe im Ryswyker Frieden leer ausging. Voll Ungerechtigkeit schrieb Friedrich III. dies Ergebnis, an dem hauptsächlich er selbst schuld war, Danckelman zu. Die zahlreichen

1) S. v. Pufendorf, De rebus gestis Frederici III. libri III. complectentes annos 1688—1690 (Fragment, herausgegeben von F. E. von Hertzberg, Berlin 1784). — Joh. G. Droysen, Gesch. der preuß. Politik, IV, I (2. Aufl. Leipzig 1872). — K. v. Ledebur, König Friedrich I. von Preußen (Leipzig 1878): einzelne Abhandlungen, nicht sehr bedeutend. — Wichtiger: A. F. Přibram, Österreich und Brandenburg 1688—1700 (Prag und Leipzig 1885).

Neider des schroffen und hochmütigen Mannes schürten die Unzufriedenheit des Herrn; die geistvolle und hochgebildete Kurfürstin Sophie Charlotte — die philosophische Königin — welche ihn für ihren und ihres hannoverschen Hauses Gegner hielt, arbeitete nicht minder an seinem Sturze. So erfolgte die Katastrophe.[1]) Im Dezember 1697 ward Danckelman verhaftet, sein Vermögen eingezogen. Der Prozeß, den man gegen ihn anstrengte, mußte aus Mangel jeglichen Schuldbeweises aufgegeben werden. Trotzdem wurde der Unglückliche erst nach sieben Jahren aus enger Haft erlöst; erst Friedrich Wilhelm I. hat ihn später völlig restituiert.

Freilich hatte der Kurfürst bei seiner treuen Vasallenschaft für Österreich einen eigennützigen Zweck. Er strebte danach, der durch seinen Vater geschaffenen Bedeutung des brandenburgisch-preußischen Staates einen angemessenen Ausdruck zu geben durch die Erwerbung des Königstitels. Zwar für seine Reichslande, die ja der vollen Unabhängigkeit entbehrten, konnte er denselben nicht in Anspruch nehmen, wohl aber für das östliche Preußen, das er in aller Souveränität besaß. Trotzdem war die brandenburgisch-preußische Macht noch zu gering, als daß sie damals die genügende Rechtfertigung für eine solche Erhöhung gewährt hätte; dieselbe hatte vielmehr nur Sinn als Programm für eine größere Zukunft — und deshalb die Abneigung, auf welche dieser Anspruch allerseits und besonders bei dem kaiserlichen Hofe traf. Indes Friedrich III. war weit davon entfernt, dieser Frage eine so tiefe Bedeutung beizulegen: er hatte vielmehr nur erhöhten Glanz für sich und die Seinigen im Auge. Aber gerade weil es für ihn nur Sache romantischen Zeremoniells war, hing er daran mit einer Zähigkeit, die reelle Aufgaben der Politik nie bei ihm zu finden vermochten. Er selber hat jene Angelegenheit als seine wahre Lebensaufgabe bezeichnet.

Zunächst wandte er sich hiermit an den Kaiser, der noch immer als die Quelle aller hohen Würden in der Christenheit betrachtet wurde. Der Wiener Hof aber zeigte sich Friedrichs Wunsche durchaus abgeneigt, und zwar von seinem Standtpunkte aus mit vollem Rechte: denn es war offenbar gegen das kaiserliche Interesse, dem mächtigen Vasallen eine Stellung zu gewähren, die ihn mit Notwendigkeit über das ganze Vasallitätsverhältnis erhob und aus seiner Einordnung in das Reichsganze loslöste. Viele Jahre kam das Anliegen nicht einen Schritt vorwärts. Endlich brachten die Zeitumstände dem Kurfürsten Hilfe. Bei der bevorstehenden Eröffnung der streitigen spanischen Erbschaft war das fast freundlose Kaiserhaus so dringend auf die brandenburgische Unterstützung angewiesen, daß vor dieser Notwendigkeit jedes Bedenken verschwand. Am 16. November 1700, noch ehe die Nachricht vom Tode Karls II. eingetroffen[2]), ward zu Wien der Vertrag abgeschlossen, durch welchen

1) Breßlau und Isaacsohn, Der Fall zweier preußischer Minister (Berlin 1878). — R. Koser, Sophie Charlotte, die erste preuß. Königin; Deutsche Rundschau, Sept. 1887, S. 353 ff.

2) Přibram, S. 193 ff.

Leopold den Kurfürsten von Brandenburg als König von Preußen anerkannte — gegen das Versprechen wirksamer Unterstützung in Reichsangelegenheiten



Friedrich I., König von Preußen.
Nach dem Stich von E. Desrochers (1693—1741); Originalgemälde von J. F. Wenzel (1670—1729).

und wider den äußern Feind, sowie unter der Bedingung, daß in allen Reichsverhältnissen auch ferner nur von einem Kurfürsten von Brandenburg und

nicht von einem Könige von Preußen die Rede sein sollte. Mit ungeheurem Prunke, wie es freilich der Sitte der Zeit entsprach, setzte sich der neue König Friedrich I. am 18. Januar 1701 zu Königsberg die Krone aufs Haupt. Die Diamantknöpfe an seinem Scharlachkleide waren jeder 3000 Dukaten wert; die drei Edelsteine auf der goldenen Spange, welche den Königsmantel zusammenhielt, wurden auf eine Tonne Goldes geschätzt. Die Nachfolger Friedrichs I. und ihr tüchtiges Volk haben dann dafür gesorgt, daß für das preußische Königtum bald der reale Unterbau in der Macht und Vollkraft eines unabhängigen, sich selbst bestimmenden Staates geschaffen wurde.

Wie diese mächtigeren rein deutschen Gemeinwesen, so war damals auch das geistige Übergewicht im Norden unseres Vaterlandes zu suchen. Hier fand man die freilich höchst kümmerlichen Reste einer Nationallitteratur, die von dem sinnlosen Wortschwall und der unsittlichen Lüsternheit der sogenannten zweiten schlesischen Dichterschule, eines Christian von Hoffmannswaldau, Kaspar von Lohenstein und ihrer Nachahmer, verunstaltet wurden. Hier ragte aber auch aus der allgemeinen Not und Verkommenheit die erhabene Gestalt eines Leibniz in einsamer Größe empor.

Gottfried Wilhelm Leibniz [1]), geboren zu Leipzig 1646, gestorben 1716, ist wohl der universalste Mensch, der jemals gelebt hat; und dabei gab es keines der zahlreichen Gebiete, die er betreten, auf dem er nicht mit genialer Kraft neue Wege gebahnt hätte. Als Philosoph stand er auf dem Boden des Kartesianismus, aber entwickelte denselben in doppelter Richtung weiter: einmal auf Grund der inzwischen mächtig fortgeschrittenen Naturwissenschaften, und dann in dem ihm innewohnenden tief religiösen Bedürfnisse. Von jenen entlehnte er die Lehre von den Atomen als den Urbestandteilen alles Seins; seine religiös-idealistische Anschauung nötigte ihn, dem Atom eine lebendige und bildende Kraft beizulegen und es damit in ein selbständiges, ideelles Sein zu verwandeln, das er Monade nannte. Zu gesetzmäßiger Verbindung und gegenseitiger Übereinstimmung werden die Monaden zusammen gefügt durch die von Gott voraus bestimmte Weltordnung, welche Leibniz die „prästabilierte Harmonie“ nennt. Die Monaden wirken in Wahrheit nicht aufeinander ein, sind aber durch Gott von Beginn an so genau geregelt und nebeneinander gestellt, daß sie sich entsprechen, als ob sie aufeinander einwirkten. Es war das ein offenbar recht kühnes Auskunftsmittel, um die Kluft zwischen den beiden Seiten eines schroffen Dualismus zu überbrücken. Die bleibende Wirkung der Leibnizschen Philosophie beruht denn auch mehr auf ihrer gesamten idealistischen Richtung, im Gegensatze zu der bald in England und Frankreich herrschenden Lockeschen Schule mit deren teils skeptischem, teils geradezu materialistischem Charakter. Die gesamte philosophische Entwickelung in Deutschland schließt sich Leibniz an.

---

1) K. Fischer, Leibniz und seine Schule (2. Aufl. Heidelb. 1867). — Pfleiderer, Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger (Leipzig 1870). — Kirchner, Leibniz, sein Leben und Denken (Köthen 1877).

Aber auch nach vielen anderen Seiten war der seltene Mann schöpferisch thätig. In der Mathematik stellte er sich ebenbürtig neben das Genie Newtons durch die Erfindung der Differenzialrechnung, durch welche die Kontinuität und die Entwickelung der Größen — also die Größenveränderungen, wie sie in der Natur vorkommen — erst mathematisch bestimmbar gemacht worden sind. Indem er die Geschichte des welfischen Hauses studierte, in dessen Diensten er stand, führte er eine neue Epoche für die Geschichtschreibung herbei durch die kritische Herausgabe und Erörterung vieler Hunderter von Quellenschriften, die nicht allein für die hannoversche Familie, sondern für das ganze Reich von Interesse sind. Sein tiefer und umfassender Geist haftete niemals an dem Einzelnen, sondern erhob dasselbe stets zum Ausgangspunkte eines Systems von allgemeiner wissenschaftlicher Bedeutung. In den lateinischen „Annalen des abendländischen Reichs“ machte er den ersten und für lange auch letzten Versuch, die deutsche Geschichte auf wahrhaft wissenschaftliche Weise zu behandeln. Nicht minder thätig war er auf religiös-politischem Gebiete, wo er sich edlen, wenn auch fruchtlosen Anstrengungen widmete, die schon so oft vergeblich versuchte Union zwischen den streitenden Religionsparteien herbeizuführen. Auch politisch trat Leibniz in zahlreichen Streitschriften auf, und zwar — was zu jener Zeit so selten war — als eifriger deutscher Patriot. Nachdem er die zuerst gehegte Hoffnung einer Versöhnung mit Ludwig XIV., den er zu Eroberungen in der Türkei und zumal in Ägypten zu bestimmen versuchte, aufgegeben hatte, wurde er entschiedener Gegner dieses Herrschers. Leibniz ist auch mit Erfolg zu gunsten der Übertragung der englischen Succession auf das Haus Hannover thätig gewesen.[1]) Wenn wir noch erwägen, daß Leibniz ein ausgezeichneter Jurist, ein für seine Zeit tüchtiger Geologe war, so werden wir die Bedeutung eines Mannes erkennen, der auf alle Gebiete seines unglaublich ausgedehnten Wissens die Gabe anwandte, selbständig und wissenschaftlich zu denken und die fruchtbarste Anregung zu geben.

In der Theologie trat als Reformator auf Philipp Jakob Spener, aus Rappoltsweiler im Elsaß gebürtig, ein Mann von aufrichtiger, tief innerlicher Frömmigkeit. Er bestrebte sich, das kirchliche Leben von dem toten Formel- und Buchstabenwesen der lutherischen und reformierten Orthodoxie zu befreien und es zu wahrhaft herzlicher Religiosität zurückzuführen. Seine Schüler, die „Pietisten,“ freilich verfielen meist teils in Muckerei, teils in Mystizismus; allein zunächst brachen sie die Herrschaft des starren, herzlosen Buchstabenglaubens und forderten, weil sie von demselben bekämpft wurden, Freiheit des Denkens und der Rede für das Individuum. Hier berührten sie sich mit Christian Thomasius. Leipziger, wie Leibniz, (1655—1728) und Professor an der Universität seiner Vaterstadt, erwarb sich Thomasius das hohe Verdienst, zuerst seine Vorlesungen und Schriften in deutscher Sprache zu verfassen und

---

1) Vgl. Schaumann, Gesch. der Erwerbung der Krone Großbritanniens durch das Haus Hannover (Hannover 1878).

damit dem nationalen Leben nahe zu bringen. Dabei scheute er sich nicht, der lutherischen Orthodoxie freimütig entgegen zu treten. Diese geriet in große Aufregung darüber, daß Thomasius die gefährliche Aufklärung durch die volkstümliche Sprache auch unter die Massen verbreiten wolle — nur durch die Flucht entging er einem peinlichen Glaubensprozesse. Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg aber nahm ihn in Halle auf, wo er bald der berühmteste Lehrer an dieser neu gestifteten Universität wurde. Unerschrocken wandte er sich nunmehr gegen zwei barbarische Mißbräuche der damaligen Rechtspflege: gegen die Tortur sowie gegen die Hexenprozesse. Letztere wußte er, dank der sich immer mehr verbreitenden Aufklärung, wirksamer als fünfzig Jahre früher der edle Jesuit Graf Spee zu bekämpfen, so daß sie wenigstens in Deutschland bald ganz aufhörten. Der Abschaffung der Tortur hat er immerhin vorgearbeitet. So ist Thomasius' Thätigkeit eine praktisch überaus segensreiche gewesen; und auch sein Bestreben, Wissenschaft und Volkstum in nahe Berührung und gegenseitigen Austausch zu bringen, war ebenso richtig gedacht wie wirksam und vorteilhaft für beide.

Überhaupt beginnt gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts ein besserer Geist sich in Deutschland kund zu thun. Die Moralität wächst sichtbarlich unter dem Schutze friedlicher und gleichmäßiger Zustände. Auch die schöne Litteratur hebt sich langsam, teils aus denselben Ursachen, teils unter dem Einflusse Frankreichs. Der Oden- und Satirendichter Canitz steht ganz unter der Einwirkung Boileaus; nüchtern und trocken verständig, immer aber von reiner Gesinnung und zuweilen sogar mit einem Anfluge dichterischen Empfindens. Daneben fängt auch die volkstümliche, wahre Dichtung an, sich in verheißender Weise kund zu thun: wie in dem herrlichen Volksliede vom Prinzen Eugen. Christian Weise verfocht die Berechtigung des „Naturellen und Ungezwungenen" gegenüber dem gekünstelten Schwulste der zweiten schlesischen Schule. Endlich erhob sich in Christian Günther ein echter, gottbegnadeter Dichter von hinreißender Wahrheit des Gefühles und tiefstem poetisch-menschlichen Empfinden. Wenn auch Günthers leidenschaftliches und zügelloses Wesen seine Schöpfungen beeinträchtigte und ihm selbst bald den Untergang brachte, so ist er doch nach langer Öde der erste wirkliche lyrische Dichter, dessen Poesie, weil unmittelbar aus dem Herzen quillend, auch ewig zum Herzen spricht.

Volkstümliche Dichtung aber war in Deutschland nur wieder möglich, weil das nationale Gefühl von neuem erwachte. Es sprach sich aus in zahlreichen Flugschriften und selbst in gelehrten Werken. Gerade die allgemeine Armut erwies sich als eine harte aber segensreiche Schule für das deutsche Volk und lehrte es wieder stetige und treue Arbeit. Unter dem Einflusse der Pietisten und Philosophen sowie der allgemeinen europäischen Anschauungen milderte sich die Schroffheit der reliösen Gegensätze, und zumal die katholisch-geistlichen Fürsten begannen sich durch Duldsamkeit und Aufklärung auszuzeichnen. So dämmerte langsam eine bessere Zukunft für die

„Niobe unter den Nationen,“ für das schwer geprüfte und schmerzlich wunde Deutschland herauf.

Auch dadurch wurde es begünstigt, daß der Gegensatz zwischen seinen beiden begehrlichen Nachbarn', Dänemark und Schweden, immer schärfer und bitterer wurde. Die durch die Oldenburger Dynastie mit dem ersteren Staate in Personalunion verbundenen Herzogtümer Schleswig-Holstein waren im sechzehnten Jahrhunderte zwischen die königliche und eine jüngere Linie, welche den Titel der Herzoge von Holstein-Gottorp führte, geteilt worden, und zwar derart, daß beide Anteile bunt durcheinander lagen. Der Herzog von Holstein-Gottorp suchte bald unter schwedischem Schutze volle Unabhängigkeit von der Krone Dänemark zu erringen, selbst in seinem schleswigschen Besitze, der doch von letzterer zu Lehen ging. Es gelang ihm wirklich, in zwei Verträgen 1660 und 1689 diese Ansprüche durchzusetzen, welche das ohnehin kleine dänische Reich wichtiger Gebiete beraubten. Sonst blühten unter König Christian V. (1670—1699) Handel und Verkehr. Mit dem nahen Deutschland in steter Wechselbeziehung, leisteten die dänischen Gelehrten Tüchtiges in den Naturwissenschaften und der klassischen Philologie; aber von einer dänischen Nationallitteratur war so gut wie gar nicht die Rede, sie ward vielmehr erst im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts von Holberg geschaffen. Im Jahre 1699 bestieg ein Fürst von jugendlicher Thatkraft den dänischen Thron, Friedrich IV. Indem er den Beschluß faßte, seinen rebellischen Vetter Friedrich von Gottorp zur Unterwerfung zu zwingen, entfesselte er einen Kampf, welcher den ganzen Norden erschüttern und dessen Verhältnisse von Grund aus umgestalten sollte.

In Schweden [1]) hatte der junge König Karl XI. sich durch die Habgier der regierenden Reichsräte in den unglücklichen Krieg von 1674 mit Brandenburg und Dänemark verwickelt gesehen. In den Prüfungen dieser Jahre erfüllte sich das ohnehin starre und eigenwillige Gemüt des Fürsten mit finsterer und verschlossener Leidenschaftlichkeit, mit hartnäckiger Thatkraft, die materielle und moralische Hindernisse für nichts achtete. Persönlich uneigennützig, mäßig, nur den Sorgen der Regierung sich widmend, war Karl XI. von dem düstern Feuer des Revolutionärs erfüllt, der nicht zögert, auch die besterworbenen Gerechtsame dem Staatswohle aufzuopfern. Er benutzte und nährte geschickt die Erbitterung des niedern Volkes über die unerträgliche Tyrannei, in welche der Hochadel es gestürzt hatte. Einige Siege, die er in Person über die Dänen erfocht, machten ihn populär und ließen mehr und mehr in königlicher Vollgewalt das einzige Mittel zur Rettung des Staates erblicken. Kaum war der Krieg beendet, so führte Karl die schon auf frühern Reichstagen vorbereitete Revolution auf den Reichstagen von 1680 und 1682 völlig durch — zwanzig Jahre nach der ähnlichen Umwälzung in Dänemark, aber viel gewaltthätiger und umfassender. Alle Stände vereinten sich mit der Krone gegen

1) F. F. Carlson, Gesch. Schwedens, T. V. (Gotha 1875).

den Hochadel, über dessen gewissenloses Treiben eine demütigende Untersuchung angestellt, der dann zu mehreren Millionen Reichsthaler Schadenersatz und zur Rückstellung aller seit dem Jahre 1604 von ihm erworbenen Krongüter verurteilt wurde. Dadurch ward mit einemmale der reiche schwedische Adel arm und die arme schwedische Krone reich. Endlich fiel auch auf den politischen Einfluß des Hochadels der vernichtende Streich. Die Stände erklärten, der König dürfe unumschränkt und frei regieren, dem Reichsrate brauche er nur vorzulegen, was ihm selbst beliebe, und sich nach dessen Aussprüchen nicht zu richten; überhaupt sei der Reichsrat keine ordentliche Behörde, sondern nur ein Ausschuß des Adelstandes. Endlich wurde die Krone auch von dem Zustimmungsrecht der Reichstage, der eigentlichen Volksvertretung befreit; höchstens wurde er eingeladen, über besonders wichtige Gesetze die unvorgreifliche Meinung der Stände anhören zu wollen.

So war die Revolution zu gunsten des Königtums vollzogen, an Stelle der Oligarchie nackter monarchischer Absolutismus getreten. Unbarmherzig nutzte Karl seinen Sieg aus, indem er eine allgemeine Plünderung des hohen Adels unter mancherlei ungerechten Forderungen und Ansprüchen begann. Er dehnte dies System auch auf die überseeischen d. h. deutschen Landschaften aus — eine Gesetzesverletzung der schlimmsten Art, da diese Länder ihre eigene Verfassung, ihr eigenes Herkommen, ihre eigenen Stände besaßen. Auch war der baltische, pommersche und bremische Adel nicht, wie der schwedische, erst jüngst auf mehr oder minder gewaltsame Weise emporgekommen, sondern er besaß viele Jahrhunderte alte Rechte; und es stand ihm nicht eine rechtlich freie, sondern seit ebenso vielen Jahrhunderten rechtlose und leibeigene Bevölkerung gegenüber. Nur darf man nicht vergessen, daß zumal der baltische — livische und ingrische — Adel durch beständige Mißhandlung der unterworfenen Slawen und Letten das Unrecht, das ihm jetzt widerfuhr, reichlich verdient hatte. Als er an den König Deputierte sandte, um gegen die Vergewaltigung Protest einzulegen, ließ Karl dieselben wegen Hochverrats zum Tode verurteilen und „begnadigte“ sie dann zu lebenslänglichem Gefängnisse. Nur der unerschrockene Sprecher der Deputation, der Hauptmann Reinhold von Patkul, entkam rechtzeitig der „Gnade“ des Königs.

Man muß zugeben, daß Karl die gewaltsam gewonnenen Befugnisse und Mittel nur zum Besten seines Reiches angewendet hat. Die Verwaltung, zumal die der Finanzen, wurde durchgehends verbessert, so daß man ein treffliches stehendes Heer von 60 000 Mann zu halten vermochte. Ein Geist strenger und harter Zucht durchdrang alle Klassen: jede andere Religion als das Luthertum blieb bei scharfer Strafe verboten. Freilich Bildung und Litteratur wollten unter dem rauhen Regiment nicht aufblühen, obwohl man neben der alten Universität von Upsala noch eine zweite in dem neu gewonnenen Lund errichtete. Nach außen wahrte Karl XI. die Neutralität, damit sein Land sich moralisch und materiell von den Folgen siebzigjährigen Kriegführens erhole. Doch Beleidigungen ließ er sich nicht gefallen: er war

1689 bereit gewesen, zum Schutze des mit Schweden verbündeten Herzogs von Gottorp das Schwert zu ergreifen — als Dänemark sich unterwarf. Hart, starrsinnig, oft ungerecht, wollte er doch immer das Beste seines Volkes und hat es an vielen Orten erreicht. An sich selbst hat er die schärfsten Anforderungen gestellt: kein anderes Interesse kannte er als das seines Staates. Er starb zu früh für Schweden, in seinem zweiundvierzigsten Jahre (April 1697).

Sein Sohn Karl XII. war erst fünfzehn Jahr alt. Er hatte eine wissenschaftlich nicht sehr sorgfältige, dafür aber streng religiöse Erziehung erhalten, seine Neigungen führten ihn vorzugsweise zu militärischen Studien und Beschäftigungen. Daß der Vater ihm eine vormundschaftliche Regierung unter der Königin-Mutter Hedwig Eleonore übergeordnet hatte, erfüllte den glühend ehrgeizigen, frühzeitig ernsten und im höchsten Grade eigenwilligen Jüngling mit lebhaftem Mißvergnügen. Mit Hilfe des Hochadels, der hoffte, unter dem jungen Fürsten leicht wieder Reichtum und herrschende Stellung erlangen zu können, ließ er sich sofort durch den Reichstag mündig erklären. Allein wie hatte der Adel sich in dem neuen Könige geirrt! Derselbe wies dessen sämtliche Forderungen zurück und beharrte bei den autokratischen Grundsätzen seines Vaters.[1]) Bei der Krönung setzte er sich selber die Krone aufs Haupt und vermied es, den gebräuchlichen Verfassungseid zu leisten. Von strenger Sittlichkeit, von eiserner Willensfestigkeit, vermied der junge Herrscher jedes Verhältnis zu Frauen, ja selbst den Genuß geistiger Getränke. Allein sonst rechtfertigte der Beginn der Regierung wenig seine Ungeduld, dieselbe zu ergreifen. Sein anfänglicher Eifer für die Regierungsgeschäfte erlahmte bald, und in wilden Übungen, tollkühnen Abenteuern und kindischen Spielen vergeudete er den Staatsschatz, den sein Vater gesammelt hatte. Emporkömmlinge, wie der zum Grafen erhobene Piper, Geschöpfe der königlichen Laune, hatten allein auf die öffentlichen Dinge Einfluß. So glaubten Unterthanen und Nachbarn ihn mißachten zu können.

Diese letztern meinten nun endlich die Zeit gekommen, um ihren Haß und Neid gegen das so schnell und glänzend emporgestiegene Schweden bethätigen zu dürfen. Drei mächtige Gegner rüsteten sich zu dem vermeintlich leichten Kriege wider den knabenhaften Schwedenkönig: Friedrich IV. von Dänemark, August II. von Polen und Peter von Rußland.

Zar Alexei [2]) hatte die Bedrängnis, in welche Polen durch den Angriff Karls X. Gustav von Schweden geraten war, benutzt, um in des erstern Provinzen Litauen und Klein-Rußland wichtige Eroberungen zu machen. Dann aber empfand er Lust nach den baltischen Provinzen, die damals Schweden zugefallen waren, und die wirklich seinem Reiche den Zugang zur Ostsee und damit zum zivilisierten Westen verschlossen: er ging also mit Polen einen Waffenstillstand ein und griff jene Länder an. Allein im Frieden von Kardis

1) So, abweichend von früheren Darstellungen, nach F. F. Carlson, Gesch. Schwedens, Bd. VI (Gotha 1887) S. 22 ff.

2) S. oben S. 311 f.

mußte er auf dieselben verzichten. Glücklicher für Rußland war der Friede mit dem durch beständige innere Zwistigkeit zerrissenen, unter dem schwachen Johann Kasimir völlig verkommenen Polen. Zu Andrussow (1667) trat die Republik dem Zaren Smolensk, Tschernigoff und Sewerien, sowie den größten Teil des Kosakenlandes Ukraine, endlich auf dem rechten Dnjeprufer Kiew ab. So tief war Polen gesunken, daß schon Karl X. Gustav, auch Rußland und Österreich sich mit Plänen zu seiner Teilung trugen. Von seiner Ohnmacht durchdrungen, legte Johann Kasimir 1668 die Krone nieder und zog sich in ein französisches Kloster zurück; indes sein Nachfolger, der polnische Fürst Michael Wisznowiecki, war nicht minder kläglich und erlitt gegen die Türken die schmachvollsten Niederlagen. Glücklicherweise starb er schon 1673, und der heldenmütige Johann Sobieski führte etwas bessere Zeiten herbei. Doch auch er hatte unter der Unbotmäßigkeit des Adels und den Intrigen der Großen derart zu leiden, daß er mehrfach auf dem Punkte stand, sich der dornenvollen Würde zu entäußern. Nach seinem Tode (1696) wurde Polen vollends ein Spielball fremder Mächte, und der österreichische Einfluß, sowie ungeheure Bestechungen setzten ihm den Sachsen August II. zum Könige.

Für Rußland war besonders von Wert der Erwerb des altheiligen Patriarchensitzes Kiew und des Kosakenlandes, des eigentlichen Streitobjektes zwischen ihm und Polen. Die ukrainischen Kosaken erkannten fürder den Zaren als ihren Oberherrn an, lebten aber sonst ein Jahrhundert hindurch unter ihrer eigenen, freien militärischen Verfassung. Alexei wiederum bereitete die Reformen Peters des Großen vor, indem er eine bedeutende Anzahl fremder, zumal deutscher Offiziere in seinen Dienst zog, um hier regelmäßige stehende Truppen zu organisieren, da die Strelitzen sich völlig ungenügend gezeigt hatten. Auch in den religiösen Dingen begünstigte Alexei eine rationellere und aufgeklärtere Richtung, die wirklich in dem großen Konzil der ganzen griechischen Kirche, das er nach Moskau 1666 zusammenberufen hatte, zum Siege gelangte. Die eifrig Altgläubigen, „Starowerzen" trennten sich bei dieser Gelegenheit von der offiziellen Kirche; und so grausam man auch diese Sektierer, Raskolniks, verfolgte, sie haben sich in großer Zahl bis auf den heutigen Tag erhalten. Durch solche Spaltung sah sich aber die herrschende Kirche um so mehr genötigt, sich unbedingt der schützenden Staatsgewalt anzuschließen und zu unterwerfen.

Auf Alexei folgte 1676 sein ältester Sohn Feodor III. Der noch junge Fürst ging mutig auf der Bahn der Reformen weiter, die sein Vater beschritten hatte. Er hob den Mestnitschestwo, den erblichen Dienstadel auf und durchbrach auf diese Weise die letzte hemmende Schranke, die der zarischen Allmacht noch Widerstand geleistet hatte. Damit war auch ein ernstes Hindernis für durchgreifende Neuerungen im Staats- und sozialen Leben, eine Stütze des Altrussentumes, beseitigt.

Nachdem so Feodor III. einem Größern erfolgreich vorgearbeitet hatte, starb er, erst einundzwanzig Jahre alt, kinderlos. Er hinterließ, außer sechs

Schwestern, zwei Brüder, Iwan und Peter.[1]) Da der ältere von diesen, Iwan, körperlich und geistig äußerst gebrechlich war, bewog man ihn, zu gunsten des jüngern, des zehnjährigen Peter, auf die Krone zu verzichten; einstweilen übernahm des letztern Mutter, Natalia Narischkin, die Regierung. Aber Peters herrschsüchtige und ränkevolle Stiefschwester Sophia benutzte die Unzufriedenheit der Strelitzen mit den unter den beiden letzten Zaren getroffenen militärischen Neuerungen, um jene zur Ermordung der Angehörigen der Regentin zu verleiten und Natalien die Herrschaft zu entreißen. Der junge Zar Peter, durch Sophia von jeder wirklichen Macht ausgeschlossen, lebte fürder zurückgezogen, mit eifrigen Studien und der scheinbar harmlosen Ausbildung seiner Leibgarde beschäftigt. Als er heranwuchs, erweckte sein frühzeitig festes Auftreten ihm viele Anhänger; die ganze Partei der mächtigen Familie Narischkin unterstützte ihn; und endlich kamen ihm die Willkür und Anmaßung Sophiens zu statten. So konnte er zahlreiche Getreue um sich sammeln, zum Widerstande gegen die Zarewna, die sich bald, von fast allen verlassen, unterwerfen mußte. Sie ward — noch milde genug — in ein Kloster gesperrt, ihre hauptsächlichsten Anhänger aber verbannt.

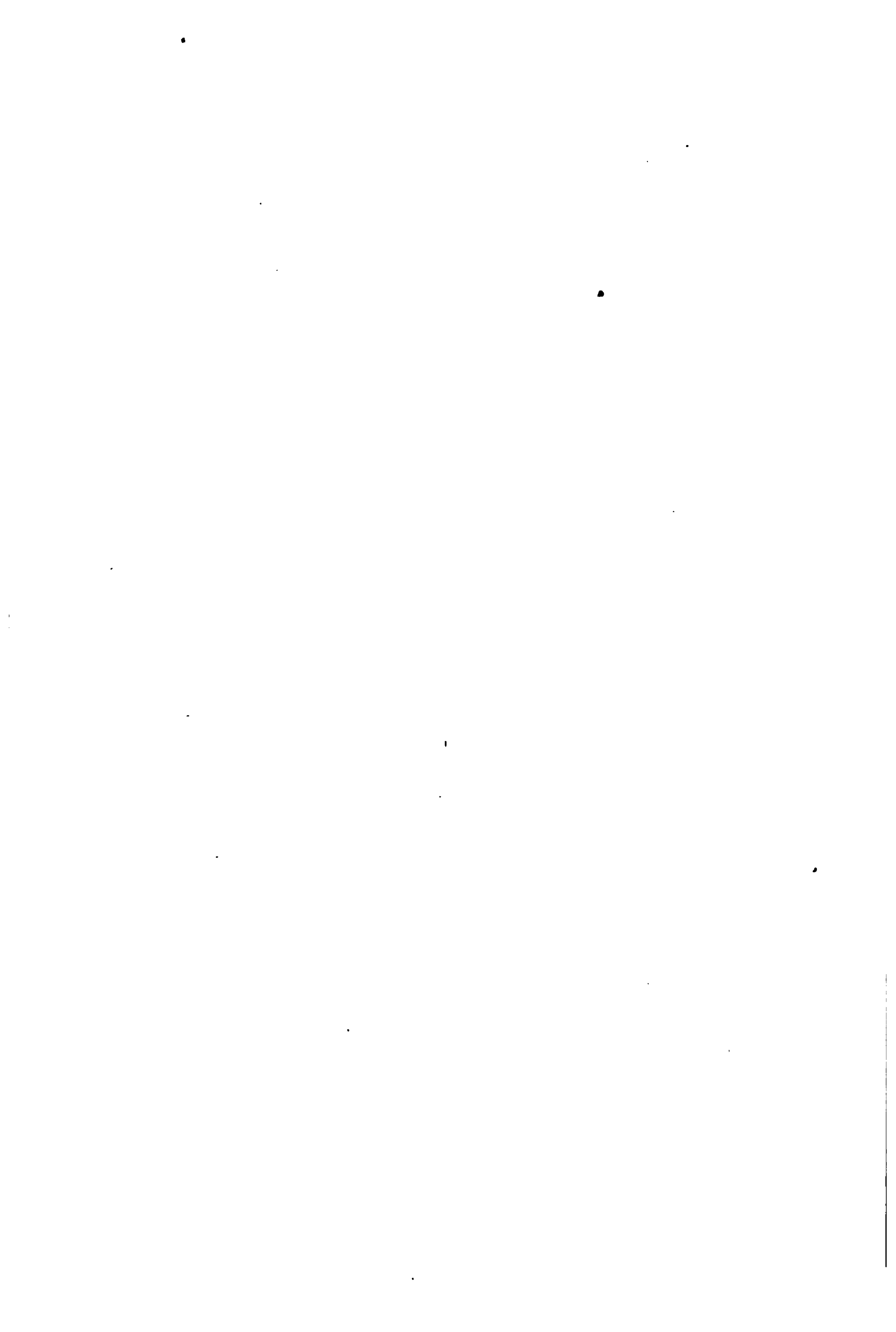
So wurde im Jahre 1689 der siebzehnjährige Zar Peter Alleinherrscher. Sofort ging er ans Werk, in Rußland die abendländische Kultur einzuführen, wie sie ihm in seinen Studien und den Erzählungen seines älteren Freundes, des Genfers Lefort, verlockend entgegen getreten war. Es war dasselbe Streben, das schon seine beiden Vorgänger beseelt hatte, aber nunmehr aufgenommen und durchgeführt mit der ganzen Kraft des Genies und eines eisernen Charakters. Zunächst wurden die Truppen europäisch eingeübt; holländische Zimmerleute, bei denen Peter selbst in die Lehre ging, wurden zur Erbauung von Kriegs- und Kauffahrteischiffen herbeigerufen. Strenge Polizeigesetze wurden durchgeführt. Zugleich war Peter darauf bedacht, den reichen Naturprodukten Rußlands durch Schaffung von Hafenplätzen eine unmittelbare Ausfuhr zu ermöglichen. Da es damals nur durch Archangel am Weißen Meere mit dem Ozean in Verbindung stand, begünstigte er diese Stadt ungemein. Dann aber nahm er an dem Kriege Österreichs gegen die Pforte teil und entriß ihr Asow, das er stark befestigen ließ und das ihm den Zugang zum Schwarzen und Mittelmeere eröffnete. Eine Verschwörung, welche die unermüdliche Sophia unter den altrussischen Adligen und Strelitzen angestiftet, vereitelte der Zar durch persönliches Eingreifen und bestrafte die Schuldigen mit barbarischer Grausamkeit. Gewiß war Peter eine harte despotische Natur; aber was ihn von anderen Despoten, wie Ludwig XIV. und Napoleon I., unterscheidet, ist doch, daß ihn nicht sowohl selbstsüchtiger Ehrgeiz bewegte, als vielmehr aufrichtige Sorge für die Größe und Wohlfahrt Rußlands, wie er dieselben auffaßte.

1) A. Brückner, Peter der Große (Berlin 1880). — E. Herrmann, Rußland unter Peter dem Großen (Leipzig 1872). — Ders., Geschichte des Russ. Staates, Bd. IV (Hamburg 1849).

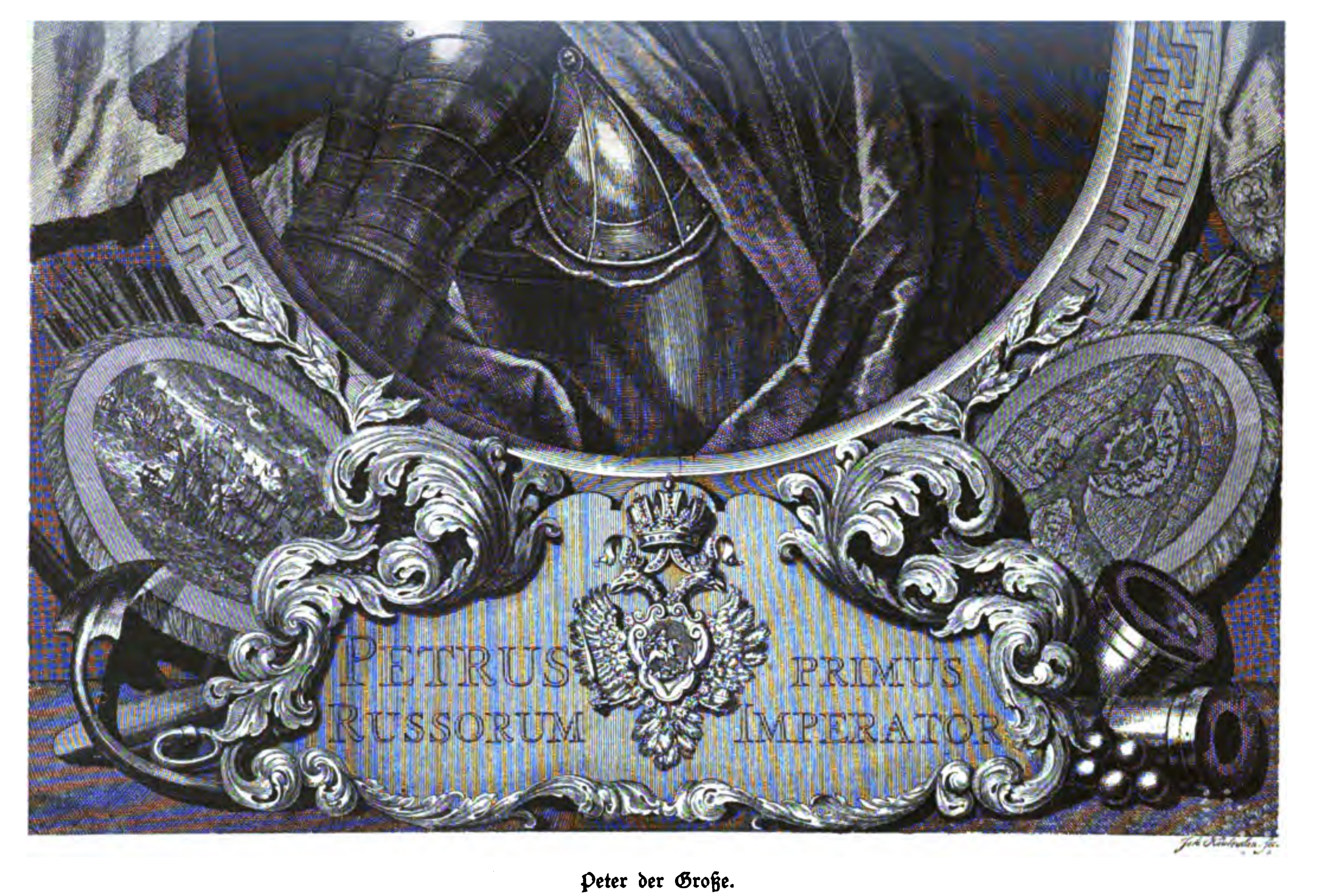
Im Jahre 1697 unternahm er seine erste große Reise nach dem Westen, um dessen Sitten und Einrichtungen genauer kennen zu lernen. Wegen seiner halbbarbarischen Gewohnheiten überall wie ein Wundertier angestaunt, zog er durch Norddeutschland nach Holland, wo er selbst auf den Schiffswerften von Zaandam arbeitete und wißbegierig alle wissenschaftlichen und gewerblichen Anstalten in Augenschein nahm, und dann nach England, von wo er über Wien nach Rußland zurückkehrte. Hier hatten sich, von der kulturfeindlichen Geistlichkeit aufgestachelt, die Strelitzen zum drittenmale gegen ihn und seine Neuerungen empört, waren aber bei seiner Rückkehr schon unterworfen. Nichtsdestoweniger wütete er furchtbar unter den Unglücklichen; viele Tausende wurden hingerichtet; an hundert tötete er gelegentlich mit eigener Hand, wie zur persönlichen Zerstreuung. Gewiß sollen seine schreckliche Leidenschaftlichkeit und Roheit nicht entschuldigt werden, doch hielt er eben die härtesten Mittel für unentbehrlich, um sein Volk auch gegen dessen Willen zu menschenwürdigem Dasein, sein Reich zur Großmacht zu erheben. Im Jahre 1700 löste er das Korps der Strelitzen völlig auf und schuf an ihrer Stelle durch regelmäßige Rekrutierung eine ordentlich geübte und organisierte Militärmacht. Zugleich verbot er die überkommenen Kleider- und Barttrachten, führte europäische Vergnügungen ein, schickte zahlreiche junge Russen aller Stände zum Erlernen von Künsten, Wissenschaften und Handwerken ins Ausland. Er reorganisierte völlig die russischen Finanzen. Seine Thätigkeit war allseitig und bewundernswert schöpferisch.

Am schmerzlichsten vermißte Peter für sein Reich eine leichte und nahe Seeverbindung mit den Kulturländern. Er hoffte sie, wie sein Vater, auf Kosten Schwedens zu finden. Um so lieber trat er dem Bündnis bei, das jener vor Karls XI. Gewaltthätigkeit geflüchtete Sprecher des livländischen Adels, Patkul, zu bilden suchte. Schon hatte dieser von Haß und Patriotismus gleich sehr erfüllte, übrigens diplomatisch äußerst gewandte Mann freundliches Entgegenkommen gefunden bei dem ersten Minister Augusts II., Flemming, einem geistreichen, sanguinischen, unruhigen Politiker. Im Herbst 1699 schloß Flemming mit Dänemark ein Angriffsbündnis gegen Schweden ab. Wiederum Patkul und mit ihm der sächsische Gesandte in Moskau, Carlowitz, bewogen den Zaren, dieser Liga beizutreten: Polen sollte Livland und Esthland, der Russe irgend einen Zugang zur Ostsee erhalten. Er spielte einstweilen noch eine nebensächliche bescheidene Rolle, allein wie gänzlich sollten sich binnen eines Jahrzehntes die Umstände ändern!

So zog sich im Nordosten Europas ein drohendes Unwetter zusammen, während gleichzeitig der gesamte Westen und Süden des Erdteils von einem gewaltigen Kampfe erschüttert wurde, der zumal das stolze Gebäude Ludwigs XIV. mit völligem Einsturze bedrohte.

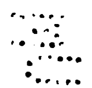






Peter der Große.

Verkleinertes Facsimile eines Kupferstiches von Jak. Houbraken (1698—1780).



Achtes Kapitel.

Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges.[1])

Gegen Ende des siebzehnten Jahrhundert bestand der Mannesstamm der spanischen Habsburger nur noch in dem Könige Karl II., dem am Körper und Geist gleich schwächlichen Sprößlinge eines entarteten Herrscherhauses, vom ersten Tage seiner nominellen Regierung an Spielball der höfischen Parteien und Kabalen. Wie er in seiner Kindheit erst sehr spät sprechen und gehen gelernt hatte, so blieb der Fürst mit dem gelblich blassen Gesicht, den müden Zügen und dem stets halb offenen Munde immer in Abhängigkeit von seiner Umgebung. Nach dem Tode seines Halbbruders Don Juan d'Austria 1679 hatte die Königin-Mutter Maria Anna und mit ihr der österreichische Einfluß wieder das Übergewicht in Madrid erlangt. Die Gemahlin Karls, Marie Luise von Orleans, die Nichte Ludwigs XIV., sah sich von ihrem Gatten durchaus vernachlässigt. Die jugendlich schöne lebhafte Frau verkam unter der feindlichen Umgebung und in der schauderhaften Langeweile spanischer Hofetikette. Bald aber brachte die Erbschaftsfrage einen Zerfall der Königin-Mutter mit Österreich zuwege.

Kaiser Leopold I. hatte von seiner spanischen Gemahlin Margarete, die von Philipp IV. testamentarisch zur eventuellen Erbin seiner Monarchie erklärt worden war, die dann aber früh starb, nur eine Tochter Maria Antonia.

---

1) C. v. Noorden, Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert. Der spanische Erbfolgekrieg (3 Bde. Düsseld. 1870—79); leider durch den Tod des Verfassers mit dem Jahre 1710 abgebrochen. — O. Klopp, Der Fall des Hauses Stuart. — Hippeau, L'avènement des Bourbons au trône d'Espagne (2 Bde. Paris 1875). — A. Gaedeke, Die Politik Österreichs in der spanischen Erbfolgefrage (2 Bde. Leipzig 1877). — H. Reynald, Louis XIV. et Guillaume III. (2 Bde. Paris 1883). — P. Grimblot, Letters of William III. and Louis XIV. and of their ministers (2 Bde. London 1849). — Mémoires du marquis de Torcy; Michaud et Poujoulat, Coll. des mém. III, VIII). — Mém. du maréchal de Villars (ebendas. III, IX; neue bessere Ausgabe von Melch. de Vogué, seit 1884, Paris). — Mém. du maréchal de Berwick (M. & P. III, VIII). — Pelet, Mém. militaires relatifs à la succession d'Espagne (11 Bde. Paris 1845—62; Coll. des docum. inédits). — Murray, Despatches of the duke of Marlborough (5 Bde. London 1845. 46). — W. Coxe, Memoirs of John duke of Marlborough (6 Bde. neue Aufl. London 1847). — Lord Mahon (Earl Stanhope), History of the war of the succession in Spain (neue Aufl. London 1850). — v. Arneth, Prinz Eugen, sowie die Gesch. der Feldzüge Eugens, vom österr. Generalstabe; u. s. w.

Er vermählte dieselbe mit Kurfürst Max Emanuel von Bayern; doch mußte sie vorher zu gunsten ihrer Stiefbrüder, der Söhne des Kaisers aus einer anderen Ehe, auf ihr Erbrecht in Spanien Verzicht thun. Dieser Akt wurde indes in Spanien als ungültig betrachtet, da er, obwohl eine Abänderung der Thronfolgeordnung enthaltend, von den Cortes nicht gebilligt worden war. Anna Maria selber stand durchaus auf seiten ihrer Enkelin, der Kurfürstin von Bayern. Trotz aller Gegenwirkungen des kaiserlichen Hofes wurde Max Emanuel, ein einsichtiger, tapferer und liebenswürdiger, wenn auch höchst liederlicher Fürst, sofort zum Statthalter der spanischen Niederlande ernannt. Hier begann er ein Regiment, das glänzend gegen die Mißregierung der übrigen Provinzen abstach und wohl geeignet war, ihm das Vertrauen und die Zuneigung aller spanischen Patrioten zu gewinnen. Wenn in Belgien auch Handel und Industrie infolge der Eifersucht und der beschränkenden Maßregeln der Holländer daniederlagen, waren doch Ackerbau und Handwerk und mit ihnen die Zahl der Bewohner in erfreulichem Aufschwung begriffen.[1]) Allein noch einmal hoben sich die Hoffnungen Österreichs: Marie Luise starb, und Karl vermählte sich zum zweitenmale, mit einer Schwester der Kaiserin, Maria Anna von Pfalz-Neuburg, welche der eigentlich österreichischen Partei in Madrid um so mehr das Übergewicht zurückgab, als die Freundin Bayerns, die Königin-Mutter, 1696 verschied. Wirklich wäre schon damals die Proklamierung der Erbfolge von Kaiser Leopolds jüngerem Sohne, Erzherzog Karl, wohl zu erreichen gewesen, wenn jener, den Aufforderungen der spanischen Minister gemäß, denselben ein Truppenkorps zur Verteidigung Kataloniens gegen die Franzosen hinübergesandt hätte. Allein der in seinen legitimistischen und absolutistischen Ideen beschränkte Geist des Kaisers konnte sich nicht zu der Erwägung aufschwingen, daß es bei der Bestimmung der Schicksale eines großen Reiches noch auf etwas anderes ankomme, als die Verwandtschaftsverhältnisse und persönlichen Beziehungen der Fürsten. Er hielt es deshalb nicht für nötig, Spanien seinen Beistand zu leihen, dessen es doch dringend bedurfte. Die Lage des Reiches war geradezu trostlos.[2])

Obwohl von Jugend auf kränklich, besaß Karl II. doch eine große Zähigkeit und würde unter rationeller Behandlung gewiß lange gelebt haben; allein die Quacksalber, die in buntem Wechsel mit seiner Heilung betraut wurden, sowie die schlechte Luft von Madrid richteten seine Konstitution vollends zu Grunde. Von seiner herrschsüchtigen Mutter in äußerster Unwissenheit und geradezu fanatischer Bigotterie erzogen und auch als Jüngling von allen politischen Geschäften verdrängt, hatte der gutmütige schwache Fürst jede Selbständigkeit des Entschlusses verlernt und verfiel, oft gegen seine bessere Überzeugung, lediglich dem Willen seiner Umgebung. Seit dem Tode

1) Gachard, Histoire de la Belgique au commencement du XVIIIe siècle (Brüssel 1880) S. 10.

2) M. Lafuente, Hist. gen. de España, Bd. XVII. — Gebhardt, Hist. gen. de España, Bd. V. (Madrid 1864).

der Mutter lenkte ihn seine zweite Gemahlin, die Neuburgerin: nicht die Königin sei sie, sagte der venezianische Gesandte, sondern der König. Und doch befähigte ihr leidenschaftlicher, unbeständiger, dem Momente unterworfener Charakter sie wenig zu solcher Rolle. Die Spanier beleidigte sie durch hochfahrendes Wesen und thörichte Vorliebe für ihre deutsche Hofdame, die Hessin von Berlepsch, welche ihre Herrschaft über die Königin zu scham- und gewissenloser Bereicherung mißbrauchte.

Freilich war der einheimische Adel weder befähigter noch patriotischer als diese Fremden. Die Granden sahen im Staate nur das geeignetste Objekt ihrer Plünderungssucht. Ihre Güter besuchten sie fast nie und führten in Madrid ein schwelgerisches, liederliches und doch oft armseliges Leben. Der niedere Adel war ebenso übermäßig zahlreich wie arm, träge, bettelhaft, Drohnen der Gesellschaft. Von ihm breitete sich prahlerische Dummheit, Faulheit, Armut und Liederlichkeit über alle Klassen der Gesellschaft aus. Verheiratete Männer hielten neben ihrer Gemahlin regelmäßig noch eine, meist auch vermählte offizielle Mätresse und eine oder mehrere Kurtisanen. Ansteckende Krankheiten waren die Folge dieser allgemeinen Ausschweifungen.[1]) Die Bevölkerung schmolz mit reißender Schnelligkeit zusammen: um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts über 12 Millionen Seelen, war sie jetzt nur 5 700 000 stark. Nur die Geistlichkeit, mehrere Hunderttausende stark, blühte in behaglichem und oft überaus reichem Besitze. Industrie und Handel waren, soweit sie nicht von Fremden ausgeübt wurden, gleich Null; nur Barcelona machte eine Ausnahme. Das Land, dem Peru und Potosi tributär waren, besaß fast nur noch Kupfermünze — Gold und Silber strömten dem fleißigen Auslande zu. Die Staatseinnahmen waren auf 30 Millionen Realen herabgesunken, nach heutigem Geldwerte etwa 19 Mill. Mark entsprechend. Und diese schwache Summe zerrann zum größten Teile unter den Händen der ebenso gewissenlosen wie unfähigen Großen und Beamten. Das Heer erhielt keinen Sold, die niederen Staatsdiener nur zwei Drittteile ihres Gehaltes, auch diese unregelmäßig, und die Flotte hörte auf zu existieren. Oft drohte der ganzen Regierungsmaschinerie der Stillstand. Die Not drang bis in den Palast des Königs, dem niemand mehr auf Kredit liefern wollte; an einem Tage gingen sechzig Diener und das ganze Stallpersonal davon, weil sie seit drei Jahren unbezahlt geblieben waren. Die Bettler, die Räuberscharen mehrten sich in erschreckendem Maße. In den Städten selbst waren die Mordthaten ganz gewöhnlich und wurden gar nicht mehr bestraft, so daß sogar fremde Gesandte zu blutiger Selbsthilfe griffen.[2]) Der einzige Minister, der eine Reform wenigstens versucht hatte, Oropesa, war durch die Königin gestürzt worden.

---

1) Reisebriefe der Gräfin d'Aulnoy (herausgeg. von Mme Carey unter dem Titel: La Cour et la ville de Madrid vers la fin du XVIIe siècle, Paris 1874) I, 400 u. öfters, zumal 446.

2) Dep. Villars', französ. Gesandten in Madrid; Mignet, Négociations, IV, 168.

So kam es, daß in dem zweiten Koalitionskriege es keine haltbare Festung auf der Halbinsel gab, das gesamte Heer nur 8000 zerlumpte und hungernde Bettler betrug. Die Soldaten wegelagerten bandenweise auf den Landstraßen und plünderten Reisende und Postwagen aus.[1]) Von Kaiser Leopold in seiner pfiffigen Beschränktheit völlig verlassen, erlitten die Spanier gegen die Franzosen immer schmerzlichere Verluste. Bei einem so thörichten und eigennützigen Benehmen des kaiserlichen Hofes wuchs aber die Mißstimmung gegen denselben in Spanien immer höher. Wenn auch noch keine eigentlich französische, gab es doch bereits hier eine antiösterreichische Partei, welche für die Gegenwart schleunigen Abschluß des Friedens mit Frankreich und für die Zukunft Erbfolge des bayerischen Kurprinzen, des Sohnes Max Emanuels und der inzwischen verstorbenen Maria Antonia anstrebte. Ihr gehörten fast alle Granden und Mitglieder des Staatsrates an, und ihr Führer war der überaus reiche, angesehene und mächtige Primas der spanischen Kirche, der Erzbischof von Toledo, Kardinal Porto-Carrero.

Der Fall von Barcelona (August 1697) entschied den einstweiligen Sieg dieser Partei; trotz des Sträubens der kaiserlichen Regierung unterzeichnete der spanische Gesandte in Ryswyk das Friedensinstrument. Ludwig XIV. zeigte sich überaus liebenswürdig und entgegenkommend, indem er den Spaniern nicht nur alle ihre jüngsten Eroberungen sondern auch Luxemburg zurückgab. Jeder Spanier mußte sich darüber klar werden: nicht der Hilfe Österreichs, sondern nur dem Wohlwollen des mächtigen Königs von Frankreich hatte man so günstige Bedingungen zu danken. Diese Erwägung wurde für die Zukunft außerordentlich wichtig. Nur ein Mittel hätte es jetzt für Österreich gegeben, sich wenigstens das Hauptland der spanischen Monarchie zu sichern: schleunige Übersendung von 10—12000 kaiserlichen Soldaten, um die Übelwollenden im Zaume zu halten, die Pyrenäengrenze vorläufig gegen einen etwaigen französischen Angriff zu schützen. Der Kaiser aber weigerte sich, die Kosten einer solchen Expedition zu tragen. Vergebens waren die Warnungen der Spanier, die darauf hinwiesen (1698), Leopold möge alle seine Kräfte auf die Erbschaft vereinen und lieber um jeden Preis mit den Türken Frieden schließen, da die spanische Monarchie mehr wert sei, als dieser oder jener Platz an der türkischen Grenze. Die Forderungen der Madrider Regierung versetzten den Kaiser nur in höchsten Unwillen: er bedrohte die Berlepsch mit seiner Ungnade. Die Folge davon war, daß dieses intrigante Weib und durch sie zum Teil die Königin selber sich gegen das österreichische Interesse kehrten. Ein solches Benehmen seitens Österreichs hielten Leopold I. und sein vertrauter Minister Kinsky für „Standhaftigkeit!"

So fand der neue französische Botschafter Marquis von Harcourt, ein kleiner beweglicher Mann mit feurigem Auge, der sich schon als Soldat großen

1) Mémoires du Feld-maréchal de Mérode-Westerloo, I, 137. — Noch übler stand es um die Milizen, die zu ernstem Gebrauche ganz unfähig waren; vgl. Gräfin d'Aulnoy, I, 123 f.

Ruhm erworben, den Boden in Madrid vorzüglich vorbereitet; und er wußte die Gunst der Lage trefflich auszubeuten. Liebenswürdig, verschlagen, geschmeidig, zur rechten Zeit auch energisch und nachdrucksvoll, hatte er überdies den Vorteil, über bedeutende Geldmittel zu verfügen, während die Vertreter des Kaisers in schäbiger Armut lebten. Porto-Carrero war nun völlig für Frankreich gewonnen. Er benutzte eine schwere Erkrankung des unglücklichen Monarchen, um ihm seinen Zustand als eine Strafe des Himmels zu schildern, da er wegen seiner Frau und deren schlechter Regierungsweise dem Teufel verfallen sei. Der fiebernde Monarch glaubte dem Priester blindlings. Seit dieser Zeit büßte die Königin fast allen Einfluß ein, ihr Gegner Oropesa ward aus der Verbannung zurückgeholt und zum leitenden Minister ernannt (März 1698). Das war eine für die kaiserliche Sache sehr üble Wendung.

Inzwischen beschäftigten sich auch die übrigen Kabinette eifrig mit der spanischen Erbschaftssache: und zwar vom Standpunkte des europäischen Gleichgewichtes aus, des Ideals der damaligen Staatsmänner. Man dachte sich den Erdteil in zwei Lager geteilt, von denen das eine dem anderen an Macht ziemlich gleich sein, beide sich dadurch in Schach und im Frieden halten müßten. Kein Zweifel, daß Frankreich auf der einen, Österreich auf der anderen Seite gewissermaßen den Kern ausmachten, um welchen ein jedes der beiden Lager sich gruppierte. Es durfte also weder Frankreich noch Österreich eine so enorme Verstärkung erfahren, wie die gesamte spanische Erbschaft verleihen mußte: sonst würde die eine Partei übermächtig und dadurch für die Freiheit Europas verderblich geworden sein. Am liebsten hätte deshalb Wilhelm III. die ganze spanische Monarchie einem andern, dem bayerischen Kurprinzen, verschafft; allein daran war nicht zu denken, daß der König von Frankreich und der Kaiser dies ruhig zugegeben hätten, einen Anteil mußten sie wenigstens haben. Auf die nationalen Wünsche der Spanier, die vor allem die Integrität ihrer glorreichen Monarchie erhalten zu sehen forderten, nahm man gar keine Rücksicht, und ebenso wenig auf den Kaiser, den Wilhelm für den minder mächtigen hielt. So schlossen England und Holland mit Ludwig XIV. im Oktober 1698 den sogenannten ersten Teilungsvertrag ab, nach welchem der Kurprinz das eigentliche Spanien, die katholischen Niederlande und die Kolonien erhalten, Ludwig mit dem spanischen Unteritalien sowie der Pyrenäenprovinz Guipuzcoa entschädigt werden, der Kaiser endlich sich mit dem Herzogtume Mailand begnügen sollte.

Die Schwierigkeit war nur, des Kaisers und der Spanier Zustimmung zu diesen Abmachungen zu erlangen. Zumal die Spanier waren entschlossen, eine solche Zerstückelung des Reiches Karls V. nicht zu dulden: hierin stimmten Porto-Carrero und Oropesa mit Maria Anna überein. Von allen Seiten bestürmt, erschien Karl II. selber im Staatsrate und erklärte hier mit einer an ihm sonst selten bemerkten Festigkeit, daß er sich entschieden habe, seinen Großneffen, den Kurprinzen, zum Nachfolger zu ernennen; ein

entsprechendes Testament wurde veröffentlicht. Mit patriotischer Begeisterung jubelte die spanische Nation dieser Entscheidung zu.

Da machte ein unvorhergesehenes Ereignis das Testament sowohl als auch den ersten Teilungsvertrag hinfällig: am 6. Februar 1699 starb plötzlich, in seinem siebenten Lebensjahre, der Kurprinz. Unvermittelt standen sich nun die französischen und österreichischen Ansprüche gegenüber. Für den armen Karl II., um dessen Besitzungen man sich bei seinen Lebzeiten so rücksichtslos stritt, handelte es sich jetzt um die schwere und beängstigende Wahl: ob er seinen entfernten und minder mächtigen Blutsverwandten oder den drohenden übermächtigen Nachbar vorziehen solle? Aus Furcht vor den französischen Drohungen und um die Gesamtmonarchie sicher zu erhalten, traten die meisten Granden zu der französischen Partei hinüber, während die Königin und ihr Anhang sich wieder dem Kaiser anschlossen.

Man kann nicht anders sagen, als daß Ludwigs XIV. Beschlüsse zunächst gemäßigter Natur waren. Er kam der englischen Regierung mit dem Vorschlage zuvor: da eine allzu große Verstärkung der französischen Macht allerdings für Europa bedenklich sein würde, sei er bereit, dem jüngeren Erzherzoge Spanien zu überlassen, wenn er selber Guipuzcoa, Navarra, Neapel und die spanischen Niederlande erhalte, und außerdem Savoyen und Lothringen, deren Herzoge durch Mailand und Sizilien entschädigt werden sollten. Im Grunde wäre dadurch doch Frankreichs Macht unverhältnismäßig gesteigert worden. Während Österreich nichts erlangt hätte als die abermalige Errichtung einer habsburgischen Sekundogenitur in dem weit entfernten, aller seiner Außenposten beraubten und durch die Abtretung Guipuzcoas und Navarras militärisch den Franzosen geöffneten Spanien, würde Frankreich sich unmittelbar durch weite und wichtige Länder vergrößert und mit Neapel die Herrschaft über Italien gewonnen haben.

Wilhelm III. verhehlte sich die Gefahren nicht, die mit der Annahme solcher Forderungen seinem Lebenswerke, der so schwer und unvollkommen erkämpften Freiheit Europas vor der französischen Übermacht erwuchsen. Dennoch glaubte er, auf jene eingehen zu müssen. Er war tief entmutigt. Wenn Ludwig seine Hände nach der spanischen Gesamtmonarchie hätte ausstrecken wollen, wer hätte ihm widerstehen mögen? In Holland rief alles nach Frieden. Das englische Parlament hatte in thörichter Vertrauensseligkeit und in offenem Gegensatze zu der auswärtigen Politik seines Königs vollständig entwaffnet. Von dem tief zerrütteten Spanien war nichts zu erwarten; und der Wiener Hof war durch den ersten Teilungsvertrag gegen die beiden Seemächte höchlichst gereizt worden. Frankreich dagegen war derart gewaffnet, daß es binnen kurzem ein Heer von 120—150000 Mann in das Feld senden konnte. So war Wilhelm geneigt, das kleinere unter den Übeln zu ergreifen. Nur mit Mühe gelang es ihm, Frankreich zum Verzicht auf die spanischen Niederlande zu bewegen, jedoch mit Ausnahme des wichtigen Luxemburg, das es unter allen Umständen für sich verlangte. Gegen Ende

des Jahres 1699 und den ersten von 1700 wurde von Frankreich, England und Holland der neue Teilungsvertrag unterzeichnet, der die nationalen Interessen Spaniens noch rücksichtsloser verletzte, als der frühere.

Es versteht sich von selbst, daß auch der Kaiser ihn wiederum verwarf. Aber er hatte nichts gethan, um seine Partei in Madrid zu stärken, und verminderte nach dem Frieden von Karlowicz sein Heer beträchtlich, als gäbe es keine spanische Erbschaft zu sichern. Anstatt die einflußreichen Persönlichkeiten in Madrid durch entsprechende Geschenke zu gewinnen, forderte er von ihnen Opfer an Hab und Gut für seine Sache. So fielen immer mehr spanische Große von ihm ab und wandten sich, in der Überzeugung, Leopold werde nicht im stande sein, Spanien vor einem Angriffe Ludwigs XIV. zu schützen, dem letzteren zu: unter ihnen Porto-Carrero, aus Haß gegen Maria Anna und Oropesa, der mit letzterer sich gegen ihn verbündet hatte. Da geschah es, daß das Volk von Madrid, durch den ersten Teilungsvertrag schon erregt, über eine Brotteuerung erbittert und von den Gegnern der Königin aufgehetzt, im April 1699 in wildem Aufstande die Entlassung und Verbannung Oropesas erzwang, den es dreizehn Monate früher wie einen Heiland begrüßt hatte. Die Leitung der Geschäfte ging damit an Porto-Carrero und dessen Anhänger über; der Kardinal-Primas, getragen von der Gunst der großen Masse und von dem ganzen Einflusse der Geistlichkeit, reinigte den Staatsrat von allen Gegnern und besetzte alle wichtigen Ämter mit seinen Kreaturen. Als nun im Sommer 1699 Gerüchte von dem beabsichtigten neuen Teilungsvertrage sich verbreiteten, kehrte sich der Grimm der Spanier nicht gegen Ludwig XIV., von dem sie glaubten, es sei ihm mit der Teilung gar nicht Ernst, sondern gegen die Seemächte, die schon zum zweitenmale das spanische Reich wie einen toten Körper bei Lebzeiten seines Herrschers zerstückelten, ohne sich auch nur die Mühe einer Frage bei Spanien um dessen Einwilligung zu geben. Die diplomatischen Beziehungen mit England wurden abgebrochen, schon im voraus ein scharfer Protest gegen den Vertrag an allen Höfen erhoben.

Ludwig XIV. war von der Wirkung, welche die Nachricht der geplanten Teilung in Madrid geübt hatte, freudigst überrascht. Er begann ein gewissenloses Doppelspiel. Harcourt mußte die spanischen Großen im Sinne der Erbfolge eines französischen Prinzen weiter bearbeiten; zugleich aber sein geschickter Gesandter in London, Marschall Tallard, dort die Teilungsverhandlungen zu Ende führen.

Als deren Abschluß dem spanischen Vertreter in Paris im Mai 1700 amtlich notifiziert wurde, fühlte sich Karl II. tief verletzt. Er hatte gehofft, sein Protest werde jene bis zu seinem Tode vereiteln. Persönlich stets der deutschen Linie seines Hauses ergeben, war er jetzt entschlossen, mit deren Hilfe alle Mittel gegen die Ausführung des Traktates aufzubieten. Er wandte sich in zwei eigenhändigen Schreiben an den Kaiser: derselbe möge ihm seinen Rat und eine beträchtliche Geldhilfe zu teil werden lassen, dafür verspreche

er, die Monarchie ungeteilt dem Erzhause zu erhalten. Allein von Wien kam keine Entscheidung. Die Minister meinten noch Zeit zu haben; man dürfe sich nicht übereilen; einstweilen sei kein Geld da für Rüstungen und Unterstützungen, wie Karl II. sie verlange; die kaiserliche Sache in Spanien sei ja doch gesichert; man solle nur „standhaft" ausharren.

Anders Ludwig XIV. Er führte in Madrid eine drohende Sprache, berief Harcourt ab, ließ immer mehr Truppen an die Pyrenäen rücken und forderte die Seemächte zu vertragsmäßiger Beihilfe auf.

Karl II. wurde nun doch bedenklich. Dies benutzte Porto-Carrero, indem er den König bewog, Gutachten von den bedeutendsten Rechtsgelehrten und den wichtigern städtischen Obrigkeiten Spaniens einzuholen: sie fielen alle zu gunsten des französischen Prinzen aus. Es war in der That die Stimme der Nation. In seinem Gewissen aufs äußerste beängstigt, ging endlich Karl auf Porto-Carreros Vorschlag ein, den heiligen Vater um Rat zu fragen. Der schlaue Kardinal sah die Folgen eines solchen Schrittes richtig voraus. Die Stellung Ludwigs XIV. zur Kurie hatte sich gänzlich geändert, seine Umwandlung im Beginne der neunziger Jahre, seine Unterwerfung unter die Gebote Roms, seine Gegnerschaft wider die Quietisten Papst Innocenz XII. völlig für ihn gewonnen. Derselbe bewies ihm die größte Ergebenheit und zog ihn häufig selbst bei kirchlichen Angelegenheiten zu Rate. Mit dem Protektor Frankreichs im heiligen Kollegium, dem Kardinal Janson, schloß sich der Papst oft stundenlang ein. Mit Leopold dagegen gab es allerhand Zwistigkeiten wegen der kaiserlichen Lehen im Kirchenstaate. Frankreich erschien jetzt, an Stelle des Hauses Österreich, als diejenige Macht, auf welche die Kirche im Kampfe gegen die aufstrebenden Ketzerstaaten — England, Holland, Schweden, Brandenburg — sich hauptsächlich stützen könne und müsse. Auch in Rom war man endlich der Ansicht, daß ein Zusammenhalten der spanischen Monarchie nur durch deren Anschluß an Frankreich möglich sei, daß nur so die holländischen Calviner verhindert werden könnten, Einfluß auf das rechtgläubige Belgien zu gewinnen. Papst und Kardinäle billigten das Gutachten der spanischen Staatsräte, da dasselbe sich auf die Notwendigkeit gründe, die Integrität und Einheit des Staates durch das allein zum Ziele führende Mittel zu erhalten.[1])

Nun leistete Karl II. keinen Widerstand mehr. Wenn auch unwillig vollzog er Anfang Oktober 1700 ein Testament, in welchem er den zweiten Sohn des Dauphin, den Herzog Philipp von Anjou, zu seinem Nachfolger im Gesamtgebiet der Krone Spanien erklärte; niemals aber sollte diese mit Frankreich vereint werden. Nur vier Wochen später, am 1. November 1700, verschied dieser unglückliche letzte Nachkomme Karls V. Das nun

---

1) Die gegen die Echtheit der betr. Schreiben Karls II. an den Papst und der Antwort des letztern von O. Klopp und andern ultramontanen Schriftstellern vorgebrachten Einwendungen hat M. Landau völlig widerlegt („Rom, Wien, Neapel während des span. Erfolgekrieges" [Leipzig 1885] Anhang A S. 452 ff.).

veröffentlichte Testament wurde in ganz Spanien mit Jubel begrüßt, während keine Hand sich für Erzherzog Karl erhob. Man hielt die Monarchie für gerettet, Kardinal Porto-Carrero trat an die Spitze der interimistischen Regierung, welche Philipp von Anjou aufforderte, die Krone Spaniens und der beiden Indien in Besitz zu nehmen.

Es war eine Entscheidung von welthistorischer Wichtigkeit, zu welcher jetzt Ludwig XIV. seine Prinzen und höchsten Beamten zusammen berief. Kein Zweifel, daß der zweite Teilungsvertrag erst vor einem halben Jahre feierlich abgeschlossen, den französischen König band. Dieser hatte selber wiederholt das loyale Benehmen Wilhelms III. rühmen müssen, er hatte mit ihm in den vertrautesten Beziehungen gestanden. Der älteste Enkel des Monarchen, der Herzog von Burgund, sowie Tallard und selbst der Minister des Auswärtigen, ein Sohn Colbert-Croissys, der Marquis von Torcy, rieten dringend, den eingegangenen Verpflichtungen treu zu bleiben, sich zunächst der Ausbesserung der innern Schäden zu widmen, den Staat nicht in neue maßlose Abenteuer zu stürzen, zumal jüngst auch der Kaiser Hoffnung gab, dem Partagetraktat beitreten zu wollen. Indes im Grunde war die ganze Beratung eine Komödie, vielmehr Ludwig und der Dauphin längst entschlossen, das Testament Karls II. anzunehmen. Die Stimme des dynastischen und konfessionellen Interesses gab eben den Ausschlag. Auch Frau von Maintenon hatte dem eifrig zugestimmt.

Der Monarch und seine Höflinge vergossen Freudenthränen über diesen riesenhaften Erfolg.[1]) Mit richtigem Urteil rief der spanische Gesandte aus: „Die Pyrenäen sind nun ausgelöscht.“ Wirklich dachte Ludwig gar nicht daran, seinem Enkel volle Unabhängigkeit zu belassen, er betrachtete ihn vielmehr nur als eine Art Vizekönig, dessen Aufgabe es sei, Spaniens Kräfte der französischen Politik zu Gebote zu stellen. Der ehrgeizige Traum, den Ludwig gehegt, seitdem er die Regierung in die eigene Hand genommen, die Vereinigung der ungeheuren spanischen Monarchie mit Frankreich, schien nun verwirklicht. Als Philipp V. im Beginne des Jahres 1701 die Regierung Spaniens antrat, entsprach dieselbe in der That den Absichten seines Großvaters völlig. Bei jedem einigermaßen wichtigen Entschlusse wurde erst die Entscheidung aus Versailles geholt. Ludwig selbst sagte, er arbeite mehr in den spanischen als in den französischen Angelegenheiten. Allmählich wurden die spanischen Minister in Madrid durch französische ersetzt, Gouverneure und Vizekönige angewiesen, den Befehlen des Allerchristlichsten Königs zu gehorchen, als ob dieselben von Philipp V. ausgingen. In Belgien erhielten sämtliche Beamten sogar die Anweisung, keiner Ordre der spanischen Minister zu gehorchen, wenn dieselbe nicht mit den Befehlen und Wünschen des französischen Königs offenbar übereinstimme.[2]) Dieser unerhörte Befehl wurde sogar als

1) Mém. de Sourches, VI 309.

2) Schreiende Beispiele bei Gachard, La Belgique au commencement du XVIIIe siècle, S. 24 ff. Note; S. 56.

königliches Dekret öffentlich verkündigt (Juni 1702). Ludwig XIV. instruierte dann unmittelbar die spanischen Gesandten an den fremden Höfen. Es gab in Wahrheit keine Pyrenäen mehr! Das französische Volk stimmte übrigens in ehrgeizigem Taumel begeistert dem Verfahren seiner Regierung bei.[1])

Wirklich blieb die Gunst der Umstände den ruhmgierigen Absichten Ludwigs treu. In den katholischen Niederlanden, deren Abfall er zumeist gefürchtet hatte, regierte, wie wir wissen, als spanischer Vizekönig Max Emanuel von Bayern. Dieser, ein Fürst von hoher Tapferkeit, aber ein unzuverlässiger Charakter, von einem Ehrgeize beseelt, der weit über seine Fähigkeiten hinausging, war schon längst wegen der spanischen Successionsfrage mit dem Wiener Hofe in Zwiespalt geraten und beschuldigte ihn sogar der Vergiftung seines Sohnes. Deshalb trug er kein Bedenken, sich Frankreich anzuschließen, nicht nur als Statthalter Belgiens, sondern auch als Reichsfürst, wofür er sich den Besitz aller gegen Österreich zu machenden Eroberungen sowie die seinen neuburgischen Vettern gehörende Rheinpfalz versprechen ließ. Diesem reichsverräterischen Bündnisse schloß sich auch sein Bruder an, eben jener Kurfürst Joseph Klemens von Köln, der doch nur kaiserlichem Einflusse seine Erhöhung verdankte, und obwohl sein Domkapitel und seine Stände auf das heftigste widersprachen.[2]) Noch zwei andere Reichsfürsten, die Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel, ergrimmt über die Bevorzugung der jüngern, hannoverschen Linie ihres Hauses durch den Kaiser, gingen zu Frankreich über.

Das spanische Italien fiel ebenso wie Belgien dem Hause Bourbon zu. Die Herzoge von Savoyen und Mantua, die Nachbarn des Herzogtums Mailand, waren längst gewonnen. Nun rückte ein französisches Heer von 20000 Mann ungestört in Mailand ein, wo ihm der Gouverneur Prinz von Vaudemont die beste Aufnahme bereitete. In Neapel und Sizilien wurde König Philipp V. ohne Widerstand proklamiert. So wenig hatte überall die zweihundertjährige habsburgische Herrschaft Wurzel geschlagen! — Der neue Papst Klemens XI. (Joh. Franz Albani), seit früher Jugend den Franzosen ergeben, begünstigte dieselben, soweit das sein schwacher Charakter nur gestattete. Auch er erkannte Philipp V. an. Endlich verpflichtete sich Portugal, zufrieden, seine Unabhängigkeit durch das Testament Karls II. abermals verbürgt zu sehen, dasselbe gegen jeden Angreifer zu verteidigen.

Zugleich traf Ludwig selber seine Vorsichtsmaßregeln: eine neue Vermögenssteuer gestattete ihm, seine Feldarmee auf 200000 Mann zu bringen, zu denen seine Bundesgenossen noch 60—80000 fügen konnten. Auf solche Streitkräfte gestützt, trotzte er dem Wiener Hofe; man zweifelte nicht daran, dieser werde eben sowenig wie England und Holland den Frieden zu stören wagen.[3])

---

1) Geffroy, Mme de Maintenon. I 328.

2) L. Ennen, Der span. Erbfolgekrieg u. Kurf. Joseph Klemens von Köln (Jena 1851), S. 64 ff.

3) Mem. de Sourches, VI 310.

Allein darin hatte er sich getäuscht. Aus seiner phlegmatischen Sicherheit unsanft aufgerüttelt, zeigte Kaiser Leopold eine Thatkraft, die man sonst wahrlich nicht an ihm gewohnt war. Indem seinem Hause das spanische Erbe entrissen werden sollte, griff man nach seiner Anschauung seine heiligsten, von Gott selbst verliehenen Rechte an, und hier pflegte Leopold keine Nachgiebigkeit zu kennen. Wenigstens Italien und Belgien wollte er behaupten. Welches Wagnis, daß er ohne mächtige Bundesgenossen gegen Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, Bayern, Köln, Braunschweig, gegen das ganze romanische und einen Teil des germanischen Europa Krieg führen wollte; was konnte ihn gegen solche Widersacher der Beistand Preußens, Sachsens, Hannovers nutzen? Trotzdem legte Leopold gegen das spanische Testament Verwahrung ein, und befahl seinen Truppen, in das Mailändische einzurücken.

Mit dem Kaiser wäre Ludwig schon fertig geworden. Aber noch hatte er mit Wilhelm III. zu rechnen, der die Gefahren so ungeheurer Machtvergrößerung des Hauses Bourbon sehr wohl erkannte und über den schmachvollen Vertragsbruch Frankreichs lebhaften Zorn empfand. Freilich banden ihm die Abneigung der Engländer und Holländer gegen einen neuen Krieg und die toryistische Mehrheit im Unterhause die Hände. Glücklicherweise kam Ludwig XIV. selber dem ratlosen, fast verzweifelnden Wilhelm zu Hilfe.

Die jüngsten Erfolge hatten dem französischen König die Erfahrungen des letzten Jahrzehnts völlig in Vergessenheit gebracht; er trat wieder mit der ganzen rechtsverachtenden Keckheit, dem rohen Übermute seiner jüngern Jahre auf. Er zeigte, daß die Niederlagen des letzten Krieges sein Wesen nur einen Moment gedrückt, nicht aber verändert hatten. Jetzt war kein großer Minister da, dem man die Schuld an dem höhnisch frechen Auftreten der französischen Politik hätte beilegen können. Der talentvollste unter den damaligen Ministern, Torcy, war ein gewandter Diplomat, aber nicht mehr, und schon durch seine Jugend von dem Könige abhängig. In allen wesentlichen Dingen ging die Bestimmung nun vom Herrscher aus, der übrigens in seinem Alter sich dem Rate anderer mehr und mehr verschloß. Er war, trotz aller Warnungen des besonnenen Tallard, der als Gesandter in London die englischen Zustände genau kannte, fest davon überzeugt, daß Englands Finanzen unheilbar zerrüttet seien, dessen Volk absolute Friedenssehnsucht hege, Wilhelm dort jeden Einfluß verloren habe. Indem er glaubte, von dieser Seite durchaus nichts fürchten zu müssen, beschwor er den allgemeinen Krieg freventlich herauf.

In Gemäßheit eines Vertrages zwischen Holland und Spanien waren zur Sicherung der Niederlande die südbelgischen Festungen als „Barriereplätze" mit holländischen Garnisonen versehen worden. Ludwig ließ, im Einverständnisse mit dem Kurfürsten-Statthalter, plötzlich Truppen einrücken, die in einer Nacht die nichtsahnenden holländischen Besatzungen überrumpelten und gefangen nahmen. Wie gewöhnlich, motivierte er diese Gewaltmaßregel damit, daß er sich von der Republik bedroht finde. Von England verlassen, wagte diese

nicht zu widerstehen und erkaufte die Freilassung ihrer Regimenter durch die Aufgabe ihres Besatzungsrechtes und Anerkennung Philipps V. Aber im Grunde waren ihre einsichtigsten Staatsmänner, vor allen der holländische Ratspensionär Heinsius, mit Wilhelm III. darüber einig, solche Vergewaltigungen nicht ertragen zu wollen. Auch der König von England verbarg seine wahren Absichten unter der Maske der Friedfertigkeit und erkannte sogar Philipp V. an, obwohl er in Wahrheit nur darauf bedacht war, von neuem einen großen Bund gegen Frankreich zu bilden. Er und Heinsius gingen klug und planmäßig zu Werke. Zunächst begannen sie mit Frankreich im Haag Verhandlungen über Bürgschaften für die künftige Sicherheit der Republik; alten Bündnisverträgen gemäß, mußte England an diesen Negoziazionen als Freund der Vereinigten Provinzen teilnehmen. Die Seemächte forderten hier die sofortige Rückberufung der französischen Truppen aus Belgien, für die Vereinigten Provinzen ein neu verbürgtes und ausgedehnteres Besatzungs- und Befestigungsrecht daselbst, sowie für England ein solches in den belgischen Seeplätzen Nieuport und Ostende; ferner für die englischen und holländischen Unterthanen dieselben Handelsvorrechte in Spanien, wie die Franzosen sie dort erhalten würden. Endlich sollten Ludwig und Philipp V. bindende Erklärungen geben, daß die französische und die spanische Monarchie nie würden vereinigt werden, und dabei den Kaiser für seine Erbansprüche durch irgend ein Stück spanischen Gebietes entschädigen.

Diese Forderungen waren, den früher geschlossenen Teilungsverträgen gegenüber, so gemäßigt und zugleich so den nationalen Interessen Englands und Hollands entsprechend, daß des letztern Vertreter wirklich beschlossen, zu deren Unterstützung ein Heer von 103 000 Mann aufzustellen. Freilich England bot einstweilen ein ganz anderes Bild. Nach der Weisung seines Königs bemühte sich Tallard, die Nation und zumal das Parlament gegen den Ehrgeiz und Kriegseifer Wilhelms III. zu erregen. Wirklich zeigte das Unterhaus das größte Übelwollen; und als Ludwig alle politischen Forderungen der Seemächte rundweg abschlug, höchstens Verhandlungen über Handelsverträge hoffen ließ: da bewilligten die englischen Gemeinen ihrem Könige zu Kriegsrüstungen die lächerlich geringfügige Summe von 300 000 Pfund Sterling. Ludwig meinte nun alles wagen zu können, und verlangte, daß der englische Gesandte im Haag nur als stummer Beisitzer den Konferenzen anwohnen dürfe. Sein rohes und anmaßendes Benehmen erbitterte indes die öffentliche Meinung in England derart, daß die Tories um der Sicherheit ihrer eigenen Partei willen das von den Holländern geforderte Allianzversprechen sowie eine Verheißung an den König, ihm zur Aufrechterhaltung der europäischen Freiheit beistehen zu wollen, nicht verweigern konnten (Mai 1701).

Während auf dem eigentlich politischen Gebiete der Gegensatz der Seemächte zu Frankreich sich immer schärfer accentuierte, war auf dem handelspolitischen der Kampf schon geradezu ausgebrochen. Anstatt die in dem zweiten Teilungsvertrage den Holländern und Engländern feierlichst verheißenen

Handelsvorteile zu verwirklichen, traf man vielmehr in Frankreich Anstalten, diese Länder von dem Verkehre mit den spanischen Kolonien völlig auszuschließen, zu alleinigen Gunsten der französischen Großhändler. Man muß nun bedenken, mit wie schroffer Eifersucht damals gerade in betreff kommerzieller Interessen die drei westlichen Nationen einander gegenüber standen, wie wirklich die Blüte der beiden Seemächte fast ausschließlich aus jenen hervorging, wie große Vorteile beide Völker bisher aus dem Handel mit den spanischen Kolonien gezogen hatten: um den Eindruck zu begreifen, welchen diese Vorgänge hervorbrachten. Eine ungeheure Bewegung bemächtigte sich der englischen Nation, die sich von der zufälligen parlamentarischen Mehrheit ebensowenig tyrannisieren und verraten lassen wollte, wie früher von dem Königtume. Unter dem energischen Drucke der öffentlichen Meinung mußte die Torymehrheit des Unterhauses eine kriegerische Stellung einnehmen und gestatten, daß Wilhelm die aussichtslosen Haager Konferenzen im Juli 1701 abbrach. Ja, er konnte mit dem Kaiser in Unterhandlungen treten, demselben die Zuwendung Belgiens und der spanischen Provinzen in Italien versprechen. Mit solchen Bedingungen unterzeichneten am 7. September 1701, gleichfalls im Haag, der Kaiser, England und Holland die „große Allianz," welche das germanische Europa in fest geschlossener Reihe dem romanischen gegenüberstellte. Ist es ein Irrtum, wenn wir behaupten, daß die äußere Unabhängigkeit wie die innere Freiheit der Völker hierbei von der germanischen Partei verteidigt wurden?

Noch waren durch diese Allianz England und Holland nur Verbündete des Kaisers zu besondern Zwecken geworden, ohne dadurch, nach der eigentümlichen Völkerrechtstheorie jener Zeiten, direkt mit Frankreich in Krieg zu geraten. Daß dies doch geschah, daß die förmliche und entscheidende Kriegserklärung erfolgte, daß Wilhelm die gesamte Kraft zumal Englands in die Wagschale werfen konnte, dafür sorgte in verblendetem Stolze wieder niemand anders als Ludwig XIV. Um England für den Abschluß der großen Allianz zu strafen, vielleicht es im letzten Augenblicke noch derart einzuschüchtern, daß es sich gegen Wilhelm erkläre, wenigstens eine diesem feindliche Partei hervorzurufen, traf er zwei Maßregeln, welche die Ehre und die Interessen Großbritanniens gleich empfindlich trafen. Er verbot die Einfuhr englischer Manufakturen und Minenprodukte, also gerade der hauptsächlichsten Ausfuhrartikel Englands. Er erkannte nach dem Tode Jakobs II. (September 1701) dessen gleichnamigen Sohn als König von England, Schottland und Irland an. Er nahm es also auf sich, nicht nur seine feierliche im Ryswyker Frieden gegebene Zusage zu brechen, sondern auch das Gesetz, durch welches König und Parlament von England soeben die protestantische Thronfolge bestimmt hatten, aus eigener Machtvollkommenheit für ungültig zu erklären.

Allein seine Hoffnung, durch solche Maßregeln die Engländer zu schrecken oder unter ihnen eine jakobitische Schilderhebung hervorzurufen, schlug gänzlich fehl. Vielmehr empfand man jene als eine tödliche Beleidigung, als einen

Schlag gegen die nationale Unabhängigkeit. Selbst eifrige Jakobiten stellten sich dem gegenüber einstweilen auf die Seite Wilhelms. Das Parlament nötigte alle Geistlichen, den regierenden König als den einzig gesetzlichen Monarchen anzuerkennen, dem „sogenannten Prinzen von Wales" abzuschwören. Unermeßlicher Jubel, eine Flut von Loyalitätsadressen umwogte den Oranier, der jetzt endlich die Frucht seiner weisen, kühnen und doch vorsichtigen Politik erntete. Er benutzte die allgemeine Stimmung mit gewohnter Geschicklichkeit, um den Tories die Hindernisse und den Kummer, die sie ihm bereitet hatten, zu vergelten. Er löste das Parlament auf, und die Neuwahlen ergaben einen entschiedenen Sieg der Königs- und Kriegspartei. Die Stellung von 40 000 Mann Landtruppen, hundert Linienschiffe, Subsidien zur Mietung dänischer und deutscher Truppen wurden vom Parlamente bewilligt. Schon glaubte der König seinem kaiserlichen Verbündeten auch die Erwerbung des spanischen Amerika versprechen zu dürfen.[1])

Inmitten dieses seines endlichen Triumphes erkrankte Wilhelm schwer an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde. Sein stets schwächlicher Körper konnte dieser neuen Erschütterung keinen Widerstand leisten; am 19. März 1702 starb er. Der letzte Nachkomme des großen Schweigers Wilhelm, welcher die Freiheit der nördlichen Niederlande begründet, hatte dieser dritte Wilhelm von Oranien die Freiheit nicht nur Englands, sondern ganz Europas gerettet und gefestigt. Die segensreichen Folgen seines Thuns werden bis auf den heutigen Tag in allen Ländern der zivilisierten Welt empfunden, und mit Recht hat die Nachwelt diesem großen Manne den Lorbeer, den seine eigene Generation ihm versagte, in reichem Maße gespendet. Wie unscheinbar stand er oft seinem Rivalen Ludwig XIV. gegenüber, wie unendlich war ihm dieser an persönlicher und staatlicher Macht überlegen. Und doch, wo ist das Werk Ludwigs XIV.? Der Unterschied ist eben, daß dieser nur die rohe Gewalt vertrat, Wilhelm III. aber die edelsten Güter der Menschheit.

Seine Schwägerin Anna fand ohne jede Schwierigkeit allgemeine Anerkennung als Königin von England. Sie erließ sofort die förmliche Kriegserklärung an Frankreich.

Inzwischen hatte der Kampf schon vor einem Jahre begonnen, als im Mai 1701 Eugen von Savoyen kühn mit 30 000 Mann kaiserlicher Truppen in das feindliche Italien eindrang, wo ihm der erfahrene und geistvolle Marschall Catinat mit stärkeren Streitkräften gegenüber stand. Eugen wußte den Feind gänzlich in Ungewißheit zu erhalten über den Weg, den er aus den tiroler Gebirgen einzuschlagen gedächte, so daß Catinat seine Armee an den verschiedenen Straßendebouchés verzettelte; dann führte der Prinz plötzlich seine Regimenter auf Bergpfaden, über welche früher noch nie ein Heer gegangen, mit Umgehung der Franzosen in die Ebene von Cremona. Dieser bewundernswerte Meisterzug des Gegners setzte Catinat schon in Verwirrung, die dann Eugen noch zu

1) O. Klopp, IX 469.

steigern wußte, indem er bald westwärts in das Mailändische, bald nach Süden in das Modenesische vorzudringen drohte. Als, um beidem zu begegnen, Catinat seine Truppen teilte, griff Eugen bei Carpi (9. Juli) das Korps des Grafen Tessé an und schlug es vollständig. Catinat sah sich zum Rückzug gezwungen, und ohne Magazine, ohne geordnete Verpflegung, ohne Rückhalt, ohne feste Plätze zu besitzen, trieb Eugen ihn bis über den Oglio zurück.



Königin Anna von England.
Nach dem Schwarzkunstblatt von John Smith (1654—nach 1727); Originalgemälde von Godfrey Kneller (1646—1723).

Je übermütiger Ludwig auf die kaiserlichen Truppen herabzusehen gewohnt war, desto sicherer schrieben er und seine Umgebung die Mißerfolge der Unfähigkeit Catinats zu, der wegen seiner freien Denk- und Sprachweise ohnedies in Versailles übel angeschrieben war. Der König rief ihn also ab und ersetzte ihn durch seinen Liebling Villeroy, einen gewandten, geschmeidigen Hofmann und demütigen Sklaven der Maintenon, der freilich ebenso untüchtig und unwissend wie hochmütig gegen seine Untergebenen war. Durch zweiund-

dreißig frische Bataillone verstärkt, die sein Heer auf die doppelte Zahl des kaiserlichen brachten, griff er letzteres mit dreistem Ungestüm in dessen wohlverschanzter Stellung bei Chiari an (1. Sept. 1701). Er wurde mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen. Der noch eben so Anmaßende war nun derart entmutigt, daß er unthätig zusah, wie Eugen das ganze Gebiet von Mantua, mit Ausnahme der festen Hauptstadt besetzte, daß darauf von den italienischen Staaten Modena und Mirandola zum Kaiser abfielen. Die Siege Eugens machten in ganz Europa das größte Aufsehen. Man erkannte, eine wie treffliche Schule die kaiserlichen Feldherren und Heere im Türkenkriege durchgemacht hatten, daß der Kaiser jetzt ein viel schätzbarerer Verbündeter war, als ein Dezennium früher. Kein Zweifel, daß diese Ereignisse viel zum Abschluß der „großen Allianz" beigetragen haben.

Früh im Jahre 1702 war Eugen wieder im Felde. Im Februar führte er ein Stückchen aus, das ganz seiner kühnen Reiternatur entsprach: er holte den Marschall Villeroy mitten aus der feindlichen Festung Cremona heraus in Gefangenschaft. Darauf wichen die Franzosen bis hinter die Adda zurück. Allein im Grunde hatte das kecke Wagnis Eugens für diesen nur die üble Folge, daß an Stelle des unfähigen Villeroy ein wahrer Feldherr, Herzog Ludwig von Vendôme, den Oberbefehl über die französische Armee in Oberitalien erhielt. Dieser illegitime Nachkomme König Heinrichs IV. besaß großen natürlichen Verstand, richtiges Urteil über Menschen und Dinge, schneidige Tapferkeit, Unternehmungsgeist und Ausdauer, Anhänglichkeit für seine Soldaten, die ihm mit Begeisterung ergeben waren. Freilich war er ebenso cynisch in seinem Auftreten wie liederlich, und von einer Trägheit, die oft seine bessern Eigenschaften lähmte. Seine Aufgabe wurde ihm sehr durch den Umstand erleichtert, daß er über 80 000 Franzosen, Spanier und Piemontesen gebot, während Eugen kaum 30 000 Mann zur Verfügung hatte. Fruchtlos bestürmte derselbe den Kaiser mit Bitten um Verstärkung. Der alternde Leopold war in kindische Schwäche verfallen; hochgeborene Dummköpfe hatten in Wien die höchsten und wichtigsten Stellen inne und ließen die wenigen Truppen, die man unter Waffen hatte, an Sold und sogar an Schießbedarf Mangel leiden. So konnte Eugen nicht verhindern, daß die Franzosen Mantua entsetzten, Modena zurückeroberten. Um sich Luft zu schaffen, griff Eugen die Feinde kühn bei Luzzara an (Aug. 1702), allein die Schlacht blieb unentschieden. So vermochte er gerade sich hinter der Adda zu behaupten. Vendômes Absicht, die Kaiserlichen ganz aus Italien zu verdrängen, war nicht geglückt, allein ebensowenig die von Eugen geplante Einnahme Mantuas, Mailands und Modenas. Freilich war das nicht seine Schuld, sondern die der unglaublichen Unfähigkeit der kaiserlichen Regierung.

Ein Glück für diese, daß der Kampf sich nicht mehr auf Italien beschränkte, daß ihre Verbündeten nun in Aktion traten. Allerdings war mit dem Tode des letzten direkten Nachkommen des oranischen Hauses die statthalterliche Würde in den Niederlanden erloschen: aber Heinsius, ein ruhiger, bedächtiger,

pedantisch umständlicher, jedoch fester, kaltblütiger und zäh entschlossener Mann, führte die Republik in der äußern Politik unentwegt weiter auf den Bahnen Wilhelms III. War jetzt doch von Belgien und Kurköln aus die französische Macht den freien Niederlanden unmittelbar auf den Leib gerückt! Es gelang den Seemächten, durch reiche Subsidien fast sämtliche deutsche Reichsfürsten, groß und klein, für den Krieg gegen Frankreich zu gewinnen, auch den mächtigsten unter ihnen, Friedrich I. von Preußen. Während er vertragsmäßig dem Kaiser nur 8000 Mann schuldete, während das Interesse seines Staates seine Aufmerksamkeit dem bereits hell ausgebrochenen nordischen Kriege hätte zuwenden müssen, ließ der ebenso schwache wie geldgierige Fürst sich durch eitle Versprechungen sowie durch die Hilfsgelder der Seemächte bestimmen, denselben seine ganze treffliche Armee zu beliebigem Gebrauche zu überlassen. Der Große Kurfürst hatte sein Heer nur für brandenburgische Zwecke, zum Besten des Staates und zur Entwickelung von dessen Machtstellung ins Feld gesandt; Friedrich I. dagegen sah in seinen Truppen lediglich eine Quelle des Gelderwerbes. Kein Wunder, daß man ihn, der über 30 000 Mann der Koalition stellte, als einen bloßen Söldling behandelte, dessen Stimme man nicht zu hören brauchte, über dessen Streitkräfte man nach Belieben verfügte, indem man sie über alle Kriegstheater von Italien bis zum Kanale hin zerstückte. Dänemark und Sachsen waren gleichfalls kaiserlich, aber das letztere war durch den Kampf in Polen gegen die Schweden völlig für die Koalition brach gelegt. Schweden selber, das unter Karl XI. sich seit dem Nymweger Frieden entschieden von Versailles abgewendet, hatte der gewandte französische Botschafter d'Avaux zu freundlicher Neutralität verpflichtet. Freilich waren Bestechungen dabei nicht gespart worden.[1])

Der Krieg in Deutschland begann mit einem glücklichen Unternehmen gegen die reichsverräterischen Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel. Im Auftrage des Kaisers rückten hannoversche und cellische Regimenter in ihr Gebiet, jagten ihre Truppen auseinander und besetzten ihre Festungen (März 1702). Die beiden Herzoge wurden dadurch zur Unterwerfung genötigt. Nicht minder gingen preußische und holländische Truppen zur Eroberung des Erzstiftes Köln über. Wichtiger war der niederländische Kriegsschauplatz, auf welchem Ludwig sein Hauptheer, 90 000 Mann, unter dem heldenmütigen, wenn auch der hohen ihm gestellten Aufgabe kaum gewachsenen Boufflers aufgestellt hatte. Ihm gegenüber kommandierte als englischer und holländischer Oberfeldherr der vorzüglichste General seiner Zeit, den noch Wilhelms III. Scharfblick zu diesem wichtigsten Posten erkoren hatte: Marlborough.

Johann Churchill, Graf und später Herzog von Marlborough, war im Jahre 1650 in einer royalistischen Kavaliersfamilie geboren; sein Emporkommen hatte er zunächst dem wenig rühmlichen Umstande zu danken gehabt, daß

---

1) De Wijnne, Négociations du comte d'Avaux en Suède (3 Thle. Utrecht 1880—83).

seine älteste Schwester Arabella Mätresse des Herzogs von York, nachmaligen Jakobs II. wurde. Bei völligem Mangel gründlicher Bildung schon frühzeitig durch hohe Schönheit und die Eleganz der Manieren ausgezeichnet, die ihm den Namen des ersten Gentleman Europas verschafften, stieg er schnell die Leiter militärischer Würden hinauf, indem er unter Turenne und Condé seine Schule durchmachte. An den Hof zurückgekehrt, gewann der schöne junge Oberst die Gunst der Damen, vorzüglich aber die Neigung der Sarah Jennings, der bevorzugten Hofdame der Prinzessin Anna. Gewiß war Churchills Heirat zunächst eine politische, aber er liebte doch seine Gemahlin aufrichtig, deren Verstand, Witz und Liebenswürdigkeit ebenso außergewöhnlich waren, wie ihre Schönheit, die freilich diese Eigenschaften durch großen Hochmut und Jähzorn sowie leidenschaftlich unruhigen Ehrgeiz entstellte. Von Jakob mit Ehren und Würden überhäuft, war Churchill der erste höhere Offizier, der seinen Wohlthäter verließ, um sich in das Lager des Oraniers zu begeben, während seine Gemahlin die Prinzessin Anna zu demselben Schritte beredete. Zum Lohn für seinen Verrat von Wilhelm III. zum Grafen Marlborough erhoben, diente er mit großer Auszeichnung gegen die Franzosen in den Niederlanden. Wir wissen, daß er auch den Oranier verriet, mit Jakob wieder in Verbindung trat und 1692 unter der Anklage des Hochverrats verhaftet wurde. Allein es ließ sich ihm nichts nachweisen, und bei der herannahenden Kriegsgefahr gab ihm Wilhelm, der seine Gaben nach Verdienst schätzte, seine militärischen Würden zurück. Bei der neuen Königin Anna stand vollends Marlborough durch seine Gattin in höchster Gunst. Den Schwiegervater seiner Tochter, Lord Godolphin, ließ er 1702 zum Lordschatzmeister, und damit zum leitenden Minister Englands ernennen.

Als General war Marlborough unvergleichlich im Entwerfen künstlich verschlungener und doch gut ausführbarer militärischer Pläne, in der Anpassung derselben an Umstände und Örtlichkeiten, in der Leitung schwieriger und verwickelter taktischer Unternehmungen, in Geistesgegenwart und Scharfblick auf dem Schlachtfelde. Freilich hat er sich von der bedächtigen und pedantischen Strategie jener Zeit nicht ganz frei zu machen gewußt. Er hatte zunächst mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen. Die alten holländischen Generale, die schon gegen Turenne und Condé Regimenter geführt hatten, waren von Zorn erfüllt, diesen verhältnismäßig noch jungen Engländer sich vorgezogen zu sehen. Persönliche und nationale Eifersucht kamen zusammen, um sie widerwillig, ja geradezu widersetzlich gegen Marlborough zu stimmen. Aber nicht genug: die holländischen Generalstaaten wollten den Einfluß auf ihre 60 000 Söldner nicht verlieren, und sandten deshalb in das Lager Felddeputierte, ohne deren Zustimmung jene nicht in Bewegung gesetzt werden durften. Militärisch ganz unwissend, hatten diese Felddeputierten keinen andern Gedanken, als ängstlich die eigenen Grenzen zu schützen und höchstens einige belgische Festungen als „Barriere“ zu erobern; während Marlborough es auf Vernichtung des französischen Heeres und endgültige Zertrümmerung des



Marlborough.

Nach dem Schwarzkunstblatt von C. C. Heiß († 1731); Originalgemälde von Godfrey Kneller (1646—1723).

seine älteste Schwester Arabella Mätresse des Herzogs von York, nachmaligen Jakobs II. wurde. Bei völligem Mangel gründlicher Bildung schon frühzeitig durch hohe Schönheit und die Eleganz der Manieren ausgezeichnet, die ihm den Namen des ersten Gentleman Europas verschafften, stieg er schnell die Leiter militärischer Würden hinauf, indem er unter Turenne und Condé seine Schule durchmachte. An den Hof zurückgekehrt, gewann der schöne junge Oberst die Gunst der Damen, vorzüglich aber die Neigung der Sarah Jennings, der bevorzugten Hofdame der Prinzessin Anna. Gewiß war Churchills Heirat zunächst eine politische, aber er liebte doch seine Gemahlin aufrichtig, deren Verstand, Witz und Liebenswürdigkeit ebenso außergewöhnlich waren, wie ihre Schönheit, die freilich diese Eigenschaften durch großen Hochmut und Jähzorn sowie leidenschaftlich unruhigen Ehrgeiz entstellte. Von Jakob mit Ehren und Würden überhäuft, war Churchill der erste höhere Offizier, der seinen Wohlthäter verließ, um sich in das Lager des Oraniers zu begeben, während seine Gemahlin die Prinzessin Anna zu demselben Schritte beredete. Zum Lohn für seinen Verrat von Wilhelm III. zum Grafen Marlborough erhoben, diente er mit großer Auszeichnung gegen die Franzosen in den Niederlanden. Wir wissen, daß er auch den Oranier verriet, mit Jakob wieder in Verbindung trat und 1692 unter der Anklage des Hochverrats verhaftet wurde. Allein es ließ sich ihm nichts nachweisen, und bei der herannahenden Kriegsgefahr gab ihm Wilhelm, der seine Gaben nach Verdienst schätzte, seine militärischen Würden zurück. Bei der neuen Königin Anna stand vollends Marlborough durch seine Gattin in höchster Gunst. Den Schwiegervater seiner Tochter, Lord Godolphin, ließ er 1702 zum Lordschatzmeister, und damit zum leitenden Minister Englands ernennen.

Als General war Marlborough unvergleichlich im Entwerfen künstlich verschlungener und doch gut ausführbarer militärischer Pläne, in der Anpassung derselben an Umstände und Örtlichkeiten, in der Leitung schwieriger und verwickelter taktischer Unternehmungen, in Geistesgegenwart und Scharfblick auf dem Schlachtfelde. Freilich hat er sich von der bedächtigen und pedantischen Strategie jener Zeit nicht ganz frei zu machen gewußt. Er hatte zunächst mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen. Die alten holländischen Generale, die schon gegen Turenne und Condé Regimenter geführt hatten, waren von Zorn erfüllt, diesen verhältnismäßig noch jungen Engländer sich vorgezogen zu sehen. Persönliche und nationale Eifersucht kamen zusammen, um sie widerwillig, ja geradezu widersetzlich gegen Marlborough zu stimmen. Aber nicht genug: die holländischen Generalstaaten wollten den Einfluß auf ihre 60 000 Söldner nicht verlieren, und sandten deshalb in das Lager Felddeputierte, ohne deren Zustimmung jene nicht in Bewegung gesetzt werden durften. Militärisch ganz unwissend, hatten diese Felddeputierten keinen andern Gedanken, als ängstlich die eigenen Grenzen zu schützen und höchstens einige belgische Festungen als „Barriere“ zu erobern; während Marlborough es auf Vernichtung des französischen Heeres und endgültige Zertrümmerung des



Marlborough.

Nach dem Schwarzkunstblatt von E. C. Heiß († 1731); Originalgemälde von Godfrey Kneller (1646—1723).

französischen Übergewichtes abgesehen hatte. Marlborough, der eine Feldschlacht dringend wünschte, mußte sich infolge des Widerstandes der Holländer damit begnügen, Venloo und einige andere Maasfestungen sowie das Bistum Lüttich zu erobern; während die Preußen das kölnische Gebiet bis auf Bonn einnahmen. Die kölnischen Landstände schlossen sich sofort dem Kaiser an; Kurfürst Joseph Klemens aber flüchtete zu seinem Bruder in die Niederlande.[1]) Der französische Monarch empfand es mit Kummer, daß die beiden für seine politische und strategische Macht so bedeutungsvollen Bistümer den Verbündeten in die Hände gefallen seien. Indessen Marlborough meinte, die augenblickliche Überlegenheit des alliierten Heeres sei damit nicht genügend ausgenutzt worden, da Belgien noch unversehrt in der Gewalt Ludwigs sich befinde.

Auch am Oberrhein waren die Verbündeten den Franzosen überlegen. Erzherzog Joseph, der älteste Sohn des Kaisers, ein feuriger Mann in der Blüte der Jahre, zwang das damals zum Elsaß gehörige äußerst feste Landau zur Übergabe. Die Franzosen hatten über das Thor die stolzen Worte gesetzt: Haec nemini cedet; dafür setzten die Kaiserlichen: Tandem cessit Caesari. Ein weiterer Erfolg für Leopold war die endliche Kriegserklärung des Reiches gegen Ludwig XIV. Lange hatte er sich vergeblich bemüht, dieselbe herbeizuführen, als eine Gewaltthat Max Emanuels von Bayern ihm dazu verhalf. Ohne vorherige Ansage von Feindseligkeiten überfiel der Kurfürst die Reichsstadt Ulm und nötigte sie zur Aufnahme bayrischer Besatzung. Ganz Deutschland war entrüstet über diesen Friedensbruch, und unter dem frischen Eindruck desselben erklärte endlich der Regensburger Reichstag den Krieg gegen Frankreich und dessen Verbündete (Sept. 1702). Inzwischen waren die Reichstruppen noch nicht zur Hand, während der Losbruch des bayrischen Kurfürsten die Kaiserlichen zur Teilung ihrer Streitkräfte in Süddeutschland nötigte. Die ganze militärische Lage daselbst war verändert, an eine Eroberung des Elsasses nicht mehr zu denken. Wenigstens hinderte der greise Reichsfeldmarschall Ludwig von Baden durch das unentschiedene Gefecht, das er bei Friedlingen dem Marschall Villars lieferte, diesen an der geplanten Vereinigung mit den Bayern.

Die Kämpfe, welche Ludwigs rechtsverachtende Begehrlichkeit hervorgerufen und die in diesem Jahre 1702 keine entscheidenden Ergebnisse herbeigeführt hatten, erstreckten sich aber auch auf das Innere der Länder, wo, während die Heere an den Grenzen standen, alle Mißvergnügten ihr Haupt erhoben.

An Ludwig rächte sich noch einmal empfindlich die religiöse Unduldsamkeit, die unter ihm Frankreich schon so viele Wunden geschlagen hatte. In den unwirtlichen Felsthälern des Cevennengebirges, im südlichen Frankreich, lebten zahlreiche Nachkömmlinge der Waldenser, die sich seit dem sechzehnten Jahrhundert zumeist den Reformierten angeschlossen hatten. Der Widerruf des

---

1) Ennen, S. 105 ff.

Ediktes von Nantes hatte sie schwer betroffen, und da man nicht aufhörte, durch Mönche und Soldaten an ihrer gewaltsamen Bekehrung zu arbeiten, so war schon 1689 der Aufstand ausgebrochen. Er ward blutig unterdrückt. Jetzt aber leiteten mehrere Mordthaten, an königlichen Beamten, besonders Steuereinnehmern verübt, eine umfassendere und energischere Erhebung ein. Die grausame Verfolgung hatte den religiösen Fanatismus dieser einfachen Gebirgsleute zur finstersten Thatkraft gesteigert. Kinder zogen in den Thälern umher, den Gotteskrieg zu predigen; Mädchen, Frauen, Männer fielen in Verzückungen, in denen sie den Kampf gegen das große Babel als den Willen des Herrn verkündeten. Der Krieg begann mit der Erschlagung eines der schlimmsten und erbarmungslosesten Verfolger, des Abbé du Chailu, und seiner Gehilfen, im Juli 1702. An die Spitze der Aufständischen trat Johann Cavalier, ein einfacher Bäckerbursche, aber ein geborener General, der mit Festigkeit und Energie des Charakters einen erfindungsreichen und umsichtigen Geist verband. Dieser zwanzigjährige junge Mensch, blond, blauäugig, von sanften, mädchenhaften Gesichtszügen und rosigen Wangen, besiegte die Veteranen von zehn Feldzügen. „Hemdenleute," Camisards nannte man seine Scharen, wegen des weißen leinenen Kittels, mit dem sie sich zum Erkennungszeichen bekleideten. Von den königlichen Truppen mit raffinierter Grausamkeit bekämpft, kannten auch sie keine Schonung und verfolgten mit unerbittlichem Fanatismus die katholische Bevölkerung, zumal die Geistlichen und Schullehrer. Im Beginn des Jahres 1703 beherrschten sie rings die Ebene um Nimes, steckten vierzig Kirchspiele in Brand und mordeten achtzig Priester. Der König sah sich gezwungen, ein förmliches Heer gegen sie zu senden, unter dem Marschall von Montrevel, einem ehemaligen Hugenotten, der mit dem ganzen Hasse des Renegaten unter den Unglücklichen metzelte. Allein in ihren unzugänglichen Bergen und im Einverständnisse mit allen heimlichen Reformierten des Landes wußten sie sich ihm immer wieder zu entziehen, ja mit wilder Thatkraft entsetzliche Rache zu nehmen. Unter den Augen Montrevels gingen, allein in der Diözese Nimes, zweihundert katholische Kirchen in Flammen auf. Das Bedrohlichste war, daß die Mächte der Koalition begannen, sich dieser wirksamen Bundesgenossen gegen den großen König zu bedienen. Englische Agenten erschienen bei ihnen mit Geld, sie zu unterstützen, und holländische Offiziere, um ihre Scharen zu organisieren.

War der Aufstand der Camisards eine Gefahr für Ludwig XIV., so wurden seine Feinde durch ein ähnliches Ereignis noch viel schwerer betroffen.

Nach der Schwächung und Demütigung der Türken durch den Karlowiczer Frieden hatte die kaiserliche Regierung ihr religiöses und politisches Unterdrückungssystem in den ungarischen Ländern mit doppelter Macht und schreiender Rechtsverletzung wieder aufgenommen. Selbst die Katholiken wurden ihrer Kirchengüter beraubt, alle Ämter mit Deutschen besetzt, ein höchstes Gericht außerhalb Ungarns gebildet, den Soldaten und Beamten Freiheit zu allem Unfuge belassen, jede Klage wider sie zurückgewiesen. Bald

aber fand die allgemeine Unzufriedenheit einen angesehenen und thatkräftigen Führer in Franz Rakoczy, der, Enkel eines Empörers, trotz seines loyalen Verhaltens von der Wiener Regierung mit Mißtrauen behandelt und gar in den Kerker geworfen, aus demselben zu entfliehen gewußt und dann wirklich in Polen eine Schar Empörer um sich gesammelt hatte. Das hohe Ansehen seines Hauses in Ungarn und zumal in Siebenbürgen[1]) sowie der allgemeine Haß gegen die Regierung verschaffte ihm dort bald zahlreiche und einflußreiche Freunde (Anf. 1703). Seine Hauptstütze wurde Graf Niklas Berscenyi, ein kühner, ja wagehalsiger Mann, welcher den Kaiserlichen viel zu schaffen machte. Da deren Streitkräfte vollauf am Rhein und an der Adda beschäftigt waren, nahmen die Empörer fast ganz Ungarn und Siebenbürgen ein; zumal die Evangelischen strömten zahlreich unter seine Fahnen. Im November 1703 schloß er einen förmlichen Vertrag mit Ludwig XIV., der ihm Hilfsgelder zusagte.

Aber auch im eigenen Reiche bot letzterer alles auf, um seine Feinde zurückzuwerfen. Er hatte sich einen großartigen Feldzugsplan ersonnen. Das niederländische Heer unter dem aus der Gefangenschaft ausgewechselten Marschall Villeroy sollte sich defensiv verhalten, dagegen Villars mit der Rhein- und Tallard mit der neugebildeten Moselarmee nach Bayern vordringen und sich hier mit Max Emanuel vereinigen, dem Vendôme mit einem Teile seiner Truppen in Tirol gleichfalls die Hand zu bieten hatte; mit diesen überlegenen Streitkräften beabsichtigte man einen entscheidenden Schlag gegen die kaiserlichen Erblande zu führen und so den ganzen Krieg in einer für Ludwig ruhmvollen, für Bayern vorteilhaften Weise zu beenden. Der Aufstand in Ungarn versprach diesem Entwurfe eine leichtere Ausführung.

Mit Schrecken sah Leopold von allen Seiten das Unwetter gegen sich heraufziehen. Obwohl er im Grunde des Prinzen Eugen geistige Überlegenheit fürchtete, fand er sich in seiner Not dennoch gezwungen, denselben zum Präsidenten des Hofkriegsrates zu ernennen; doch konnte diese Änderung selbstverständlich nur langsam ihre guten Wirkungen äußern. Selbst von den Niederlanden kam keine Rettung, denn abermals sah sich Marlborough in seinen Entwürfen durch das Mißtrauen und die übergroße Vorsicht der holländischen Felddeputierten gelähmt. Nach der Einnahme Bonns, der letzten kurkölnischen Festung, drängte es den englischen Feldherrn bei der üblen Lage der Dinge im Reiche um so mehr, durch einen energischen Angriff auf Villeroy die Franzosen zur Ablenkung ihrer Kräfte nach dem Norden zu zwingen. Allein vergebens suchte er die holländischen Generale mit sich fortzureißen; und schließlich ließ sich einer der letzteren, Obdam, von Boufflers bei Ekeren überfallen und schlagen (Juni 1703). Nun brach in Holland eine Flut von Verdächtigungen und Anschuldigungen über Marlborough herein, ja das Volk forderte in den Vereinigten Provinzen geradezu die Wiederherstellung des

1) S. oben S. 384, 386.

Friedens. Die Eroberung der kleinen Festungen Huy, Limburg und Geldern konnte die Seemächte wahrlich nicht entschädigen für die ungeheuren Opfer, die sie für diesen Feldzug gebracht hatten. Mit der bestimmten Versicherung, unter gleichen Verhältnissen das Kommando nicht wieder übernehmen zu wollen, kehrte Marlborough am Ausgange des Jahres unwillig nach England zurück.

Glücklicher waren die Seemächte in ihrem diplomatischen Feldzuge gewesen.

Nur dem französischen Beistande hatten die Portugiesen die Losreißung vom spanischen Joche zu danken gehabt. Da indes Ludwig diesen Umstand benutzte, um seine Schützlinge gewissermaßen als Vasallen zu behandeln und zu mißbrauchen, sehnten sie sich nach einer Losreißung aus diesem Abhängigkeitsverhältnis. Nur ungern hatten sie sich nach der Einsetzung Philipps V. den drohenden Bündnisforderungen Spaniens und Frankreichs gefügt. Der Wohlstand des kleinen Reiches war von vornherein dadurch auf das Spiel gesetzt: er beruhte zum guten Teile auf dem doppelten Umstande, daß einmal die in den spanischen Kolonien verbotenen englischen Industrieerzeugnisse in Portugal eingeführt und von hier aus nach Spanien zur Beförderung nach Amerika eingeschmuggelt wurden, anderseits die portugiesischen Weine in England ihr bestes Absatzgebiet fanden. Als nun die Seemächte wirklich mit Feindseligkeiten drohten, brach (Sommer 1702) in Lissabon ein förmlicher Aufstand gegen die Regierung aus. Erschreckt erklärte sich der König Dom Pedro II. zum Anschluß an die Seemächte bereit, aber nur, wenn sie durch einen direkten Angriff auf Spanien das bourbonische Königtum daselbst stürzten und ihn so vor dessen künftiger Rache schützten.

Die Zustände in Spanien versprachen einem solchen Unternehmen wohl Erfolg. König Philipp war eine vollkommene Null, sein Minister Porto-Carrero hatte eine Unfähigkeit bewiesen, die nur seiner Anmaßung und Hoffart gleich kam. Die zahlreichen Unzufriedenen hatten sich zu einer großen und gefährlichen Opposition verbunden, deren Führung der Königin, einer savoyischen Prinzessin, Oberhofmeisterin übernahm, Maria Anna de la Tremoille, in zweiter Ehe Fürstin von Orsini-Bracciano: eine majestätische und zugleich noch immer anmutige Greisin, durch die Kunst der Überredung und die gebieterische Wucht eines festen Willens zur Herrschaft bestimmt.[1]) Die Länder der Krone Aragon, zumal das kräftige und freiheitstolze Katalonien, denen die kastilische Herrschaft stets verhaßt gewesen, waren bereit, sich gegen den französischen König zu erheben, den man von Madrid aus ihnen aufgedrängt hatte. So luden die Seemächte den Kaiser ein, den Erzherzog Karl an der Spitze eines verbündeten Geschwaders und Heeres nach der pyrenäischen Halbinsel abzusenden. Zugleich schlossen sie (Mai 1703) mit Portugal einen Bündnisvertrag ab, welcher unter großen pekuniären und merkantilen Vorteilen

---

1) F. Combes, La princesse des Ursins (Paris 1858). — Geffroy, Lettres inédites de la princesse des Ursins.

für dasselbe seine Mitwirkung hierbei sicherte. Damit waren sie allerdings weit über die „große Allianz“ vom Sept. 1701 hinausgegangen: damals war ihr Ziel gewesen, dem Kaiser einen wichtigen Anteil an dem spanischen Erbe zu verschaffen; jetzt aber, den jüngern Sohn desselben in den Besitz der gesamten ungeteilten Monarchie zu bringen. Der Kaiser war damit nicht ganz zufrieden, da ihm mit Recht der unmittelbare Besitz halb Italiens und der katholischen Niederlande wichtiger schien, als die Gründung einer neuen habsburgischen Sekundogenitur. Erst als ihm Karl im geheimen die Abtretung wenigstens des Herzogtums Mailand, das ja direkt an die österreichischen Erbstaaten grenzt, zugesagt hatte, entließ er den Jüngling im Herbste 1703. Als wohlwollend, mäßig und gewissenhaft, aber schläfrigen Geistes, zurückhaltend im Auftreten, unsicher im Urteile wird der neue „König Karl III.“ von gut unterrichteten Zeitgenossen geschildert. Dazu war er übermäßig ernsthaft, bigott, den alten Anschauungen zugethan, in dem allen das Ebenbild seines Vaters.

Noch einen andern, nicht weniger wichtigen Bundesgenossen als Portugal, erwarben damals die Alliierten.

Kein Fürst schien fester an Frankreich gekettet, als Herzog Viktor Amadeus II. von Savoyen. Wie seine ältere Tochter den Herzog von Burgund, so hatte die jüngere Philipp V. geheiratet: er war also selber mit den engsten Familienbanden an das bourbonische Interesse in Frankreich und Spanien gefesselt. Er sollte überdies das französisch-spanisch-piemontesische Heer in Italien befehligen. Allein Ludwig wollte dieses Verhältnis nur zum eigenen Vorteil ausbeuten: er verweigerte dem Savoyer nicht allein jede territoriale Entschädigung für seine militärischen und finanziellen Opfer, sondern enthielt ihm auch den versprochenen Oberbefehl im nördlichen Italien vor. Im Gegenteil zeigten die französischen Generale dem Herzog kränkendes Mißtrauen. Das war mehr, als Viktor Amadeus, ein ungestümer, reizbarer, von Ehrgeiz verzehrter Fürst, zu ertragen vermochte. Gemäß den Überlieferungen seines Hauses kostete es ihm keine große Überwindung, sich im Sommer 1702 an den bisherigen Gegner, den Kaiser, zu wenden. Indes noch war nichts abgeschlossen — denn die Forderungen des habgierigen Savoyers waren ungeheuerlich — als Ludwig XIV. von den Unterhandlungen unterrichtet wurde. Auf ausdrücklichen Befehl seines Herrn verhaftete Vendôme (September 1703) einige piemontesische Generale, entwaffnete mehrere piemontesische Kavallerieregimenter, forderte vom Herzoge die Reduktion seines Heeres auf 6000 Mann und die Überlieferung zweier Hauptfestungen. „Mein Herr,“ schrieb damals Ludwig an den Savoyer, „da Religion, Ehre, Interesse, Bündnis, Ihre eigene Unterschrift nichts zwischen uns sind, schicke ich meinen Vetter von Vendôme an der Spitze meiner Heere, um Ihnen meine Willensmeinung zu erläutern. Er wird Ihnen nur vierundzwanzig Stunden zur Entschließung geben. Ludwig.“ Einer so schmachvollen und zugleich so drohenden Behandlung wollte Viktor Amadeus sich nicht unterwerfen — am 8. November 1703 unterzeichnete er

den Vertrag, der ihm für den Beitritt zur großen Allianz eine Ausdehnung seines Gebietes, auf Kosten Mailands und Mantuas, bis an den Tessin und ein kaiserliches Hilfskorps von 20000 Mann versprach. Eifrig nahm er sofort am Kriege teil; handelte es sich doch geradezu um seine Existenz!

Es handelte sich zugleich um die des Kaisers. Mit 60000 Mann drang Villars ohne Schwertstreich im April durch den Schwarzwald in das innere Süddeutschland ein. Ludwig von Baden wagte nicht, ihm Widerstand zu leisten. Die kaiserlichen Truppen, die früher die Hauptstärke seines Heeres ausgemacht hatten, wurden jetzt gegen den Kurfürsten von Bayern und den wachsenden Aufstand in Ungarn verwandt. Die Regensburger Versammlung hatte zwar 120000 Mann Reichstruppen bewilligt — aber von diesen waren nur 10000 anwesend, noch dazu in trübster Beschaffenheit und buntester Zusammenwürfelung: ein einziges Reiterregiment war von fünfzig schwäbischen Ständen zusammen gestellt worden. Inzwischen hatte auch Max Emanuel den zahlreichern aber kläglich geführten kaiserlichen Truppen gegenüber gleichfalls einige Vorteile errungen und stand bereit, sich mit den Franzosen zu vereinen. Endlich kam Tallard und hielt den Markgrafen in dessen Bühler Schanzen bei Baden fest, so daß Villars sich ungestört mit dem Bayern vereinigen konnte. Beide zusammen waren den kaiserlichen Truppen derart überlegen, daß es für sie offenbar das Geratenste gewesen wäre, den Angriff auf das Erzherzogtum, den Stoß auf das Herz der österreichischen Monarchie zu unternehmen.

Indes Max Emanuel fand dazu den Mut nicht. Gewissensbedenken wegen seines Verrates am Reiche plagten ihn um so mehr, als seine Unterthanen demselben stets widersprochen hatten; er fürchtete ein Scheitern des Wagnisses und damit die Rache des Kaisers, und zudem zerfiel er bald völlig mit dem anmaßenden und habgierigen Villars. Deshalb beschloß er, sich erst nach Tirol zu wenden, dieses zu erobern, sich mit dem Hauptheer Vendômes zu vereinigen und dann also verstärkt mit um so sicherer Aussicht den Angriff auf Österreich zu beginnen. Wirklich war Vendômes Macht den 20000 Mann des trefflichen kaiserlichen Generals Guido Starhemberg, der sich mühsam am untern Po behauptete, derart überlegen, daß er sehr wohl mit 30000 Soldaten nach Tirol abgehen konnte, das fast ganz von Truppen entblößt war.

Im Juni 1703 drang der Kurfürst von Norden in dieses Land ein, Villars zum Schutze Bayerns zurücklassend. Alles ging nach Wunsch. Die Verwaltung war ratlos, die vornehmen Herren in dem nördlichen flachen Teil der Grafschaft beeilten sich, mit dem Kurfürsten ein Abkommen zu treffen. Binnen einer Woche war das ganze Gebiet bis Innsbruck in dessen Gewalt, und er konnte von dieser Stadt südwärts aufbrechen, um über den Brenner Vendôme entgegen zu ziehen. Allein er kam nicht weit. Die treuen tiroler Gebirgsbauern, die durchaus nicht die verhaßte bayrische Herrschaft auf sich nehmen wollten, erhoben sich von allen Seiten und begannen unter der Führung des tapfern Martin Sterzinger, des Hofer von 1703, den Vernichtungs-

krieg gegen die Bayern. Sie besetzten alle Pässe und Berge und schleuderten von da aus ihre sichern Kugeln und große Felsblöcke auf die wehrlosen Feinde, die sich mühsam durch die schluchtenähnlichen Thäler hindurch wanden. Der Kurfürst selber kam in ernstliche Gefahr und mußte schließlich froh sein, sich mit dem Reste seiner um mehr als die Hälfte verminderten Truppen aus Tirol wieder herauszuziehen (August 1703). Vendôme, der mit unglaublicher Trägheit erst bis Trient vormarschiert war, mußte darauf gleichfalls umkehren.

Jeder Berechnung spottend, hatte hier die entfesselte Kraft eines leidenschaftlich begeisterten Volkes störend in die feinen Kombinationen der Staatsmänner und Feldherren eingegriffen. Der Nachteil dieses verfehlten Unternehmens für die französisch-bayrische Sache war sehr groß. Nur ihm hatte Starhemberg es zu danken, daß er sich in Oberitalien zu halten vermochte. Als Vendôme sich nach seiner Rückkehr von Trient gegen Viktor Amadeus wandte, brach Starhemberg in rühmlicher Entschlossenheit, die das Äußerste wagt, mit der Hälfte seines kleinen Heeres — 12000 Mann — zur Unterstützung des verbündeten Herzogs auf. Quer durch Oberitalien, an der ganzen Front von Vendômes Aufstellung vorbei, wußte er nach Asti zu gelangen und dort (Januar 1704) seine Vereinigung mit dem geängsteten Savoyer zu vollziehen.

Um so trauriger sah es in Süddeutschland aus. Graf Styrum, einer jener hochgeborenen Heerverderber, die in den Annalen der wackern österreichischen Armee so oft wiederkehren, ließ sich mit dem linken Flügel des vereinten kaiserlichen Reichsheeres am 20. September von Villars bei Höchstädt überfallen und gänzlich schlagen; ohne die felsenfeste Tapferkeit dreier preußischer Regimenter unter Leopold von Anhalt-Dessau — dem „alten Dessauer“ — wäre der ganze Heeresteil vernichtet worden. Wirklich wollte Villars diesen Sieg zur Verfolgung und Aufreibung von Styrums Korps benutzen; aber Max Emanuel, der immer für seine Erblande fürchtete, bestand darauf, erst Ludwig von Baden anzugreifen, welcher sich bei Augsburg verschanzt hatte. Als Ludwig XIV. dem Kurfürsten, den er sich nicht entgehen lassen durfte, recht gab, legte Villars den ruhmreich geführten Befehl nieder in die Hände des geschmeidigen aber freilich unbedeutenden Marsin. Allerdings hatte Max Emanuel nun die Genugthuung, den Markgrafen mit seinen geringzähligen Truppen vor sich herzutreiben bis an die Ufer des Bodensees. Inzwischen hatte Tallard Breisach erobert und die Belagerung Landaus — bis jetzt der einzigen Trophäe der Kaiserlichen im oberdeutschen Kriege — begonnen. Zu dessen Entsatz schickten die Holländer ein starkes Truppenkorps in die Pfalz. Aber dasselbe ließ sich (16. Sept.) am Speyerbache von Tallard überrumpeln und gänzlich schlagen; am nächsten Tage kapitulierte Landau. Die Reichstruppen in den Linien von Bühl und Stollhofen hatten inzwischen einen Munitionsvorrat von drei Schüssen auf den Mann! Die oberdeutschen Fürsten hatten die Subsidien der Seemächte, anstatt zu Rüstungen, für ihre Gastmähler und Balletts verbraucht und drohten nun bei der ersten Gefahr zu



Ludwig XIV. von Frankreich.

Verkleinertes Facsimile eines Kupferstiches von Gerard Edelinck (1640—1707); Originalgemälde von Jean de la Haye.

Frankreich abzufallen. Es war ein heilloser Zustand in dem damaligen Deutschland.

Ebenso in Österreich, wo nach Eugens eigenen Worten die Soldaten nackt und bettelarm, die Festungen ohne Schieß- und Mundbedarf waren. Anfang 1704 brach Max Emanuel erobernd in das Land ob der Ens ein. Auf der andern Seite gebot in Ungarn Franz Rakoczy wie ein souveräner Fürst. Während Graf Palffy sich mit einem kaiserlichen Armeekorps mühsam bei Preßburg hielt, fielen die ungarischen Husaren schon verwüstend in Mähren und Niederösterreich ein. Es war eine Lage, nicht minder drohend als die im Sommer 1683. Wie lange würde es dauern, bis sich Ungarn und Bavarofranzosen vor den Mauern Wiens die Hand reichten? Zum Zeichen dieser Verbrüderung bot Rakoczy dem Kurfürsten Max Emanuel die ungarische Krone an.[1]) Anderseits dachten der Kaiser und sein Hof schon an Flucht aus Wien, während Städter und Bauern in Niederösterreich drohende Unzufriedenheit kund gaben.[2])

Ludwig XIV. mochte also noch immer hoffen, trotz allen Widerstandes und aller Fährlichkeiten das Ziel seines Lebens zu erreichen. Was wollte der Verlust einiger Rhein- oder Maasfestungen sagen, wenn er nicht nur die ganze spanische Monarchie dem Hause Habsburg entriß, sondern ihm auch in Deutschland und Ungarn den Garaus machte? Die Bourbonen hätten dann in Deutschland, den Niederlanden, Italien kaum minder unumschränkt regiert als in Frankreich und Spanien. Niemals war Ludwig XIV. dem Gipfel seiner Wünsche so nahe gewesen wie in den ersten Monaten des Jahres 1704.

1) Heigel, Beziehungen des Kurf. M. Eman. zu Fr. Rakoczy; Bayr. Akad. Hist.-philos. Kl. 1885. S. 117 ff.

2) O. Klopp, XI 51 f.

Neuntes Kapitel.

Niederlage Ludwigs XIV. und Friedensschluß.

Die Rettung Österreichs aus tiefster Bedrängnis war nicht heimischer Kraft und Tüchtigkeit, sondern lediglich dem savoyischen Fremdlinge, dem Prinzen Eugen zu danken. Nur ein Ziel, das Wohl des Kaiserstaates, vor Augen, ließ er alle andern Rücksichten vor dieser einzigen schwinden. Vom Kaiser endlich mit einer Art Diktatur betraut, setzte er einen vollständigen Personenwechsel in allen Ämtern durch. Dann erpreßte er von dem bigotten Leopold die Erlaubnis, die Kirchenschätze sämtlicher Erbländer zur Unterhaltung und Versorgung des völlig zerrütteten Heeres einzufordern. Diese Maßregel ergab, obwohl vieles versteckt wurde, mehrere Millionen Gulden, von welchen nicht ein Kreuzer für den langweiligen Pomp des Wiener Hofes oder für die gierigen Hände der Beamten, sondern alles für die Armee verwendet ward.

Es ist das deutlichste Kennzeichen eines großen Feldherrn wie Staatsmannes, daß er dem einmal erkannten Hauptziele alle untergeordneten Zwecke zum Opfer zu bringen weiß. Daß die Ungarn mit ihren ungeordneten Reiterscharen außerhalb des eigenen Landes nicht sehr gefährlich werden könnten, war ersichtlich. Vendôme in Oberitalien war noch hundert Meilen vom Mittelpunkte der Monarchie entfernt. Aber Max Emanuel und Marsin, mit der Front schon auf österreichischem Gebiete, die rechte Flanke auf Kufstein, die linke auf Passau gestützt, drohten nahes Verderben. So schmählich es also war, den Hohn der ungarischen Rebellen noch länger zu ertragen: dem tüchtigen General Heister wurden lediglich die notdürftigsten Streitkräfte zur Verteidigung wider dieselben übergeben. Trotz der gefährdeten Lage, in welcher sich Viktor Amadeus II. und Starhemberg im fernen Piemont befanden, wurden sie einstweilen ihrem Schicksale überlassen, und nur geringfügig unterstützt. Die Hauptmacht wollte Eugen wider den Kurfürsten und Marsin führen. Allein wenn nun der Markgraf von Baden mit ihm zusammen wirkte, wurden anderseits die Bavarofranzosen durch das Heer Tallards verstärkt: die Widersacher hatten dann etwa 120 000 Mann zur Verfügung, denen er kaum 80 000 entgegenstellen konnte. Deshalb machte Eugen während des Winters Marlborough den Vorschlag, von den Niederlanden aus zur Vernichtung des Kurfürsten herbeizueilen. Erst wenn dieser stets schmerzende und lästige Dorn aus der Seite des Kaisers gezogen, sei es letzterm möglich, mit Nachdruck und Erfolg gegen den Hauptfeind, gegen Frankreich, aufzutreten.

Die Richtigkeit und zugleich die Großartigkeit dieses Planes verschafften ihm bei Marlborough freudige Aufnahme. Sehnte doch auch er sich danach, aus dem nutzlosen Einerlei des belgischen Festungskrieges herauszukommen und durch einen bedeutenden Erfolg sowohl der üblen Lage der Koalition eine günstige Wendung als auch sich selbst ein höheres und entscheidenderes Ansehen gegenüber den holländischen Eifersüchteleien und Bedenklichkeiten zu verschaffen. Er ging mit der ganzen unerschütterlichen und nachdrücklichen Sicherheit seines Wesens auf die Gedanken Eugens ein. So wurde das Zusammenwirken beider genialer Feldherren eingeweiht, welches das Schicksal des Krieges zu gunsten des großen germanischen Freiheitsbundes, zur Zerstörung des französischen Übergewichtes entscheiden sollte.

Die englische Regierung, ohnedies unter dem Einflusse Marlboroughs, war für den Entwurf Eugens, überhaupt für eine entschlossenere und einheitlichere Leitung des bisher so buntscheckig auseinander fallenden Koalitionskrieges leicht gewonnen. Schwieriger war die Aufgabe bei den Generalstaaten, die ihre ungeheueren Opfer nicht zur Rettung des großen deutschen Reiches, sondern nur zu ihrer eigenen Sicherung bringen wollten. Marlborough wagte gar nicht, ihnen etwas von seinem und Eugens umfassenden Plane mitzuteilen: er sprach nur von einer vorübergehenden Diversion an der Mosel. Das mochte immerhin als ein Unternehmen erscheinen, welches den Niederlanden selbst zu gute kommen würde: so preßte ihnen Marlborough mit großer Mühe endlich ihre Zustimmung ab.



Deutsche Militärtypen aus den Kriegen des 17. Jahrh.

Zum Glücke für die verbündeten Feldherren ließen ihnen die französischen Marschälle in bequemer Säumigkeit die Zeit, ihre Vorbereitungen zu treffen. Eugen vereinigte sich bei Ehingen in Schwaben mit dem Markgrafen von Baden. Inzwischen hatte Marlborough mit 40 000 Mann britischer National- und Soldtruppen seinen Marsch begonnen, der anscheinend auf die Mosel gerichtet war. Aber plötzlich führte der Herzog seine Regimenter bei Koblenz auf das rechte Rheinufer und rückte dann in Eilmärschen auf den Neckar zu, den gleich verblüfften Franzosen und Holländern das Nachsehen lassend. Bei Großheppach trafen die drei alliierten





Deutsche Militärtypen aus den Kriegen des 17. Jahrh.

Generale zusammen. Einstweilen übernahm Eugen, edel und aufopfernd wie immer, wenn es einen patriotischen Zweck galt, die undankbarste Aufgabe, die Verteidigung der Bühler Linien, während der Markgraf und Marlborough mit 52 000 Mann die 63 000 Bavarofranzosen bestehen sollten, indem jeder von beiden einen Tag um den anderen den Oberbefehl führte. Den Donauübergang bei Donauwörth hatte der Kurfürst durch die starke Befestigung des benachbarten Schellenberges und durch zehntausend ausgesuchte Krieger unter dem Grafen Arco gesperrt. Am Abend des 2. Juli 1704 langten die Verbündeten vor dieser Stellung an; Marlborough, der gerade das Kommando führte, ließ sie sofort angreifen, damit der Feind nicht zum Entsatz herbeikäme. Ein vollständiger Sieg krönte das kühne Unternehmen, und bei dem Einbruche der Dunkelheit waren der Schellenberg und Donauwörth selbst gestürmt, zwei Dritteile des schönen feindlichen Korps getötet oder gefangen. Der Markgraf hatte übrigens wacker mitgeholfen und war selbst verwundet worden; in seinen eigenen Berichten erwähnt freilich Marlborough den Mitfeldherrn gar nicht, um sich allen Ruhm zuzuschreiben.[1]) Nach diesem Siege rückten die Verbündeten in Bayern ein, das sie zur Strafe für den Verrat seines Fürsten greulich verwüsteten. Nicht

1) Vgl. Klopp XI, 146 ff.



mehr um einen Angriff auf die kaiserlichen Staaten, sondern um die Rettung des eigenen Landes handelte es sich für Max Emanuel. Ihm zu helfen, eilte Tallard mit 30 000 Mann vom Rheine herbei und vereinigte sich bei Augsburg mit dem Kurfürsten und Marsin. Dafür hatte auch Eugen in den Bühler Linien nur eine Handvoll Truppen zurückgelassen und traf mit seinen besten Regimentern bei Donauwörth mit Marlborough und dem Markgrafen zusammen.

Offenbar mußte jetzt hier die Entscheidung des Krieges fallen, nach der Eugen und Marlborough um so mehr begehrten, als ein auch nur unvollständiger Erfolg den Sturz des englischen Generals ob seines kühnen Marsches nach Süddeutschland, vielleicht die Auflösung der ganzen Koalition herbeigeführt hätte. Man entledigte sich des alten bedächtigen Markgrafen, der diese Wahrheit durchaus nicht erkennen wollte und von schlauen Hin- und Widermärschen das Heil erwartete, indem man ihn zur Belagerung der Festung Ingolstadt abgehen ließ. Nun waren Marlborough und Eugen Herren ihrer Entschlüsse. Sie zogen sofort den Bavarofranzosen entgegen, die sie an der Stätte von deren vorjährigem Siege, bei Höchstädt, in starker Stellung antrafen. Tallard mit dem rechten Flügel lehnte sich bei dem dicht mit Infanterie besetzten Dorfe Blindheim an die Donau. Links vom Dorfe Oberglauheim bis an die ungangbaren Waldhöhen stand die



Deutsche Militärtypen aus den Kriegen des 17. Jahrh.

Infanterie des Kurfürsten und Marsins. Die weite Lücke zwischen jenen beiden Dörfern war durch die Reiterei ausgefüllt. Vor der ganzen, anderthalb Stunden langen Front der 55 000 Bavarofranzosen zog sich das sumpfige, schwer passierbare Thal des Nebelbaches hin, gegen dessen Übergänge die französischen Batterien wirkten. Den 52 000 Verbündeten war nun am 13. August 1704 die schwierige Aufgabe gestellt, diese überaus starke, nirgends an den Flügeln zu umgehende Position durch einen Frontalangriff zu erobern. Stundenlang wogte der Kampf unentschieden, indem sich vornehmlich das preußische Fußvolk durch hohe Bravour auszeichnete. „Man lobt hier unerhört die Brandenburger," schreibt nach der Schlacht die Herzogin von Orleans aus Versailles, „und sagt, sie hätten mehr Ordnung und Kaltblütigkeit in der Bataille gehalten, als andere Truppen, und gar tapfer gefochten." Marlborough, dem Eugen in seiner Großmut den Oberbefehl abgetreten hatte, erkannte den Fehler Tallards, sein ganzes Fußvolk in Blindheim aufgehäuft zu haben. Er ließ das Dorf nur beobachten und ermüdete die feindliche Reiterlinie durch fortgesetzte Vorstöße der verbündeten Infanterie. Als die französische Kavallerie hinreichend ermattet schien, befahl er der gesamten eigenen Reiterei, einen einzigen furchtbaren Vorstoß zu unternehmen, welcher die gelichteten und aufgelösten feindlichen Schwadronen in allgemeine Verwirrung stürzte und endlich in unaufhaltsame Flucht zersprengte. Tallard selber wurde gefangen. Das Zentrum der bavarofranzösischen Schlachtlinie existierte nicht mehr. Den linken Flügel retteten der Kurfürst und Marsin mit Mühe durch eiligen Rückzug. Dadurch war aber der äußerste rechte Flügel, die 26 Bataillone in Blindheim, den Verbündeten überlassen, die sie einschlossen, kanonierten und schließlich zur Ergebung zwangen.

Mit dem Verluste von 12 000 Mann hatten die Alliierten den Sieg erkauft, allein unermeßlich waren die Ergebnisse: 15 000 Franzosen und Bayern tot oder verwundet, 13 000 gefangen, 12 000 Deserteure, die teilweise zu den Verbündeten übergingen, fast die gesamte feindliche Artillerie genommen. Das bayrisch-französische Heer war so gut wie vernichtet.

Die Schlacht bei Höchstädt hat die gesamte Kriegslage völlig umgestaltet. Die bisher für unüberwindlich gehaltenen Franzosen waren auf unerhörte Weise besiegt worden, zumal die Kapitulation von Blindheim war ein Ereignis, wie es seit Jahrhunderten nicht in der Kriegsgeschichte vorgekommen war. Österreich war aus der dringendsten Gefahr gerettet, sein deutscher Gegner, Bayern, vernichtet. Die ungarische Insurrektion war wenigstens für die deutsch-slawischen Länder des Kaisers ungefährlich gemacht, der schon verzagende Viktor Amadeus von Savoyen ermutigt, Kabinette, Heere und Völker der großen Allianz mit frischem Zutrauen erfüllt. Vorzüglich in England herrschte jubelnde Begeisterung, welche der Kriegspartei auf Jahre hinaus das Übergewicht sicherte. Marlborough, mit einem Schlage unter die bedeutendsten Feldherren aller Zeiten versetzt, ward von dem dankbaren Kaiser zum Reichsfürsten ernannt und aus der bayrischen Beute mit der schwäbischen Herrschaft Mindelheim beschenkt. Enger waren durch den gemeinsam errungenen Sieg

die Verbündeten aneinander geknüpft; denn wie der Mißerfolg die Allianzen lockert, so festigt sie der gemeinschaftliche Ruhm und Vorteil. — Um so betäubender war der Eindruck der furchtbaren Niederlage in Frankreich. „Es schwindelt aller Welt der Kopf," ruft Frau von Maintenon aus. König Ludwig selber verlor seine gewöhnliche kaltblütige Würde und tobte in verzweifelnder Scham; zumal die Blindheimer Schmach kam ihm nicht von den Lippen. In ganz Frankreich ertönten Klagen um die gefallenen oder vermißten Angehörigen.

Kurfürst Max Emanuel entfloh nach Belgien; die Verbündeten nahmen Landau und eine Anzahl bayrischer Festungen. Die Kurfürstin, die in dem unglücklichen Lande zurückgeblieben war, wünschte es vor den furchtbaren Räubereien und Erpressungen der kaiserlichen Beamten zu retten und es bis zum Ende des Krieges in möglichst gutem Zustande zu erhalten, auch den Kaiser zu versöhnen. Sie überließ deshalb im Vertrage von Ilbesheim (November 1704) ganz Bayern, mit Ausnahme der Residenz München, kaiserlicher Verwaltung. So erlitt Max Emanuel verdientermaßen dasselbe Schicksal, wie sein Bruder von Köln.

Weniger entscheidend hatten sich die Dinge in Ungarn gestaltet. Freilich trug der alte Feldmarschall Graf Sigbert Heister über die Rebellen bei Tyrnau den Sieg davon, erbitterte aber durch harte und rauhe Behandlung alle Welt derart, daß die Zahl der Aufständischen größer wurde denn je. Mehr als die Hälfte seiner Einkünfte, fast die Hälfte seiner Truppen kostete den Kaiser der ungarische Aufstand. Und dieses für Ludwig XIV. so günstige Ergebnis erlangte letzterer für die unbedeutende Summe von 50 000 Livres monatlich, die er an Rakoczy auszahlte.[1]) Dabei war Ludwig XIV. gegen die Empörer in seinem Lande, die Camisards, glücklicher als Leopold gegen die Ungarn. Nachdem der ebenso grausame wie unfähige Montrevel trotz seiner zahlreichen Streitkräfte nur Niederlagen gegen dieselben erlitten, wurde er abberufen und statt seiner im Beginne des Jahres 1704 Villars gesandt, der durch seine Streitigkeiten mit dem bayrischen Kurfürsten disponibel geworden war. Villars stellte sofort das Verfahren der Massenhinrichtungen ab und versprach jedem, der sich unterwerfen würde, freie Wahl, entweder unter Aufsicht ruhig in der Heimat zu leben oder in das Ausland zu gehen. Zu gleicher Zeit änderte er das Kriegssystem: anstatt große Angriffe zu unternehmen, die meist an der Unwegsamkeit des wilden Gebirges scheiterten, ließ er das ganze Gebiet durch fliegende Kolonnen durchziehen, die sich weiter und weiter ausbreiteten und alle wichtigen Punkte mit kleinen Garnisonen besetzt hielten. Beides hatte besten Erfolg. Die Camisards, unaufhörlich angegriffen, gehetzt, nirgends sicher, außer stande sich zu sammeln, wurden zum guten Teile des Krieges müde. und Villars' Milde verstärkte die Friedenssehnsucht. Im Mai 1704 schloß Cavalier selbst mit dem Marschall einen Vertrag, welcher, wenn nicht Gewissens-

1) Fiedler, Aktenstücke zur Gesch. Fr. Rakoczys, II 3.

freiheit, so doch Amnestie für alle Vorgänge der Empörung gewährte; Cavalier trat als Oberst in den Dienst des Königs, für den er aus seinen Glaubensgenossen ein Regiment zu bilden versprach. Freilich billigte die fanatische Partei unter den Camisards dieses Abkommen nicht, aber sie war zu schwach, den Kampf mit Erfolg fortzusetzen. Am Ende des Jahres 1704 schien derselbe erloschen. Da flackerte er unvermutet im folgenden Jahre noch einmal auf. An Villars' Stelle trat Berwick, der hochbegabte, aber moralisch durchaus nichtsnutzige illegitime Sohn des Stuart Jakobs II. Indem er die Unterworfenen mißhandelte und vertragswidrig die Auswanderung verbot, rief er den Aufstand noch einmal hervor. Allein die Kraft dieser heldenmütigen Glaubensstreiter war gebrochen; im April 1705 endeten die letzten Camisards in Nimes auf dem Scheiterhaufen. Das ganze Gebiet der Cevennen war entvölkert und verödet, Tod und Schweigen auch hier die letzten Ergebnisse der fanatischen Unduldsamkeit eines Ludwigs XIV. und der französischen Hierarchie. Wahrlich, wenn diese zuletzt der römischen Knechtschaft verfallen ist, hat sie ihr Schicksal in reichem Maße verdient. Cavalier empfand übrigens Gewissensbisse darüber, seine Glaubensgenossen im Stiche gelassen zu haben und im Dienste desselben Fürsten zu stehen, der soeben seine unglücklichen Brüder im Süden zu Tode hetzte. Er trat mit den einigen hundert Mann, die ihm geblieben waren, zum Herzoge von Savoyen über, um hier an der Seite der Waldenser der Seealpen den blutigen Verfolger alles protestantischen Wesens zu bekämpfen. So hat er seinen egoistischen Abfall vom Mai 1704 einigermaßen gebüßt.

Ludwig aber machte ungeheuere Anstrengungen, durch Neuformationen die schweren Verluste seines Heeres wieder zu ersetzen. Die seit Jahren eingeübten Milizen steckte er, freilich mit Verletzung der ihnen gegebenen Zusicherungen, in die regulären Regimenter und komplettierte die fünf Heere, die er in Flandern, an der Mosel, am Rhein, in Italien und Spanien unterhielt. Mit Bewunderung sahen die Gegner dieses Frankreich, das mit geringer Unterbrechung seit vier Dezennien ungeheuere Kriege führte, nach den Verlusten und Demütigungen des Vorjahres sich von neuem mutvoll und stark erheben.

Für Österreich war es unter solchen Umständen ein Glück zu nennen, daß hier am 5. Mai 1705 ein Regierungswechsel eintrat durch den Tod Kaiser Leopolds I. Der Unfähigkeit dieses Fürsten hatte schließlich das Greisenalter unbezwinglichen Eigensinn hinzugefügt. Vergeblich waren alle Bemühungen Eugens gewesen, einen Wechsel im Oberkommando in Ungarn herbeizuführen, vergeblich sein Bestreben, ein bestimmtes, konsequentes und wirksames Verfahren der ungarischen Nation gegenüber zu begründen. Indem man dieselbe hart und schimpflich behandelte und fortwährend kränkte, aber nur ungenügende Truppen gegen sie sandte, bald wieder Friedensunterhandlungen begann, die doch nicht ernsthaft gemeint waren, hatte man den Aufstand nur von Jahr zu Jahr gesteigert. Es war außerdem schlimm, daß die Verbündeten des Kaisers, die Seemächte, denselben gering schätzten und nichts Gutes von



Kaiser Joseph I. Nach einem gleichzeitigen anonymen Kupferstiche.

ihm erwarteten. „Es scheint, daß das Erzhaus müde ist zu regieren,“ hatte Wilhelm III. in seinem Unwillen über die Mißwirtschaft am Wiener Hofe dem kaiserlichen Gesandten selbst zugerufen. Der Kredit Österreichs im Auslande war völlig zerrüttet. So groß war das Mißtrauen gegen die Redlichkeit der kaiserlichen Minister, daß die Seemächte ihre Subsidien und selbst den Betrag der in ihrem Lande kontrahierten österreichischen Anleihen nicht der Wiener Regierung sondern den kaiserlichen Feldherren direkt übermittelten.[1]) Solche Anschauungsweise hatte bereits in den früheren Koalitionskriegen dem Hause Österreich und der gemeinsamen Sache überhaupt beträchtlichen Schaden gebracht. Um so freudiger begrüßte man den Regierungsantritt seines ältesten Sohnes, Joseph I.

1677 geboren, stand dieser Fürst in der ersten Blüte der männlichen Kraft, ein frischer, lebenslustiger, freigebiger Herr, ohne den melancholischen Zug seiner Ahnen. Mut, Eifer und Klarheit des Geistes, sowie eine tüchtige weltliche Bildung zeichneten ihn vorteilhaft vor Vater und Bruder aus. Wenn er auch den Adel übermäßig begünstigte, war er doch von Bigotterie frei, wozu nicht wenig die Feindseligkeit beitrug, welche die eifrig kirchliche Partei, den Papst und die Jesuiten an der Spitze, überall den österreichischen Interessen zeigten, und die selbst die ungarische und siebenbürgische Geistlichkeit bethätigte. Er war einsichtig genug, dem Prinzen Eugen die wesentlichste Einwirkung auf die Leitung der österreichischen Politik und des österreichischen Heerwesens zu überlassen. Auch sonst umgab er sich mit neuen und jugendfrischen Ministern; anstatt des alten Schlendrians kamen mit den noch nicht vierzigjährigen Sinzendorf, Schönborn und Wratislaw thatkräftige Elemente in den kaiserlichen Konferenzrat.[2])

Vor allem in Italien mußte Besserung geschafft werden, wenn man nicht den Savoyer und damit den letzten Halt der großen Allianz auf der Apenninenhalbinsel gänzlich erliegen lassen wollte.

Noch in den letzten Monaten des Jahres 1703 war das Stammland der Dynastie, das eigentliche Savoyen, wo die französische Sprache der Bewohner, die Sehnsucht des armen Adels nach dem Glanze von Versailles sowie die Umtriebe der Geistlichkeit vielfach französische Sympathien erzeugt hatten, ohne große Schwierigkeiten den Feinden in die Hände gefallen. Im Frühjahr 1704 hatten der Herzog und Starhemberg kaum mehr als 30 000 Mann unter ihrem Befehl, während einerseits Vendôme mit 40 000 Mann von Osten her Piemont angriff, anderseits eine fast gleiche Zahl Franzosen von Westen her über die Alpen kam. Zum Glücke für die Verbündeten stand letzteres Heer unter der Führung eines ebenso unfähigen wie anmaßenden Generals, des Herzogs von La Feuillade, eines Geschöpfs der Hofgunst wie Villeroy. Er verhinderte aus Eifersucht Vendôme an der Ausführung seines Vorsatzes, sofort zur Belagerung von Turin zu schreiten. So benutzten die Franzosen

1) Klopp, XII 35 f.

2) Noorden (III 441 ff.) scheint mir Joseph I. viel zu streng zu beurteilen.

ihre große Übermacht nur zur Berennung kleinerer Festungen; eine derselben, Verrua, von dem wackern kaiserlichen Obersten Fresen und den mutigen patriotischen Bürgern ruhmvoll verteidigt, hielt sich sechs Monate lang und kostete den Feinden 25 000 Soldaten — mehr als eine große Feldschlacht.

Indes schließlich blieb dem Herzoge fast nichts als seine Hauptstadt übrig. Um deren Rettung zu bewirken, eilte, im Einverständnisse mit Eugen, Marlborough im Winter 1704 auf 1705 nach Berlin und bewog durch das Geld der Seemächte den preußischen König, achttausend seiner durch Disziplin und Tapferkeit ausgezeichneten Krieger unter dem tüchtigen Leopold von Anhalt-Dessau nach Italien zu senden. Dazu kamen einige frische kaiserliche Truppen und die schwachen Regimenter, die ohnedies schon in Südtirol gestanden hatten. Die Hauptsache war, daß über diese Streitmacht Eugen selber den Oberbefehl führte. Er hatte die feste Absicht, dem savoyischen Herzoge, seinem Verwandten, zu Hilfe zu kommen, das eigene Stammland vor französischer Herrschaft zu bewahren. Allein nach einigen anfänglichen Vorteilen stieß er auf die ebenbürtige Feldherrnkunst Vendômes, der zu seiner Bekämpfung herbeigeeilt war. So erhielt freilich Viktor Amadeus einigermaßen Luft, aber das war auch Eugens einziger Erfolg. Der Marschall bekämpfte alle Versuche desselben, über die Adda zu gelangen; und als der Prinz bei Cassano (Aug. 1705) die Franzosen kühnlich angriff, wurde er nicht gerade geschlagen, aber doch mit beträchtlichem Verluste abgewiesen. Der eigentliche Zweck seines Feldzuges war damit vereitelt, Turin und damit Piemont nur für den Augenblick, aber nicht dauernd gerettet.

Auch in Deutschland und den Niederlanden hatte das Jahr 1705 zu keinem Ergebnisse geführt.

Die damalige österreichische Regierung hat überall in den neugewonnenen Ländern die Kunst verstanden, sich gründlichst unerträglich zu machen. Die Bedrückungen ihrer Beamten in Bayern erzeugten unter dem dortigen Landvolke, das ohnehin die östlichen Nachbarn bitter haßte, einen Aufstand, der sich bald über das ganze Kurfürstentum verbreitete. An 30 000 Bauern, meist Oberländer, rückten schließlich gegen München an. Sie hätten es wegnehmen können, wenn sie sich nicht in einen zwölftägigen Waffenstillstand eingelassen hätten. Allein so gaben sie den Kaiserlichen Zeit, Verstärkungen herbeizuziehen, mit denen sie dann, am „blutigen Weihnachten“ 1705, die Bauern bei Sendling überfielen, und ein furchtbares Gemetzel unter denselben anrichteten. Nachdem der Aufstand niedergeschlagen war, bot er dem Kaiser den erwünschten Vorwand, den mit der Kurfürstin abgeschlossenen Vertrag für nichtig zu erklären, deren Söhne gefangen nach Wien zu führen, über die beiden wittelsbachischen Herrscher von Bayern und Köln die Reichsacht zu verhängen, und das bayrische Land unter verschiedene Fürsten und seine eigenen Günstlinge zu verteilen. Eine Vereinigung Bayerns mit Österreich gehörte damals noch nicht zu den Zielen der österreichischen Politik und wäre auch von der Eifersucht der Reichsstände kaum zugelassen worden.

Inzwischen hatte Marlborough abermals seine Pläne durch die Schuld der Verbündeten vereitelt gesehen. Er hatte mit Hilfe der Reichstruppen einen Vorstoß die Mosel hinauf bis in das Herz Frankreichs unternehmen wollen, alles war dazu verabredet und vorbereitet: da blieben im letzten Augenblicke die Reichstruppen aus. Dem kränklichen, an seiner Fußwunde vom Schellenberg leidenden Markgrafen von Baden erschien ein so kühner Plan durchaus verwerflich — und anstatt an die Mosel, begab er sich zur Heilung seiner Gebrechen in das Schlangenbad! Höchlichst gereizt, kehrte Marlborough in die Niederlande zurück. Hier durchbrach er die langgedehnten französischen Verteidigungslinien, vernichtete das bei Tirlemont stationierte feindliche Korps, nahm diese Stadt und nötigte Villeroy und Max Emanuel zum Rückzuge auf Brüssel und Löwen. Durch eine kühne Umgehung wollte der englische Feldherr sie zur Räumung dieser Stadt nötigen, sie auf dem Abmarsche anfallen und schlagen. Schon stand er in der linken Flanke der feindlichen Aufstellung, schon wollte er sie angreifen, da verweigerten die holländischen Generale die Mitwirkung! Zum zweitenmale waren Marlboroughs beste Entwürfe durch fremde Thorheit vernichtet. Unwillig klagte er, um zehn Jahre fühle er sich gealtert, und begab sich nach dem Haag, um dort bei den „Hochmögenden“ seine Beschwerden anzubringen. Der ganze Feldzug war mißlungen, es hatte das Aussehen, als ob der Höchstädter Sieg nur eine Episode bleiben, der Koalitionskrieg wieder ergebnislos versumpfen sollte.

Nur an einer Stelle, in Spanien, schienen entscheidendere Erfolge errungen worden zu sein.

Hier war freilich das Jahr 1704 der bourbonischen Sache günstig gewesen, da es der Fürstin Orsini geglückt war, den unfähigen Porto-Carrero zu beseitigen. Von der klugen und wohldenkenden Königin Marie Luise auf das uneigennützigste unterstützt, hatte sie es wagen dürfen, selbst Ludwig XIV. zu trotzen und Philipp V. von Versailles unabhängiger zu stellen. Dadurch hatte sie den Bourbonen in dem kastilischen Spanien vollends volkstümlich gemacht. Dann hatte dieses energische und hochbegabte Weib das Unmögliche verwirklicht, eine stattliche spanische Armee von 35 000 Mann ins Feld gesandt, die vor Begier brannte, sich an den Ketzern und den verachteten Portugiesen zu rächen, welche dem glorreichen Kastilien einen fremden König aufdrängen wollten. Dazu brachte Berwick den Spaniern 12 000 treffliche französische Soldaten und seine eigenen nicht gewöhnlichen Feldherrngaben. Ganz anders sah es in Portugal aus, wo man eigentlich nur auf die wenigen holländischen und englischen Bataillone rechnen konnte. Nicht aus patriotischem Eifer, sondern nur um der Handelsvorteile willen hatte die portugiesische Regierung den Kriegsbund mit den Seemächten abgeschlossen. Das Volk aber, unter der doppelten Herrschaft einer selbstsüchtigen und sittlich ganz verkommenen Adelsclique und einer unwissenden fanatischen Geistlichkeit durchaus verkümmert, hatte keine Lust, für die Frage, ob ein Philipp oder ein Karl in Madrid herrschen sollte, Gut und Blut zu opfern. Anstatt

verabredetermaßen in Spanien einzufallen, ließen die Portugiesen Berwick bis dicht vor Lissabon vordringen. Erst hier geboten ihm die Guerillas unter Las Minas, die sich nun verwegen und schlau genug benahmen, Einhalt und nötigten ihn zum Rückzuge. So viel war klar geworden, an einen Angriff von Portugal aus und mit hauptsächlich portugiesischen Kräften war nicht zu denken. Es mußte ein anderer Ausgangspunkt gewählt werden zur Eroberung Spaniens, und dieselbe mußte im großen und ganzen mit den Mitteln der Seemächte durchgeführt werden.

Schon hatte dort England für sich einen bedeutenden Erfolg davongetragen: im August 1704 hatte Admiral Sir George Rooke die ganz verfallene Festung Gibraltar weggenommen und damit einen sichern Stützpunkt zu Operationen gegen Madrid gewonnen. Ein deutscher Prinz, der zum Befehlshaber Gibraltars ernannt wurde, Georg von Darmstadt, verstärkte mit Einsicht und Eifer die Werke, so daß dieselben ein ganz anderes Aussehen erhalten hatten, als im Herbste 1704 die Spanier deren Belagerung unternahmen. Vergebens liehen ein französisches Heer und Geschwader ihnen Beistand. Dieselbe Festung, die im August 1704 durch einen Handstreich genommen worden, hat unter Darmstadts tapferer und geschickter Verteidigung siebenmonatlichem Angriffe getrotzt, bis eine englische Flotte im Frühjahr 1705 Ersatz brachte. Hiermit war Wichtigeres entschieden, als man damals ahnte. Da nur britische Streitkräfte Gibraltar gehalten hatten, beschloß die englische Regierung, es nicht dem „Könige Karl“ auszuliefern, sondern für alle Zukunft als englischen Nationalbesitz zu bewahren.

Inzwischen befand sich dieser „König Karl III.“ zu Lissabon in traurigster Lage, von den Portugiesen mit offener Mißachtung behandelt und schließlich ganz gemieden. Da langte in jener Stadt als Führer einer großen englisch-holländischen Flotte und als Oberbefehlshaber der gesamten verbündeten Streitkräfte auf der Halbinsel Lord Peterborough an, ein heißblütiger, wagehalsiger Mann voll unbändigsten Ehrgeizes. Daß mit diesen ebenso störrischen wie armseligen Portugiesen nichts zu machen sei, war ihm einleuchtend. Erzherzog Karl, dem es ja gar nicht schlechter gehen konnte, folgte ihm blindlings, und so fuhr er mit demselben davon, nach Katalonien. Wirklich machte der Oppositionsgeist, welcher die Katalanen, die Aragonier überhaupt gegen Kastilien beseelte, ein erstes Gelingen in jenen Provinzen wahrscheinlich. Dagegen übersah man, daß gerade die stets oppositionelle Stellung der Aragonier deren Schützling in der weitüberwiegenden Masse des Reiches, in den Ländern der Krone Kastilien, als Fremdling und hassenswerten Nationalfeind erscheinen lassen müsse. Genug, die Verbündeten rückten mit 8000 Mann vor Barcelona, allerorten in Katalonien erhob sich die Bevölkerung für sie, und die philippistische Besatzung der mächtigen Seestadt, draußen vom Feinde, drinnen vom Aufstande angegriffen, kapitulierte. Da Karl III. die alten Freiheiten wieder herzustellen versprach, empörte sich auch die benachbarte Provinz Valencia und vertrieb die bourbonischen Statthalter und Besatzungen. Mehr durch List und

Verwegenheit als durch seine höchst unzulänglichen Streitkräfte trieb Peterborough wiederholt die bourbonischen Heere auseinander, und rettete nicht nur Valencia und Barcelona vor der begonnenen Belagerung, sondern machte selbst neue Fortschritte. Wunderbar schien es der Welt, daß Peterborough so großes mit 8000 Mann bewirkt hatte; sein Ruhm kam damals dem Marlboroughs und Eugens gleich.

Er hatte aber weniger für Karl III. als für die eigene Nation gearbeitet. Die Holländer, dieses kleine Volk von $2^1/_2$ Millionen, thaten damals für den Landkrieg bei weitem mehr als die Engländer, und nur zum Entgelte dafür mußten diese bei weitem mehr Kräfte den Seerüstungen widmen. Dennoch handelten sie, als ob sie das Hauptverdienst am ganzen Kampfe hätten. Sie hatten Gibraltar für sich genommen; sie hatten Portugal zu einem günstigen Handelsvertrage mit England gezwungen; sie nötigten jetzt auch Karl zu einem ähnlichen Abkommen, das mit direkter Benachteiligung der Niederländer die britischen Kaufleute zu Herren des gesamten spanischen Produktionsgebietes machte. Die furchtbaren Opfer, welche die Vereinigten Provinzen brachten, sollten also nur die Folge haben, ihre einträglichsten Handelszweige zu gunsten der Nebenbuhler zu vernichten. Kein Wunder, daß in Holland Stimmen laut wurden, welche Abschluß des Friedens forderten. Aber England wollte es dazu nicht kommen lassen. Auf Vorschlag des schwer gekränkten und gereizten Marlborough erklärte die englische Regierung im Haag: wenn derselbe nicht im nächsten Feldzuge unbedingte Verfügung über die holländischen Streitkräfte erhalte, werde sie ihre Truppen aus Belgien weg auf einen andern Kriegsschauplatz ziehen. Damit wäre für die Republik jede Hoffnung auf Erlangung einer „Barriere“ gegen die vordringende und schon benachbarte französische Macht verloren, ja vielleicht das Gebiet der Vereinigten Provinzen selbst bedroht gewesen. Sie unterwarfen sich. Die Generalstaaten gestanden zu, daß Marlborough sich die Felddeputation selbst aussuchen, über die holländischen Führer unbedingtes Verfügungsrecht erhalten sollte. Man durfte hoffen, daß damit dem Elende der bisherigen niederländischen Feldzüge abgeholfen sein werde.

Nun mußte Marlborough noch einmal das Amt des Diplomaten mit dem des Feldherrn vereinen und im Winter 1705 auf 1706 in Deutschland umher reisen, um die Fürsten zu ernstlichen Anstrengungen anzufeuern. Was wäre aus dieser schwerfälligen Allianz geworden ohne ihn, der alle Geisteskräfte während der einen Hälfte des Jahres aufbieten mußte, um ihre Heere vor der Niederlage zu bewahren, in der andern Hälfte, um sie selbst vor kläglichem Auseinanderfallen zu retten und die Regierungen zu den nötigsten materiellen Anstrengungen anzuspornen! Welche bewundernswerte Lebenskraft und Entschlossenheit zeigte dagegen das gedemütigte und erschöpfte Frankreich: acht Heere stellte es auf, die unter Feldherren wie Villars, Vendôme, Berwick, die Sache seines Königs in den Niederlanden, an Mosel und Rhein, in der Lombardei, Piemont, Roussillon, Katalonien, an der portugiesischen Grenze verfochten. Und überall kamen diese Heere den Gegnern zuvor.

Ende April 1706 brach Villars gegen Ludwig von Baden los. Die deutschen Reichskontingente waren gewohnt, sich bei dem Eintritte der kalten Witterung regelmäßig der größeren Billigkeit halber in ihre bezüglichen Vaterländer zurück zu ziehen; vor dem August war es unmöglich, sie wieder alle zusammen zu treiben. Im August und September pflegte das Reichsheer dann, wenigstens der Zahl nach, ganz respektabel zu sein, aber in den übrigen zehn Monaten stand es nur auf dem Papiere. So trieb Villars mit seinen 50 000 Streitern die kaum 7000 des Markgrafen vor sich her, nahm alle seine Magazine. Hinter seinen Bühler Linien mußte Ludwig ohnmächtig zusehen, wie Villars verwüstend in die Pfalz einfiel und hier die Greuel von 1689 und 1693 erneute. „Wären die deutschen Fürsten," schrieb er grollend, „von Frankreich bezahlt worden, um dieses zu unterstützen, so wüßte ich nit, wie man bessere Mittel, solche pensionen zu verdienen, hätte erfinden können, als diese conduite zu halten."

Das südwestliche Deutschland wurde vor völligem Untergange nur errettet durch die Ereignisse in den Niederlanden, welche Villars zur Abgabe des beträchtlichsten Teiles seiner Armee zwangen, so daß er nichts Ernstliches mehr zu unternehmen vermochte. In jenen Gegenden hatte Villeroy sich beständig hinter seinen Schanzen gehalten. Es ist charakteristisch für den spanischen Erbfolgekrieg, wie für den deutsch-französischen von 1870, daß die französischen Generale fast nur Defensivschlachten lieferten und damit von vornherein auf den Vorteil des andringenden militärischen Ungestüms, der leicht entzündbaren Schlachtenbegeisterung, welche den französischen Soldaten auszeichnen, Verzicht leisteten. Es ist dies eben ein Beweis, daß sie beide Male sich dem Widersacher geistig nicht gewachsen fühlten, sich deshalb seiner Initiative unterwarfen, sich seiner nur zu erwehren suchten. Und wie ängstlich war die Verteidigungsstellung Villeroys gewählt! Er schützte seinen linken Flügel durch das sumpfige Thal der kleinen Gheete und steckte sein Zentrum in das große steinerbaute Dorf Ramillies, verurteilte dadurch aber beide zur Unbeweglichkeit. Marlborough erkannte diesen Fehler wohl und warf deshalb (23. Mai 1706) fast seine gesamte Macht auf des Feindes zugänglicheren rechten Flügel, den er leicht zersprengte, um darauf auch Mitte und linken Flügel zu überwältigen. Das feindliche Heer war völlig gebrochen und seines gesamten Geschützes beraubt, während die Verbündeten an Toten und Verwundeten kaum 4000 Mann verloren hatten.

Die Frucht dieses glänzenden Sieges bei Ramillies war die Eroberung fast der gesamten spanischen Niederlande. Löwen, Brüssel, Gent, Brügge, ganz Brabant und das halbe Flandern fielen Marlborough in die Hände. Wie eine Herde Schafe, ohne Widerstand auch nur zu versuchen, ließen die 40 000 Soldaten Villeroys sich treiben, keinen andern Gedanken faßten sie, als sich schnell hinter den belgisch-französischen Grenzfestungen zu bergen. Die Bevölkerung der belgischen Provinzen, zumal die germanischer Abkunft, hatte schon längst mit Ingrimm die französische Herrschaft ertragen: hatte doch

Ludwig XIV. auch hier mit rechtsverachtendem Übermute geschaltet.[1] Er hatte alle Freiheiten der belgischen Lande mit Füßen getreten; den obligatorischen Militärdienst eingeführt; schwere Abgaben ohne Bewilligung der Stände auferlegt; die Provinzialgouverneure ihrer Macht beraubt. Willkürliche Verhaftungen und Bestrafungen waren an der Tagesordnung, und keine Beschwerde der Stände hatte Erfolg. So begrüßten die Belgier die Verbündeten wie Befreier. Festungen wie Audenarde, große und starke Handelsstädte wie Antwerpen öffneten ihnen ohne Widerstand die Thore. Mit Ausnahme allerdings einiger der wichtigsten Festen waren die katholischen Niederlande für Karl III. gewonnen. An Wirkung, wenn auch nicht an militärischer Kunst kommt der Sieg von Ramillies dem bei Höchstädt gleich.

Ludwig XIV. war tief niedergeschlagen; nur mit Mühe vermochte er seine Fassung zu bewahren. Das eigene Unglück, der Zusammensturz seines ganzen Lebensgebäudes traf seine sonst so harte Seele schwer. Hier war nicht mehr von einem einzelnen vorübergehenden Unglück die Rede, sondern es war klar und ersichtlich geworden, daß die französischen Heere und Feldherren denjenigen der Verbündeten nachstanden. Die Franzosen waren nicht mehr das erste Volk der Welt!

Und wie Belgien, gingen noch andere wichtige Provinzen des spanischen Reiches dem Könige Philipp V. unwiderruflich verloren. Immer deutlicher stellte sich heraus, daß die Überlieferung an den bourbonischen Herrscher die Spanier keineswegs, wie sie gehofft, vor der Teilung ihrer gewaltigen Monarchie bewahren werde.

Im Frühjahr 1706 standen in Italien die Dinge noch sehr traurig für die große Allianz. Mit Nizza fiel die letzte piemontesische Stadt — außer Turin — und zugleich der einzige, den verbündeten Flotten offene Hafen Italiens den Franzosen in die Hände. Viktor Amadeus mit seinem schwachen Korps stand in der Nähe Turins, das seit einigen Wochen von La Feuillade belagert war. Vendôme hielt die Lombardei besetzt und benutzte im April 1706 eine Abwesenheit Eugens, um dessen Unterfeldherrn Reventlow bei Calcinato zu besiegen und zum Rückzuge in die südtiroler Berge zu nötigen. Der schnell herbeieilende Eugen wagte zunächst mit der schwachen, entmutigten, von allen Vorräten und Rüstungen entblößten Armee nichts zu unternehmen. Aber als er von den Seemächten Geld erhalten, preußische und pfälzer Hilfstruppen zu ihm gestoßen waren, beschloß er, das Äußerste zur Rettung Turins zu wagen. Er verfuhr dabei mit nicht minderer Geschicklichkeit als Kühnheit. Trotz des überlegenen Heeres der Franzosen wußte er abermals aus Südtirol zu debouchieren, den unteren Po zu überschreiten, in dessen Süden durch ein vom Kriege noch unberührtes Land gegen Westen vorzubringen. Mitten unter feindlichen Garnisonen, über zahlreiche Bäche und Flüsse, abgeschnitten von der Heimat, ohne Stützpunkt, Magazine und Lazarette, den einen Gegner im

[1] S. über das Folgende das S. 551 Note 2 zitierte Werk von Gachard.

Rücken, den andern vor sich, bahnte sich Eugen vorsichtig und heroisch zugleich den Weg. Es gelang ihm, den ersten Teil seiner Aufgabe zu lösen: am 1. September 1706 vereinigte er sich im Süden von Turin mit seinem Vetter Viktor Amadeus. Nun galt es, das nicht minder schwierige Ziel des Entsatzes der piemontesischen Hauptstadt zu erreichen.

Eugen hatte dabei das Glück, nicht mehr Vendômes Feldherrnkunst fürchten zu müssen. Da derselbe nach den Niederlanden abberufen worden, war er durch Ludwigs XIV. Neffen, den Herzog Philipp von Orleans, ersetzt worden, einen hochbegabten, mutigen, wissenschaftlich gebildeten, ehrgeizigen, aber militärisch ganz unerfahrenen Prinzen, dessen Ratgeber Marschall Marsin nur mäßiges Talent besaß. Orleans mit dem lombardischen Heere war zu La Feuillade gestoßen, und die vereinigten französischen Armeen hatten ein befestigtes Lager angelegt, mit doppelter Front, sowohl gegen Turin, welches der kaiserliche General Daun mit außerordentlichem Geschick verteidigte, als auch gegen die nahenden Truppen Eugens und des Herzogs von Savoyen. Letztere beschlossen sofort (7. Sept.) die feindlichen Werke zu stürmen. Aber stundenlang hielt das furchtbare Feuer der Franzosen die Verbündeten von dem Fuße der Schanzen zurück: bis Eugen selber sich an die Spitze der Preußen stellte und nun mit diesen in die Befestigungen einbrach. Da wurde Marsin tödlich, Orleans nicht ungefährlich verwundet, und bald wirbelten die Franzosen, jedes zusammenhängenden Befehles beraubt, bunt durcheinander. La Feuillade, welcher dem ganzen Kampfe wie ein unbeteiligter Zuschauer beigewohnt und sich damit begnügt hatte, die Besatzung Turins im Zaume zu halten, wußte nichts Besseres zu thun, als sich mit seinem intakten Heere dem Rückzuge anzuschließen.

An sich waren die Verluste der Franzosen nicht sehr bedeutend: 3000 Tote und Verwundete, ebensoviel wie die Kaiserlichen, sowie das Doppelte an Gefangenen. Hinter dem Po, umgeben von Festungen, die in seiner Gewalt waren, an der Spitze eines dem Gegner immer noch beträchtlich überlegenen Heeres, befand La Feuillade sich in vollständiger Sicherheit. Er hätte Eugens siegreiche Truppen an der Rückeroberung der piemontesischen Plätze sich erschöpfen, sich selbst nach dem Herzogtume Mailand wenden können, wo ihn noch 20000 Franzosen und Spanier erwarteten. So wäre ihm diese Provinz nebst Mittel- und Unteritalien geblieben. Der schwer verwundete Orleans hatte auch dahin seine Befehle gegeben; aber La Feuillade achtete derselben nicht. Nur ein Ziel hatten er und seine schwer geängstigten Generale im Auge: sich sobald wie möglich hinter die schützende französische Grenze zu flüchten, die von den nahen Gipfeln der Alpen verlockend herüber winkte.

Dieser Beschluß hat der Schlacht von Turin erst ihre wahre Bedeutung verliehen: indem La Feuillade sich mit allen seinen Truppen in atemlosem, erschöpfendem Rückzug nach Frankreich flüchtete, wurde die soeben noch fast unumschränkte bourbonische Herrschaft über Italien an dem einen Tage gestürzt! Alle die piemontesischen Festungen, deren Einnahme den Franzosen drei

Jahre gekostet hatte, ergaben sich jetzt unter dem Schrecken jener gewaltigen Niederlage in kürzester Frist den verbündeten Heerführern. Ungesäumt marschierte Eugen nach dem Herzogtume Mailand, dessen Eroberung ihm durch den alten Widerwillen der Bevölkerung gegen die spanische Herrschaft derart erleichtert wurde, daß sie einem militärischen Spaziergange glich. Noch viele Tausende französischer Truppen wurden hier gefangen genommen.

Das Wichtigste vielleicht war die tiefe Entmutigung Ludwigs XIV. Nach den Schlägen von Höchstädt und Ramillies noch diese Schmach von Turin! Dazu kamen üble Nachrichten aus Spanien, welche Ludwig endgültig seiner frühern majestätischen Haltung beraubten. Hatte er nach Ramillies dem betagten Marschall Villeroy noch zugerufen: „In unserm Alter hat man kein Glück mehr!“ so wandte er dem armen La Feuillade bei dessen Rückkehr nach Versailles geradezu den Rücken. Er verzweifelte daran, die spanische Erbschaft seinem Enkel bewahren zu können, und wollte die französischen Heere wenigstens zur Rettung Frankreichs verwenden. Im März 1707, zu Mailand, schloß er mit dem Kaiser eine Generalkonvention, welche den bourbonischen Truppen in Italien freien Abmarsch nach Frankreich gestattete, die Apenninenhalbinsel aber den Verbündeten überließ. Nun ging es den abtrünnigen Reichsvasallen in Italien — den Gonzaga-Nevers von Mantua und den Pico von Mirandola — wie den deutschen: sie hatten ihre Allianz mit dem „großen Könige“ durch den Verlust ihrer Länder zu büßen. Die andern italienischen Fürsten mußten mit ihren Kontributionen die leeren Kassen des Kaisers füllen.

Wie Belgien, so war auch Italien der bourbonischen Herrschaft entrissen. Ein Außenwerk Frankreichs nach dem andern war gefallen: Köln, Bayern, die spanischen Provinzen außerhalb der Pyrenäenhalbinsel. Das waren die glorreichen Ergebnisse der Thätigkeit Marlboroughs und Eugens in den Feldzügen von 1704 und 1706.

Während eines Augenblickes schien auch das eigentliche Spanien den Bourbonen verloren zu gehen.

Der englische General Galway, der portugiesische Las Minas hatten von der Westgrenze her das bei weitem schwächere französisch-kastilische Heer unter Berwick unaufhaltsam zurückgedrängt. Am 27. Juni waren sie in Madrid selbst eingezogen, wo sie Karl III. als König von Spanien proklamierten. Zugleich erhob sich Saragossa, die ganze Provinz Aragon für diesen. Philipps V. Krone schien für immer verloren. Was sie rettete, war die Anhänglichkeit der Kastilier; das Schweigen des Hasses umgab die fremden Ketzer und deren Verbündete in Madrid; ringsum schwärmte das Land von bourbonischen Guerillas. Gerade weil die Portugiesen und die Aragonier ihnen Karl III. aufnötigen wollten, erschien den Kastiliern Philipp V. als ihr nationaler König. Tausende erhoben sich unter dem Rufe: „Tod den Fremdlingen, Tod den österreichischen Verrätern;“ in Burgos sammelte sich um Philipp ein förmliches Heer. Inzwischen hatte Berwick am Abhange des Guadarramagebirges heranziehende französische Truppen und spanische Milizen mit seiner kleinen

Schar vereinigt. Galway und Las Minas hielten es für geraten, die Hauptstadt zu verlassen, um im Osten zu Peterborough und Karl zu stoßen. Darauf erhob sich am 4. August 1706 Madrid und erschlug die kleine portugiesische Besatzung: mit dem habsburgischen Königtume in Kastilien war es schnell wieder vorbei. Immerhin hatte der Feldzug den Weg nach Madrid gezeigt — vielleicht war man ein anderes Mal glücklicher.

In demselben Augenblicke aber, wo die große germanische Liga gegen die französische Universalherrschaft fast überall Erfolge davontrug, drohte sie sich aufzulösen. Gewiß ist dem Bestande politischer Bündnisse vor allem das Unglück gefährlich; aber auch ein langdauernder Erfolg, wenn es gilt, die Früchte des Sieges zu verteilen. Die Koalition ist eben, wie im privaten, so im staatlichen Leben nur ein unvollkommener Ersatz für die gesammelte Kraft des Einzelnen.

Zunächst hatte sich in der niederländischen Republik die Stimmung der großen maßgebenden Städte und infolgedessen auch der Provinzialstände durchaus friedlich gestaltet. Unablässig wühlten die französischen Agenten; die einseitige Ausnutzung der verbündeten Waffenerfolge auf der Pyrenäenhalbinsel zu gunsten der englischen Handelsinteressen verstimmte tief; endlich erfolgten im Spätsommer 1706 indirekte französische Friedensanerbietungen. Wie schon früher zweimal, suchte Ludwig XIV. durch Köderung der holländischen Selbstsucht die große Koalition zu sprengen: ihrem politischen Bestreben versprach er durch Abtretung ganz Belgiens Genüge, ihrem kommerziellen durch Wiederherstellung des so ungemein günstigen Handelsvertrages von 1664. Das leuchtete den Holländern ein. Schalteten sie doch schon längst wie die Herren in den südlichen Niederlanden, wo sie jede Teilnahme österreichischer Beamten an der Regierung ausschlossen und ebensowenig auf die Wünsche der Belgier achteten. Indes ihre eigensüchtige Politik begegnete doch großen Schwierigkeiten: denn einstweilen standen in den belgischen Landen noch eben so gut englische wie holländische Truppen und machten ein Sonderabkommen, dessen Preis jene Provinzen waren, unmöglich. Seufzend mußten einstweilen die Hochmögenden die reizende französische Lockspeise zurückweisen.

Noch drohender gestalteten die Dinge sich für den Fortbestand der großen Allianz durch das Eindringen des nordischen Krieges in das Herz Deutschlands.

Hier hatten sich ohnehin die Verhältnisse traurig genug gestaltet. Die klägliche Beschaffenheit des Reichsheeres machte ihm jede ernstliche Operation gegen den Feind unmöglich. Das Elend seiner 19 000 hungernden und schlecht ausgerüsteten Soldaten, die steten Vorwürfe aus Wien, London und dem Haag, das Gefühl der Scham übermeisterten schließlich den Markgrafen Ludwig: seine Fußwunde verschlimmerte sich immer mehr unter der steten psychischen Aufregung, so daß er im Beginne des Jahres 1707 starb. Daß mit seinem Hinscheiden nichts gewonnen sei, daß die Schuld nicht an ihm gelegen, sondern an den heillos zerrütteten Zuständen des deutschen Reichswesens, das wie ein längst abgestorbener Körper nur künstlich noch vor dem Auseinanderfallen bewahrt wurde, sollte sich bald

zeigen. Ludwigs Nachfolger im Feldherrnamte, Markgraf Christian Ernst von Baireuth, ein patriotischer, biederer und frommer Fürst, auch in jüngeren Jahren ein tapferer Soldat, aber jetzt durch Alter stumpf und gebrechlich geworden, vermochte nicht einmal zu verhindern, daß im Frühjahr 1707 Villars mit doppelt überlegenen Kräften jene Bühl-Stollhofener Linien durchbrach, hinter welchen Ludwig von Baden viele Jahre lang Süddeutschland verteidigt hatte. Ein verräterischer kaiserlicher Offizier, Baron Elcin, soll dem Marschall dafür eingehende Angaben gemacht haben.[1]) Nun verbreiteten sich die Franzosen mit großer Schnelligkeit in dem wehrlosen fränkischen und schwäbischen Kreise, wo sie die ungeheuerlichsten Plünderungen und Erpressungen verübten und an Kriegskontributionen allein neun Millionen Gulden erzwangen, also etwa dreimal so viel, wie den dortigen Ständen die erfolgreiche Beschützung ihrer Länder gekostet haben würde. Den dritten Teil dieser Beute wandte Villars, wie er selber cynisch seinem Könige schrieb, dazu an, „sein eigenes Kalb zu mästen.“ Nur mit Mühe bewog man den unfähigen Markgrafen zum Rücktritte von dem Oberbefehl, der, um die Engländer zu gewinnen, dem hannoverschen Kurfürsten Georg übertragen wurde. Dieser drängte schließlich Villars über den Rhein zurück, allein der Marschall konnte seinen ganzen deutschen Raub mit sich schleppen. Solche Ereignisse bestimmten denn auch Franz Rakoczy, die ihm von Kaiser Joseph I. angebotenen Unterhandlungen in keckem Übermute zurückzuweisen, vielmehr ließ er sich von den Siebenbürgern auf dem Landtage von Maros-Vasarhely zu ihrem Fürsten wählen (1707). Dann berief er den ungarischen Reichstag nach Onod ein. Mit der größten Gewaltthätigkeit ward hier von seiten der Rakoczyschen Partei gegen alle gemäßigten Elemente verfahren, zwei Deputierte schändlich ermordet. Durch solche Mittel brachte es Rakoczy dahin, daß der Reichstag die Absetzung Josephs I. dekretierte und anstatt seiner den bayrischen Kurfürsten als König in Aussicht nahm. Dieser Reichstag schien das Ende der habsburgischen Herrschaft in den transleithanischen Ländern zu bedeuten; und dazu im deutschen Reiche gleichfalls allgemeine Unzufriedenheit.

In diese verworrenen Verhältnisse schlug die Schreckenskunde, daß der furchtbare Schwedenkönig mit seinem siegreichen Heere sich im Mittelpunkte Deutschlands, in Sachsen festzusetzen beabsichtige. Seine bloße Anwesenheit daselbst drohte der Koalition die ernsteste Gefahr. Den kühnen unberechenbaren Mann in unmittelbarer Nachbarschaft, konnten weder Preußen und Dänemark, noch gar der sächsische Kurfürst, selbst nicht der Kaiser ihre Kontingente zur Bundesarmee senden. Überdies machte Karl Miene, sich gegen Joseph I. in neue Abenteuer zu stürzen, die unterdrückten Protestanten in Schlesien, Böhmen und Mähren wider denselben unter die Waffen zu rufen. Mit Freuden begrüßte Ludwig XIV. die Aussicht, hierdurch von der Niederlage zum Siege zu gelangen: er sandte den Herrn von Ricoux in das schwedische Lager

1) Pelet, VII 431 ff.

bei Altranstädt, um Karl ganz an Frankreich zu fesseln. Nur einer konnte hier helfen, weil er dem ungestümen Kriegsführer zu imponieren vermochte: Marlborough. Im Begriffe, den niederländischen Feldzug zu eröffnen, eilte er doch im Frühjahr 1707 nach Altranstädt. Die Huldigungen, welche der geschmeidige Herzog in reichem Maße an Karl XII. verschwendete, entzückten diesen ruhmbegierigen Monarchen um so mehr, als es der erste Feldherr der Zeit war, der sie ihm darbrachte. Marlborough machte ihn darauf aufmerksam, daß Ludwig stets der erbittertste Feind der protestantischen Religion gewesen sei, als deren Vorkämpfer der König von Schweden sich betrachtete. Bestechung seiner Minister wurde gleichfalls nicht verschmäht. So gewann der Herzog Karl völlig für sich, und es gelang ihm, den Zwist zwischen diesem und dem Kaiser beizulegen. Freilich erlitt letzterer dabei eine arge Demütigung: er mußte seinen eigenen protestantischen Unterthanen in Schlesien Duldung und Rückgabe alles seit 1648 ihm entzogenen Kirchengutes zugestehen. Darauf marschierte Karl endlich, im September 1707, nach den russischen Steppen ab, wohin ihn die Verbündeten längst gewünscht hatten. Joseph I. aber schrieb an den Papst einen Entschuldigungsbrief, in dem er versprach, „Mittel und Wege zu finden, um den dem katholischen Glauben verursachten Schaden wieder gut zu machen, da er mit festem Willen entschlossen sei, den wahren Kult der katholischen Religion auszudehnen und von den ruhmvollen Bahnen seiner Vorfahren nicht abzuweichen.“ [1])

Unter diesen schwedischen Wirren hatte nicht nur der Feldzug in Deutschland jenen unerwünschten Verlauf genommen, sondern auch Malborough hatte die beste Zeit zu Unternehmungen in den Niederlanden verloren. Um so mehr hatte man von der siegreichen italienischen Armee unter dem Prinzen Eugen erwartet, der von dem Kaiser den ehrenvollen und einträglichen Posten eines Statthalters von Mailand erhalten hatte. Freilich herrschte über die Verwendung des Heeres unter den Verbündeten großer Zwiespalt. Joseph I. wollte dasselbe benutzen zu einem Zuge nach Neapel, um dieses blühende und reiche Königtum für die Habsburger in Besitz zu nehmen. Die Seemächte und Viktor Amadeus dagegen forderten beharrlich einen Angriff auf die Provence: der Herzog, um auf deren Kosten eine Gebietsvergrößerung zu erhalten, England, um Toulon dauernd zu erobern. Denn hierauf, nicht bloß auf Bombardierung und Zerstörung der wichtigen Seefeste, war es abgesehen. Es ist derselbe Plan, den England 1746 und dann 1793 wieder aufgenommen hat. Zuletzt traf man einen Mittelweg, der sich aber nicht als vorteilhaft herausstellte. Zehntausend der besten kaiserlichen Soldaten unter Feldzeugmeister Daun wurden nach Neapel gesandt, während mit dem Reste der Truppen Eugen und sein herzoglicher Vetter sich gegen die Provence wandten. Die Eroberung Neapels gelang um so schneller und leichter, als durchaus keine genügenden Besatzungen dort vorhanden waren und die Bevölkerung die

---

1) Landau, S. 282, Note: Originalbrief des Kaisers.

spanische Herrschaft auf das bitterste haßte. Aber um so schwieriger gestaltete sich der Angriff auf die Provence. Hitze, Wassermangel und das Fehlen von Lebensmitteln in dem systematisch von der eigenen Regierung verwüsteten Lande brachten im verbündeten Heere bald Ermüdung und Krankheiten hervor. In großer Erschöpfung und schon wesentlich vermindert, traf dasselbe vor Toulon ein, das außer durch seine natürliche Festigkeit auch durch ein großes verschanztes Lager gedeckt war. Die Besatzung verteidigte sich tapfer, von allen Seiten kamen ihr Verstärkungen zu Hilfe, die Alliierten sahen sich von Italien abgeschnitten. So mußten die letztern (August 1707) die Belagerung aufheben und mit einem Verluste von 10 000 Mann nach Piemont zurückkehren.

War der Zug nach der Provence, auf den man so große Hoffnungen gesetzt hatte, mißlungen, so gestalteten die Dinge sich für die Verbündeten in Spanien noch schlimmer. Nach dem Scheitern der Unternehmung auf Madrid hatte Peterborough dieses Land verlassen, und Galway und Las Minas, die nunmehr an seiner Stelle den Oberbefehl führten, waren weit davon entfernt, ihm an Talent gleichzukommen. Sie ließen sich im April 1707 bei Almanza von Berwick vollständig schlagen. Dieses Ereignis entschied zunächst den Streit zwischen dem bourbonischen und dem habsburgischen König in Spanien. Binnen eines Monats eroberte Berwick die Provinzen Valencia und Aragon, und selbst in Katalonien wurde Erzherzog Karl auf die Hauptstadt Barcelona und wenige Festungen beschränkt. Philipp V. benutzte die Niederschlagung der „Rebellen," um dem gesamten Reiche Aragon jene uralten Freiheiten zu entreißen, die selbst der fanatische Despotismus eines Philipp V. nicht hatte zerstören können.

Die äußern Erfolge, die Frankreich während des Jahres 1707 in so ungehofftem Maße davongetragen hatte, konnten nicht der innern Not abhelfen, die sich nach sieben Kriegsjahren immer drückender geltend machte. Kaum vermochte der König noch Menschen genug aufzubringen, um die Lücken in seinen durch so viele Niederlagen verminderten Heeren zu füllen. Sein Silbergeschirr und das der Hofleute war längst in die Münze gewandert. Der französische Seehandel war durch die englischen und holländischen Flotten einstweilen ganz vernichtet; der Gewerbfleiß lag aus Mangel an Absatz und unter der Last der wachsenden Auflagen völlig darnieder; die maßlosen Steuern verbreiteten Armut und Elend. Unter solchen Umständen bildete sich in den höchsten Kreisen der französischen Gesellschaft eine Partei des Friedens um jeden Preis, die in enger Verbindung mit den heimlichen Anhängern des Quietismus stand. Ihr geistiger Führer und Berater war niemand anders als Erzbischof Fénelon von Cambrai; ihr weltliches Haupt und Vertreter dessen Schüler, der Herzog von Burgund, der bei dem vorgerückten Alter seines Vaters, des Dauphin, zur baldigen Regierung berufen schien.[1]) Friedliches Regiment, Verminderung der Steuern, Bevorzugung des Adels und besonders

1) Näheres über diese Partei bei Eman. de Broglie, Fénelon à Cambrai (Paris 1884).

der Geistlichkeit, Rückkehr zu den Zuständen des Mittelalters war das Programm dieser „Kabale der Heiligen," der auch mehrere Minister angehörten, ehrlicher und frommer Leute, deren ausschließliche Herrschaft freilich nur ein Unglück für den Staat gewesen wäre. In ihrer christlichen aber durchaus unpolitischen Demut hätten diese Heiligen gewünscht, daß Ludwig sofort von den Alliierten Frieden erbäte und die Sünde, den Ruhm zu seinem Idole gemacht zu haben, durch Abtretung aller seiner Eroberungen erkaufe. Wirklich hatten sie die vergeblichen Unterhandlungen von 1706 durchgesetzt, allein ihr Wesen und ihre Ziele liefen dem Charakter Ludwigs XIV. allzusehr entgegen, als daß derselbe nicht bald mit ihnen gebrochen hätte. Zumal nach den Ereignissen des Jahres 1707 erlangte die Kriegspartei von neuem ein entschiedenes Übergewicht am Versailler Hofe. Mit dem März 1708 ging der König sogar zum Angriffe auf Großbritannien über. Die Jakobiten schmeichelten sich, in England viele Anhänger zu besitzen; eine Flotte, mit Landungstruppen dicht besetzt, wurde ausgesandt, um Jakob III. nach Edinburg zu bringen. Das Unternehmen scheiterte aber gänzlich: durch ein überlegenes englisches Geschwader verfolgt, wagten die Franzosen nicht zu landen und kamen nur mit Mühe und nicht ohne Verlust in den Hafen von Dünkirchen zurück. Das Ereignis diente somit nur der Popularität der englischen Kriegspartei, der Whigs.

Doch alles dies erschien als wenig wichtiger Zwischenfall, und Ludwig war vielmehr durch die Vorgänge des vorigen Jahres so sehr ermutigt, daß er auch in den Niederlanden die Offensive ergreifen wollte. Er hatte zu dem Behufe dorthin nicht weniger als 110 000 Mann, und zwar die besten Soldaten Frankreichs gesandt, unter dem Befehle eines so vorzüglichen Feldherrn, wie Vendôme. Um das zu glorreichen Siegen bestimmte niederländische Heer recht auszuzeichnen, übertrug der König das nominelle Oberkommando seinem Enkel Burgund, der bei dieser Gelegenheit den großen Krieg erlernen sollte: eine Maßregel, die sich allerdings bald als ein grober Fehler herausstellte. Burgund sollte, der Absicht des Königs gemäß, den Vorschriften des bewährten und geistvollen Vendôme folgen; allein der zukünftige Thronfolger war viel zu stolz, um sich von dem Urenkel eines Bastard Gesetze erteilen zu lassen. Fast jedes Wort, jede Handlung des cynischen Wüstlings Vendôme mußte dem frommen Burgund als ein Frevel erscheinen. Die Zwietracht wurde unheilbar.

Zuerst freilich hatte die große französische Armee den gewünschten Erfolg. Die Generalstaaten hatten in Belgien eine Regierung eingesetzt, die schon durch ihren protestantisch-holländischen Charakter lebhaften Widerwillen bei den streng katholischen und seit 140 Jahren den nördlichen Stammesgenossen verfeindeten Südniederländern hervorrief, diese Mißstimmung dann durch Erpressung und Rücksichtslosigkeit steigerte. Mit Hilfe der Einwohner konnten sich die Franzosen fast ohne Kampf der beiden Hauptstädte von Flandern, Gents und Brügges, bemächtigen. Dann begannen sie die Belagerung des damals stark befestigten Audenaarde.

Durch die Ankunft des Prinzen Eugen bei seinem Heere ermutigt, beschloß Marlborough die Stadt durch eine Schlacht zu retten. Sie fand am 11. Juli 1708 statt, und wurde zu gunsten der Verbündeten hauptsächlich durch den Streit der beiden feindlichen Oberanführer entschieden, indem die Anordnungen Vendômes stets von Burgund und dessen Umgebung widerrufen und vereitelt wurden; außerdem waren die alliierten Truppen — fast ausschließlich Deutsche und Holländer — ältere und geübtere Soldaten als die Franzosen. So wurden die letzteren, trotz ihrer großen numerischen Überlegenheit, bei einbrechender Nacht zum Rückzuge genötigt. Derselbe gestaltete sich sehr unglücklich; die Truppen kamen in der nächtlichen Dunkelheit völlig auseinander und büßten allein an Gefangenen 9000 Mann ein.

Burgund verschanzte sich mit seinem noch immer starken Heere bei Gent, um den Verbündeten den Weg nach dem Süden zu versperren. Allein Eugens unternehmender Geist riß den bedächtigern Marlborough mit sich fort und, unbekümmert um das feindliche Heer, unternahmen die beiden Freunde die Belagerung von Lille, der stark befestigten Hauptstadt des französischen Nordens; Eugen leitete den Angriff, während Marlborough denselben gegen die Heere der Feinde deckte, zu denen auch die französische Elsaßarmee unter Berwick gestoßen war: sie waren seitdem Marlborough um mehr als das Doppelte überlegen! Allein die fortwährenden Zwistigkeiten zwischen Burgund, Vendôme und Berwick ließen dieselben zu keinem einheitlichen Ergebnisse gelangen; und als sie endlich auf des Königs unmittelbaren und gemessenen Befehl den Entsatz versuchten, hatte sich Marlborough so trefflich verschanzt, daß an einen Angriff auf sein Lager nicht zu denken war. Um so wackerer verteidigte sich hinter ihren starken Werken die zahlreiche Garnison von Lille unter dem heldenmütigen Boufflers. Als er nach fünfzehn großen Kämpfen, in deren einem Eugen am Kopfe verwundet wurde, endlich die Stadt räumen mußte, zog er sich in die Citadelle zurück. Da indessen die französische Feldarmee nichts Besseres zu thun wußte, als in die Winterquartiere zu gehen, wurde, am 7. Dezember 1708, auch die Citadelle von Lille gezwungen, gegen freien Abzug der braven Besatzung zu kapitulieren. Nun gelangten Gent und Brügge ebenfalls wieder in die Gewalt der Verbündeten, deren Feldzug vom glänzendsten Erfolge gekrönt war.

Auf gegnerischer Seite fiel die Strafe für die Niederlage ausschließlich auf Vendôme. So wenig Ludwig seinen Enkel liebte, konnte er ihn doch nicht demütigen, schon um nicht den Glanz der Krone zu mindern, die jenem bestimmt war. Deshalb wurde Vendôme seines militärischen Ranges beraubt und vom Hofe verbannt; Boufflers dagegen erhielt die glänzendsten Gnadenbeweise.

Am Rhein geschah nichts von Bedeutung. In Spanien rettete der tüchtige Guido Starhemberg, den der Kaiser mit einigen tausend Mann dem „Könige Karl III.“ zu Hilfe gesandt hatte, wenigstens Barcelona und die benachbarten Distrikte vor der überlegenen Macht des Herzogs von Orleans, der sich bald durch die ungenierte Weise, in welcher er zu seinen eigenen Gunsten die

Errichtung eines besondern Königtums Aragon betrieb, dort unmöglich machte. Und während Orleans darüber mit den Engländern unterhandelte, bearbeitete er den unzufriedenen kastilischen Hochadel zu dem Zwecke, ihn selbst an die Stelle Philipps V. zu setzen. Die Entdeckung dieser Umtriebe ließ Orleans verdientermaßen bei Ludwig XIV. in Ungnade fallen.[1]) Inzwischen nahm eine englische Flotte die Insel Sardinien, mit Hilfe der Einwohner, für Karl III. in Besitz. Dann segelte sie nach Minorca und eroberte diese Insel mit ihrem vorzüglichen Hafen Port Mahon. Das englische Ministerium beschloß, dieselbe, ebenso wie Gibraltar, als Flottenstation im Mittelmeere für Großbritannien zu bewahren.

Kaiser Joseph I. aber durfte nunmehr als Beherrscher Italiens schalten, so auf dieser Halbinsel den längst erloschenen Glanz des Kaisertums erneuernd. Zunächst zog er Mirandola und Mantua als verwirkte Reichslehen ein. Von letzterm Herzogtume mußte er freilich den westlichen Gebietsteil, das Montferrat, mit der hochwichtigen Festung Casale als Kampfespreis dem Savoyer überlassen. Immerhin faßte seitdem der deutsche Zweig der Habsburger festen Fuß in Italien, wo ihm bisher kein Zoll breit Erde gehört hatte. Dann aber proklamierte sich Joseph überhaupt als Schutzherr der Halbinsel. Als solcher hatte er zunächst Papst Klemens XI. für dessen Parteinahme zu gunsten Frankreichs zu strafen: die Entrichtung irgend welcher Geschenke und Abgaben nach Rom wurde im Neapolitanischen verboten, die Festung Comacchio, der Schlüssel des nordöstlichen Kirchenstaates, von kaiserlichen Truppen besetzt. Als dagegen der Papst nicht allein Soldaten aushob, sondern auch um Bundesgenossen unter den italienischen Staaten warb und mit der Exkommunikation drohte, rückte ein kaiserliches Armeekorps in den Kirchenstaat ein. Das der Zahl nach überlegene päpstliche Heer suchte sein Heil in beständigem eiligem Rückzuge. Der hilflose Pontifex sah sich also genötigt (Jan. 1709), sich dem kaiserlichen Belieben zu unterwerfen, seine bourbonischen Sympathien zu verleugnen und Karl III. als König von Spanien anzuerkennen.

Bei allen diesen beständigen Niederlagen und Verlusten war Ludwig XIV. gezwungen auszurufen: „Der Zustand meiner Finanzen gestattet mir nicht, einen solchen Kampf fortzusetzen!“ Die Steuerlast des schon durch den vorhergehenden Krieg verarmten Volkes zu steigern war unmöglich. Die Auskunftsmittel des unfähigen Kriegs- und Finanzministers Chamillart, wie beständige Münzverschlechterungen, Einstellung der Zinszahlung an die Staatsgläubiger und dergleichen, hatten mehr Schaden als Nutzen gebracht. Endlich verkaufte er abermals Tausende von unnützen und höchst lästigen Ämtern, wie Inspektionen der Fleischereien, des Butter- und Käseverkaufes, der Perücken, der Früchte und des Schweinehandels, auch die Schulzenstellen in den Dörfern wurden versteigert.[2]) Durch solche Vermehrung der Bevorrechteten blieben

1) Noorden III 305 ff.

2) Babeau, Le village sous l'ancien régime, 3. Aufl. S. 61 f.

kaum noch wohlhabende Leute übrig, die zur Zahlung der direkten Steuern herangezogen werden konnten. Um so furchtbarer wurden die Armen belastet, die kein Geld hatten, Ämter zu kaufen, und bald kam es im turbulenten Süden zu Aufständen, die man nur durch Steuererlässe zu stillen vermochte. Das Elend des Volkes wurde erhöht durch die ungewöhnliche Kälte des Winters von 1708 auf 1709, während dessen die Obstbäume und selbst die Keime des Getreides erfroren: eine schreckliche Teuerung trat ein, welcher die Regierung in beliebter Weise, natürlich fruchtlos, durch Verfolgung der „Kornwucherer" abzuhelfen suchte. Aufstände des Pöbels gegen die Behörden und die Bäcker fanden allerorten, auch in Paris, statt. Der Dauphin, der König selber wurden auf offener Straße von dem wütenden Volke beleidigt, Maueranschläge und anonyme Schreiben bedrohten Ludwig mit dem Dolche Brutus' und Ravaillacs. Man tadelte ihn, in der allgemeinen Not noch immer zu viel Luxus zu entfalten. Selbst ein Höfling, wie St. Simon, schrieb ihm einen anonymen Brief, in dem er ihn anging, die Ordnung in seinem Reiche herzustellen durch Aufrichtung wirksamer Schranken gegen den verderblichen Absolutismus des Herrschers und seiner Minister.[1] Welch Gegensatz wider Ludwigs ganzes System! Was war aus dem „König Sonne" geworden, von dem einst Colbert gesagt hatte, er kenne keine andern Grenzen seiner Macht als sein Belieben!

Diese trostlosen Zustände verschafften der Friedenspartei am Versailler Hofe einen vollständigen Sieg. Ludwig entschloß sich zu neuen Friedensanerbietungen, zunächst an die Generalstaaten, und durch diese an die Allianz überhaupt. Er sandte seinen Minister des Äußern, den Marquis von Torcy, selbst nach dem Haag (April 1709). Indes die Verbündeten, welche der Ansicht waren, daß der französische Herrscher unter keinen Umständen den Krieg werde weiter führen können, verlangten nicht nur die Abtretung der ganzen spanischen Erbschaft an das Haus Habsburg, Anerkennung der protestantischen Thronfolge in England und Ausweisung der Stuarts aus Frankreich, sondern auch Überlassung einer Reihe nordfranzösischer Festungen als „Barriere" an die Holländer. Mit diesen schweren Bedingungen erklärte sich nach vielem Zögern und Verhandeln Torcy schließlich einverstanden. Allein die Verbündeten gingen noch weiter. Sie forderten die Wiederherstellung der Grenze gegen Deutschland auf den Stand des westfälischen Friedens, sowie die Einräumung einer weitern „Barriere" auf Kosten Frankreichs an den Herzog von Savoyen. Dies verweigerte Ludwig XIV., und zwar mit Recht, da der bisherige Gang des Krieges solche Opfer nicht rechtfertigte. So dringend auch Torcy, der Freund des Herzogs von Burgund, den Frieden wünschte, er mußte im Juni 1709 die Haager Konferenzen verlassen, zum großen Kummer selbst der alliierten Staatsmänner, welche gemeint hatten, Frankreich werde keinen Widerstand mehr zu leisten wagen. Das französische Volk aber billigte

1) Faugères, Écrits inédits de St. Simon, T. III (Paris 1822).

die Gründe für den Abbruch der Friedensverhandlungen, die ihm von Ludwig in einer Proklamation bekannt gemacht wurden. Noch einmal stellte das von dem Übermut der Feinde tief gereizte Frankreich jenem Geld und Blut zur Verfügung; die wohlhabenden Privatleute brachten freiwillige Gaben dar, die Millionen betrugen. An die Spitze des Heeres in den Niederlanden wurde Marschall Villars gestellt, der einzige unter den französischen Oberbefehlshabern, der dort noch keine Niederlage erlitten hatte, ein Mann von raschem Geiste, glänzender Tapferkeit und rastlosem Eifer, zugleich aber unglaublicher Eitelkeit und Prahlsucht, sowie von räuberischem Eigennutze; der heldenmütige und bescheidene Boufflers wurde ihm nebengeordnet. In den Alpen gegen Viktor Amadeus befehligte Berwick. Auch das Heer in Spanien wurde neu verstärkt. Unter der Führung seiner fähigsten Generale bereitete sich Frankreich auf einen neuen Waffengang mit seinen überlegenen Feinden vor, einen Waffengang, von dem man glaubte, daß er der letzte des verheerenden Krieges sein und diesem seine endgültige Entscheidung geben werde.

Marlborough und Eugen beschäftigten sich monatelang mit der ungestörten Wegnahme kleiner Festungen. Als sie dann aber zur Belagerung von Mons, der Hauptstadt des Hennegau, auszogen, trat ihnen Villars entgegen, indem er auf den waldigen Höhen von Malplaquet eine treffliche Verteidigungsstellung wählte und dieselbe durch eine dreifache Reihe von Verschanzungen schützte. Sie zu nehmen, schien unmöglich; dennoch griffen die Verbündeten dieselbe am Morgen des 11. September 1609 an. Stundenlang wogte unentschieden der Kampf, der sich bei der gedeckten Stellung der Franzosen für deren Feinde überaus blutig gestaltete. Endlich brachte Eugen die Entscheidung. Obwohl selber am Kopfe verwundet, benutzte er die Verwirrung, die bei dem Gegner entstand, als eine Kanonenkugel Villars am Beine getroffen hatte, um den linken Flügel der Franzosen zum Weichen zu bringen. Nun fielen neunzig Schwadronen seiner Reiterei auf das Zentrum des Feindes. Boufflers ordnete den Rückzug an, der übrigens in bester Ordnung vor sich ging. Die Alliierten hatten an diesem Tage 18 000 Mann eingebüßt, die Franzosen nur 15 000, darunter nicht mehr als 500 Gefangene, und fast keine Fahnen oder Geschütze. Indes so teuer auch der Sieg der Verbündeten erkauft war, so laut man darüber in Frankreich wie über einen Gewinn jubelte, und so herzlich der König seinem schwerverwundeten Feldherrn durch Erhebung in die Pairie dankte, — die Schlacht bei Malplaquet war doch immer ein Sieg der Alliierten. Mons wurde zur Kapitulation gezwungen, der belgische Hennegau besetzt. Die Leiter des großen Bündnisses knüpften an den Ausfall dieses abermaligen Gottesurteils die lebhaftesten Hoffnungen auf einen baldigen günstigen Ausgang des furchtbaren Weltkampfes.

Hatten sich doch inzwischen auch in Ungarn die Ereignisse zum Vorteile des Kaiserhauses gestaltet, so daß man die bisher dort verwandten Regimenter demnächst nach Westen entsenden mochte. Der Übermut nämlich und die Anmaßung, mit denen Rakoczy auf dem Reichstage von Onod verfahren war, hatte

im ganzen Lande lebhafte Mißbilligung hervorgerufen. Revolutionäre Gewalten, scheinbar von der öffentlichen Meinung vorwärts getragen, lassen dieselbe oft hinter sich zurück, ohne es zu merken. Die altererbte habsburgische Herrschaft mit dem Königtume Rakoczys oder Max Emanuels zu vertauschen, hatten die Gemäßigtern und Besonnenern um so weniger Lust, als, bei der zunehmenden Schwäche Polens, Ungarn nur durch Österreich vor den Türken geschützt zu werden vermochte, zwischen einem doppelten Feinde aber, dem deutschen und dem osmanischen, sicher zu Grunde gegangen wäre. Frankreich zeigte sich lau, gab den Aufständischen die besten Verheißungen, hütete sich jedoch in Wirklichkeit sehr wohl, sich dort neue Verpflichtungen aufzubürden. „Nachdem man die Orange ausgesogen, wirft man die Schale weg,“ sagte Rakoczy bitter von der Franzosen Verfahren ihm gegenüber. Bessere Regierung seitens der deutschen Herrscher, aber nicht Umsturz derselben wollte die große Mehrheit der Magyaren, wollten die zugehörigen slawischen Bezirke. Der Palatin Fürst Esterhazy, 22 Bischöfe, 11 Barone, 26 Obergespane, 40 Adelsabgeordnete, 13 Freistädte, die gesamten drei Königreiche Kroatien, Dalmatien und Slawonien protestierten gegen die Beschlüsse des Onoder Konvents. Eine schlagende Unterstützung erhielt dieser Protest durch den glänzenden Sieg, mittelst dessen Feldmarschall Heister bei Trencsin das Heer Rakoczys gänzlich zersprengte. (August 1708.) Eine Stadt nach der andern, ein aufrührerischer Magnat nach dem andern fielen zum Kaiser ab. Als Rakoczy mit blutiger Härte gegen den Verrat einzuschreiten begann, machte ihn dies vollends verhaßt, zumal er gegen die kaiserlichen Generale nur Niederlagen erlitt. Jeder eilte, von der allgemeinen Amnestie Gebrauch zu machen, welche der großmütige Joseph I. den Insurgenten anbot. Nur Rakoczy selber sowie seine ersten und treuesten Anhänger, die Grafen Bercsenyi, Forgach und Esterhazy, verweigerten die Unterwerfung und flüchteten lieber nach Polen, dann nach Frankreich. Inzwischen hatten aber — im April 1711 — die letzten aufrührerischen Großen, Adligen und Städte auf dem Konvente zu Szathmar die kaiserliche Herrschaft gegen Zusage bedingungsloser Verzeihung und Aufrechterhaltung aller Rechte und Freiheiten der Lande Ungarn und Siebenbürgen anerkannt. Mit diesem Szathmarer Frieden war der ungarische Aufstand, der letzte für anderthalb Jahrhunderte, beendet.

Wenn nun auch am Oberrhein der Kurfürst von Hannover, der kläglichen Reichsarmee armseliger Feldherr, nicht einmal die deutschen Grenzlande vor französischen Plünderungen zu schützen wußte; wenn in Spanien der wackere Guido Starhemberg mit schwachen Kräften nur geringe Fortschritte machen konnte: fiel das gegen die in Ungarn und besonders in den Niederlanden eingetretene Entscheidung wenig ins Gewicht. Es ließ sich genau die Zeit berechnen, wo die Verbündeten die letzten nordfranzösischen Festungen genommen haben und den Marsch auf die französische Hauptstadt antreten würden. Freilich, ein Friedrich der Große, ein Napoleon würden nach so glänzenden Siegen sofort vor derselben erschienen sein. Ludwig XIV. hoffte nicht mehr, seinen Feinden Widerstand zu leisten. Man nahm wahr, daß er den gewohnten Gleichmut

verlor, daß er niedergebeugt und wie vom Schmerze überwältigt war.[1]) Die Magazine waren leer, die Heere litten solchen Mangel, daß sie nicht einmal schlechtes Haferbrot regelmäßig erhalten konnten; Generale, Offiziere und Soldaten erklärten einstimmig einen neuen Feldzug für unmöglich. Nicht nur ein allgemeiner Staats-, sondern ein förmlicher Nationalbankerott schien bevorzustehen.

Ohne die kriegerischen Unternehmungen zu verhindern, hatten inzwischen die Friedensverhandlungen, durch Mittelspersonen, den ganzen Winter 1709 auf 1710 fortgedauert; im März 1710 wurden sie in dem holländischen Schlosse Gertruydenberg offiziell wieder aufgenommen. Ludwig hatte sich jetzt zu dem Opfer der ganzen spanischen Erbschaft entschlossen und versprach, im Falle von Philipps Ungehorsam demselben jede, auch indirekte Unterstützung zu entziehen. Er erbot sich, zur Barriere für die Holländer die wichtigen und reichen französischen Städte Valenciennes und Douai sowie den Bezirk von Cassel abzutreten, ferner die Werke Dünkirchens sowie sämtlicher elsässischer Festungen zu rasieren. Indes dieses Mal wollten die verbündeten Staatsmänner nicht aufrichtig den Frieden. Sie hielten die Lage Frankreichs für so verzweifelt, daß sie durch Fortsetzung des Kampfes dasselbe auf den Bestand des sechzehnten Jahrhunderts herabzudrücken hofften, und so stellten sie die für Ludwig und sein Volk entehrende Bedingung, letztere müßten selber den französischen Prinzen aus Spanien vertreiben. Man kann es durchaus nicht mißbilligen, wenn der König sich weigerte, unter fremdem Zwange mit den eigenen Waffen den Enkel und die Spanier auseinander zu reißen, die er selbst erst miteinander verbunden hatte. Schließlich ging er bis zum Äußersten: er bot den Verbündeten zum Kampfe gegen Philipp V. zwölf Millionen Livres französischer Subsidien; nur die französischen Soldaten sollten nicht gegen den bourbonischen Fürsten, ihren bisherigen Schützling, kämpfen. Er verhieß sogar, wenn man ihm dies erspare, das ganze Elsaß an das Haus Österreich zurückzugeben. Alles dies vermochte den Alliierten nicht zu genügen. In einem Ultimatum vom 13. Juli stellten sie in barschem Tone die Forderung auf: Ludwig müsse allein und zwar binnen zwei Monaten seinen Enkel aus Spanien fortschaffen; binnen vierzehn Tagen müsse der König diese Bedingung annehmen. Das war zu viel. Ludwig, der trotz seiner Befürchtungen stets mit rühmlicher Festigkeit gegen seine eigenen Minister die Gesetze der nationalen Ehre verfochten hatte, rief nun sofort seine Bevollmächtigten zurück und erklärte, daß er sich an seine früheren Zusagen nicht mehr gebunden erachte.

Damit war die Aussicht auf einen so glänzenden Frieden vereitelt, wie er bis dahin nie einem französischen Könige abgerungen worden war, einen Frieden, der Ludwigs XIV. ganze Eroberungspolitik mit der härtesten Züchtigung bedroht hätte. Die kühnsten Hoffnungen, welche die Verbündeten im

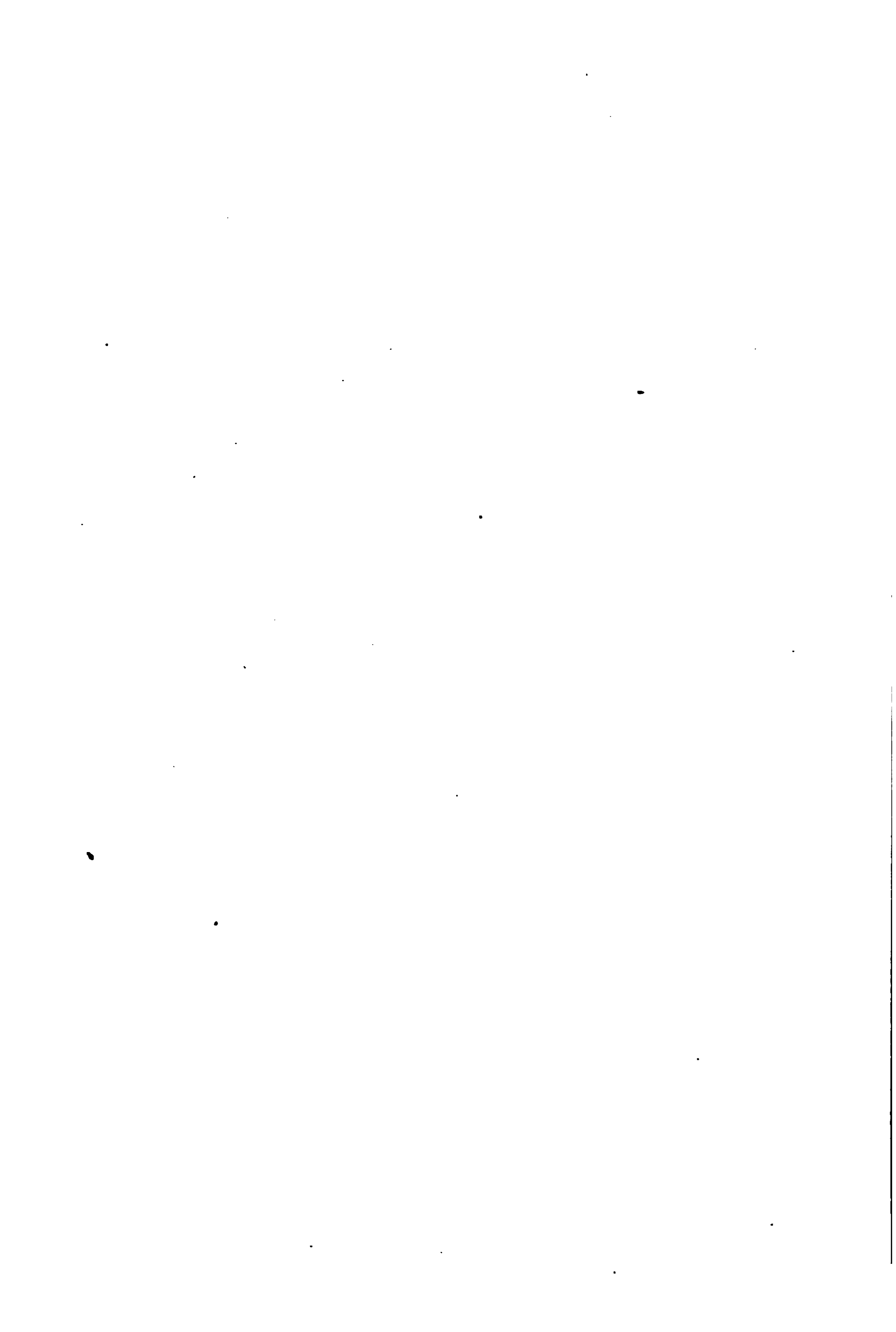
1) Journal inédit de J. B. Colbert marquis de Torcy, 1709, 1710 et 1711; publié par Fr. Masson (Paris 1884), S. 70.

Beginne des Krieges gehegt, wären übertroffen worden. Aber ein Übermut, wie frevler ihn selbst Ludwig in seinen stolzesten Tagen nicht gezeigt, von seiten eben dieser Alliierten machte solch verheißender Perspektive ein Ende. Die Diktatoren von Gertruydenberg hatten jedoch nicht in ihre Rechnung gezogen die unerschöpflichen Hilfsquellen des französischen Bodens und Volksgeistes, den opferwilligen Patriotismus der französischen Nation, noch das Walten der Nemesis, die doch erst soeben Ludwig und Frankreich selbst auf das deutlichste getroffen hatte. Nicht umsonst rief dieser König seine Unterthanen zu neuen Anstrengungen auf. Man zahlte bereitwillig eine abermalige schwere Steuer, den Zehnten von allem Einkommen. So wurde, drei Jahre nachdem Vauban gebrochenen Herzens wegen der Ungnade gestorben war, die sein Buch über den „Königszehnten“ ihm gebracht, seine Idee zum guten Teile verwirklicht.

Aber alle diese Opfer schienen Frankreich nicht mehr retten zu können. Eugen und Marlborough zogen vor Douai, das von 8000 Mann unter auserlesenen Offizieren verteidigt wurde. Da Villars einen ernstlichen Entsatzversuch nicht wagte, mußte schließlich die Stadt kapitulieren. Bethune, Aire, St. Venant folgten diesem Beispiel. Und inzwischen gab der Feldzug in Spanien Hoffnung, daß das Jahr nicht vergehen werde, ohne daß Philipp V. vom Boden der pyrenäischen Halbinsel vertrieben sei. Damit wäre allerdings das bisher größte Hindernis eines allgemeinen Friedens beseitigt gewesen.

Um den Verbündeten die Aufrichtigkeit seiner versöhnlichen Absichten zu beweisen, hatte Ludwig seine Truppen aus Spanien zurückgezogen, so daß Philipp sich allein mit seinen Kastiliern den wohlgeübten englischen Truppen unter Stanhope und kaiserlichen Regimentern unter Starhemberg gegenüber sah. Seine frisch ausgehobenen Soldaten liefen regelmäßig nach den ersten Schüssen davon, und so konnte Karl III., nach einer Reihe leicht erfochtener Siege, wieder in Saragossa einziehen. Indem er sämtliche Freiheiten und Privilegien, die geliebten „Fueros“ der Länder der Krone Aragon wieder in Kraft setzte, fesselte er deren Sympathien dauernd an seine Sache. Dann rückte er, gegen den Rat des vorsichtigen Starhemberg, auf Veranlassung des ungeduldigen und leidenschaftlichen Stanhope, nach Madrid vor. Während Philipp, so gut wie wehrlos, nach Valladolid zurückwich, zogen die Verbündeten durch Kastilien, wo sie überall Einöde und Stillschweigen empfing. Auch aus Madrid war alles, was fliehen konnte, sämtliche hohen Beamten und Adligen sowie die wohlhabenden Bürger dem Bourbonen gefolgt. Inmitten eisigen Schweigens zog Karl im September 1710 in Madrid ein. „Die Stadt ist eine Wüste!“ rief er ärgerlich und nahm in einem benachbarten Landhause Wohnung. Trotzdem war das Reich gewonnen, wenn die portugiesische Armee, die einstweilen keinen Feind sich gegenüber hatte, in Madrid zu den Truppen Karls stieß. Ludwig XIV. selber beauftragte den Herzog von Noailles, seinen Enkel zum Verzichte auf Spanien zu bewegen.[1])

1) Masson, Torcy, S. 257 ff.




CAROLVS III D G HISP ET IND REX



Karl III. von Spanien.

Verkleinertes Facsimile des Schwarzkunstblattes, 1703, von Pieter Schenk (1645—1715).

Indes in eben diesem Momente waren auch schon Frankreich und sein Schützling Philipp V. vor dem Verderben gerettet. Um diesen Umschwung zu verstehen, muß man auf die innern Zustände Englands unter der Königin Anna einen Blick werfen.

Die „Regierung der Königin Anna“ hat sich einen hervorragenden Platz in der englischen Geschichte erworben, nicht nur durch die großen und rühmlichen Erfolge auf den Schlachtfeldern, sondern vor allem auch durch die glänzende gleichzeitige Entwickelung der Litteratur. Die sichere Begründung der politischen Freiheit am Ende des 17. Jahrhunderts und die schimmernde Entfaltung der äußern Macht regten in England die Litteratur zur fröhlichsten Triebkraft an; der blühende Wohlstand, der gemäßigte Charakter der politischen Bestrebungen, das gesunde bürgerliche Leben wiesen sie in eine fruchtbare Bahn; die großen naturwissenschaftlichen Entdeckungen und Lockes klare Erfahrungsphilosophie führten über die bisherigen Grenzen des Denkens hinaus. Es glich dieses Zeitalter dem Augusteischen, auch in dem Sinne, daß die Liebe zur Litteratur, die Begeisterung für hervorragende geistige Schöpfungen, die Hochachtung für Schriftsteller und Dichter alle Klassen des Volkes erfüllte; daß der gefeierte Autor von den vornehmsten und höchstgestellten Männern des Reiches aufgesucht, als ihresgleichen behandelt, ja in ihre intimste Freundschaft aufgenommen wurde. Nicht minder, als um Prior und Swift, bewarben sich die glänzendsten Edelleute um die Gunst des halleschen Barbiersohnes Händel, der ihre Festlichkeiten wie Englands Großthaten durch seine Kompositionen verherrlichte. Es bildete sich aus diesen so glücklich gemischten Elementen die geistvollste und liebenswürdigste Gesellschaft, wie sie nie wieder, auch nicht in dem Paris des spätern 18. Jahrhunderts, erreicht worden ist.

Die religions-philosophische Anschauung knüpfte besonders an das scharf logische und nüchterne System Lockes an; Spinoza entlehnte man die schärfsten Waffen gegen die Lehren von der göttlichen Inspiration, von den Wundern und Weissagungen. Von diesen beiden Denkern ging die Schule der englischen „Deisten“ aus, welche die Erkenntnis ausschließlich auf die Vernunft begründeten und eine Gottheit lehrten, der sie zwar Persönlichkeit und Außerweltlichkeit zuschrieben, jedoch in einer Allgemeinheit und Unbestimmtheit, die sich nur um weniges von pantheistischen Anschauungen entfernte. Die Bahn brach (um 1700) Johann Tolland mit seinem Buche „Das Christentum ohne Geheimnisse,“ in dem er letzteres von allen Wundern, Mysterien und Zeremonien zu reinigen sucht. Das Werk erregte über die Grenzen Englands hinaus allgemeines Aufsehen. Graf Shaftesbury, ein feiner und eleganter Denker, wurde von dieser rationalistisch-philosophischen Richtung derart ergriffen, daß er, um ihr ausschließlich leben zu können, die Annahme jedes Staatsamtes verweigerte. In künstlerisch vollendeter Form preist er in seinen „Charakteristiken“ und in seinem Briefwechsel eine auf Ästhetik gegründete Sittlichkeit — Tugend ist moralische Schönheit, Laster Kampf gegen das beglückende Gleichmaß in unserm eigenen Innern; die Gottesidee ist die Personifizierung

der höchsten und ungetrübten Harmonie. Neben diesem Shaftesbury, einem wahren Weisen nach dem Sinne des Sokrates, stand der viel erfahrene, glänzende, grundsatzlose Staatsmann Bolingbroke, der zu der Freigeisterei des Verstandes auch die des Herzens fügte. Er untergrub mit Schärfe und beißendem Spotte die Grundlagen alles Glaubens, indem er die Gottesidee bis zur Unkenntlichkeit zersetzte und verflüchtigte. Und dabei forderte er aus Gründen der Nützlichkeit eine unduldsame Staatsreligion; der Deist Bolingbroke bekannte sich in der Politik zum entschiedensten Torýismus. Die deistische Richtung ergriff übrigens immer unwiderstehlicher alle gebildeten Kreise Englands.

Der scharfe, mehr verstandesmäßige als intuitive Sinn, der sich in dieser philosophischen Schule aussprach, beherrschte auch die Dichtung, deren gefeiertster Vertreter schon damals der noch junge Alexander Pope (1688—1744) war, „der Fürst des Reimes und der große Dichter des Verstandes.“ In seiner Sprechweise fein und witzig, vermag er zugleich die höchste Kunst des Versbaus zu erreichen, der kräftige wohllautende Reim Popes ist noch heute ein Stolz der englischen Litteratur. Aber der Inhalt selber ist flach und trockenverständig, ohne einen warmen Hauch, der zum Herzen dringt und dasselbe erweitert und erhebt. Derselbe Zug spricht sich dann in dem moralisierenden Drama, den moralisierenden Wochenschriften und dem satirisch belehrenden Romane jener Zeit aus. Dazu trug freilich auch das ernste sittliche Wesen bei, das seit der Restauration in erfreulichem Maße den großen englischen Mittelstand erfüllte. Der Führer der ganzen moralischen Schar ist Addison mit seiner rhetorischen Tragödie „Cato,“ die damals um so lebhafteren Beifall fand, je freigebiger der Verfasser sie mit politischen Anspielungen versehen hatte. Dann wußte Addison die Teilnahme, welcher die Litteratur in seinem Heimatlande begegnete, zur Herausgabe einer moralisierenden belletristischen Wochenschrift zu benutzen, welche sich bald der allgemeinsten Zustimmung erfreute. Nach dem „Tatler“ gab er den „Spectator“ (Zuschauer) heraus, der in Zehntausenden von Exemplaren mit größter Begierde gelesen wurde, und begreiflicherweise vielfache Nachahmung fand, die freilich seine hohen litterarischen Vorzüge selten erreichte. Diese Zeitschriften haben der Verbreitung echter, guter Geistes- und Herzensbildung in England, der Aufklärung der Nation, der Veredelung der Sitten unschätzbare Dienste geleistet. Zugleich nährten und leiteten sie das lebhafte politische Interesse, das damals alle Stände des Volkes beherrschte.

Mit der moralisierenden Richtung der Litteratur stand auch in Zusammenhang der belehrende und der satirische Roman. Das unerreichte Muster der erstern Gattung ist der „Robinson Crusoe“ Daniel Defoes, eines Dissenters, der in lebendigen und kühnen Schriften die religiöse Gleichstellung verfochten, und dafür mit Geldstrafen, Gefängnis und Pranger gebüßt hatte, der dann eine vielgelesene whiggistische Zeitschrift herausgab und überhaupt bedeutende nationalökonomische Kenntnisse und Anschauungen besaß. Politik und Schrifttum gingen in dem lebens-

vollen, bewegten England jener Tage Hand in Hand. Dem Robinson selbst liegt die wahre Geschichte eines schottischen Matrosen Alexander Selkirk zu Grunde, die aber von Defoe mit der größten psychologischen Kunst, mit unvergleichlicher Geschicklichkeit der Detailmalerei und mit schöpferischer Phantasie ausgeführt worden ist. Der satirische Roman fand seinen Meister in Jonathan Swift. Schon das Schicksal bestimmte Swift gewissermaßen zum Satiriker: er, der in sich alle Eigenschaften eines Staatsmannes und die Neigungen eines Weltmannes fühlte, wurde durch seine Armut zum geistlichen Stande gezwungen. Dürfen wir den Dichter zu streng verurteilen, wenn ihn sein Widerwille gegen den aufgenötigten Beruf, verbunden mit einem reizbaren, leidenschaftlichen Temperamente, zum Bruche mit Anstand und Sitte, zur bittersten und oft ungerechten Satire führte? Von bleibenderem Werte als die Pamphlete voll Geist, Witz, Scharfsinn und Bosheit, die er abwechselnd im Dienste beider Parteien schrieb, ist sein Roman „Gullivers Reisen,“ eine vortreffliche Satire auf die damaligen Zustände Englands und Europas überhaupt, dabei in so fesselndem Stile, mit so reicher poetischer Phantasie und Gestaltungskraft verfaßt, daß sie, wie der „Robinson,“ ein Volksbuch für alle Zeiten geworden ist. Kurz, im Schrifttum wie in der Politik ging damals England allen andern europäischen Nationen voran.

Freilich, Königin Anna war wenig zur Führerrolle auf dieser Bahn geeignet. Achtunddreißig Jahre war sie alt, als sie den Thron bestieg, äußerlich eine stattliche, korpulente Frau mit männlichen Zügen, nicht ohne natürliche Beredsamkeit. In ihrer Jugend war die Mutterlose nach der Wiederverheiratung ihres Vaters fern von den nunmehr katholischen Eltern durch den anglikanischen Bischof von London erzogen worden, der ihr einen gründlichen Widerwillen gegen Rom sowohl wie gegen die Aufklärung, sonst aber eine recht mangelhafte Bildung beibrachte. Ihr Gatte, Prinz Georg von Dänemark, war wegen seiner Einfalt förmlich berüchtigt und konnte so auf die beschränkte geistige Entwickelung der Prinzessin nicht fördernd wirken. Ihre zahlreichen Kinder waren sämtlich in zartester Jugend gestorben. Müßiggang bei Kartenspiel, regelrechten Andachtsübungen und nichtigem Hofgeplauder füllte jahrelang ihre Zeit aus. So war Annas Geist in engen Grenzen geblieben, ihr Charakter unselbständig, ihr Urteil langsam und schwerfällig; angestrengte Arbeit scheute sie über alles: nur um so hartnäckiger hielt sie an den einmal gefaßten Ansichten fest. Mißtrauisch gegen ihre eigene Begabung, war sie argwöhnisch auch gegen andere; und gerade das Bewußtsein persönlicher Inferiorität ließ sie eifersüchtig die äußeren Zeichen ihres Ranges und ihrer Würde hoch halten. Ihre schwankende und unselbständige Natur hatte sie veranlaßt, sich an ein kräftigeres und bestimmteres Wesen anzulehnen, und da sie ein solches in ihrer Hofdame Sarah Jennings, der spätern Herzogin von Marlborough fand, hatte sie sich mit glühend schwärmerischer Freundschaft derselben angeschlossen. Jahrzehnte lang folgte sie blindlings den Ratschlägen der Herzogin und ihres Gemahls. Sarah hätte die Königin stets beherrschen können, unter der Bedingung, daß

sie dieser gegenüber die der Souveränin gebührende äußerliche Ehrerbietung und Unterwürfigkeit gewahrt hätte. Aber sie war viel zu stolz, um sich nicht im Genusse der höchsten Macht zu überheben, trotz aller Warnungen Marlboroughs, durch herrisches Benehmen Anna zu verletzen und sich in immer steigendem Maße zu entfremden. Zu diesen persönlichen Motiven des Zwistes kamen allgemeinere. Königin Anna haßte den Katholizismus und hatte sich bestimmt gegen das Regierungssystem ihres Vaters erklärt; indes sie hing mit Eifer der orthodoxesten Richtung der anglikanischen Kirche an, und nachdem ihr dringender Wunsch, eigene lebenskräftige Nachkommen zu erhalten, sich nicht erfüllt hatte, hegte sie die so natürliche Hoffnung, dereinst ihrem Bruder Jakob III., nach dessen Übertritt zur Staatskirche, auf den englischen Thron verhelfen zu können. Die Whigs, die sich über Annas geheime Antipathie nicht täuschten, hatten dieselbe stets mit Mißtrauen und kaum verhüllter Feindschaft behandelt. Kurz, sie stand mit ihren Neigungen vollkommen auf seiten der Hochtories. Sie hatte auch zunächst aus diesen ein Ministerium gebildet, allein dasselbe zeigte sich vollkommen unfähig, mit Ausnahme Marlboroughs und seines vertrauten Freundes, des Großschatzmeisters Godolphin, so daß beide die Leitung der Geschäfte ausschließlich in Händen hatten. Godolphin, arbeitsam und gründlich, kühlen Urteils und von sicherem Verwaltungstalente, war für Marlborough und die Kriegspartei ein unschätzbarer Bundesgenosse. Die beiden leitenden Staatsmänner überwarfen sich aber mehr und mehr mit ihren toryistischen Freunden, da letztere des Krieges bald müde wurden. So traten die entschiedenen Tories schon 1704 aus dem Kabinett, und machten schmiegsameren Männern dieser Partei Platz: wie Robert Harley, einem geschickten, gesetzeskundigen, der Nützlichkeit unbedenklich huldigenden Parlamentarier, und Heinrich St. John, einem geistreichen, feder- und wortgewandten, klar denkenden, aber ganz gewissenlosen Wüstling. Als dann die Wahlen des Jahres 1705 unter dem Eindrucke der wachsenden Kriegsbegeisterung vorwiegend whiggistisch ausfielen, wurden die letzten eifrigen Tories aus der Verwaltung entfernt und trotz Annas Widerstreben Whigs an deren Stelle gesetzt. Je schärfer Lords und Unterhaus sich gegen Jakobitismus und Hochkirchentum erklärten, um so mehr grollte Anna den beiden leitenden Staatsmännern, denen sie die Schuld an diesem Zustande beimaß. Indes gegen die Mehrheit des Parlamentes vermochte sie nichts auszurichten, und so mußte sie mit verhaltenem Ingrimm zusehen, wie die Dinge sich immer mehr in der ihr durchaus verhaßten Richtung entwickelten.

In der innern Politik war die glänzendste That des neugestalteten Kabinetts die Wiedererrichtung der von Cromwell eingeführten, aber von der Restauration aufgelösten Union Schottlands mit England. Schottland war als Anhängsel zu dem immer gewaltiger sich entfaltenden England materiell und moralisch mehr und mehr verkümmert. Es wurde zu allen Lasten des letztern herangezogen, aber von allen kommerziellen und kolonialen

Vorteilen eifersüchtig ausgeschlossen. Sein Parlament wurde mit englischem Golde zur Unterwürfigkeit korrumpiert: um so bitterer Haß gegen den übermächtigen, selbstsüchtigen Nachbarn im Süden zehrte an den gänzlich verarmten unteren Klassen des schottischen Volkes. Die Whigs suchten längst diesem heillosen Verhältnisse durch enge Einigung der beiden Staats- und Volkswesen abzuhelfen; die entschiedenern Tories aber widersetzten sich dem aufs äußerste, weil in Schottland der Jakobitismus überwog, und sie hofften, ihm zunächst in diesem Lande, wenn es nur unabhängig blieb, zum Siege zu führen. Trotzdem drangen die Whigs nach langwierigen Verhandlungen, nach Straßenaufläufen und Tumulten der schottischen Nationalpartei in beiden Ländern durch: am 27. Januar 1707 wurde der Unionsentwurf vom schottischen Parlament angenommen und durch königliche Bestätigung zum Gesetze erhoben. Schottland und England verwuchsen zu einem Reiche, Großbritannien, mit einheitlicher Freizügigkeit und kommerzieller Gleichberechtigung. Ein Parlament sollte dieses Reich regieren, indem Schottland zu dem englischen Unterhause fünfundvierzig Abgeordnete, zu dem englischen Oberhause sechzehn Vertreter der schottischen Lords entsandte. In Steuerangelegenheiten wurde jenem einstweilen bedeutende Besserstellung bewilligt, wie es denn auch seine eigene Gerichtsverfassung und seine presbyterianische Staatskirche behielt. Von dieser Zeit datiert eine Periode glänzenden Aufschwungs für das hochbegabte schottische Volk.

Königin Anna aber sah in dieser verdienstvollen Umwandlung nur eine Niederlage ihrer eigenen Prinzipien. Als ihr die Whigs damals den Grafen Sunderland, einen feurigen, hochbegabten aber antimonarchisch gesinnten Staatsmann als Minister aufdrängen wollten, gelang es nur dem ganzen Einflusse des sieggekrönten Marlborough, der Fürstin Widerstand zu brechen. Diese Vergewaltigung hat sie jedoch den Marlboroughs und Godolphin nicht vergessen. Dazu kam, daß eine junge Dame von Talent, Ehrgeiz und Hinneigung zu Intrigen, Mrs. Masham, die von der Herzogin selbst in die Umgebung der Königin gebracht war und deren Schwächen vorzüglich zu schmeicheln gelernt hatte, im heimlichen Einverständnis mit Harley feindlich gegen ihre Wohlthäterin arbeitete. Nur durch die gemeine Drohung, ihren tödlich erkrankten Gemahl, den Prinzen Georg, wegen Mißverwaltung der Admiralität peinlich anzuklagen, brachten die Whigs die heftig widerstrebende Königin dahin, Harley und St. John zu entlassen (1708). Aber beide waren dadurch der Königin nur um so lieber geworden, auf welche Harley durch Mrs. Masham fortwährend bestimmenden Einfluß übte.

Da begann die öffentliche Meinung selber sich gegen die Whigs zu wenden. Man zürnte Marlborough wegen seiner schrankenlosen Geldgier und wegen seines Ehrgeizes, da er die Anstellung als lebenslänglicher Generalkapitän des Heeres forderte. Man fing an über den endlosen Krieg, der doch England keinen greifbaren Vorteil brachte, und über dessen schwere Lasten zu murren. Die Steuern waren verdreifacht, die Staatsschulden auf die

Höhe von 50 Millionen Pfund angewachsen. Großbritannien, welches das geringste Interesse am Kriege besaß, hatte anstatt der 40000 Mann, zu denen es sich verpflichtet hatte, deren 244000 zu bezahlen. Eine heftige Reaktion erfolgte unter dem Volke gegen diese fortwährende, aufreibende Kriegspolitik. Der Geistliche Sacheverell, welchen die Whigs wegen eines gegen sie gerichteten Pamphlets verfolgt hatten, sah sich überall wie ein Heiliger, wie ein Märtyrer gefeiert.[1])

Mit Freuden erkannte Anna, daß die öffentliche Stimmung ihrem Abscheu gegen die Whigs zu Hilfe komme. Marlborough sah sich jetzt vom Hofe mit offener Feindseligkeit behandelt, mit seiner Gemahlin, deren rauhes, gebietendes Wesen der ohnehin gereizten Königin unerträglich geworden, brach dieselbe vollständig (April 1710). Von Harley beraten, von den Tories durch zahllose Zustimmungs- und Ergebenheitsadressen ermutigt, ging Anna entschlossen gegen die Whigs vor. Zunächst wurde Sunderland entlassen, dann — im August 1710 — Godolphin, sowie die eigentlichen Whigs im Ministerium. Ein neues toryistisches Kabinett, an dessen Spitze der zum Earl Oxford erhobene Harley stand, und welchem gleichfalls der zum Viscount Bolingbroke ernannte St. John angehörte, wurde gebildet und löste dann das Parlament auf. Die Neuwahlen ergaben eine Zweidrittel-Mehrheit der Tories für das Unterhaus. Marlborough behielt zwar das Generalat noch bei, sah sich aber jedes staatsmännischen Einflusses beraubt.

Zu diesem für die Interessen der Allianz so bedrohlichen Umschwunge in England kamen einige weitere Ereignisse, die alle zu gunsten des Friedens wirken mußten.

Auf der spanischen Halbinsel erfolgte ein gänzlicher Umschwung. Da das Toryministerium die Portugiesen ohne jede Geldunterstützung beließ, blieben dieselben völlig unthätig und überlieferten Karl III. und dessen Truppen in Madrid ihrem Schicksale. Dagegen strömten fortwährend Freiwillige in das Lager Philipps V. bei Valladolid, so daß er sich bald an der Spitze eines Heeres von 25000 Mann befand, dessen Befehl kein geringerer Feldherr als der Herzog von Vendôme übernahm. Ein französisches Armeekorps drang inzwischen in Katalonien, die eigentliche Grundlage von Karls Macht, ein. Trotz dieser bedrohlichen Lage hielt Stanhopes Eigensinn die Verbündeten Woche auf Woche in Madrid fest; und als man sich endlich zum Rückzuge entschloß, sonderte sich Stanhope von den Kaiserlichen ab. Vendôme benutzte dies, um die schwache englische Schar zu überfallen und bei Brihuega zur Ergebung zu zwingen (Dez. 1710). Nur mit Mühe erwehrte sich nun Starhemberg bei Villaviciosa der Angriffe Vendômes, aber nur um sich schleunigst an die Küste zu retten. Die aragonischen Truppen Karls verliefen sich, und im Frühjahr 1711 konnte er nur noch Barcelona und wenige andere Festungen behaupten.

---

1) W. E. H. Lecky, History of England in the XVIIIth century, I³ 61.

Zu diesem doppelten Unheile kam noch ein drittes: am 17. April 1711 starb Kaiser Joseph I. an den Blattern, nach kurzer Krankheit, im Alter von nur 32 Jahren. Das war an sich schon ein schwerer Verlust für die Koalition, bei dem Eifer, der Entschlossenheit und dem klaren Sinne des Verstorbenen, der nicht ohne Erfolg nach Wiedererhebung des so tief gesunkenen Kaisertumes gestrebt hatte. Schlimmer noch waren die mittelbaren Folgen. Da Joseph keine Söhne hinterließ, fielen seine weiten Länder und die Anwartschaft auf die Kaiserkrone an seinen Bruder Karl, den einzigen noch lebenden Habsburger, der auch schleunigst von den österreichischen Ministern aus Spanien herbeigerufen wurde. Konnte es nun im Interesse der Seemächte liegen, daß die ungeheueren spanischen Besitzungen in allen Erdteilen mit den österreichischen Erblanden und dem Kaisertume vereinigt würden? daß dadurch eine Monarchie entstehe, weit mächtiger als die Karls V., da jetzt ganz Ungarn und Siebenbürgen den Türken entrissen, diese letztern zu völliger Ohnmacht verdammt waren? Die englischen und holländischen Staatsmänner verhehlten sich nicht, daß solches keineswegs zu dulden, vielmehr der Friede mit teilweiser Aufopferung der habsburgischen Ansprüche baldmöglichst herbeizuführen sei. Ein solches Verfahren lag sicher speziell im Interesse Englands; schmählich dagegen war die heimliche und bundesbrüchige Art, in der Oxford und Bolingbroke den Frieden herbeiführten und in demselben ihre Verbündeten opferten.

Die Gesinnung der holländischen und zumal der englischen Machthaber blieb Ludwig XIV. nicht unbekannt und flößte ihm neue Zuversicht ein. Er meinte mit Recht, es handle sich jetzt für Frankreich nur noch darum, Zeit zu gewinnen, und in dieser Überzeugung scheute er nicht vor den gewaltigsten Anstrengungen zurück, die ihn in den Stand setzten, noch einmal bedeutende Heere nach Spanien und nach Norden zu senden. Hier befehligte abermals Villars, der den Auftrag hatte, sorgfältig jede Schlacht zu vermeiden, da eine Niederlage natürlich die Stellung Frankreichs verschlechtert, ein Sieg des letztern aber wahrscheinlich die öffentliche Meinung in England von neuem in kriegerische Aufregung versetzt haben würde. Er fand Eugen nicht mehr sich gegenüber. Derselbe betrieb in Deutschland die Rückkehr Karls und dessen Erhebung zum deutschen Kaiser, wobei er auch die Wahlstadt Frankfurt vor einem Überfall der Franzosen zu schützen hatte. Beides glückte. Indem er seine Gemahlin Elisabeth von Braunschweig als Regentin in Barcelona zurückließ, schiffte Karl sich (Sept. 1711) nach Deutschland ein. An demselben Tage, wo er in Oberitalien wieder landete, am 12. Oktober, ward er in Frankfurt zum Kaiser erwählt, als Karl VI.

Inzwischen wurde die verbündete Armee in den Niederlanden von den rachgierigen Tories derart vernachlässigt, daß Marlborough nur geringfügige Vorteile erlangen konnte. Ruhmlos endete des großen Generals letzter Feldzug.

Oxford und Bolingbroke hatten nämlich schon im Januar 1711 in tiefstem Geheimnis einen gefangenen französischen Geistlichen, Gaultier, nach Paris geschickt, um die Friedensverhandlungen wieder anzuknüpfen. Die französischen

Minister und Ludwig XIV. waren von dieser immerhin unerwarteten Freudenbotschaft zu sehr entzückt, als daß sie nicht eifrig zugegriffen und den Engländern die für diese günstigsten Bedingungen — wie die Erlangung von Gibraltar, Handelsvorteile und dergleichen — in Aussicht gestellt hätten. Daß die Generalstaaten einstweilen noch ablehnten, an diesen Negotiationen teil zu nehmen, daß auch Ludwig XIV. stolz sich weigerte, sich von neuem an die übermütigen Republikaner zu wenden, war den englischen Ministern nur erwünscht, weil sie die Verhandlungen nunmehr zum alleinigen Nutzen Englands und möglichster Schonung Frankreichs führen konnten. Nach wiederholten Sendungen Bolingbrokes schickte Ludwig XIV. (August 1711) einen gewandten und zumal im Handelsfache wohl erfahrenen Unterhändler, Ménager, nach London. Derselbe hatte den Engländern die Abtretung Neufundlands, Gibraltars und Minorcas sowie die Handelsvorteile der meist begünstigten Nation in Frankreich und Spanien, endlich das Monopol des Negerhandels in den spanischen Kolonien anzubieten. Für diese Bevorzugung, deren politischer Teil nur Englands damaligen Besitzstand sanktionierte, forderte Ludwig nicht weniger denn die Anerkennung Philipps V. als Königs von Spanien, die Intervention Englands, um diese Anerkennung auch seitens der übrigen Verbündeten zu erwirken, die Rückgabe aller in Frankreich gemachten Eroberungen, die Wiedereinsetzung der Kurfürsten von Bayern und Köln in ihre Länder. Kurz mit Ausnahme Englands sollten alle verbündeten Mächte lediglich Opfer bringen. Trotzdem wurden im ganzen und großen diese Artikel den Präliminarien zu Grunde gelegt, welche (Oktober 1711) Ménager und Bolingbroke unterzeichneten, nur daß im allgemeinen auch den anderen Bundesgenossen Entschädigungen verheißen wurden. Die Königin und die Minister von England ließen ein geradezu unanständiges Verlangen nach Frieden sehen, als ob ihr Staat der im Kampfe besiegte sei. Haß gegen die Whigs, die Hoffnung, den Frieden zur Rückführung des Prätendenten benutzen zu können, endlich bittere Eifersucht gegen die Holländer trieben sie zu solchem Benehmen.

Nur durch die Drohung, den Frieden auch ohne die Vereinigten Provinzen zu schließen, konnte die englische Regierung dieselben zur Teilnahme an den Verhandlungen nötigen. Kaiser Karl VI. dagegen, dessen bigotter und starr konservativer Sinn Spanien über alles schätzte, wies entrüstet jede Negotiation ab, die ihm den Besitz jenes Reiches kosten mußte. Er sandte den Prinzen Eugen nach London, um noch einen Versuch zur Umstimmung Englands zu machen. Der Prinz aber sah sich mit schneidender Kälte behandelt. Vielmehr gingen die Tories, der Gunst der Königin sicher, mit immer größerer Schärfe vor. Ein Peersschub brach die whiggistische Mehrheit im Oberhause. Marlborough, dem seine ehemaligen Freunde den Abfall zu den Whigs nicht verziehen, wurde vom Unterhause der Unterschlagung öffentlicher Gelder angeklagt und von Anna aller seiner Ämter entsetzt. Ende Januar 1712 begannen dann, auch ohne den Kaiser, die Friedenskonferenzen in Utrecht. Es ergaben sich zunächst große Schwierigkeiten, da die französischen Gesandten im Tone des



Kaiser Karl VI. Nach dem Stich von Bernhard Vogel (1683—1737).

Siegers unmögliche Bedingungen stellten und demgemäß auch die Holländer behandelten. Dazu kam ein fernerer Umstand, der sogar die britische Regierung bedenklich stimmte.

Ende April 1711 war der einzige legitime Sohn Ludwigs XIV., der Dauphin Ludwig, gestorben. Niemand als der König selber, dessen Egoismus durch die trüben Erfahrungen der letzten Jahre gebrochen war, hatte diesen unfähigen und schwelgerischen Fürsten bedauert: hatten sich doch alle Hoffnungen schon längst auf seinen ältesten Sohn, den Herzog von Burgund, gerichtet. Fénelon, der Herzog von Saint-Simon, die klerikale und die aristokratische Partei gebärdeten sich bereits als die Herrscher Frankreichs. Der Erzbischof von Cambrai entwickelte damals in den sogenannten „Tafeln von Chaulnes" ein vollständiges politisches System für seinen ehemaligen Zögling, dessen Regierungsantritt man baldigst erwartete.[1]) Es stand in denkbar lebhaftestem Gegensatze zu den Bestrebungen Ludwigs XIV., indem es Reduzierung des Heeres, ständigen Frieden mit den Seemächten, Vernachlässigung der Marine, Errichtung einer volkstümlichen Miliz in Aussicht nahm. Der Hof sollte bescheiden und sittlich gestaltet werden, die Verwaltnng vereinfacht und dezentralisiert; streng aristokratische Provinzial- und Generalstände sollten maßgebenden Einfluß erhalten, der Adel eine geschlossene und reich mit Vorrechten ausgestattete Kaste bilden, die Kirche von der Staatsgewalt unabhängig gemacht werden. Fénelon sah sich bereits als Richelieu dieses anti-Richelieuschen Systems. Allein wie furchtbar wurden diese Illusionen zerstört! Plötzlich ward des neuen Thronfolgers Gemahlin, Marie Adelaide von Savoyen, eine geist- und lebensvolle Dame, der heitere Liebling des greisen Königs, von den Röteln ergriffen; kaum war sie daran gestorben, als auch ihr Gatte derselben Krankheit erlag (Febr. 1712). Das ganze Volk, besonders aber die „Heiligen" waren von diesem Ereignis wie zu Boden geschmettert. Burgund hinterließ zwei junge Kinder, die Herzoge von der Bretagne und von Anjou: beide verfielen demselben Leiden, das den älteren dahin raffte, während der jüngere durch seine Wärterinnen gerettet wurde, die ihn mit Gewalt der Behandlung der Doktoren, welche seine Mutter und seinen Bruder mit Brechmitteln und Aderlässen traktiert hatten, entzogen. In weniger als einem Jahre waren drei Generationen von Königen vom Tode dahin gerafft worden. Das Geschick vollzog an Ludwig XIV. eine furchtbare Strafe. Das Elend des Erbfolgekrieges hatte ihn für seinen politischen und militärischen Übermut, seinen Stolz, seine Herrschsucht tief gedemütigt, die allgemeine Monarchie, die er über Europa hatte ausüben wollen, völlig vernichtet. Für seine Ausschweifungen, für die Vernachlässigung seiner Gemahlin, für die Bevorzugung seiner Bastarde wurde er durch das schreckliche Mißgeschick in seiner Familie auf das schwerste gezüchtigt. Er war dieses Mal auf das tiefste und schmerzlichste ergriffen. Von seiner ganzen legitimen Familie war niemand mehr übrig, als sein

1) Em. de Broglie, Fénelon à Cambrai, S. 319 ff.

zweiter Enkel, Philipp, der als König von Spanien ihm entfremdet war, sein dritter Enkel, der einfältige Herzog von Berry, und ein zweijähriger Urenkel, der nunmehrige Thronfolger Ludwig (XV.). Das Unheil wurde durch furchtbare Gerüchte noch erhöht. Der schnelle Tod der königlichen Prinzen erweckte den damals so bereiten Verdacht, daß sie dem Gifte erlegen seien: wer anders aber konnte solches gereicht haben, als derjenige, der nach dem Verschwinden der legitimen Nachkommenschaft Ludwigs XIV. den Thron erben mußte, sein Neffe Philipp von Orleans? Die skandalöse Unsittlichkeit dieses Herzogs, seine häufige Beschäftigung mit chemischen Untersuchungen verstärkten den Verdacht. Sogar die Hofleute mieden ihn wie einen Verpesteten. Man kann sich vorstellen, wie tief solche Vorgänge den Stolz des Königs verwundeten.



Ludwig XIV. als Greis.

Allein abgesehen von der menschlichen Seite hatten jene Todesfälle noch eine politische. Nur ein kränkliches zweijähriges Kind stand zwischen der französischen Krone und Philipp V. von Spanien. So völlig hatten selbst Anna und ihre Minister nicht das Interesse ihres Landes und ihrer Religion vergessen, um dieselben der Möglichkeit einer Vereinigung der französischen und der spanischen Monarchie auszusetzen; auch hätten sie gegen eine solche Aussicht eine nationale Erhebung in England selbst zu fürchten gehabt. Die Verbündeten beschlossen also, nicht weiter zu verhandeln, bis ein in den bindendsten Ausdrücken abgefaßter Verzicht Philipps V. auf die französische Krone für sich und seine Nachkommen eingetroffen wäre. Freilich bedurfte es des ganzen

Einflusses seines Großvaters, um Philipp dazu zu bewegen. Ferner weigerte sich Ludwig, den Engländern einstweilen Dünkirchen einzuräumen, wie diese zur Sicherung der Aufrichtigkeit der französischen Verhandlungen forderten.

Endlich nötigten ihn dazu die Ereignisse im Beginne des neuen Feldzugs. Freilich die Gelegenheit, die schwächern und schlecht gerüsteten französischen Truppen in offener Feldschlacht zu besiegen und dann auf das wehrlose Paris zu rücken, ward Eugen genommen, da der nunmehrige englische Befehlshaber, Herzog von Ormond, auf Anweisung seiner Regierung dabei die Mitwirkung seiner Armeekorps durchaus versagte. Ormond, ein eifriger Jakobit, schlug seinem Ministerium sogar vor, die Bewegungen des verbündeten Feldherrn dem Gegner Villars zu verraten. Immerhin nahm Eugen Le Quesnoy, und seine Streifkorps verheerten das nördliche Frankreich bis nach Metz, Reims und Paris. Ludwig sah ein, daß er nachgeben müsse, um sich wenigstens der Engländer zu entledigen und damit völliges Verderben abzuwehren. Er übermittelte also nach Utrecht den Verzicht Philipps V. auf Frankreich und räumte Dünkirchen den Engländern ein. Nun ließ Anna (Ende Juni 1712) einen zweimonatlichen Waffenstillstand abschließen und sandte Bolingbroke selbst nach Paris, wo er mehr als Bittender denn als Fordernder auftrat; war doch für ihn und die extremen Tories überhaupt die Bewahrung der Macht und die Verwirklichung ihrer geheimen Pläne an den Abschluß des Friedens geknüpft! Ohne der Einwendungen der Holländer zu achten, die sich möglichst lange bundestreu zeigten und deshalb von den Franzosen die übermütigste und höhnischste Behandlung gefallen lassen mußten, brachte Bolingbroke mit Torcy einen Waffenstillstand zwischen England, Frankreich und Spanien zu stande, der bis zum Ende des Jahres dauern sollte (Aug. 1712).

Die englischen Nationaltruppen verließen nun das verbündete Heer; nur mit Mühe vermochte Eugen die bisher in englischem Solde stehenden deutschen Kontingente zum Bleiben zu bewegen. Preußen aber, durch die nebensächliche Behandlung seiner Interessen seitens der Generalstaaten gereizt, schloß sich dem Friedenswerke an. Eugen war materiell außerordentlich geschwächt, und was noch schlimmer war, die moralische Depression, die bisher auf den Franzosen gelastet hatte, war jetzt auf deren Gegner übergegangen. Er mußte eine defensive Stellung einnehmen, und in dieser ließ sich ein abgesondertes Korps der Holländer unter dem Grafen Albemarle bei Denain von Villars überfallen (Juli); ehe noch Eugen zur Hilfe herankommen konnte, war dasselbe zum größten Teile vernichtet. Torcy sprach darüber der englischen Regierung seinen Glückwunsch aus — als ob der Sieg nicht über Englands Verbündete davon getragen worden. An und für sich war das Ereignis von Denain nicht von großer Bedeutung, aber seine Folgen waren überaus wichtig. Es erhöhte die Zuversicht der Franzosen, gab den englischen Ministern neue Veranlassung, auf Abschluß des Friedens zu dringen, schüchterte die Generalstaaten völlig ein und nahm den Reklamationen des Kaisers ihre Kraft. Der König von Portugal beeilte sich, gleichfalls einen Waffenstillstand mit Philipp V. ein-

zugehen, der ihm dafür die Herrschaft über die beiden Ufer des Amazonenflusses abtrat.

Nach mancherlei Unterbrechungen kamen dann die Verhandlungen in Utrecht zum Ende. England hatte für seine Verbündeten einige kleine Zugeständnisse erhalten und forderte von ihnen nun gebieterisch den Abschluß. Das Verfahren, welches die Generalstaaten einst zu Nymwegen beobachtet, wurde jetzt gegen sie selbst zur Anwendung gebracht. Sie mußten auf allen Punkten weichen, obwohl sogar die Franzosen meinten, ihr König habe das französische Interesse nicht sorgfältiger wahrnehmen können, als das die englische Regierung thue. Trotz des lebhaften Widerspruches des Kaisers unterzeichneten am 11. April 1713 die Vertreter Englands, Hollands, Portugals, Preußens, Savoyens und Frankreichs den Frieden zu Utrecht.

Derselbe verschaffte England die Anerkennung der hannoverschen Erbfolge, den Ausschluß der Stuarts aus Frankreich, den ewigen Verzicht der französischen Bourbonen auf die spanische und der spanischen Bourbonen auf die französische Krone; die Zusicherung Ludwigs, die Werke von Dünkirchen, der damals stärksten und bevorzugtesten französischen Seefeste,[1]) zu schleifen und dessen Hafen auszufüllen; endlich an territorialem Gewinn von Frankreich die Länder der Hudsonsbai nebst Neuschottland und Neufundland mit den umliegenden Inseln, sowie von Spanien Gibraltar und Minorca. Diese Bedingungen brachten England die dauernde Beherrschung des nördlichen atlantischen Ozeans und des westlichen Mittelmeeres, auch die Vernichtung desjenigen Kriegshafens — Dünkirchen — der bei jedem Kriege der Ausgangspunkt der für den englischen Handel so gefährlichen Kaper gewesen war. Für den bereits hoch entwickelten Seehandel Englands war ferner die seerechtliche Bestimmung von großem Vorteile, daß in Zukunft bei maritimen Kriegen die neutrale Flagge auch feindliches Gut decken und vor Beschlagnahme durch Schiffe der Kriegführenden schützen solle. Weniger glänzend war das Los der Vereinigten Provinzen. Sie erlangten zwar als „Barriere“ das Besatzungsrecht in einer Reihe südbelgischer Festungen, aber von den zahlreichen eroberten französischen Plätzen sollten hierzu im wesentlichen nur Ypern und Tournai gehören, während die übrigen, darunter das wichtige Lille, an Frankreich zurückerstattet wurden. Ihre Handelsvorteile in Frankreich, Spanien, Belgien wurden auf das bescheidenste Maß zurückgeführt. Der Kaiser mußte ihnen die geldrischen Bezirke Venloo, Montfort und Stevenswert abtreten. Portugal wurde endgültig mit den Ländern des Amazonenstroms vergrößert. Preußen wurde für seine Ansprüche an die oranische Erbschaft und für seine im Kriege gebrachten Opfer nur höchst ungenügend mit einem Teile des Oberquartiers von Spanisch-Geldern, mit dem Fürstentum Neuchâtel und Valengin sowie der Anerkennung des Königstitels durch Frankreich und Spanien abgefunden. Vergebens hatte es eifrigst die Rückerwerbung des Elsaßes, Artois', des Gebietes von Cambrai

1) Ezech. Spanheim, S. 301.

und der Freigrafschaft für das Reich angestrebt, wobei Friedrich letztere für sich selbst zu erwerben gehofft hatte.[1]) Um so freigebiger wurde Savoyen bedacht. Der schlaue Viktor Amadeus hatte frühzeitig erkannt, daß die ausschlaggebende Macht der Koalition England sei, und sich deshalb stets eifrig um dessen Freundschaft bemüht. Dafür verschaffte dieses ihm jetzt alle bisher französischen Thäler und Festungen auf dem östlichen Abhange der See- und Attischen Alpen; die Bestätigung des Montferrat und einiger mailändischer Gebietsteile, die Insel Sizilien mit dem Königstitel. Man sieht, wie nur die Laune Englands den Frieden machte.

Österreich als solches kam in dem Utrechter Frieden nicht allzuübel fort. Es gewann zunächst die katholischen Niederlande, an welche Frankreich Westflandern zurückgab: freilich unter der doppelten Bedingung der Schließung der Schelde zu gunsten des holländischen Handels und des holländischen Besatzungsrechtes in den südlichen Festungen[2]); — ferner Mailand, Neapel und die Insel Sardinien. Dafür mußte der Kaiser Katalonien räumen, die Kurfürsten von Bayern und Köln restituieren. Am übelsten kam das Reich weg: es sollte nur die von Frankreich eingenommenen Orte Alt-Breisach und Kehl zurück, sowie die elsässische Festung Landau neu erhalten. Sonst war vom Elsaß nicht mehr die Rede.

Kein Zweifel, der Kaiser hätte für sich und das Reich weit bessere Bedingungen durchsetzen können, wenn er an den Utrechter Verhandlungen und Schlüssen teilgenommen hätte. Sein schroffes Verfahren würde einen Sinn gehabt haben, wenn er sicher gewesen wäre, daß er und das Reich die nötigen Kräfte besäßen, auch ohne die bisherigen Bundesgenossen den Kampf mit Aussicht auf Erfolg weiter zu führen. Dem war aber nicht so. Man hatte nicht die mindeste Veranlassung zur Annahme, daß das Reich in Zukunft mehr leisten werde, als bisher, vielmehr war dessen Norden ganz von dem schwedischen Kriege in Anspruch genommen; und die österreichischen Kassen waren völlig leer. Die Fortsetzung des Kampfes war also von seiten des Kaisers lediglich ein Ausfluß beschränkten Starrsinnes, dem Prinz Eugen mit allen Kräften, aber vergeblich entgegen gearbeitet hatte. Nun mußte er mit etwa um die Hälfte schwächern Truppen am Rhein seinen Widersacher Villars bestehen, und dabei litt er den kläglichsten Mangel an Geld. So vermochten die Franzosen Landau zu erobern, die kaiserlichen Linien am Schwarzwalde zu durchbrechen, auch Freiburgs sich zu bemächtigen (Herbst 1713). Eugen sah ein, daß unbedingt diesem bedrohlichen Kriege ein Ende gemacht werden müsse, und bewog nun wirklich den Kaiser, auf die erneuten französischen Friedensanerbietungen einzugehen. In Rastatt unterhandelte seit Ende November 1713 Eugen persönlich mit Villars. Es ergaben sich dabei mancherlei Schwierigkeiten: aber der Prinz

1) Em. Bourgeois, Neuchâtel et la politique prussienne en Franchecomté (Paris 1887).

2) Dieses Recht wurde endgültig durch den sog. Barrierevertrag vom 15. Nov. 1715 geregelt.

wußte, daß Deutschland zu energischer Fortführung des Kampfes unfähig sei; und Villars wünschte dringend seinem Feldherrnruhme noch den der endgültigen Friedensstiftung zu gesellen, wurde auch in diesem Sinne heimlich, ohne Wissen der französischen Minister, von der frommen Maintenon instruiert.[1]) So wurde am 7. Mai 1714 der Friede zu Rastatt unterzeichnet, und genau sechs Monate später trat zu Baden im Aargau das Reich demselben bei. Das Ergebnis war: Bestätigung der Bedingungen von Utrecht, mit der einzigen Ausnahme, daß Landau bei Frankreich verblieb. Dieser wichtige Verlust war also neben Hohn und Spott das einzige Resultat des Krieges, welchen Kaiser Karl VI. auf eigene Faust gegen das Frankreich Ludwigs XIV. unternommen hatte.[2])

Mit löblichem Eifer dagegen hatte er sich bestrebt, für die ihm in allen Gefahren treu gebliebenen Katalonier nicht nur Amnestie, sondern Bestätigung aller ihrer Vorrechte und Freiheiten durchzusetzen: aber alle seine Bemühungen scheiterten an der entschiedenen Weigerung Philipps V. Andrerseits wollten die Katalonier sich durchaus nicht von ihren Fueros trennen. Mit dem ganzen Hasse der Unterdrückten gegen das herrschende Kastilien und mit dem Mute der Verzweiflung wehrten sie sich gegen die Truppen Philipps V., so daß noch der Marschall von Berwick 30 000 Franzosen zur Hilfe herbeiführen mußte. Nun wurde freilich, im September 1714, das heldenmütige Barcelona in mehrtägigem Kampfe erstürmt, dann auch die übrigen katalonischen Städte genommen. Mit der Vernichtung der freien aragonischen Verfassung triumphierte der Absolutismus auf allen Punkten der Halbinsel.

Durch den Frieden zu Baden und die Unterwerfung Kataloniens war endlich der große dreizehnjährige, das ganze Abendland umfassende Kampf abgeschlossen. Derselbe hatte vor allem die Zersplitterung des gewaltigen, von Ferdinand dem Katholischen gegründeten, von Karl V. erweiterten spanischen Weltreichs herbeigeführt und Spanien selbst aus der Reihe der europäischen Großmächte gestrichen. So war gerade das eingetreten, was die Spanier durch die Wahl von Ludwigs XIV. Enkel hatten vermeiden wollen. Aber auch zum Nachteil Frankreichs war der Kampf ausgefallen. Dasselbe hatte sich früher allein dem gesamten Europa überlegen gezeigt, ihm noch im zweiten Koalitionskriege nicht ohne Ruhm getrotzt. Dieses Mal hatte es die ganze spanische Monarchie zum Bundesgenossen gehabt, sowie zahlreiche italienische und deutsche Fürsten: und doch war es derart unterlegen, daß nur der plötzliche Umschwung der englischen Politik es vor völligem Verderben rettete.

---

1) De Courcy, La coalition de 1701 contre la France (Paris 1886) T. II. Vgl. auch Ennen a. a. O. S. 169 ff.

2) Herr von Vogüé (Villars diplomate; Revue des deux Mondes, 15. Sept. 1887) scheint mir Villars bei weitem zu streng zu beurtheilen, wenn er die Dinge so darstellt, als habe der Prinz Eugen alle seine Wünsche durchgesetzt und diplomatisch Villars vollkommen besiegt. Der Verlust Landaus, die Aufopferung der Katalonier und die Wiedereinsetzung der Kurfürsten von Köln und Bayern waren ernstliche diplomatische Niederlagen des Kaisers. Die Wahrung des eitlen spanischen Königstitels für denselben kommt hiergegen gar nicht in Betracht.

Auf den Schlachtfeldern dieses Krieges hatte es zwar nicht viel von seinen Besitzungen, wohl aber das erdrückende Übergewicht eingebüßt, mit dem Richelieu, Mazarin und vor allem Ludwig XIV. selber auf Europa lasteten und dem erschreckten Erdteile Gesetze vorschrieben. Insofern war das Lebenswerk dieses Monarchen in seiner eigentlichsten Bedeutung gescheitert. Freilich hatte er seinen Enkel auf den spanischen Thron gesetzt, allein damit war einstweilen für Frankreich wenig gewonnen, und es zeigte sich binnen kurzem, daß die Familienbande nicht stark genug seien, um die spanische Politik dauernd an die französische zu knüpfen. England war nunmehr als gleichberechtigte Großmacht der französischen zur Seite getreten. Es faßte diese neue Rolle hauptsächlich in konservativem Sinne auf, in dem der Beschützung des europäischen Gleichgewichtes. Vor allem hatte es seine Herrschaft über die Meere begründet durch wichtige maritime Eroberungen und durch die günstigsten Handelsverträge mit Frankreich, Portugal, Spanien und dessen Kolonien. Das hatte die Politik Wilhelms III. und seiner Schüler Marlborough und Godolphin bewirkt. Dieser selben Politik aber war Wilhelms Heimatland, war Holland zum Opfer gefallen. Es mußte mit seiner Großmachtstellung den Preis für die europäische Freiheit zahlen. Durch Leistungen, die mit seiner geringen Bevölkerungszahl ganz außer Verhältnis standen, hatte es seine finanziellen Kräfte völlig erschöpft und sich mit einer ungeheuerlichen Schuldenlast beschwert. Kein wirklicher Lohn war ihm zu teil geworden, vielmehr hatte England ihm alle Vorteile aus der Hand genommen und zumal den großen maritimen Frachtverkehr entwunden. Überall in Europa befolgte man Cromwells Beispiel, suchte durch Schutz des Handels und der Industrie die einheimische Produktion emporzubringen und den Aktivhandel zu heben. Die Folge davon war, daß die Niederlande die ausschließliche Beherrschung der europäischen Märkte verloren. So wurde infolge dieses Krieges und allgemeiner Umstände Holland eine Macht zweiten Ranges, ein bloßes Boot im Schlepptau des gewaltigen Kriegsschiffes England. Dagegen erhielt der Kaiser durch den Gewinn Belgiens und fast des ganzen spanischen Italien eine unmittelbare Verstärkung, die seine Kräfte bedeutend steigerte. Da sie zusammenfiel mit der endgültigen Unterwerfung Ungarns und Siebenbürgens unter das spanische Zepter, war seitdem Österreich als dritte Großmacht neben Frankreich und England gestellt. Wäre es nur nach der Ausdehnung des Gebietes oder der Zahl der Bewohner gegangen, so hätte es sogar die erste unter diesen Mächten sein müssen; allein die Armut und Unwissenheit der großen Mehrzahl der Unterthanen, die weite räumliche Entfernung der einzelnen Provinzen, zumal Neapels und Belgiens, endlich die Verschiedenheit an Überlieferungen, Sprache und Institutionen, welche ein gesamt-österreichisches Nationalgefühl nicht aufkommen ließ, schwächten ganz bedeutend die anscheinend so furchtbare Macht des habsburgischen Länderkomplexes. Ganz zweifellos dagegen hatte sich das moralische Ansehen desselben gehoben: seine Krieger und Generale hatten sich den vorzüglichsten Truppen und den berühmtesten

Heerführern Europas ebenbürtig gezeigt. Auch des übrigen Deutschlands Waffenruhm war gestiegen. Wenn man sah, wie die preußische Infanterie in einer großen Zahl von Siegesschlachten das entscheidende Wort gesprochen, wie sich neben ihr Hessen, Hannoveraner und Pfälzer mit Ruhm bedeckt hatten, so erkannte man, daß die Deutschen noch immer die kriegerischste Nation der Welt, und daß die Miseren der Reichsarmee nicht dem Material, aus dem sie bestand, sondern der Art seiner Zusammenfassung und Leitung zuzuschreiben seien.

So hat der Erbfolgekrieg weniger die territoriale Gestaltung der großen Staaten, als deren gegenseitiges Machtverhältnis verändert. Die Nachwirkungen dieser folgenschweren Umwirkung beherrschen das ganze achtzehnte Jahrhundert und dauern zum großen Teile bis auf den heutigen Tag fort. Damit reiht sich der Utrechter Friede an diplomatischer und historischer Bedeutung unmittelbar den Westfälischen Verträgen an.

Zehntes Kapitel.

Der Nordische Krieg.[1]

Gleichzeitig mit dem spanischen Erbfolgekriege war im Norden Europas ein nicht minder entscheidender und folgenreicher Kampf ausgebrochen, der dann häufig genug in jenen hineinspielte und mit ihm in Zusammenhang trat.

Wir wissen, wie gespannt am Ende des 17. Jahrhunderts die Lage im Norden war.[2] Und doch, nicht leichtsinnig hatten Dänemark und Polen sich in den Krieg eingelassen: sie hatten vielmehr beide Schwedens Freundschaft gesucht, aber bei dem jungen, kecken Karl XII. nur Abweisung gefunden. Erst darauf hatte August II. von Polen in Rawa eine Zusammenkunft mit dem Zaren gehabt, mit ihm im allgemeinen den Angriff auf Schweden verabredet. Eine bestimmtere Form hatten diese Pläne durch die Einwirkung Patkuls gewonnen, der, von Rachsucht gegen Schweden erfüllt, sein livisches Vaterland als geeignetstes Ziel für das polnische Heer empfahl. Die Holstein-Gottorpsche Frage hatte endlich den Funken in die reichlich aufgehäufte Zündmasse geworfen.

Herzog Friedrich legte es darauf an, Dänemark zu reizen, weil er sicher war, bei seinem Vetter und Schwager Karl XII. Unterstützung zu finden. Die schlimmste Herausforderung war, daß letzterer, ohne Mitwissen anderer Minister, als seines Günstlings Piper, schwedische Truppen in Holstein, also in ein dänisches Vasallenland, einrücken ließ (Ende 1699). Damit war das Zeichen zum Ausbruche des Krieges gegeben. König August II., der bis dahin Schweden durch heuchlerische Friedensversicherungen getäuscht hatte, ließ im Februar 1700, ohne jede vorherige Ankündigung, seine sächsischen Regimenter in Livland einbrechen, wo sie mehrere Festungen nahmen und die Hauptstadt Riga blockierten. Gleichzeitig kam nach Stockholm die Kunde, daß ein russisches Heer sich auf dem Marsche nach den baltischen Provinzen befinde.

---

1) Geffroy, Lettres inédites de Charles XII. — A. Fryxell, Gesch. Karls XII. (deutsche Übers., Braunschweig 1861): erste wahrhaft quellenmäßige Biographie des Schwedenkönigs. — König Oskar v. Schweden, Karl XII. (deutsch von Jonas, Berlin 1875): ein reiner Panegyrikus. — v. Sarauw, Die Feldzüge Karls XII. (Leipzig 1880): von militärischem Gesichtspunkte aus interessant, aber gleichfalls dem Helden zu günstig. — Am unparteiischsten und gründlichsten: F. F. Carlson, Gesch. Schwedens, Bd. VI. (Gotha 1887, geht leider nur bis z. J. 1706).

2) Siehe oben S. 542.

Endlich fielen, im März 1700, auch die dänischen Truppen in Holstein ein, aus dem sie die herzoglichen und die schwedischen Soldaten vertrieben. Das war eine furchtbare Koalition; allein Karl verlor den Mut nicht. Der achtzehnjährige Jüngling verband mit einem festen Vertrauen auf die Vorsehung, die er freilich als ihm besonders günstig ansah, eine kaum minder feste Zuversicht auf die eigene Kraft. Während in Livland und Holstein die Heere handgemein wurden, ohne eine Entscheidung herbeizuführen, setzte er (Juli 1700) kühn nach dem Mittelpunkte der dänischen Macht, nach Seeland selbst über und begann, wie einst sein Großvater Karl X. Gustav, die Belagerung der feindlichen Hauptstadt. Zugleich traten England und Holland in die Aktion. Die beiden Seemächte wünschten die skandinavischen Staaten für den bevorstehenden spanischen Erbfolgekrieg zu ihrer Verfügung zu haben und bedrohten deshalb Dänemark, wenn es nicht Ruhe gebe, mit feindlicher Behandlung; so verstand sich dieses zum Frieden von Travendal (18. Aug. 1700), in welchem es sich zur völligen Wiederherstellung des Herzogs von Holstein mit unumschränkter Souveränität, zur Neutralität Schweden gegenüber und zu einer geringen Kriegskostenentschädigung verstand.

Die Bedingungen, die Karl seinem besiegten Gegner auferlegte, waren milde genug; aber er hatte sie nur gewährt, um den Krieg gegen seine übrigen Widersacher fortzusetzen. Vergebens boten sämtliche Großmächte ihre Vermittelung an, vergebens zeigte sich besonders der erschreckte August zum Frieden bereit, vergebens flehten Karls eigene Minister ihn an, sein armes, durch mehrere Hungerjahre erschöpftes Land zu schonen. Er träumte nur davon, seine Gegner zu demütigen, selber hohen Ruhm davonzutragen. So ging der Krieg weiter. Zar Peter hatte, nachdem er lange Zeit den Schweden die friedlichsten Versicherungen gegeben, sich mit den Türken abgefunden und fiel darauf mit 45 000 Mann Ingermanland an, dessen Hauptfestung Narwa sich aber tapfer verteidigte. Eiligst kam Karl XII. mit nur 8000 Soldaten zum Entsatze herbei. Trotz dieser geringen Anzahl verloren die Russen bei dem Nahen der gefürchteten Schweden den Mut, und der Zar selbst verließ schleunigst sein Heer, um dessen Niederlage nicht beizuwohnen. Wirklich erstürmten am 30. November 1700 die Schweden ohne große Schwierigkeiten das verschanzte Lager der Russen bei Narwa. Dieselben verloren mindestens 12 000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen, der Rest zerstreute sich.

Ein so glänzender Erfolg, der übrigens zum größten Teile der Tüchtigkeit der schwedischen Soldaten und Offiziere und der Nichtsnutzigkeit der russischen zu danken war — wie wenn in neuesten Zeiten schwache europäische Korps zehnfach zahlreichere orientalische leicht besiegten — steigerte Karls Selbstüberhebung und Eigensinn in außerordentlichem Maße. Anstatt mit dem bereits eingeschüchterten August von Polen den von diesem dringend begehrten Frieden zu schließen und den hartnäckigsten und schlimmsten Gegner, Rußland, bis zur Demütigung zu bekämpfen, entschied sich Karl in launenhaftem Starrsinn, gerade August II. vom Throne zu stürzen. Natürlich schloß sich nun August,

in persönlicher Zusammenkunft mit dem Zaren zu Birsen, demselben enger an (Februar 1701); hier wurden von den schwedischen Ostseeprovinzen dem Könige nur noch Livland und Esthland, dem Zaren Ingermanland und Karelien zugeteilt. Freilich war das alles erst zu erobern.

Bei der ungeheuren Ausdehnung des Kriegsschauplatzes, der sich von dem Ladogasee bis an die Elbe erstreckte, wurde für Schweden die Aufstellung eines Heeres von 80000 Mann notwendig, dessen Unterhalt dem geld- und menschenarmen Lande sehr schwer fiel, und doch konnte Karl zum unmittelbaren Angriffe auf König August nur 16000 Mann vereinigen. Zu seinem Glücke waren die sächsischen Truppen mittelmäßig, die russischen und polnischen schlecht. So gelang es Karl im Juni 1701, den befestigten Übergang über die Düna bei Riga zu erstürmen, das polnische Lehen Kurland mit allen seinen Festungen einzunehmen. Aber nun stand erst recht bei Karl der Plan fest, August II. niederzukämpfen, ein Plan, von dem weder die Vorstellungen der ihm verbündeten Mächte, noch die Bitten seiner eigenen durch die Kriegslasten erdrückten Unterthanen, noch endlich die immer dringenderen Warnungen Pipers ihn abbringen konnten. Dieser Entschluß hat endlich sein Verderben herbeigeführt und hierdurch, sowie durch die wirklich erreichte Schwächung Polens, nur den Vorteil Rußlands erzielt, welches dem Nordischen Kriege seine baltischen Besitzungen und seine europäische Bedeutung verdankt. Karl hörte die Diplomaten grundsätzlich nicht an; seine Generale fragte er um Rat, ließ aber denselben schließlich gleichfalls unbeachtet und handelte nur nach seinem eigenen, starrsinnigen und abenteuerlichen Willen. Er forderte jetzt die Republik auf, August II. abzusetzen, widrigenfalls er ihr Gebiet feindlich behandeln werde. Diese kecke Ankündigung erregte das allgemeinste Aufsehen. Und es blieb nicht bei Worten: mit 16000 Mann rückte der tollkühne Schwede aus, um Polen zu erobern! Bei Klissow schlug er (Juli 1702) das weit überlegene Heer der Gegner, da die Polen in demselben sofort die Flucht ergriffen. Schon war Warschau in seine Hand gefallen, nun folgte auch die andere Hauptstadt, Krakau. Ein neuer Sieg, bei Pultusk (1703), gab den Schweden die unbestrittene Herrschaft im Felde. So konnten sie auch die stärkste der polnischen Festungen, Thorn, zur Ergebung zwingen.

Nach diesen Erfolgen Karls XII. unterwarfen sich nicht nur weite, von den Schweden noch gar nicht betretene polnische Landstriche willig den ihnen auferlegten Kriegssteuern, sondern es bildete sich auch in Polen und Litauen, die durch kein dynastisches oder geschichtliches Band an August II. von Sachsen geknüpft waren, eine täglich wachsende schwedenfreundliche Partei. An ihrer Spitze standen der Erzbischof von Gnesen, Kardinal Radziejowski, ein hochbegabter, fein gebildeter aber durchaus grundsatzloser und feiler Mann, sowie die Familie Leszczinski. Diese bemächtigten sich Großpolens und seiner Hauptstadt Posen. Ohne Genehmigung des Königs August schrieb Radziejowski im Jahre 1704 einen Reichstag nach Warschau aus, bei dem aber nur ein Drittel der rechtmäßigen Vertreter erschien, das, durch schwedisches Geld

gewonnen und durch schwedische Waffen eingeschüchtert, die Absetzung Augusts aussprach. Ein Gegenreichstag zu Sendomir, von August ausgeschrieben und von mehr als der doppelten Anzahl Senatoren und Landboten besucht, erklärte diese Absetzung für illegal und verräterisch. Trotzdem rief der Reichstag von Warschau den Stanislaus Lesczinski, einen gutherzigen, redlichen, gebildeten,



Karl XII.
Nach dem Originalgemälde Krafts von 1717.

aber durchaus nicht begabten oder einflußreichen Edelmann, zum Könige aus; freilich umstanden die schwedischen Regimenter die Wahlstatt. Das unglückliche Polen hatte die Hauptlast des Krieges zu tragen. Denn wie Karl die Gebiete verwüstete, die bei August II. verharrten, so Peter von Rußland die, welche Stanislaus huldigten.

Peter hütete sich wohl, etwas zur Abstellung der polnischen Not, zur Erhaltung seines Verbündeten auf dessen wankendem Throne zu thun. Er

ließ Schweden und Polen sich gegenseitig aufreiben, um inzwischen die schwedisch-baltischen Provinzen, diese von ihm heiß begehrte Beute, zu seinem ausschließlichen Besitze zu erwerben. Was fragte er nach seinen zu Birsen eingegangenen Verpflichtungen? Während Karl XII. mit seinen schwachen Scharen die Sisyphusarbeit der Bezwingung der endlosen polnischen Gebiete unternahm, fielen die Russen unter Scheremeteff in Livland ein. Sie besiegten leicht die wenigen schwedischen Regimenter in dieser Provinz und eroberten endlich die Festungen Marienburg und Nöteburg. Nachdem der Zar auch das kleine Nyenschanz an der Newamündung genommen hatte, legte er daselbst (1703) den Grund zu St. Petersburg. Es sollte des großen Zarenreiches Hauptstadt werden, welche dasselbe auf den Westen, dessen Vorbild, Kultur, Verkehr hinzuweisen hatte; es sollte die Verbindungsthür sein zwischen Rußland und dem Abendlande. Dann wurde ganz Ingermanland von den Russen erobert, Esthland und Finnland verheert. 1704 ward mit der Einnahme Dorpats und Narwas die Unterwerfung auch Esthlands vollendet. Die nächsten Jahre, wo frische schwedische Nationaltruppen anlangten, wurden mehr durch gegenseitige Verwüstungszüge, als durch entscheidende Kämpfe bezeichnet.

Was half es, daß Karl noch immer in Polen das Übergewicht bewahrte? Ein neu vordringendes sächsisches Heer unter dem Feldmarschall Schulenburg schlug er im Jahre 1704 bei Punitz. Darauf wurde Stanislaus Leszczinski in Warschau feierlich zum Könige gekrönt. 1706 besiegte der schwedische Feldmarschall Rehnskiöld eine große sächsisch-russische Armee unter Schulenburg gänzlich bei Fraustadt, wobei fast die ganze Macht der Alliierten vernichtet wurde; während Karl Litauen und die südöstlichen Distrikte Polens unterwarf.

Der König empfand kein Mitleid mit seinen von den russischen Barbaren ausgeraubten und eroberten Provinzen. In wahnwitzigem Starrsinn jagte er dem armseligen August II. bis Sachsen nach, aufgestachelt von Ludwig XIV., der es darauf angelegt hatte, den nordischen Kriegsfürsten in einen Kampf mit dem deutschen Reiche zu verwickeln, dadurch dieses und den Kaiser im Erbfolgekriege brach zu legen. Und doch flehte August demütiglichst um Frieden!

Furchtbar genug erschien (Herbst 1706) der jugendliche Karl in Deutschland: schlank und hoch von Wuchs, die Muskeln hart und biegsam wie Stahl, scharfen und durchdringenden blauen Auges, unermüdlich in Anstrengungen und Nachtwachen, der beste Fechter und Turner seines Heeres. Seine Launen jedesmal mit blindem Trotze zu verwirklichen, hielt er für ruhmwürdige Entschlossenheit und königliche Willensfestigkeit. Jetzt eroberte er mit 20000 Mann Sachsen, das völlig schutzlos vor ihm dalag. Er hielt strengste Mannszucht, preßte aber dem unglücklichen Lande 22 Millionen an Kriegssteuern und etwa 20000 Rekruten ab. Im ganzen hatte das Kurfürstentum bereits für die unfruchtbare polnische Krone seines Beherrschers 60000 Menschen und über hundert Millionen Thaler opfern müssen! Am 24. Sept. 1706 wurde

der Friede von Altranstädt erzwungen, in welchem August jener Krone entsagte, Stanislaus als König von Polen anerkannte und alle schwedischen Überläufer, unter ihnen auch Patkul, der Rache Schwedens auszuliefern versprechen mußte. Obwohl Patkul in russischen Diensten stand, wurde er wirklich von den Sachsen Karl XII. übergeben, der ihn unter grausamen Martern töten ließ; und doch hatte der Unglückliche im Grunde kein anderes Verbrechen begangen, als die Befreiung seines livischen Vaterlandes von dem gesetzwidrigen Drucke der schwedischen Krone anzustreben. Karl blieb noch lange Monate nach Abschluß des Friedens im Lager bei Altranstädt stehen, zunächst um seine erschöpften und ausgehungerten Soldaten im sächsischen Lande ausruhen zu lassen, dann aber in dem kindischen Behagen, die großen Mächte West- und Mitteleuropas vor sich in schreckenvollem Bangen zu erhalten. Inzwischen ließ der Zar Polen furchtbar verwüsten, angeblich um es für seine Parteinahme für Stanislaus zu bestrafen, dem er es doch durch seine mangelhafte Hilfe selber in die Arme getrieben hatte. Immer drohender erhob sich das moskowitische Reich, das man vor kurzem kaum dem Namen nach gekannt und nicht einmal zu Europa gerechnet hatte; erst der Besitz der Ostseehäfen ließ es mit diesem in unmittelbare Verbindung treten. Übrigens behandelte Peter die eroberten baltischen Lande milde, so daß sie die russische Herrschaft dem harten schwedischen Regierungssysteme vorzogen.

Endlich beschloß Karl, der nun zwei seiner Feinde besiegt hatte, auch den dritten zu überwältigen, was er für ein leichtes Unternehmen hielt. Als er, im Glanz seiner Siege, gegen Peter heranrückte, zagte dieser doch und bot ihm den Frieden mit Rückgabe alles eroberten Gebietes; nur das kleine Ingermanland mit Petersburg und dergestalt den Zugang zur Ostsee und zum Abendlande verlangte er unter allen Umständen zu behalten. Aber Karl wollte auch von der kleinsten Abtretung nichts wissen, obwohl er für sie in dem von seinem Generale Lewenhaupt eroberten polnischen Lehnsherzogtume Kurland eine reiche Entschädigung besessen hätte, und wies den Vorschlag zurück.

Da entwarf der Zar einen Verteidigungsplan, welcher der Natur seines Landes völlig entsprach und sich noch einmal — 1812 — unter größeren Verhältnissen als der einzig richtige bewähren sollte. Er beabsichtigte, die Grenzprovinzen zu verwüsten, sich einstweilen vor den Schweden zurückzuziehen und diese damit in das Innere des weiten Gebietes zu locken, wo Mangel und Abbruch jedes Verkehres mit der Heimat die besten Verbündeten der Russen gegen die kleine schwedische Armee werden mußten. Karls Aufgabe war, diese Übelstände möglichst zu vermeiden; und sie wurde erfüllt, wenn er, was ja schon an sich das Natürlichste für ihn war, zunächst von Kurland aus die von den Russen eingenommenen schwedisch-baltischen Provinzen zurückeroberte. Diese im Rücken, durch sie mit der See und dadurch mit Schweden in Verbindung, konnte er dann leichter und sicherer in das Innere Rußlands eindringen. Aber das Natürliche und Einfache war nie nach dem Geschmacke

Karls XII., der vielmehr seinen Ruhm darein setzte, die Menschen durch Überraschungen zu verblüffen, unmöglich erscheinende Probleme zu lösen.

So hörte er auf die Vorspiegelungen eines alten, durch die verwerflichsten Mittel emporgestiegenen Abenteurers, des Häuptlings einer wankelmütigen und uneinigen Nomaden- und Räuberschar, Mazeppas, des Hetmans der ukrainischen Kosaken. Wirklich schloß er mit Mazeppa einen Vertrag und brach im Sommer 1708, unter dem lauten Unwillen aller erfahrenen Offiziere, nach der Ukraine, also nach der kleinrussischen Steppe auf, wo selbst im Falle eines vollkommenen Sieges so bald keine Entscheidung zu gewinnen war. Bei Golowtschin schlug er noch einmal eine russische Heeresabteilung: aber die Zähigkeit ihres Widerstandes sowie die Größe des Verlustes, den sie den Schweden zufügte, erwiesen klärlich, daß seit Narwa die Russen ungeheure Fortschritte in der Kriegskunst gemacht hatten.

Und nun stürmte Karl unaufhaltsam in der Ukraine vorwärts, ohne den Anzug des Generals Lewenhaupt abzuwarten, der ihm aus Kurland 11 000 Veteranen nebst bedeutenden Vorräten zuführte. So gab er den Russen die Möglichkeit, sich zwischen ihn und Lewenhaupt zu werfen und letzterem bei Liesna (Okt. 1708) die Hälfte seines Korps sowie alle Geschütze und Vorräte abzunehmen. Nur durch einen meisterhaften Zug konnte der treffliche General den Rest seiner Schar zum Könige bringen. Alle dessen Berechnungen — wenn man überhaupt von solchen bei Karl XII. sprechen kann — schlugen in diesem Augenblicke fehl. Ein großes Unternehmen von Finnland aus auf Petersburg und Kronstadt scheiterte gänzlich, vor allem aber: Mazeppas Versprechungen erwiesen sich als eitel Dunst. Derselbe hatte sich der Kosaken durchaus nicht vergewissert, im entscheidenden Augenblicke fielen sie alle von ihm ab, und er kam fast allein als Flüchtling zum Könige, der sich nun in öder Steppe, mehrere hundert Meilen von der Heimat entfernt, von Feinden umringt fand. Im Frühjahr 1709 hatte Karl nur noch 20 000 Mann von den 50 000, die in Rußland eingerückt waren. Anstatt mit dieser Handvoll Leute, die noch dazu an Mund- und Schießvorrat Mangel litten, schleunigst den Rückzug anzutreten, belagerte er vielmehr die Festung Pultawa im Angesichte von 80 000 Russen. Hierbei setzte er sich nach seiner Gewohnheit so sehr der Gefahr aus, daß er schwer am Fuße verwundet ward. Trotzdem befahl er (8. Juli 1709) den Angriff auf die Schanzen der russischen Armee; aber da er infolge seiner Verwundung die Schlacht nicht kommandieren konnte, geriet alles in Verwirrung, und der Kampf endigte mit einer gänzlichen Niederlage der Schweden. Das geschlagene Heer, von den verfolgenden Russen an den breiten und reißenden Dniepr gedrängt, mußte sich dann bei Parewolotschna ergeben. Traurig war das Schicksal dieser trefflichen Krieger: sie wurden meist nach Sibirien geschleppt. Auf dessen Eisfeldern endigte das schwedische Heer und der schwedische Ruhm.

So künstlich war Schwedens Übergewicht im nördlichen und östlichen Europa gewesen, daß die einzige Schlacht bei Pultawa genügte, um es zu

stürzen. Es gründete sich auf die vorzüglich abgehärtete, disziplinierte und durch ruhmvolle Traditionen gehobene Armee, die Gustav Adolf geschaffen, Karl X. Gustav verbessert, Karl XII. zu glorreichen Siegen geführt hatte, und die übrigens zum guten Teile aus deutschen Söldnern bestand. Als Karl XII. dieses Heer in dem russischen Feldzuge von 1708 und 1709 durch thörichte Abenteuerlichkeit und unglaublichen Starrsinn vernichtet hatte, schmolz Schwedens Macht wie Schnee an der Sonne.

Mit nur 500 Begleitern war Karl aus dieser Katastrophe nach der Türkei entkommen, mit der er längst in Unterhandlung gestanden hatte. Bei Bender in Bessarabien schlug er sein Lager auf. Die Pforte sorgte freigebig für seinen und der Seinigen Unterhalt, und nun faßte er den Beschluß, einstweilen in der Türkei zu verbleiben, diese zum Kriege gegen Rußland zu bewegen und an der Spitze eines osmanischen Heeres von neuem nach Rußland und Polen vorzudringen. Einmal reizte ihn das Abenteuerliche dieses Planes; aber die Hauptsache war, daß er sich schämte, als Besiegter, als hilfloser Flüchtling nach Schweden zurückzukehren. Über diesem falschen und selbstsüchtigen Stolz gab er lieber sein Vaterland dem Verderben preis. War doch die schwedische Verfassung seit Karl XI. ausschließlich auf die Entscheidung und Überwachung des Königs begründet; da diese fehlte, ging die ganze Regierung aus den Fugen; Trägheit, Unentschlossenheit und Unredlichkeit rissen unter den Beamten ein. Die beständigen Anforderungen an das Geld und Blut des Landes hatten dasselbe tief erschöpft und einen allgemeinen materiellen Verfall herbeigeführt. Eine immer bitterere, verzweifeltere Stimmung bemächtigte sich des bedauernswerten Volkes, das durch den wahnsinnigen Ehrgeiz seines Regenten sein Glück und das Leben seiner Kinder vernichtet sah.

Nach der Schlacht bei Pultawa fiel auch der Schützling Schwedens in Polen. Von seinen Anhängern fast ganz verlassen, mußte Stanislaus Leszczinski nach Schwedisch-Pommern flüchten, während August II., ohne sich an den ihm aufgezwungenen Frieden von Altranstädt zu kehren, nach Polen zurückkehrte. Allseitig erhoben sich, nach dem Sturze des schwedischen Helden, dessen Feinde. Des Zaren Truppen drangen erobernd in Finnland und in Livland ein; des letztern Hauptstadt Riga wurde noch 1710 genommen. Der Adel und überhaupt die Deutschen Livlands erhielten nun alle ihre Rechte und Freiheiten wieder. Peter respektierte auch nicht das Gebiet seines Verbündeten August: er vermählte seine Nichte Anna Iwanowna an den jungen Herzog von Kurland, einen Vasallen Polens; und als dieser bald darauf starb, übernahm Anna unter russischem Schutze und Einfluß die Verwaltung des Herzogtums. Die Dänen, die ungescheut den Frieden von Travendal brachen, versuchten einen Einfall in das eigentliche Schweden, wurden jedoch 1710 von dem General Steenbock, einem rauhen, aber thatkräftigen und geschickten Soldaten, bei Helsingborg entscheidend geschlagen. Um so eher stimmten sie zu, als noch in demselben Jahre die Mächte der großen Allianz, um alle Kräfte des deutschen Reiches auf den Krieg gegen Frankreich vereinigen zu können, in dem sogenannten

Haager Konzerte sich dahin einigten, die deutschen Lande Schwedens für völlig neutral zu erklären. Gern ging auch die bedrängte schwedische Regierung auf diesen Vorschlag ein, der ihr gestattete, ihre schwachen Streitkräfte auf die Verteidigung Livlands und des eigentlichen Schweden zu konzentrieren — aber Karl XII. verwarf ihn von Bender aus, als eine unberechtigte Einschränkung seiner Souveränität und seiner Pläne. So verhängte er das Kriegsunheil auch über seine deutschen Provinzen.

Zunächst glaubte er froh in die Zukunft schauen zu können. Nach langen Verhandlungen, Intrigen und Bestechungen setzte er es bei der Pforte durch, daß diese, schon längst auf Rußlands wachsende Größe eifersüchtig, demselben den Krieg erklärte (1711). Der Zar fiel zwar in die Moldau ein, wurde aber hier am Pruth von der großen türkischen Armee unter dem Großwesir Mehemet Baltadschi völlig umschlossen. Peter schien verloren und mit ihm das ganze Werk seines Lebens, die Erhebung Rußlands. Indes der schlaue Vizekanzler Schaffirow, unterstützt von der Kaiserin Katharina, riet dem Zaren, den Weg gütlicher Unterhandlung und Bestechung bei dem Großwesir zu versuchen. Sie trugen einen vollständigen Erfolg davon, da Baltadschi, der seinem eigenen Erfolge mißtraute, in der That denselben zu schnellem und sicherm Abschlusse zu bringen wünschte. So bewog ihn Schaffirow zu dem Huschier Frieden, der freilich für die Pforte sehr günstig war, aber keineswegs in einem der verzweifelten Lage der Russen entsprechenden Maße. Asow und sein Gebiet wurden den Türken zurückgegeben und damit Rußland wieder vom Schwarzen und Asowschen Meere ausgeschlossen. Peter versprach ferner, seine Truppen aus Polen zu ziehen und sich nicht mehr in die polnischen Angelegenheiten zu mischen, auch der Rückkehr des schwedischen Königs in sein Reich kein Hindernis in den Weg zu legen.

So illusorisch letzteres Versprechen von seiten eines durchaus skrupellosen Herrschers, wie Zar Peter, war, Baltadschi meinte, damit den von der Pforte ihrem schwedischen Gaste gegenüber eingegangenen Verpflichtungen gerecht geworden zu sein. Vergebens bemühte sich dann Karl, diesen albernen Friedensvertrag rückgängig zu machen. Von den eifrigen Machinationen des französischen Gesandten unterstützt, gelang es ihm nur, den Sturz Baltadschis herbeizuführen. Noch zweimal bedrohte der neue Großwesir Rußland und Polen, allein die Vermittelung der Seemächte, welche das sächsische Hilfskontingent nicht entbehren wollten, brachte immer den Ausgleich schnell wieder zuwege. Man muß es als eine große Unverschämtheit bezeichnen, wie Karl die türkische Gastfreundschaft drei und ein halbes Jahr hindurch mißbrauchte, mit seiner Schar stets auf türkische Kosten lebend, und sich selbst dann noch weigerte, den Aufforderungen des Sultans zur Abreise Folge zu leisten. Es kann nur angenommen werden, daß er sich eben scheute, den unglücklichen Konsequenzen seines Benehmens für sein Land ins Auge zu schauen. Und doch mußte er jede Hoffnung auf türkischen Beistand aufgeben. Endlich befahl Sultan Achmed III., von den Religionsgelehrten dazu ermächtigt, den überlästigen Gast mit Gewalt zum Abzuge zu

zwingen. Obwohl Karl sein Haus bei Bender verschanzte und sich mit Wut gegen die stürmenden Janitscharen verteidigte, wurde er schließlich überwältigt und nach Adrianopel gebracht. Auch hier blieb er noch längere Zeit, und erst Anfang Oktober 1714, also nach mehr als fünfjährigem, gänzlich fruchtlosem Aufenthalte im Osmanenreiche, reiste er ab und eilte nun mit ungeheurer Schnelligkeit, die ebenso unbegründet war wie sein früheres langes Zögern, unter fremdem Namen durch Siebenbürgen, Ungarn und Deutschland nach Stralsund, der stärksten Festung Schwedisch-Pommerns. Hier fand er die Lage der Dinge für sich sehr traurig.

Die Ablehnung des Haager Konzertes hatte die von dem schwedischen Reichsrate gefürchteten Folgen gehabt. Zar Peter war mit 40 000 Russen 1712 in Pommern erschienen. Der umsichtige General Steenbock hatte sich dort nicht halten zu können gemeint und nach Mecklenburg gezogen, wo er wirklich die weit überlegenen Dänen bei Gadebusch schlug (Dezember 1712). Aber da Russen und Sachsen ihm nachrückten, warf er sich auf den dänischen Teil von Holstein, wo er aus Rache das offene Altona grausam niederbrannte. Die Strafe folgte dieser Unthat auf dem Fuße: bald war Steenbock von den verfolgenden Feinden eingeschlossen und mußte sich (Mai 1713) bei Tönningen mit seinem ganzen Heere ergeben. So wurde das baltische Norddeutschland von Schweden, Russen, Dänen durchzogen und geplündert, bis ein deutscher Staat, bis Preußen ihm zu Hilfe kam.

Immer nachteiliger hatte sich für Preußen die Herrschaft Friedrichs I. gestaltet. Seinem Versprechen als Kronprinz gemäß, hatte er das kärgliche Äquivalent, das sein Vater für die Hohenzollernschen Ansprüche auf drei schlesische Herzogtümer vom Kaiser erhalten hatte, den Schwiebuser Kreis, demselben zurückgegeben. Unwürdige Günstlinge, wie der pfälzer Abenteurer Kolbe von Wartenberg, und Graf Wittgenstein, ein selbstsüchtiger und durchtriebener Intrigant, beherrschten den Hof. Von oben gefördert, durchdrang eine furchtbare Korruption den gesamten Beamtenstand. Die Bevölkerung seufzte unter der Last schwerer Abgaben, deren Erträgnis die Taschen der Beamten füllte oder auf eitlen Prunk und Glanz verwendet wurde. Und wie gänzlich war die äußere Politik verfahren! Friedrich hatte es verstanden, die 25 000 Preußen, die jahraus jahrein für die große Allianz fochten, derart auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen zu verzetteln, daß sie nirgends mit Kraft und eigener Geltung aufzutreten vermochten. Lohn hatte er, außer Subsidien, nicht dafür erhalten. Die reiche oranische Erbschaft, die Wilhelm III. ihm einst verheißen, hatte derselbe schließlich einem entfernten nassauischen Verwandten testamentarisch zugewiesen. Das eigentliche Fürstentum Orange, eine in Frankreich gelegene Enklave, hatte Ludwig XIV. eingezogen. Nur Neuchâtel, das gleichfalls zur Erbschaft gehörte, konnte Friedrich 1707 erhalten, weil die Stände des kleinen Fürstentums ihn allen andern Bewerbern vorzogen und die Schweizer sich seiner annahmen. Die auf deutschem Reichsgebiete gelegenen Erbstücke, die Grafschaften Mörs und Lingen, okkupierten die Generalstaaten

mit einer Besatzung, die indes Fürst Leopold von Anhalt-Dessau im November 1712 hinauswarf und durch preußische ersetzte. Aber was wollten diese im Grunde geringfügigen Erwerbungen sagen gegen die bedeutenden oranischen Besitzungen, welche die Mißgunst Wilhelms III. und die rücksichtslose Eifersucht der Generalstaaten dem Könige entzogen hatten?

Was eine gesunde Politik damals der preußischen Regierung vorgeschrieben hätte, ist wahrlich unschwer zu erkennen. In dem spanischen Erbfolgekriege handelte es sich nicht um preußische Interessen. Preußen hätte deshalb dem Kaiser, der sich ihm stets mißgünstig und unfreundlich zeigte, zwar das vertrags- und reichsgesetzmäßige Hilfskorps stellen müssen, aber auch nicht mehr, um das Hauptgewicht seines trefflichen Heeres im Osten für den nordischen Krieg geltend zu machen. Hier hätte es Bedeutendes ausrichten, bei kluger und energischer Leitung große Vorteile für sich erlangen können. Wende man nicht die Rücksicht auf das Interesse Gesamtdeutschlands ein: denn Preußen hätte durch Vertreibung der Schweden vom Reichsboden, durch Fernhaltung der Russen, durch Erwerbung des polnischen Westpreußen sicher der deutschen Sache bei weitem mehr genutzt, als indem es Belgien und Italien für Österreich erwerben half. Nur diesem, nicht Deutschland haben die kaiserlichen Siege genutzt; ließ doch das Kaiserhaus dem Reiche nicht die mindeste Entschädigung für die Anstrengungen und Opfer, die es lediglich für die habsburgische Sache auf sich genommen hatte, zu teil werden!

Friedrich I. aber schlug den einzig vernünftigen Weg nicht ein, und so wurden die zahlreichen günstigen Gelegenheiten, die sich während der Wechselfälle des nordischen Krieges Preußen zur maßgebenden Einmischung und eigenen Vergrößerung darboten, verabsäumt. Es mußte ohnmächtig mit ansehen, wie Sachsen und Russen durch sein Gebiet nach Schwedisch-Pommern vorrückten, wie Russen und Dänen in den deutschen Ostseelanden als Herren schalteten, zumal in eben jenem Vorpommern, dessen Erwerbung die wichtigste Aufgabe der preußischen Politik war. Die kleineren Orte dieser Provinz fielen ihnen in die Hände, die Hauptstadt Stettin belagerten sie; während die Dänen das schwedische Herzogtum Bremen eroberten, in Mecklenburg und Holstein der Krieg wütete. Es hatte den Anschein, als ob diese deutschen Ostseelande sämtlich den Fremden zum Opfer fallen sollten: besonders Zar Peter traf Anstalten, sich hier förmlich und dauernd festzusetzen.

Da starb Friedrich I. am 25. Februar 1713. Unter seinem Sohne Friedrich Wilhelm I.[1]), dem bisher selten richtig Gewürdigten, trat in allen Beziehungen eine heilsame Reaktion gegen das verschwommene, großartig-liederliche

1) K. H. S. Rödenbeck, Beiträge zur Lebensbeschreibung Friedr. Wilh. I. und Friedr. d. Gr., Th. I. (Berlin 1836): Aktenstücke. — Fr. Förster, Friedr. Wilh. I. (mit Urkundenbuch fünf Bände, Potsdam, 1835—39). — J. G. Droysen, Geschichte der preußischen Politik, Th. IV., Abth. II—IV (Leipzig, 1869, 70): erste gerechte Würdigung dieses Fürsten. — Weitere Litteratur über Friedr. Wilh. I. s. im folgenden Bande des vorliegenden Werkes.

Verfahren des Vaters ein. Friedrich Wilhelm war geraden, ehrlichen, gottesfürchtigen Sinnes, mit Leib und Seele seinen Pflichten gegen den Staat hin-



Friedrich Wilhelm, König von Preußen.
Nach dem Stich von M. Bernigeroth.

gegeben; freilich war er zugleich hart und streng und von eng begrenzter Anschauung. Nur den nächstliegenden Vorteil wußte er zu erfassen, für weitere

Pläne war er wenig geeignet. Das sollte ihm im Fortgange seiner Regierung schaden, für den Augenblick aber war es ein Glück. Sogleich entließ er die Kammerherren, Künstler, Luxushandwerker, die sein Vater besoldet hatte; mit zehn- bis elftausend Thalern jährlich bestritt er die Kosten seines Hofhaltes. Die vielen Hunderttausende, die dabei gespart wurden, verwendete er auf sein Heer, das er schon im ersten Jahre um sieben Regimenter vermehrte, und das dann mit einer vielfach barbarischen Disziplin unter ausschließlich adligen Offizieren zu strengstem Gehorsam und unerhörter Präzision abgerichtet wurde. Die Einführung des eisernen Ladestockes durch Feldmarschall Leopold von Dessau beschleunigte das Feuer der Infanterie. Wir werden sehen, daß er mit derselben absolutistischen Strenge das Beamtentum von seinen vielfachen Mißständen reinigte. Hier sei nur noch erwähnt, daß auch in der äußeren Politik diese heilsame Reaktion sich geltend machte.

Der neue König schloß sofort in Utrecht ab und verweigerte jede weitere, über seine reichsmäßigen Verpflichtungen hinausgehende Unterstützung des Kaisers. Seine so wieder zur eigenen Verfügung gelangten Streitkräfte bestimmte er zur Rettung der deutschen Ostseeküsten von dem Joche der Fremden und zugleich, womöglich, zur Eroberung eines Teiles von Vorpommern. Die Gelegenheit zur Einmischung in die nordischen Angelegenheiten fand sich, als der präsumtive Erbe der schwedischen Krone, Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, in Schwedens tiefer Bedrängnis Preußen ersuchte, gemeinschaftlich mit holsteinischen Truppen die vorpommerschen Festungen in Sequester zu nehmen, um dieselben so vor den Angriffen der nordischen Alliierten zu schützen. In dem zu Gottorp (Juni 1713) abgeschlossenen Vertrage ging Preußen hierauf unter der Bedingung ein, daß das Sequester nicht eher aufhöre, als bis Preußen für die ihm dabei erwachsenden Kosten entschädigt sei. Der schwedische Kommandant von Stettin, von den Russen belagert, war froh, diese wichtige Handelsstadt unter der Klausel übergeben zu dürfen, daß sie neutralen Truppen ausgeliefert werde. In dem Schwedter Rezeß (Oktober 1713) übernahm nun Preußen die 400 000 Thaler, die Russen und Polen zum Ersatze ihrer bei der Belagerung Stettins aufgewandten Kosten forderten, und erhielt dafür die Zusicherung, daß es vor Rückerstattung dieser Summe Stettin nicht wieder aufzugeben brauche; zugleich wurde Pommern überhaupt für neutral erklärt, und zwar dies alles mit Zustimmung eines bevollmächtigten schwedischen Ministers. Ein preußisches Heer drohte den Dänen, dem Herzoge von Holstein zu Hilfe zu kommen, und so gaben dieselben letzterem sein schon größtenteils ihm entrissenes Land wieder zurück.

Friedrich Wilhelm mochte hoffen, Pommern und Holstein vor den Fremden gerettet zu haben — als Karl XII. noch von der Türkei aus den Schwedter Rezeß verwarf, worauf auch der holsteinische Herzog, der mit Schweden nicht brechen wollte, von Preußen abfiel. Die nordischen Alliierten aber zürnten Preußen, daß es ihnen die schon sichere Beute, Vorpommern, entzogen habe. Inzwischen hatte der Zar ganz Finnland erobert und war nun mit seinen

zahlreichen verfügbaren Truppen um so gefährlicher. Unter solchen Umständen mußte offenbar Friedrich Wilhelm eine Partei ergreifen, wenn er nicht von allen mißhandelt sein wollte. Dem Undanke Holsteins und Schwedens gegenüber schloß er also (Juni 1714) mit Rußland einen Vertrag, der Preußen das östliche Vorpommern mit Stettin, Rußland aber Karelien, Ingermanland, Esth- und Livland garantierte. Man sieht, wie des Zaren Ansprüche auf die baltischen Länder sich auf Kosten Schwedens und Polens fortwährend steigern. Die preußische Besatzung in Stettin wurde derart vermehrt, daß die wenigen holsteinischen Bataillone daselbst völlig ungefährlich gemacht waren. Diesem Vertrage trat binnen kurzem Hannover für die ehemals schwedischen Herzogtümer Bremen und Verden bei, die es den Dänen abgekauft hatte.

Hannovers Anschluß an die nordischen Alliierten war um so wichtiger als sein Herrscher gerade damals auch den englischen Thron bestieg.

England [1]) war mit einer Schuldenlast von 52 Millionen Pfund, die jährlich $3^1/_2$ Millionen Zinsen kosteten, aus dem großen Kriege hervorgegangen. Aber zum Erstaunen der Zeitgenossen drückte diese enorme Schuld, ausschließlich im Innern Großbritanniens untergebracht, dasselbe wenig in seinem fröhlich aufblühenden Wohlstande. Trotzdem zürnte die Landbevölkerung den Whigs, die eine solche Last über den Staat gebracht; ein fremder protestantischer Gesandter in London schrieb damals, daß auf dreißig Tories kaum ein Whig zu finden sei. So ergaben die Neuwahlen des Jahres 1713 abermals eine starke Mehrheit für die Tories. Um so mehr fühlten sich Anna, Bolingbroke und Mrs. Masham in ihren jakobitischen Plänen ermutigt. Alle wichtigern Ämter wurden mit Anhängern der Stuarts erfüllt, die verfassungstreuen Offiziere entlassen und durch Freunde der gestürzten Dynastie ersetzt. Der Oberbefehlshaber des Heeres, der Herzog von Ormond, war ein entschiedener Jakobit. Mit Ludwig XIV. waren schon seit dem Jahre 1711 Verhandlungen in diesem Sinne angeknüpft worden. Kein Zweifel, daß Jakob III. als Erbe des Reiches anerkannt worden wäre, wenn er, dem oft und dringend geäußerten Wunsche Annas und der Hochtories entsprechend, sich wenigstens äußerlich zur englischen Staatskirche bekehrt hätte. An manchen Orten feierte bereits die Bevölkerung seinen Geburtstag mit Illumination. Der Einfluß der Whigs war überall im Sinken. Die sogenannte Schisma-Akte untersagte jeden öffentlichen oder privaten Unterricht durch ein Nichtmitglied der Staatskirche, aber nur im eigentlichen England, damit sie lediglich die protestantischen Dissenters, die begeistertsten Anhänger der Whigpartei, und nicht auch die irischen Katholiken treffe. Schon vorher waren die Dissenters gesetzlich von allen Staatsämtern ausgeschlossen worden. Nicht minder im Interesse der unduldsamen Tories war die Bill, welche die Wählbarkeit zum Unterhause

---

1) Lord Mahon [Earl Stanhope] History of Engl. from the peace of Utrecht to the peace of Versailles (Tauchnitz ed. 7 Bde., Leipzig 1853). — Will. Edw. H. Lecky, Hist. of Engl. in the XVIIIth century (3. Aufl., bis jetzt 6 Bde., London 1883 ff.).

an einen beträchtlichen Landbesitz knüpfte. Die Flut des Jakobitismus stieg so hoch, daß selbst Graf Oxford, der im Grunde an seiner Religion hing, unwillig wurde und mit Bolingbroke zerfiel. Die Folge davon war, daß er im Juli 1714 entlassen, das Schatzmeisteramt und damit die Ministerpräsidentschaft Bolingbroke, dem unbedingten Anhänger des Prätendenten, übertragen ward.

Da wurden alle Hoffnungen der Jakobiten mit einemmale vereitelt durch einen Schlaganfall, der Königin Anna traf und schon nach wenigen Tagen (1. August 1714) ihrem Leben ein Ende machte. Ihre Vorbereitungen zum Staatsstreiche waren noch nicht fertig. „In sechs Wochen," klagte Bolingbroke, „hätten wir die Dinge in solchen Stand gesetzt, daß sie nach unsern Wünschen ausgefallen wären." Die Tories bildeten zweifellos die große Mehrheit des englischen Volkes, allein der Umstand, daß Jakob III. mit ehrenvoller Festigkeit sich weigerte, den katholischen Glauben aufzugeben, hatte die Partei völlig gespalten und desorganisiert, da deren meiste Mitglieder von einem katholischen Herrscher durchaus nichts wissen wollten. Dagegen hatte die Whigaristokratie in nachdrücklicher Weise gerüstet; sie deckte sich mit dem Schilde der Religion; da sie die großen Städte beherrschte, verfügte sie leichter über bereite Machtmittel, als der Toryismus der schwerfälligern Landbewohner; endlich hatte sie das Gesetz für sich. So fand Bolingbroke nicht Mut noch Mittel, die Proklamierung des neuen Königs Georg I. zu verhindern. Derselbe machte dann dem ganzen Spuke ein Ende, indem er Bolingbroke entließ, eine whigistische Regierung einsetzte, schließlich, im September, selber unter dem Jubel des Volkes in England eintraf. Noch einmal war die Sache des göttlichen Rechtes der Krone dem Grundsatze der Volkssouveränität unterlegen.

Georg I. war ein harter, herz- und geistloser, selbstsüchtiger und ausschweifender Fürst, obwohl kirchlich fromm. Zum Glücke Englands verstand er zu wenig von dessen Sprache und Verfassung, um irgend einen bedeutenden Einfluß auf seine Geschicke auszuüben. Vielmehr überließ er die Herrschaft den Whigs, unter denen zunächst Lord Townshend die Leitung übernahm, ein ehrenhafter und offener Charakter, aber rauh und heftig, welcher bald eine wahre Verfolgung der Jakobiten begann; unterstützt von Marlborough, der seine hohe Stellung als Generalkapitän zurück erhielt, sowie der entschieden whigistischen Mehrheit des neuen, unter dem Einflusse der jüngsten Ereignisse gebildeten Parlamentes. Bolingbroke konnte sich nur durch Flucht nach Frankreich den Folgen einer Verurteilung wegen Hochverrats entziehen (1715) und erlitt so die gerechte Strafe seines treulosen Verhaltens bei dem Abschlusse des Utrechter Friedens.

Durch diese Maßregeln in Wut versetzt, erhoben freilich die extremen Tories in Schottland und dem nördlichen England das Banner des Aufstandes, wurden jedoch, da alles unzureichend vorbereitet war, in wenigen Monaten völlig besiegt; der Prätendent, der in Schottland erschienen war, mußte nach einigen Tagen wieder nach Frankreich überschiffen, während seine vornehmsten

Anhänger ihre Treue für seine Sache mit dem Tode büßten. Seitdem herrschten die Whigs unbestritten in Großbritannien, und mit ihnen der Kurfürst von Hannover.

Um so schätzbarer wurde Georgs Beitritt der Koalition, welche sich nunmehr in überwältigender Menge und Macht gegen das bedrängte Schweden vereinigte. Im Innern dieses Landes war zugleich die Unzufriedenheit so groß, daß die Stände beinahe eine Revolution gegen das mit ihrer eigenen Hilfe erhobene Königtum hervorgerufen hätten. Aber nun kam Karl XII. nach Stralsund zurück, wo der noch immer als Held Gefeierte mit rauschendem Jubel aufgenommen wurde. Alles erhoffte von ihm die Wiederherstellung glücklicherer und rühmlicherer Zustände. Auch ließ er sich in seinem großartigen Selbstvertrauen durch die rings drohenden Gefahren nicht erschüttern noch beirren. Den Reichsrat, der während seiner Abwesenheit ihm nur allzu gehorsam gewesen war, versetzte er in Anklagezustand; Preußens und Polens zum Frieden ausgestreckte Hand wies er zurück; ja durch Anordnung von Kaperei gegen alle fremden Schiffe in der Ostsee überwarf er sich auch mit England und Holland, deren Kriegsfahrzeuge nun mit den dänischen und russischen in Gemeinschaft gegen die schwedische Flotte operierten. Ohne vorhergehende Warnung ließ er die preußischen Besatzungen in Usedom und Wolgast überfallen und vertreiben. Die Folgen eines so offenbar wahnsinnigen Verfahrens konnten nicht ausbleiben. Friedrich Wilhelm I. befahl sofort, die Holsteiner in Stettin zu entwaffnen und die schwedische Regierung dort durch eine preußische zu ersetzen (1715). Mit weit überlegenen Streitkräften schlossen Preußen, Sachsen und Dänen den schwedischen König selbst in Stralsund ein. Obwohl er dann das nahe Rügen stark besetzte und hier sogar sein Hauptquartier aufschlug, wußte er nicht zu verhindern, daß Leopold von Dessau mit einem Korps Verbündeter auf der Insel landete. Er wartete, bis sie sich verschanzt hatten: erst dann griff er sie mit blindem Ungestüm an, wurde aber mit Verlust von zwei Dritteln seiner Soldaten völlig geschlagen, und mußte Rügen räumen. Nun war auch Stralsund unhaltbar: nachdem der König die Stadt verlassen, wurde sie Ende 1715 an Preußen und Dänemark überliefert. Wenige Monate darauf fiel Wismar, die letzte Besitzung Schwedens in Deutschland, in die Gewalt der Verbündeten. Inzwischen verheerten die Russen die schwedische Küste.

Nur notgedrungen erschien Karl nach fünfzehnjähriger Abwesenheit in Schweden, wo man nun über ihn gründlich enttäuscht war. Murren und Unzufriedenheit empfing ihn, durch Selbstverstümmelung suchten die zur Aushebung Bestimmten sich der Rekrutierung, die sie als sichern Tod betrachteten, zu entziehen. Trotzdem beharrte Karl bei seinen Kriegsplänen. Zu unglaublicher Bedrückung wurden nicht nur Steuern und Zwangsanlehen auferlegt, sondern auch wertlose Notmünzen im nominellen Betrage von mehr als 35 Millionen Thaler geprägt und Papiergeld gedruckt. Die Ausgaben betrugen jährlich 34¾ Millionen, während die ordentlichen Einkünfte nur für vierzehn Tage des Jahres ausreichten!

Aber alle diese ungeheuerlichen Anstrengungen waren bei der massigen Überlegenheit der wider Schweden verbündeten Mächte fruchtlos, bis dann Karl XII. selber durch eine feindliche — nicht durch eine meuchlerische — Kugel vor der norwegischen Festung Frederikshal seinen Tod fand (11. Dez. 1718). Sein furchtbares Totenopfer waren 16000 Schweden gewesen, die er mitten im Winter in die norwegischen Eisgebirge geschickt hatte, und die dort bis auf tausend sämtlich umkamen.

Karl XII. war kein großer Feldherr: er war ein blinder, sinnloser, hartnäckiger Abenteurer, der zuerst einige Erfolge davontrug, weil er ein vorzügliches Heer befehligte und seine Gegner nur völlig ungeübte Truppen besaßen. Sobald ihm gleichfalls tüchtige Soldaten entgegentraten, hat er lediglich Niederlagen erlitten. Nur sein tolldreister Mut, seine nie verzagende Keckheit haben seinen Ruhm begründet. Er hat nicht allein Schwedens äußere Macht, sondern für ein Jahrhundert auch dessen inneren Wohlstand vernichtet. Erbarmungslos seinen Unterthanen und Soldaten gegenüber, kannte er nichts als seine eigene Leidenschaft und seinen thörichten Stolz. Sein Privatleben dagegen war fleckenlos, seine Nüchternheit und Enthaltsamkeit mehr als spartanisch. An seinen Schwestern hing dieser rauhe Kriegsfürst mit innigster Liebe, und sein Briefwechsel mit ihnen zeugt von bewundernswertem Zartsinn. Sonst freilich war er gegen Herkommen und Sitte ebenso rücksichtslos wie gegen alles, was seinen Launen einen Zügel hätte anlegen können.

Nach seinem Tode brach der lange gärende Unwille des gequälten Volkes gegen den monarchischen Absolutismus los. Der schnell einberufene Reichstag verwandelte Schweden in ein Wahlkönigtum, in dem die Macht abermals an den Reichsrat, also an die noch übrigen Geschlechter des Hochadels kam. Diese neue Regierung beeilte sich, 1719, mit den feindlichen Mächten um jeden Preis Frieden zu schließen; der letzte und wichtigste wurde 1721 mit Rußland zu Nystädt verhandelt. Von allen seinen festländischen Besitzungen erhielt Schweden nur das öde Finnland und den westlichen Teil von Vorpommern mit Stralsund zurück. Die Herzogtümer Bremen und Verden wurden hannoverisch, das östliche Vorpommern mit Stettin und den Odermündungen (1720) preußisch, die sogenannten baltischen Provinzen aber insgesamt russisch. Von einer Teilung der letztern mit Polen war nicht mehr die Rede. Nur mit Mühe, ja durch Androhung offener Feindseligkeiten hatte König Friedrich Wilhelm I. den Zaren vermocht, seine Absichten auf Westpreußen und Mecklenburg aufzugeben. Der Herzog von Holstein-Gottorp verlor seinen Besitz in Schleswig, dessen bisher getrennte Teile nun als besonderes Herzogtum unter dem Könige von Dänemark vereinigt wurden.

Durch diese Kämpfe und ihren Ausgang hatte Schweden seine Großmachtsstellung für immer verloren, Rußland dagegen an seiner Statt das Übergewicht im europäischen Osten und Norden erobert. Die gesamte Ostsee stand jetzt unter der Herrschaft der russischen Flotte. Besonders aber hatte Polen die schwere Hand des Zaren zu fühlen.

Dieses unglückliche Reich, das dem charakterlosen August II. zurückgegeben war, ging noch mehr geschwächt als selbst Schweden aus dem Nordischen Kriege hervor. Hadernde Parteien zerwühlten das Land, da der König gar keines Ansehens genoß und als Fremder nur Abneigung einflößte; jeder Reichstag wurde durch das liberum veto gesprengt; fast jedes Jahr erhob sich in irgend einem Teile der Republik eine „Konföderation," der durch das Gesetz erlaubte Adelsaufstand; durch einen Reichstagsbeschluß von 1717 wurden, in einer allen Verträgen zuwiderlaufenden Weise, sämtliche Dissidenten d. h. Nichtkatholiken von den öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Dabei setzte unter dem Scheine der Freundschaft der Zar sich immer fester auf dem Boden Polens, den seine Heere gar nicht mehr verließen. Eine bedeutende Partei, durch russisches Gold gewonnen, stand ihm auf den Reichstagen zu Gebote.

Diese gänzliche Zerrüttung Schwedens und Polens, diese Erhebung Rußlands zur einzigen und ausschlaggebenden Großmacht im europäischen Norden ist das bedeutende und wichtige Ergebnis des von Karl XII. entfesselten Krieges. Schon aber erhob sich daneben derjenige Staat, der bestimmt war, hier Rußlands Despotie zu brechen und sich ihm gleichberechtigt zur Seite zu stellen: das junge Preußen. Auch dieses hatte dem Nordischen Kriege die Möglichkeit freier Entwickelung an der Ostsee zu danken.

Elftes Kapitel.

Das Ende Ludwigs XIV.

Unter dem betäubenden Geräusche der Waffen, das im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts Europa erfüllte, hatten doch auch die Kämpfe des Geistes nicht geruht. Zu lebhaft waren schon damals die von allen Seiten hereinbrechenden neuen Bestrebungen mit der sich hartnäckig verteidigenden Überlieferung in Streit geraten, als daß selbst der Weltbrand des Erbfolgekrieges diesem erbitterten Ringen hätte Stillstand gebieten können. Mit richtigem Instinkte erkannte Ludwig XIV. in den neuen Ideen die gefährlichen Feindinnen des absolutistischen, priester- und adelsfreundlichen Königtums, wie er sich solches immer gedacht und mit großem Geschicke repräsentiert hatte. Deshalb verbündete er sich in seinen letzten Lebensjahren fest mit den überkommenen Gewalten und zumal mit dem Papsttume, gegen das er früher so erbitterte Kämpfe bestanden. Klemens XI. erkannte diese Umkehr wohl an und überschüttete den König mit Lobsprüchen, ja unterwarf ihm gewöhnlich die von der Kurie beabsichtigten kirchlichen Maßregeln vorher zur Begutachtung. Die Einwirkung der Maintenon, welche als kluge und verschwiegene Ratgeberin und treue Pflegerin der körperlichen Schwächen des greisen Monarchen ihn mehr und mehr beherrschte, verstärkte die kirchliche Richtung am königlichen Hofe, die demselben schließlich ganz und gar ihr Gepräge aufdrückte. Vielleicht bis auf Ludwig den Heiligen muß man zurückgehen, um bei dem französischen Königtume und seiner Umgebung eine so innige Verknüpfung mit den religiösen Formen und Gedanken zu finden. Allerorten nahm die Zahl der Klöster und Geistlichen überhand. In einer mittelgroßen Stadt, wie Troyes, gab es schon 1695 nicht weniger als 320 Nonnen. Bereits erhoben sich die städtischen Verwaltungen gegen dieses Anwachsen der „toten Hand": der Magistrat von Cambrai erklärt, daß, „wenn er sich nicht den Erwerbungen widersetzte, welche die Geistlichen täglich machen, keine Wohnungen für die Bürger übrig bleiben würden." [1])

Um so widerwärtiger war es dem Könige, daß der Jansenismus, den er vernichtet glaubte, von neuem sein Haupt erhob; daß selbst der Kardinal von Noailles, den Frau von Maintenon zum Erzbischofe von Paris gemacht hatte, weil sie in ihm ein rüstiges Werkzeug gegen alle Ketzerei zu finden hoffte,

---

1) Boislisle, Corresp. des contrôleurs généraux, I. Nr. 542 und 1906.

eine schuldbare Lauheit zeigte; daß auch vierzig Doktoren der Sorbonne sich mit dem „achtungsvollen Stillschweigen," d. h. dem passiven Widerstande der Jansenisten zufrieden erklärten. Es schien dies um so gefährlicher, als sich in Holland unter dem Schutze der dortigen Glaubensfreiheit um den Erzbischof von Utrecht eine förmliche jansenistische Kirche gebildet hatte. Ludwig war von vornherein entschlossen, auch nur ähnliches in Frankreich nicht zu dulden und die Einheit des Glaubens und der Kirche, die er mit so vielen Opfern in seinem Staate hergestellt hatte, unvermindert seinem Nachfolger zu hinterlassen. Die Sache hatte einen tiefern Hintergrund und eine umfassendere Bedeutung als je; denn mehr und mehr verband sich die politische Opposition mit der religiösen, und beide vereint gewannen in der Bürgerschaft der größern Städte offenbar an Boden. Der König erwirkte also bei seinem Freunde Klemens XI. die Bulle Vineam Domini (Juli 1705), die alle frühern päpstlichen Entscheidungen gegen den Jansenismus erneuerte, darüber hinaus den „stillschweigenden Gehorsam" als ungenügend verwarf und vielmehr forderte, „daß die verurteilte Lehre nicht allein mit dem Herzen, sondern auch mit dem Munde abgewiesen und verdammt werden müsse." Indem Ludwig nun seinen gesamten Einfluß einsetzte, gelang es ihm, dieser Bulle sowohl bei der französischen Geistlichkeit als auch bei den Parlamenten die Anerkennung als religiöses Gesetz zu verschaffen. In der That war die Unterwerfung, wenigstens äußerlich, eine allgemeine. Nur die glaubensmutigen Nonnen von Port-royal-des-Champs, einem Tochterkloster des Pariser Port-royal, wagten es, mit Berufung auf Entscheidungen früherer Päpste, an der Lehre ihrer Vorgängerinnen und frühern geistlichen Berater festzuhalten. Diesen schutzlosen Frauen gegenüber zeigte der König abermals seine ganze Gewaltthätigkeit: im Oktober 1709 erschien der Polizeileutnant mit Häschern und Schergen vor Port-royal und führte die bejahrten und meist kränklichen Nonnen in andere Klöster; selbst die Toten wurden ausgegraben und anderweitig beerdigt; dann zerstörte man das Gebäude bis auf den Grund.

Nach diesem leicht erfochtenen Siege gingen die Ultramontanen zu weiterm Angriffe über, und zwar gegen den Kardinal von Noailles, dem sie seine Duldung des Jansenismus nicht verzeihen mochten. Zwei unbedeutende Bischöfe, offenbar von den Jesuiten angetrieben, veröffentlichten plötzlich (1711) Hirtenbriefe, in denen sie ein vor fünfzehn Jahren erschienenes und damals von Noailles als Bischof von Châlons empfohlenes Buch, des Pater Quesnel „Moralische Reflexionen über das Neue Testament," mit zelotischem Eifer verdammten; dieses Urteil ließen sie, dem Kardinal zum Hohne, in dessen eigener Diözese und an dessen eigenem Palaste anschlagen. Noailles, seiner guten Intentionen und seines tadellosen Lebenswandels bewußt, stolz auf seine vornehme Familie und seine hohe Stellung, antwortete auf diesen niederträchtigen Angriff durch eine Verdammung jener beiden Bischöfe, zu der er freilich kein Recht hatte, und indem er den Jesuiten in seiner Diözese die Ermächtigung Beichte zu hören entzog, auch bei dem Könige gegen dessen

Beichtvater, den fanatischen Jesuiten Le Tellier, eine Anklage erhob; in der That hatte er Beweise in Händen, daß dieser Pater und sein Orden eine umfassende Intrige gegen ihn angezettelt hatten. Die Sache besaß eine größere und bleibendere Wichtigkeit als die eines Streites zwischen dem hochgeborenen feingebildeten Prälaten und dem plebejisch derben Ordensbruder oder selbst zwischen Jansenismus und Pelagianismus; vielmehr war Noailles zugleich Vertreter der bischöflichen Freiheit und Unabhängigkeit gegenüber dem Joche, welches die Krone in Verbindung mit dem Papsttume der französischen Kirche aufzuerlegen gedachte.

Nur um so eifriger nahm Ludwig gegen den Erzbischof Partei; und als dieser sich kühn des Königs Entscheidungen widersetzte, wandte der letztere sich nach Rom, dessen Antwort ihm nicht zweifelhaft sein konnte. Wirklich ergriff die Kurie die Sache, die ja auch die ihre war, mit Eifer, um endlich dem Jansenismus völlig den Garaus zu machen. Im September 1713 erließ Klemens die Bulle Unigenitus, in welcher nicht weniger als 107 Sätze in Quesnels Buch verdammt und dabei die jansenistische Gnadenlehre, die freie Auslegung der heiligen Schrift und jedes Recht eigener Meinung gegenüber päpstlichen Entscheidungen auf das bestimmteste verworfen wurden.[1])

Die Bulle Unigenitus, diese erste offizielle Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit, dieser geharnischte Protest wider jedes weltliche Recht, der Kirche gegenüber, erschien — dank der Verblendung des von Beichtvätern und Betschwestern beherrschten Monarchen — ebenso sehr als ein Sieg des Königtums wie der jesuitischen und ultramontanen Richtung. Noailles demütigte sich in dieser Frage, wie früher Fénelon es in betreff des Quietismus gethan.

Hätte die kirchliche Partei es hierbei bewenden lassen, würde sie endgültig die Gegner unterworfen haben; aber indem sie ihren Vorteil zu weit treiben wollte, rief sie gerade den Widerstand von neuem wach. In feierlicher Kirchenversammlung und in den Parlamenten sollte die Bulle Unigenitus rezipiert und so zum Reichsgesetze erhoben werden, wie es mit der Vineam Domini geschehen war. Mit einigen Einschränkungen nahmen wirklich das Pariser Parlament und von den versammelten einundfünfzig Bischöfen vierzig jene an (Februar 1714); allerdings infolge der Drohungen und Bestechungen Ludwigs, der in der Bulle sein eigenstes Werk sah, durch das er auch in Glaubenssachen der Welt gebiete. Da protestierten auf der Versammlung der Bischöfe selbst neun, an ihrer Spitze der Kardinal von Noailles, gegen die allgemeinen kirchenpolitischen Bestimmungen der Bulle, indem sie Berufung an den besser zu unterrichtenden Papst einlegten. Sie gingen noch weiter, wozu sie durch ihre bischöfliche Stellung berechtigt zu sein glaubten. Noailles und der Erzbischof von Tours verboten einstweilen den Geistlichen ihrer Diözesen, die Bulle anzunehmen und zu verkündigen.

Man kann dem Könige nicht unrecht geben, wenn er das Verfahren des

---

1) Schill, Die Konstitution Unigenitus (Freiburg, 1876).

Kardinals als einen Akt der Auflehnung gegen geistliches und weltliches Gesetz auffaßte. Noailles würde auch wahrscheinlich allein gestanden haben, hätte nicht die grausame Verfolgungssucht der jesuitischen Partei damals alle Welt gegen sie eingenommen. Mit den Waffen, die des Königs Gunst ihr verlieh, wütete sie mit Verfolgung, Verbannung und Einkerkerung gegen jeden, der nur entfernt im Verdachte des Jansenismus stand. Dieselbe, ja noch härtere Unduldsamkeit wurde den Reformierten erwiesen. Ergriff man ihrer einen, sogar in den überseeischen Kolonien, so wanderte er ohne Gnade auf die Galeere. Selbst auf dem Krankenlager hatten die Protestanten keinen Frieden: der Arzt mußte nach seinem zweiten Besuche bei einem Kranken dem nächsten katholischen Pfarrer Anzeige machen und, wenn der Patient sich letztern zu empfangen weigerte, jenen ohne Beistand verderben lassen. In diesem Falle wurden des Verstorbenen Güter eingezogen und sein Leichnam nackt unter den Galgen geschleppt. Dreißig Jahre lang, seit der Aufhebung des Ediktes von Nantes, diente die Polizei besonders dazu, die Leute, welche „schlechter" religiöser Grundsätze verdächtig waren, auszukundschaften, zu verfolgen, einzusperren und zu martern. Kein Wunder, daß dieser fanatischen Tyrannei gegenüber die öffentliche Meinung der gebildeten Stände entschieden auf die Seite der individuellen Denkfreiheit, des Widerstandes gegen die verbündete jesuitische und despotische Partei trat. Auch die renitenten Bischöfe gedachten nicht das Papsttum zu bekämpfen, sondern den Jesuitismus, und jenes vielmehr von dem verderblichen Einflusse des letztern zu befreien. Fénelon von Cambrai, den wir hier wie immer auf Seite der Unterdrückung und Unduldsamkeit finden, klagte damals: „Der Jansenismus macht erschreckliche Fortschritte. Die Verteidiger der guten Sache werden immer verhaßter und verachteter. Ihre einzige Stütze ist der König. Allein auch dieser wendet seine Gewalt nicht nachdrücklich und planmäßig genug zur Entwurzelung des Übels an." [1]) Noch kurz vor seinem Tode — der am 7. Januar 1715 erfolgte — reizte Fénelon den König zu unnachsichtiger Verfolgung Noailles' auf, der durch ein Nationalkonzil verurteilt werden solle. Ludwig ersuchte den Papst wirklich, ein solches zusammen zu berufen.

Aber davon wollte die Kurie nichts hören. Der bloße Gedanke der Repräsentation einer Nationalkirche, und zumal der gallischen, die so oft dem Pontifex Widerstand geleistet hatte, war ihr verhaßt. Diese abschlägige Antwort brachte Ludwig in nicht geringe Verlegenheit; wie jeder, der sich mit Rom verbündet, hatte er die Erfahrung zu machen, daß dieses nie das Interesse des Alliierten, sondern stets und ausschließlich nur das eigene im Auge hat. Auf seine persönliche Autorität angewiesen, wollte er das Pariser Parlament zwingen, die Bulle Unigenitus ohne alle Beschränkung einzuregistrieren und gegen jeden Bischof, der sie nicht unbedingt annähme, Verfolgung zu verhängen. Da mußte er zum erstenmale seit sechzig Jahren

1) Em. de Broglie, Fénelon à Cambrai, S. 387.

erleben, daß jene sonst so fügsame Körperschaft sich weigerte. Das Maß des Gehorsams war erschöpft. Lange war es Ludwig geglückt, das System der religiösen Uniformität in seinem Reiche unter endlosen Strömen von Blut und Thränen durchzuführen; alle gefährlichen Widersacher: der eigentliche Jansenismus, der bischöfliche Unabhängigkeitssinn, der Protestantismus, schienen durch kühle Grausamkeit besiegt; — da entstand der Gegensatz von neuem aus den Kreisen gerade jener bischöflichen Prälatur, in welcher der König die sichersten und schneidigsten Werkzeuge für seine kirchliche Diktatur zu finden gemeint hatte. Die Macht der Ideen ist eben unzerstörbar für die brutale Gewalt.

Im Jahre 1713 begann die Veröffentlichung der „Kirchlichen Nachrichten," eines satirischen Blattes von äußerster Heftigkeit, das von der Polizei eifrig gesucht, doch im undurchdringlichsten Geheimnis weiter gedruckt und mit Begier im ganzen Lande gelesen wurde. Ein revolutionärer Hauch ging damals durch Frankreich. Wagte doch selbst der zukünftige Regent, des Königs Neffe Philipp von Orleans, ganz ungescheut seine skeptischen Anschauungen über religiöse Dinge zu äußern. Zwanzig Jahre früher wäre das unmöglich gewesen.

Die Litteratur der „großen Regierung" sank unaufhaltsam dahin; sie mußte untergehen, um jener Schriftstellerwelt des achtzehnten Jahrhunderts Platz zu machen, die, an die Engländer sich anlehnend, den alten Kampf dieser Nation gegen Ludwig XIV. und all' dessen Gedanken, Bestrebungen und Einrichtungen nach seinem Tode aufnahm und fortsetzte. In den bisherigen Dichtungsarten herrschte nur Verfall. Boileaus Nachfolger wurde Jean Baptiste Rousseau, ein großer Verskünstler, aber kein wahrer Dichter, geschmackvoll in der Wahl und Fülle des Ausdruckes, aber ohne Tiefe des Gefühls, ohne Reichtum der Gedanken und der Phantasie. Racines Erbschaft übernahm der ältere Crébillon, der, bei gänzlichem Mangel wahrhaft dichterischer und dramatischer Begabung, seine Zuflucht zu den groben Mitteln schauerlicher und schreckenerregender Motive, heftigster Leidenschaften und Effekte nahm, mit denen süßliche Liebelei unerfreulich kontrastiert. Die Zeit des Klassizismus, des steifen und offiziellen Ideals Ludwigs XIV., war vorüber — die Zeit Montesquieus und Voltaires brach heran. Nicht mehr das Königtum, sondern Freiheit, Wahrheit, Wissenschaft werden die, freilich mißverstandenen, Banner, um die sich mit lebhafter Begeisterung und scharfen, oft verwundenden Waffen die Schriftstellerwelt schart.

Die neunundzwanzig Kriegsjahre Ludwigs XIV. haben Frankreich an direkten Opfern — ganz abgesehen von den mittelbaren Verlusten durch Krankheiten, gekapertes Gut, Unterbrechung des Handels und Schädigung der Industrie — ungefähr 1200000 Menschenleben und 1500 Millionen Livres gekostet. Solche Ausgaben hatten schließlich selbst die reichen Hilfsquellen dieses Landes erschöpft. Man hatte behufs Rekrutierung des Heeres endlich zu dem längst veralteten feudalen Adelsaufgebot greifen müssen. Die Finanzen waren in völlige Zerrüttung

geraten. Die Großen, die Staatsgläubiger und Beamten wurden mit Papier bezahlt, dessen Wert vorübergehend bis auf zwanzig Prozent sank. Als der Krieg ein Ende nahm, betrug die Staatsschuld bereits 2382 Millionen Livres, die zurückzuzahlen einstweilen nicht die mindeste Aussicht war; und doch war die Hälfte — 1200 Millionen — schwebende Schuld, deren Wiedererstattung die Gläubiger jeden Augenblick fordern konnten.[1]) Man half sich, so gut es ging, ohne die geringste Rücksicht auf staatliche Ehre, mit einer Reihe tyrannischer Maßregeln, die nicht allein einen teilweisen Staatsbankerott, sondern geradezu einen Betrug ausmachten. Indem man den Staatsgläubigern nur einen Teil ihres Kapitals beließ, nannte man das mit schamloser Heuchelei „die Zukunft der Rentner sichern." Alle diejenigen, die, einer königlichen Aufforderung gemäß, die Kopfsteuer in patriotischem Eifer auf sechs Jahre voraus bezahlt hatten, mußten sie jetzt noch einmal entrichten. Dem Klerus wurden zwölf, den Generalpächtern neun Millionen mit nackter Gewalt entrissen. Aber alles das waren doch nur Palliative ohne durchgreifende Wirkung. Es war keine Möglichkeit, das Gleichgewicht der Finanzen wieder herzustellen, wo eine so enorme Schuldenmasse Tilgung verlangte, wo der König so sehr Treue und Glauben verscherzt hatte, daß niemand mehr ihm Kapitalien anzuvertrauen Lust hatte. Und diese finanzielle Zerrüttung war eine Angelegenheit von hervorragender politischer Bedeutung. Nur durch die ehrgeizigen Kriege Ludwigs XIV. herbeigeführt, hat das chronische und deshalb steigende Defizit am meisten zur Untergrabung der königlichen Verwaltung beigetragen und endlich, als es dieselbe ganz ratlos gemacht, die Revolution auf die politische Bühne geführt. Was nur eine Verlegenheit für den Staat schien, ward zur drohendsten Gefahr für dessen Bestand.

Je übler die Finanzlage war, um so eifriger hielt der greise König auf Bewahrung des Friedens. Mit dem kaiserlichen Hofe, seinem alten Gegner, suchte er sich gut zu stellen, indem er, gegenüber dem steten Fortschreiten der protestantischen Mächte, die Gemeinsamkeit der katholischen Interessen anrief.[2]) Erschwert wurde die Wiederherstellung eines Einvernehmens zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg durch die spanische Gesinnung und Umgebung des Kaisers. Wie Karl V., war Karl VI. mehr Spanier auf deutschem Throne als Deutscher; aber wie der fünfte Karl den spanischen Geist auf seinem Höhepunkte, so repräsentierte der sechste den spanischen Geist in seinem Verfalle. Die steife Etikette der Kastilier, ihre anbetende Verehrung für die Person des Herrschers sagten dem stolzen und dabei leeren Wesen dieses Kaisers vor allem zu, während die mehr gerade, offene Weise des fürstenähnlichen deutschen Hochadels ihn beleidigte. Dazu kam die Dankbarkeit für die spanischen Emigranten, die ihm zuliebe Heimat und Besitztümer im Stiche

1) Ad. Vuitry, Un chapitre de l'hist. financière de la France; Rev. des deux Mondes, 15. Dez. 1883, 15. Jan. 1884.

2) Instr. an den Grafen du Luc, französ. Gesandten in Wien, v. 3. Jan. 1715; Recueil des instructions, I 154 ff.

gelassen hatten, und endlich die geheime Hoffnung, doch noch einmal alle Länder Karls V. unter seinem Zepter zu vereinigen. Er überschüttete deshalb nicht nur die Spanier mit Reichtum und Würden und hörte vor allem auf ihr Wort, sondern er bildete auch zur Verwaltung der ehemals spanischen Provinzen, die ihm zugefallen waren, aus jenen den „spanischen Rat." Die Geschäftssprache desselben war spanisch, nur Spanier wurden in denselben aufgenommen, alle einträglichen Ämter in Italien mit schmarotzenden und bettelnden Spaniern besetzt. Wenn man die Größe der Abneigung, ja des Hasses der italienischen Unterthanen der Spanier gegen diese, ihre vielhundertjährigen Unterdrücker kennt, wird man leicht den üblen Eindruck einer solchen Anordnung auf die Gesinnung der neu erworbenen Provinzen des Kaisers begreifen. Es dauerte nicht ein Jahr so war man in Neapel und Mailand ebenso antiösterreichisch gestimmt, wie früher antispanisch.

Vergebens suchte Prinz Eugen dieser unfähigen und räuberischen Kamarilla zu widerstehen; sie rächte sich, indem sie ihn seines mailändischen Statthalterpostens beraubte. Nur in einem glückte es dem Prinzen: allmählich, trotz den von bitterstem Hasse gegen die Bourbonen erfüllten spanischen Ratgebern des Kaisers, ein besseres Verhältnis zwischen Österreich und Frankreich anzubahnen; schon in Rastatt war er in diesem Sinne thätig gewesen. Dieses Verhältnis sollte, wenigstens vorübergehend, von den wichtigsten und für den Kaiser vorteilhaftesten Folgen werden. Nämlich gerade von Spanien aus drohte dem letztern Gefahr.

König Philipp V. hatte im Februar 1714 seine Gemahlin, die er zärtlich liebte und deren Rat er zu folgen gewohnt war, verloren: Marie Louise von Savoyen, die an Geist und Witz nicht unwürdige Schwester der verstorbenen Herzogin von Burgund. In seinem tiefen Schmerze wollte Philipp niemanden sehen, als die Fürstin Orsini, die mütterliche Freundin der Dahingeschiedenen. Wirklich führte sie nun die Herrschaft über Spanien, und zwar in der energischen und intelligenten Weise, die sie stets auszeichnete. Sie reorganisierte das zerrüttete Steuer- und Finanzwesen Spaniens und stellte es auf so gesunde Grundlagen, daß von dieser Zeit eine neue Epoche in dessen ökonomischer Verfassung und politischem Machtzustande beginnt. Wenn es binnen kurzem sich zu einer Kraftentfaltung erhob, wie sie seit einem Jahrhundert unbekannt gewesen, so verdankte es dies hauptsächlich der Fürstin Orsini und ihrem Helfer, dem Marquis von Orry. Die große Frage war für sie die Wahl einer neuen Gemahlin für den König. Sie wünschte hierzu vor allem die Tochter eines kleinen Fürsten zu erküren, die eben nur ihr die Stellung verdanke und sich nicht auf den Einfluß der heimischen Macht stützen könne. Indem sie sich nach einer solchen Persönlichkeit umschaute, veranlaßte sie ein Wink des Abbé Alberoni, des schlauen Agenten des Herzogs von Parma in Madrid, ihre Wahl auf eine Prinzessin des in Parma herrschenden Hauses Farnese zu richten und sie von den Vorzügen einer solchen Verbindung zu überzeugen. Schon im September 1714 wurde die Vermählung gefeiert. Allein der

Charakter Elisabeth Farneses machte alle Berechnungen der Orsini zu schanden. Die junge Königin war von unersättlichem Ehrgeize und grenzenloser Herrschsucht erfüllt; und so benutzte sie den Einfluß, welchen das eheliche Zusammensein und ihr überlegener Geist ihr sofort auf den schwachen König gaben, um die Fürstin zu stürzen und in schmählicher Weise über die Grenze bringen zu lassen. Nach mannigfachem Wechsel des Aufenthaltes ist die geniale Frau, von aller Welt vergessen, 1722 in Rom gestorben. In Spanien aber wurden Königin Elisabeth und ihr Vertrauter Alberoni allmächtig, und diese beiden kühnen Geister zielten auf nichts Minderes hin, als Spanien die im Utrechter Frieden verlorenen auswärtigen Provinzen wieder zu verschaffen und es von neuem auf den Gipfel der Größe und Macht zu erheben, auf dem es sich ein Jahrhundert früher befunden hatte; auch auf Portugals Wiederunterwerfung hatten sie es abgesehen. Man muß Ludwig XIV. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich solchem Beginnen entschieden widersetzte und gerade mit Portugal in freundschaftliche Beziehungen trat, um es vor dem spanischen Ehrgeize zu schützen.

In ähnlichem Sinne wies er auch alle Anforderungen der jakobitischen Partei, ihr nach dem Tode der Königin Anna zu einer Landung in Großbritannien beizustehen, von der Hand. Um so eifriger wandte er sich friedlicher Arbeit zu, besonders — schon seit Jahren — der Pflege der Kolonien, von denen er für sein verarmtes Reich großen Nutzen erhoffte. Fröhlich blühte unter seinem Schutze die Hauptniederlassung der Franzosen in Ostindien, Pondichéry, empor. Noch wichtiger waren die französischen Ansiedelungen in Nordamerika, wo sie sich von Kanada zum Mississippi und diesen hinunter durch Louisiana bis nach Texas und Florida ausdehnten. Es war ein Ludwigs XIV. nicht unwürdiger Gedanke, diese weiten Gebiete unter einer einzigen Leitung zu vereinigen und dadurch desto ergiebiger und verteidigungsfähiger zu machen. An Umfang waren sie den englischen Niederlassungen am mittlern Ostrande des nordamerikanischen Festlandes um vieles überlegen und schlossen dieselben in einem großen Bogen ein. Noch konnte die Frage sein, ob sie solche nicht erdrücken würden, ob nicht die frankoromanische Rasse hier die angelsächsische verdrängen und damit dem ganzen Kontinente den Stempel aufdrücken würde. Kaum läßt sich ein schärferer Gegensatz denken, als zwischen dem protestantischen und autonomen Wesen, das in den englischen Kolonien herrschte, und dem katholischen, autoritativen, royalistischen, das die französischen Pflanzstätten auf das engste mit dem Mutterlande verknüpfte. Ludwig XIV. hat ihnen die Organisation gegeben und die Richtung vorgezeichnet, die sie freilich nach kurzer Blüte zum Verderben führen sollten.

Die unausgesetzte Thätigkeit des greisen Königs ist um so anerkennenswerter, als neuer Familienkummer und schwere Sorgen auf ihm lasteten. Sein dritter Enkel, der Herzog von Berry, starb im Mai 1714, infolge eines Sturzes, dessen Geschichte noch nicht völlig aufgeklärt ist. So blieben für die Regentschaft während der voraussichtlichen Minderjährigkeit des Dauphins nur

zwei Bewerber übrig, Philipp V. von Spanien und Herzog Philipp von Orleans. Der erstere war, als Oheim des Dauphin, durch den Verwandtschaftsgrad der zunächst Berufene, allein durch den Utrechter Vertrag war ihm jede Beziehung zur französischen Krone abgeschnitten. Zwar bewarb er sich nichtsdestoweniger um die Regentschaft, allein Ludwig wollte nicht durch einen Bruch der Verträge einen neuen Kampf heraufbeschwören. Es war also nur noch Orleans als Regent da. Ludwig vertraute ihm ungern die Regentschaft und die Erziehung des Dauphin an. Lastete doch auf jenem der schwere und noch nicht widerlegte Argwohn der Vergiftung zahlreicher königlicher Prinzen. Mußte man nicht fürchten, daß dasselbe Gift, welches angeblich die übrigen Mitglieder der königlichen Familie, die zwischen Orleans und der Krone standen, aus dem Wege geräumt hatte, das Kind Ludwig XV. gleichfalls beseitigen würde? Auch sonst war die Persönlichkeit Orleans' dem greisen Herrscher eine durchaus antipathische. Der Prinz war ein Freigeist, ohne Achtung für die Kirche und die Würde des Königtums, mit cynischer Offenheit seine zügellosen Ausschweifungen zur Schau tragend. Mit dem Könige von Spanien war er, wegen dessen Mitbewerbung um die Regentschaft, tödlich verfeindet. So sah Ludwig mit Kummer voraus, daß alle die Dinge, an denen er Zeit seines Lebens gearbeitet hatte, von dem zukünftigen Regenten würden umgestürzt und vernichtet werden.

Und doch blieb ihm keine weitere Wahl! Um diese Gefahren möglichst zu mindern, verfaßte er (2. Aug. 1714) ein Testament, das einen Regentschaftsrat einsetzte, bestehend aus dem Herzoge von Orleans, dem Herzoge von Bourbon, seinen beiden eigenen natürlichen Söhnen, die er vor kurzem für den Fall des Aussterbens der legitimen Glieder des Königshauses für erbberechtigt erklärt hatte, sowie aus fünf Marschällen und ebensovielen Ministern. Dieser Rat sollte sämtliche Akte der königlichen Autorität ausüben, und Orleans in ihm kein anderes Vorrecht haben, als bei Stimmengleichheit den Ausschlag zu geben. War schon hierdurch die Macht des nominellen Regenten fast völlig vernichtet, so zeugten andere Bestimmungen des Testaments noch weiter von dem tiefen Mißtrauen des Königs und von seiner Absicht, nicht jenem, sondern dem ältesten und geliebtesten seiner natürlichen Kinder, dem Herzoge von Maine, die ausschlaggebende Gewalt und die Fortsetzung seines Werkes anzuvertrauen. Denn die Erziehung und Beschützung des minderjährigen Königs wurde ohne Einschränkung diesem Maine übergeben, und alle Offiziere der Gardetruppen hatten nur von ihm Befehle entgegen zu nehmen. So wurde der Bastard zum wahren Regenten Frankreichs gemacht, während dem legitimen Prinzen nur der Name und Schatten der Macht blieb. Mit der Selbstverblendung des Despoten meinte Ludwig XIV., Festsetzungen, die in so hohem Grade der Natur der Dinge sowie den sittlichen und Rechtsanschauungen des Volkes widersprachen, auch über seinen Tod hinaus Geltung zu sichern. Wie bei seinem Leben, so sollte auch nach seinem Dahinscheiden sein Wille allein und ausschließlich Frankreich beherrschen. Aber die zahlreiche politische und kirchliche Opposition am Hofe und im Parlamente war von vornherein ent-

schlossen, das Testament nicht zu respektieren: es handelte sich hier eben nicht nur um eine Personenfrage, sondern es galt die Befreiung von den drückenden Fesseln des Despotismus, die Emanzipierung der Geister und der Gewissen, die Wiederbelebung des Jansenismus, die Opposition gegen die Bulle Unigenitus mit deren klerikalen, dem Gallikanismus feindlichen Tendenzen. Dazu war es allerdings nötig, daß das Regiment, wie es unter dem alternden Ludwig bestanden hatte, die Maine, Maintenon, Le Tellier, Villeroy, die Frömmler und Jesuiten beseitigt wurden.

So war alles am Hofe in Spannung und Aufregung, als im August 1715 die Kräfte des Königs zusehends abnahmen. Der Altersbrand erklärte sich in einem Beine, jenes faulige Fieber, von dem es kaum eine Rettung giebt. Man muß sagen, daß Ludwig in seiner letzten leidensvollen Krankheit dieselbe Gemütsruhe zeigte, die ihm sein ganzes Leben hindurch eigen gewesen war. Er meinte auch, die Dinge gut geleitet und die Fortdauer seines Systems gesichert zu haben. Wegen seiner zahllosen Gewaltthaten fühlte der selbstbewußte Mann keine Skrupeln.[1]) Er segnete den Dauphin und riet ihm nur, friedfertiger zu sein als er selbst. Schade, daß diese Erkenntnis zu spät kam! — In jenen Tagen, wo man nichts mehr von dem soeben Allmächtigen zu hoffen und zu fürchten hatte, wo er selber von seinem Urenkel als „dem Könige“ sprach, zeigten sich die Charaktere seiner Umgebung in ihrem wahren Lichte. Vergebens redete er auf das zärtlichste und unter Thränen mit der Maintenon; sie ermahnte ihn kühl, nicht an sie, sondern nur an Gott zu denken. Dann, sowie der Tod bevorstehend schien, eilte sie nach St. Cyr, ihrer Lieblingsschöpfung, um sich für alle Fälle in Sicherheit zu bringen. Ihr Zögling, der Herzog von Maine, welchen Ludwig mit Zärtlichkeiten überhäuft hatte, fühlte nicht die mindeste Sympathie mit den Leiden seines Vaters; er schwelgte in dem Gedanken, daß binnen wenigen Tagen die Herrschaft ihm gehören werde; er scherzte und spottete in schmählicher Ausgelassenheit.

Am 1. September 1715 starb Ludwig XIV., wenige Tage vor Vollendung seines 77. Lebensjahres, im 73. seiner nominellen, im 55. seiner wirklichen Herrschaft.

Das Volk, nicht nur der unteren Stände, sondern aller Klassen, begrüßte seinen Tod mit Jubel. Vielleicht niemals ist die ein Jahrhundert lang verfolgte Tendenz so plötzlich, so gänzlich, so bewußt verlassen worden wie damals. Der Moment, in dem Ludwig XIV. dahinschied, bedeutet eine Revolution. Die knechtische Gesinnung gegen die überkommenen Gewalten, welche das siebzehnte Jahrhundert charakterisierte, verschwindet vor dem Wehen eines freiern Geistes. Alle die oppositionellen Bestrebungen, die Ludwigs furchtbarer Absolutismus bis dahin niedergehalten hatte, machen sich plötzlich gewaltsam Luft und stürzen in absichtlichem Gegensatz alles von ihm Begründete um:

---

1) Vgl. Drumont, Journal de la mort de Louis XIV. (Paris 1879).

in politischer, sozialer, ökonomischer und religiöser Beziehung. Aber nicht allein das System Ludwigs XIV. fällt mit einem Schlage zusammen, auch sein persönliches Ansehen ist mit dem Augenblicke seines Todes dahin. Seine Höflinge, die sich sonst zu Hunderten um ihn drängten, glücklich einen wohlwollenden Blick seines Auges zu erhaschen, lassen jetzt seine sterblichen Reste allein; nur fünf begleiten sein Herz zu der Jesuitenkapelle, welcher er es vermacht. Sein Leichenbegängnis wird auf das einfachste veranstaltet, um „die Kosten und die Zeit zu sparen;" das Volk von Paris, das sich von unerträglichem Joche befreit glaubt, verfolgt den Sarg des „großen Königs" bei seiner Fahrt durch die Straßen nicht allein mit Schimpfreden und Flüchen, sondern mit Schmutz- und Steinwürfen. In den Provinzen werden Dankgebete gehalten, das Glück, von diesem Despoten erlöst zu sein, zeigt sich offen und ohne Scheu.

Das war das Ende Ludwigs XIV., so der Beschluß des Zeitalters des „großen Königs." Von der Nachwelt lange als glänzendste Zeit Frankreichs gepriesen, wurde sie, wenigstens bei ihrem Ausgange, von der französischen Mitwelt als eine Epoche des Elends und schmerzlichen Druckes empfunden. Verschwunden war der Glanz glorreicher Siege, überraschender Eroberungen; verschwunden die blendende Pracht neuer Riesenbauten und kostbarer Feste; verschwunden der Glorienschein verherrlichender Dichterwerke. Nach dem Rausche war die Ernüchterung gekommen. Nirgends hatte Ludwig XIV. seine Ziele erreicht. Die Herrschaft über Europa, die er angestrebt, und eine Zeitlang mit so vieler Härte und Rechtsverletzung ausgeübt hatte, war seinen Händen entrissen. Er hatte seine zahlreichen Heere geschlagen, seine stolzen Marschälle gedemütigt, seinen unüberwindlichen Festungspanzer durchbrochen gesehen. Wiederholt war der Feind auf Frankreichs Boden erschienen; die Dynastien, die sich auf dasselbe gestützt, waren eben deshalb beseitigt worden. Nicht Ludwig hatte mehr seinen Feinden, sondern diese ihm das Gesetz diktiert. Wider seinen Willen hatten sich die Hannoveraner in Großbritannien, die deutschen Habsburger in Italien festgesetzt. Wider seinen Willen war das mit Frankreich verbündete Schweden von seiner Macht herabgestürzt, hatte sich an dessen Stelle das mit Österreich alliierte Rußland erhoben. Gerade der hauptsächlichste politische Gegner Ludwigs, gerade England, erzeugte eine Geistesrichtung und Litteratur, die berufen waren, sich nach Frankreich zu verpflanzen, das französische Königtum im eigenen Lande anzugreifen und endlich zu entthronen.

Denn auch im Innern war Ludwigs Regierung gescheitert, vielleicht noch mehr als nach außen. Nicht einmal das war das Wesentlichste, daß er sein Land ärmer und schwächer bevölkert zurückließ, als er es gefunden hatte, mit enormen Steuern und einer furchtbaren Schuldenlast: es gab noch größere und dauerndere Übel, die ihm freilich verborgen geblieben sind. Indem er die letzten Reste persönlicher Unabhängigkeit und Selbständigkeit neben dem Königtume zerstörte, hat er dieses selbst untergraben. Den Adel machte er aus einem eigenen berechtigten Stande, aus dem Repräsentanten der kriegerischen

Kräfte der Nation vollends zu einer Herde gewissenloser und niedrig gesinnter Höflinge, die ihren Stolz in dem Lächeln des Fürsten, ihren Ehrgeiz in schillernden Hofämtern, ihre Tüchtigkeit in verworfenen Intrigen suchten. Den Parlamenten nahm er das frohe Bewußtsein richterlicher Unabhängigkeit und eines gemäßigten Einflusses auf die Gesetzgebung, so daß sie sich bald in knechtischer Liebedienerei gegen die Person des Herrschers, bald in demagogischen Umtrieben gegen die Monarchie gefielen. Auf das Volk schaute er mit einer Geringschätzung herab, die demselben nicht verborgen blieb, und preßte ihm den letzten Pfennig und den letzten Blutstropfen mit kühl verächtlicher Gleichgültigkeit aus, die den Gequälten ihre Leiden doppelt schrecklich erscheinen ließ. Sie mußten schließlich mit Gut und Leben die Rechnung für all die königliche Pracht und Macht bezahlen, die Europa blenden und unterjochen sollte. Gegenüber seiner königlichen Allgewalt kannte Ludwig kein Recht der Person und des Eigentums. Den Unschuldigsten, wenn derselbe ihm aus irgend einem Grunde unbequem war, ließ er im Kerker verschwinden, mit heiterer Ruhe des Gewissens, als ob das ganz selbstverständlich sei. Das Endergebnis war, daß er alle Stände, alle Klassen der Nation gegen sich aufbrachte und sie unzufrieden nach einer Änderung sich umschauen ließ. Indem er immer nur von sich, seinem Ruhme, seinem Dienste sprach, alles im Staate auf sich bezog, nur für sich von der Gesamtheit Opfer forderte: ließ er das Königtum als ein System der Ausbeutung aller zu gunsten eines Einzelnen erscheinen. Die Krone, die ja ausschließlich die Macht in Händen hatte, konnte als die Schuldige gelten an allem Elend und Jammer. Sie that in Wirklichkeit nichts, um der Not des Volkes auch nur im mindesten abzuhelfen. Es hat vielleicht nie ein absolutes Herrschertum gegeben, das so wenig für die Unterthanen und zumal für die Notleidenden zu leisten auch nur versucht hat, wie das Ludwigs XIV. Ein ungeheurer Zorn gegen diese egoistische Gewalt, die für sich alle ausbeutete und für niemanden etwas that, bemächtigte sich immer weiterer Kreise, wurde immer allgemeiner und unwiderstehlicher. Man haßte bald nicht mehr den einzelnen König, sondern das Königtum, und dieses Gefühl, so verhängnisvoll für die Zukunft Frankreichs, schreibt sich von Ludwigs XIV. Herrschaft her.

Ebenso hatte das System Ludwigs schließlich in der kirchlichen Politik Schiffbruch gelittten und nur die Reaktion hervorgerufen. Die von ihm so lange verfolgte und unterdrückte Geistesfreiheit erhob sich in der Gestalt des Jansenismus von neuem wider ihn. Es war dies die einzige Sache, die ihn auf dem Todesbette beunruhigte, und seine Ahnung betrog ihn darin nicht: der Jansenismus wurde ein gefährliches Ferment der Opposition gegen das mit dem heiligen Stuhle verbündete französische Königtum.

Im ganzen Staate hatte ein bedrohlicher Pessimismus um sich gegriffen. War es doch so weit gekommen, daß wohldenkende und geistig hervorragende Männer während des spanischen Erfolgekrieges — etwa wie zahlreiche

Österreicher im Jahre 1859 — das Heil von äußern Niederlagen erwarteten. Selbst Fénelon rief damals aus: „Was kann uns retten, wenn wir aus diesem Kriege ohne gänzliche Demütigung hervorgehen?"

Was aber war es dennoch, das Ludwig zu seinen Lebzeiten das glänzendste Ansehen, nach seinem Tode mehr denn ein Jahrhundert hindurch fast allgemeine Bewunderung verschaffte? Ohne große und hervorragende Eigenschaften wäre das offenbar nicht möglich gewesen.

Vor allem ist die stolze Festigkeit seines Charakters zu rühmen, die durch alle Wechselfälle der Politik und des Krieges dieselben Pläne und Gesichtspunkte, die einmal gefaßten Anschauungen und Ideen beizubehalten und durchzuführen vermochte. Ludwig vergaß keinen Augenblick, daß er der erste König der Welt sein wollte und mußte. Keinen Schritt that er ohne diese Erinnerung; in Handlungen, Gebärden und Worten sollte alles diesem Ideal entsprechen. Er war nicht nur ein gedankenleerer Komödiant des Königtumes, wie man ihn wohl geschildert hat, den spanischen Philippen oder den sächsischen Augusten gleich — sondern in Vorstellungen und Thaten hat er den höchsten königlichen Ehrgeiz verwirklicht. Solche Gesinnung bethätigte er dann nicht nur im Glücke, im Übermut des Erfolges, sondern auch im Mißgeschicke, wo er lieber dem schlimmsten Verderben trotzte, als etwas Unangemessenes und Schimpfliches zu begehen. Dieser Festigkeit, dieser Bewahrung seiner und Frankreichs Würde blieb der Lohn nicht aus; ihr allein hatte Frankreich die Erhaltung von Richelieus und Mazarins Eroberungen: des Elsaß, der Freigrafschaft und des französischen Flandern, zu danken.[1]) Der persönliche Stolz war bei ihm eben auf das innigste mit lebhaftem Gefühle für die Größe und Ehre seines Staates verbunden. Wenn er dessen Interessen in sich vereint glaubte, hielt er sich doch auch beständig für dieselben verantwortlich. Nicht ganz mit Unrecht sagte er einst zu Villars: „Ich bin noch mehr Franzose als König." Man muß Ludwig die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sein Königsgewerbe vortrefflich verstand. Mit vorzüglicher Menschenkenntnis wußte er seine Werkzeuge im Krieg und Frieden auszuwählen und mit großer Kunst einen jeden an den richtigen Platz zu stellen; selbst im Alter, wo langjährige Freundschaften ihn zu vielfachen Mißgriffen verleiteten, fand er doch noch immer einen Villars, Vendôme, Berwick heraus und verdiente derart wohl den Dank der Nation. Überdies war Ludwig XIV. kein unthätiger Herrscher: er war von seiner Bedeutung zu sehr eingenommen und hegte ein allzu lebhaftes Interesse für den Staat und seine eigene Größe, als daß er nicht auf das fleißigste und entschiedenste an den Dingen der Verwaltung und hohen Politik teilgenommen hätte. Man darf ihm nicht jedes Verdienst an den großen Errungenschaften Frankreichs unter seiner

1) Selbst St. Simon, der ihn doch bitter haßte, erkennt ihm (Parallèle etc.) wegen der rühmlichen Festigkeit während der Unglücksjahre des Erbfolgekrieges den Beinamen des Großen zu.

Regierung absprechen, denn zu sehr sind sie aus seinem eigenen Geiste hervorgegangen und mit ihm erfüllt. Unter seiner Herrschaft wurde das streng monarchische und gleichmäßig disziplinierte Heer geschaffen, das Frankreichs Ruhm anderthalb Jahrhunderte lang auf den Schlachtfeldern ganz Europas verteidigte und erhob; unter seiner Herrschaft die maritime Wehrverfassung, die noch heute, trotz der großartigen Entwickelung des modernen Seewesens, in seinem Lande in Geltung ist. Er hat die in ihrer Zentralisation so äußerst wirksame Verwaltungsmaschinerie zum Abschluß und zur Vollendung gebracht und zugleich ihr ein anderes Haupt gegeben. Wenn zur Zeit seines Vaters eigentlich der Prinzipalminister den Staat in allen Zweigen beherrschte und regierte, so hatte das nun völlig aufgehört: gleichberechtigt standen sich die Chefs der einzelnen Verwaltungszweige gegenüber, ihren gemeinschaftlichen und unumgänglichen Mittelpunkt fanden sie im Monarchen, der ihrer zeitweisen Allmacht jeden Augenblick ein Ende bereiten konnte.

Von dem blendenden und unwiderstehlichen Einflusse, welchen dieser Herrscher wenigstens in seiner Glanzzeit auf die Besten und Begabtesten seines Volkes übte, zeugt es, daß er drei Dezennien hindurch die geistige Schöpfungskraft desselben in die von ihm gewollten Richtungen zu lenken vermochte. Wahrhaft königlich und ein Zeichen nicht gemeinen Sinns war es, daß Ludwig seinen Ruhm nicht allein in kriegerischen Erfolg und eitlen Pomp, sondern auch in die bleibende Ehre hoher litterarischer und künstlerischer Entwickelung setzte. Selbst für die französische Wissenschaft schuf er die offiziellen Institutionen, die sie bis auf den heutigen Tag beherrschen. Gerade mit diesen Dingen hat er seinen Einfluß und die Herrschaft des französischen Wesens über Europa verewigt. Seine Heere waren geschlagen, seine Verwaltung durch Unfähigkeit und volkstümlichen Haß gelähmt, seine Finanzen zusammengebrochen; aber die feine Sitte und Eleganz, die er in seinen Palästen heimisch gemacht, die glänzende litterarische Produktion, die sich unter seinem Schutze entfaltet hatte, machten Frankreich zum Mittelpunkte und Paris zur wahren Hauptstadt Europas. So viel Frankreich Ludwig dem Vierzehnten vorzuwerfen hat, ihm verdankt es die geistige und gesellschaftliche Herrschaft, die es noch anderthalb Jahrhunderte lang über den gesamten Weltteil ausübte.

Verzeichnis der Illustrationen.

Vollbilder.

Doppelvollbilder.

Beilagen.

Inhalts-Verzeichnis.

